Baltische Monatsschrift.

5A
124.

Zweiundfünfzigster Jahrgang.

LXIX. Band.

№ 114167

Riga.
Verlag von Jonck & Poliewsky.
1910.

Inhaltsverzeichnis

Band LXIX.

	Seite
Das Genieproblem. Von **Roderich von Engelhardt**	1
Über die Volksvertretung. **P. v. Schwanebach** †	17
Einiges aus den Anfängen des lettischen Theaters. Erinnerungen von **Adolf Allunan**	50
Zur Gefangennahme T. Kosciuszkos bei Maciejowice 10. Oktober 1794	72
Das Altern und der Tod. Von **A. Dastre**	115
Altes und Neues. Gedicht von x	132
Aus dem Leserkreise. Noch einmal „das Genieproblem". Von **R. v. E.**	141
Sinn und Wert des Fleißes in der Schule. Von **Gregor von Glasenapp**	145
Der Feldzug in Kurland 1812. Von Dr. **E. Seraphim**	173
Das englische Regierungssystem. Von **L. S.**	194
Blicke in die Tiefe. Von **B. v. S.**	205
Zur Frage der Gewissensfreiheit. Von **H. Baron Rosen**, Dumaabgeordneter	217
Die neuen Ziele der Biologie. Von **J. von Uexküll**	225
Ein Brief von Jakob Michael Reinhold Lenz. Mitgeteilt von **Prof.** Dr. **Wilhelm Stieda** — Leipzig	240
Wie verhalten wir uns zu unserer heimischen Natur? Von **K. Grevé**	262
Graf Matthias von Thurn und seine Nachkommen. Von **A. von Bodisco**	268
Vom Tage: Zur Reform der Hochschulen. Von **M. J. Kapustin.** Aus dem Russ. von **A. u. V. v. Villebois**	284
Kultur und Natur in der Gartenkunst. Von Architekt **Heinz Pirang**	297
Pastor Schillings Predigten. Von Mag. **E. Schrenck**	303
Nietzsche und das Problem des Hellenismus. Von **H. Semel**	305
Ein großer Toter über die Gewissensfreiheit (W. S. Ssolowjew)	329
Über den Volksschulunterricht in Estland 1561—1710. Nach dem Schwedischen des Rektors **G. O. F. Westling**	367
Zur Blütezeit im Ussurigebiet. Von Dr. **R. v. Engelhardt**	377
Das Problem der Willensfreiheit. Von **W. v. Güldenstubbe**	388
Eine Reise im Kaukasus. Von Oberlehrer **K. Grevé**	422
Kulturgeschichtliche Miszellen: Ein altes Gespräch über Gartenkunst	448
Literarische Rundschau: Eine Publikation des Ersten Baltischen Historikertages. Von **Fr. v. Keußler**	453

* * *

Beilagen: Mitteilungen über Gesetzgebung und Rechtsprechung. Seite 1—36.

Bd 69



Das Genieproblem.

Von

Roderich von Engelhardt - Riga.

Die Heldenverehrung ist das lebendig gewordene historische Werturteil, ohne welches ein tieferes Verständnis der Geschichte undenkbar ist. Sie ist die Klippe, an welcher die naturwissenschaftliche Behandlung der Geschichte scheitern muß, denn die Naturwissenschaft hat nichts mit Werturteilen zu tun.

In vollster Anerkennung dieser Tatsache beginnt der Geschichtsunterricht mit der Darstellung des sagenhaften Helden, des volkstümlich idealisierten Typus, dessen reine Züge das Allzumenschliche noch nicht entstellt hat. In starken Linien gruppiert sich dann die Geschichte der Tatsachen um die großen Menschen, die Repräsentanten der Menschheit, um dann erst die Ströme geistigen Lebens, die von jenen ausgehen, in ihrem Verlauf durch die Epochen und Länder zu schildern.

Von der Verehrung des Genies zur Begeisterung für die geniale Tat und dem Erfassen des genialen Gedankens führt der Weg, der uns lehren soll, uns als geschichtlich Gewordene zu betrachten und aus den Erfahrungen der Vergangenheit unsere Zukunft zu ahnen.

Deshalb ist die Frage nach dem Wesen des Genies keine müssige, auch keine akademische, die nur Sache der Historiker und Philosophen wäre, sie ist eine Frage von allgemeinster Bedeutung, die jeden selbständig Denkenden persönlich angehen sollte.

Nur wenn wir wissen, welcher Art die geistige Energie des genialen Menschen ist, dürfen wir hoffen diese Anlage bereits im Keim zu entdecken, dem erkannten Genie zielbewußt den Weg zu ebnen und ihm den Platz anzuweisen, der ihm gebührt.

Wer diese Fähigkeit besitzt, wird die Geschichte begreifen und die geistigen Kräfte zu fördern wissen, welche einen gesunden kulturellen Fortschritt verbürgen.

Von der göttlichen Glorie, welche das Genie in den Augen der Dichter und Philosophen unsrer klassischen Epoche umstrahlte, war am Ende des Jahrhunderts wenig übrig geblieben. Die naturwissenschaftliche exakte Methode hatte es seines Schmuckes beraubt und dem Genie wurde als einer Anomalie menschlicher Entwicklung der Platz neben dem Irrsinn angewiesen.

Unter dieser Zeitströmung ist die Behandlung des Genieproblems in durchaus einseitige Bahnen gedrängt worden und erst allmählich befreit es sich von den Fesseln, die ihm die Neurologen und Psychiater anzulegen bemüht waren.

Wenn wir von dem allgemeinen Werturteil ausgehen, welches dem Genie in der Geschichte die Bedeutung einer über ihre Zeit hinausweisenden, Richtung gebenden, geistigen Kraft zuweist, so können wir in ihm das Symbol einer bestimmten Entwicklungsperiode erblicken, welche die ihm zugehörige Menschheitsgruppe durchmacht.

Diese Bedeutung kann das Genie für uns aber nur haben, wenn es nicht nur das schlechthin Wunderbare, Unbegreifliche ist, sondern unter das gleiche allgemeinste Gesetz gestellt ist, unter welchem wir „unsres Daseins Kreise vollenden." Sonst würde uns jede Brücke des Verständnisses fehlen und seine Wirkung auf die Umgebung gehörte dann in das transzendentale Gebiet religiöser Erfahrung.

Rein natürlich betrachtet muß das Genie wie jeder andere Mensch den biologischen Gesetzen untertan sein und seinen Platz in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit einnehmen. Gelingt uns dieser Nachweis mit Hülfe der Biologie und Entwicklungsgeschichte, der Psychologie und Physiologie, ohne es seiner besonderen Würde zu entkleiden, so tritt es uns menschlich näher und wir sehen den Weg vor uns, den es gegangen ist und dürfen versuchen ihn leise tastend selbst zu verfolgen.

Herbert Spencer hat in einer großzügigen Formel, die leider in Vergessenheit geraten ist, den Begriff der Entwicklung so definiert: „Entwicklung ist der Übergang aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in eine bestimmtere, zusammenhängende Ungleichartigkeit vermittels beständiger Differenzierungen und Integrierungen."

K. E. v. Baers Anteil an dieser Fassung scheint erwiesen, doch fügte Spencer dem von Baer einseitig betonten Prinzip der Differenzierung das wichtige Glied der Integrierung hinzu.

Wo heute von Entwicklung gesprochen wird, meint man Differenzierung und vergißt dabei, daß eine größere Summe von Einzelfunktionen eines Zellkomplexes erst dann die höhere Entwicklungsstufe kennzeichnet, wenn sie nicht nur eine Summe bleibt, sondern durch Integrierung zum Organismus wird, d. h. zu einem Bestimmten und Zusammenhängenden, wo jede einzelne Funktion die andere bedingt nnd von ihr bedingt wird.

Wenn wir jetzt vorgreifen und uns fragen, an welche Stelle der Menschheitsentwicklung gehört das Genie, so dürfte die Antwort nicht zweifelhaft sein: das Genie muß das geistige Niveau seiner Umwelt überragen, es muß in der engeren oder weiteren Menscheitsgruppe, der es angehört, das höchstentwickelte Geschöpf sein. Nach Spencers Formel muß das Genie als Repräsentant der höchsten Entwicklungsreihe der höchstdifferenzierte und höchstintegrierte Mensch sein.

Die höhere Differenzierung der Sinnesorgane muß zu einer gesteigerten Reizempfänglichkeit führen, zu einer Art Nervosität. Der Reizzuwachs, welcher erforderlich ist, um eine neue unterscheidbare Empfindung hervorzurufen (Reizschwellenwert), muß geringer werden und dadurch die Zahl der Einzelempfindungen innerhalb der physiologischen Breite der Sinnesfunktion beträchtlich wachsen, das Unterscheidungsvermögen muß zunehmen! Ja sogar über die Grenze des Normalen hinaus kann sich die Reizempfänglichkeit steigern, und dort, wo für den gewöhnlichen Sterblichen das stumme und dunkle All beginnt, muß es für das differenzierte Auge noch leuchten, für das differenzierte Ohr noch tönen. —

Diese höchste Differenzierung, diese Fähigkeit über die Grenzen des zeitlich bedingten Menschen hinauszuwachsen, unsere Ahnungen zu erfüllen, gibt dem Genie und seinem Werk das Gepräge der Ewigkeit, des Zeitlosen.

Beethovens „Appassionata", Shakespeares „Hamlet", Velasquez' „Meninas" sind nicht auf die Zeit ihres Entstehens beschränkt, nicht von ihr aus allein erfaßbar, sie leben weiter, weil sie den geistigen Inhalt jeder Zeit in sich aufnehmen!

Mit der bedeutend vermehrten Zahl noch unterschiedener Sinneseindrücke wächst der Vorstellungsinhalt, der Vorrat an Erinnerungsbildern und damit wird die Disposition für Neuerwerbungen verstärkt. Ein scharfes Unterscheidungsvermögen und ein reicher Bewußtseinsinhalt müssen dieses hochdifferenzierte Wesen charakterisieren, seine Beziehungen zur Außenwelt werden immer innigere und immer sicherer leitet es sein Orientierungsvermögen durch die Welt der Erscheinungen und zu ihrem Verständnis. —

Aber nicht nur die bewußten Vorstellungen, auch die halbbewußten und unterbewußten bestimmen unsere Stellung in der Welt. Auch diese müssen beim differenzierten Menschen reicher und wirksamer sein und sein Orientierungsvermögen steigern, das dadurch den Charakter des Seherischen, Prophetischen annimmt, insbesondere, wenn die aus dem Unterbewußtsein stammenden Momente die bestimmenden werden und ihre Herkunft dem Genie selbst dunkel bleibt. Das ist das intuitive geniale Erfassen der Zusammenhänge des Lebens.

Die höhere Integrierung eines Organismus schafft eine engere Beziehung der Einzelorganfunktionen untereinander, die sich im Wesentlichen in Auswahl, Hemmung und Förderung kundgibt. Je verzweigter aber das Funktionsgebiet eines Organismus durch die Differenzierung wird, um so zielbewußter muß der Zersplitterung und Auflösung entgegengearbeitet werden. Dazu muß ein Organ existieren, das als Zentralstelle alle Eindrücke und Empfindungen registriert und dem die Kontrolle sämtlicher Reaktionen des Organismus auf jene Reize zusteht. Diese Forderung ist in der sinnvollsten Weise in der Anlage unsres Zentralnervensystems erfüllt. In der ganzen Tierreihe bis hinauf zum Menschen sehen wir dieses System in zunehmender Entwicklung begriffen. Die einfachen unterbewußten Reflexakte der niederen Gruppen

werden in der aufsteigenden Reihe immer mehr in die Sphäre des Bewußtseins erhoben, es findet, wie die Anatomen sich ausdrücken, „eine Ausraubung der niederen Nervenbahnen zu gunsten höherer statt.“ Reflektorische Vorgänge werden so zu bewußten und die unwillkürliche primitiv-schnelle Reaktion auf den Sinnesreiz wird vom Willen abhängig und kann nach Belieben aufgeschoben werden. Je höher die Integrierung, desto größer die aufgespeicherte geistige Spannkraft — vielleicht bloß ein anderes Wort für die Summe noch nicht entladener Reaktionen.

Hat schon jede Zelle ein gewisses Wahlvermögen, so steigert sich diese Fähigkeit im Zentralorgan, dem Gehirn, zu außerordentlicher Höhe. Unter der Fülle des Angebots der durch die Sinnesorgane vermittelten Eindrücke muß ausgewählt und gesondert werden, was im lebendigen Gedächtnis behalten, was in das Unterbewußtsein abgeschoben, in gewissem Sinne vergessen werden soll. So führt die Integrierung — dieser engere Zusammenschluß der Gesamttätigkeit des Organismus durch Auswahl, Hemmung und Förderung erst zur Konstituierung des Individuums höchster Potenz, das uns trotz reichster Beziehungen zur Außenwelt die Kontinuität seiner Lebenslinie verbürgt.

Die Fülle der Reize aber drängt zur Tat, die den Charakter künstlerischer Gestaltung trägt, da sie umschaffend das Erworbene als eigene Schöpfung hinstellt. Das geniale Werk erscheint uns als ein Naturgewolltes, nicht bewußt Geschaffenes, eine Notwendigkeit, weil es den Stempel innerer Wahrheit an der Stirn trägt, frei von Willkür ist, weil sein Schöpfer im letzten Grunde doch nur Werkzeug einer höheren Idee ist, der Idee von der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit.

Der idealisierte Typus des Genies wäre demnach der Mensch, *dessen überreicher Bewußtseinsinhalt ihn besser in Zeit und Raum orientiert als seine Mitmenschen, und der infolge des stark betonten Antriebs zur Gestaltung seiner selbst oder der Außenwelt sich selbst bejahend der Menschheitsidee dient und sie in gewissem Sinne verkörpert.*

In bunter Mischung enthält diese Formel die Elemente der höchsten Differenzierung und Integrierung, aber sie ist eine schematische, die Formel für das Totalgenie, dem wir vielleicht in Jahr-

hunderten einmal begegnen. Nur in ihm finden wir das harmonische Gleichgewicht zwischen beiden Komponenten der Entwicklung — der Differenzierung und Integrierung. Das Teilgenie gravitiert mehr nach der einen oder andern Seite, es ist im Verhältnis zum Maß seiner Differenzierung zu wenig integriert oder umgekehrt. Die meisten genialen Naturen, die wir aus der Geschichte kennen, zeigen diese ungleiche Mischung beider Elemente, so daß wir sie je nach dem Vermögen des einen oder andern Faktors der differenzierten oder integrierten Linie zuweisen können.

Wie sind diese Wege beschaffen, die bald nebeneinander herlaufend, bald sich kreuzend zu jenem höchsten Gipfel der Menschheit führen, wo das harmonische Genie thront?

Ein Bild mag die Gestalten illustrieren, die wir auf diesen beiden Wegen der Menschheitsentwicklung antreffen!

Auf dem einen geht bald zögernden, bald hastenden Schritts ein Tasso, auf dem andern schreitet sicher und gleichmäßig ein Antonio, — dort der Typus des Differenzierten, hier der des Integrierten. Dort auf der Tassolinie in langem Zuge alle die weichen, sensiblen, vorahnenden Naturen, die Entdecker neuer Dinge, die sie staunend betrachten, ohne ihren Wert zu kennen, — hier auf der Antoniolinie die zielsicheren Männer, die Wert und Unwert der Dinge bestimmen, die sicher wählen, ehe sie gestalten und ihrem Werk den Stempel des Normativen aufprägen. Dort das heiße Bemühen ganz eins zu werden mit Natur und Umwelt, um aus der innigsten Hingabe des eigenen Selbst an die Welt der Erscheinungen ihr die tiefsten Geheimnisse zu entlocken, hier ein energischer Kampf, sich im Gegensatz zur Umwelt zu behaupten und diese mit kraftvoller Hand nach eigenem Willen zu gestalten.

In schneidender Gegensätzlichkeit bewegen sich diese beiden Prinzipien der Entwicklung durch die ganze Schöpfung und nur wo beide am Werke sind, ist Leben und Aufstieg, wo eins fehlt, tritt Zerfall oder Erstarrung ein.

Jede gesteigerte Differenzierung muß mit Gefahren verknüpft sein. Es ist eine bedeutende Mehrbelastung der psychischen Funktionen eines Menschen, wenn er anstatt der sieben einfachen Spektralfarben in jeder noch hundert Nuancen unterscheiden soll. Dadurch erklärt es sich, daß wir neben dem feineren Unterschei-

dungsvermögen unzweifelhaften Symptomen von Erschöpfung beim differenzierten begegnen können, die es verbieten, die Frage nach dem pathologischen Charakter der Erscheinung bei Seite zu schieben.

Diese Gefahr droht jedem Versuch der Natur über die jeweiligen Grenzen hinauszubauen und der beschleunigte Aufstieg zerreißt die geschlossene Reihe der Aufwärtsstrebenden in Starke und Schwache, in solche, die das Ziel erreichen, und andere, die zurückbleiben oder untergehen.

Wir sahen, daß die Folge der Differenzierung eine größere Zahl von Empfindungseinheiten ist, ein verfeinertes Unterscheidungsvermögen. Das tritt aber nicht von heute auf morgen ein, es ist ein langsam verlaufender Prozeß, in dem Anlage und Übung von gleicher Bedeutung sind. Dem Augenblick des neuen Unterscheidens geht aber ein Stadium unklarer Ahnung voraus, in dem wir noch nicht imstande sind, das der Erscheinung Zugehörende von dem, was wir hinzutun, zu trennen. Weininger nennt diesen kindlich-primitiven Zustand des Verschmolzenseins von Subjekt und Objekt Henidenstadium. Der Akzent liegt bei diesem Stadium auf dem Subjekt und das Resultat einer solchen Begegnung mit dem noch nicht bestimmbaren Objekt ist die Stimmung. Sie ist noch nicht neuer Ton, neue Farbe oder Linie, sondern nur eine Vorbereitung, eine Art Disposition. Aus ihr entwickelt sich erst bei schärfster Prüfung das reine, erkannte Element.

Zeiten gesteigerter Differenzierung sind immer durch einen vorwiegenden Stimmungsgehalt charakterisiert. Wenn die bereits erkannten und unterschiedenen Elemente von ihrer Ausdrucksfähigkeit verloren haben, trivial geworden sind, die Sehnsucht nach einem reicheren Schatz von Ausdrucksmöglichkeiten sich regt, versucht der Mensch es wieder mit dem halbvergessenen Kindheitstraum und versenkt sich in das primitive Henidenstadium, um aus dieser stimmungsvollen unbestimmten Welt neue Werte ans Licht zu bringen. Alle Umkehr reifer Kulturperioden zum Primitiven ist von diesem Gesichtspunkt aus verständlich. Das ist jenes Einswerden mit dem Milieu, von dem oben die Rede war, sich in das Wesen der Erscheinungswelt vertiefen, indem man sich selbst verliert.

Diesen gefahrvollen Weg haben sie Alle betreten, die abseits von der bequemen Wertung geprägter Werte mit der ewigen

Frage auf den Lippen vor dem genialen Werk standen: „Wie wurdest du das, was du bist?“ In gebrochenen unsicheren Linien, in weichen vibrierenden Farben, in halben Worten und seltsam schwebenden Tönen versuchten sie das neuentdeckte Geheimnis zu gestalten. Das waren Anfänge, erste Versuche, aber doch fanden sie einen Wiederhall dort, wo sich wie eine weiche Hülle um den festen Kern, um den erstarrten konventionellen Begriff noch eine aufnahmefähige Zone der Anschauung erhalten hatte. Von da aus konnte auch das Erstarrte gelockert und für neue, lebendige Saat empfänglich werden.

Aber vom schwebenden Ton zum falschen, von der unsicheren Linie zur verfehlten ist der Schritt leicht getan. Dicht neben der hinreißenden Eindringlichkeit des Vibratotones der menschlichen Stimme oder Geige lauert das Gespenst des unreinen Tones. Wann fängt er an unrein zu werden, wann ist die weiteste Grenze der noch möglichen Schwingung um die absolute Zahl schon überschritten? Das sind fließende Grenzen, wie der Übergang vom Gesunden zum Kranken, und was heute noch Disharmonie hieß, kann morgen schon Harmonie sein.

Die Zahl der Empfindungseinheiten ist größer geworden, aber ihr gedrängteres Nebeneinander verwischt die Grenzen und der angeschlagene Ton versetzt ungezählte Nervenelemente in Mitschwingung. Und nicht allein die Elemente gleicher Rangordnung beteiligen sich an diesem seltsamen Konzert, Töne wecken Farbenempfindungen und mit ihnen vermengen sich Geruchs- und Geschmacksensationen, das übererregbare Nervennetz übernimmt wieder die primitive Rolle der ungetrennten Sinnesfunktionen. Das ist ein unfruchtbarer Seitentrieb aus der gesunden Wurzel dieser Entwicklungslinie.

Es ist im Grunde gleichgültig, wie wir ihn nennen: Dekadence, Entartung, Hysterie — auf den Namen kommt es nicht an, nur auf die Stellung, die diese Erscheinung im System einnimmt.

Wenn die Differenzierung unaufhaltsam forschreitet, so senkt sich ihre aufsteigende Kurve und endet im Zerfall, nur die Integrierung kann sie davor retten. Dieser Vorgang zeigt sich besonders deutlich bei dem Nervennetz, dessen Tätigkeit bei normalem Ablauf dem Menschen nicht zum Bewußtsein gelangt und nur schwer vom Zentralorgan aus beeinflußt werden kann. Es ist

das große vegetative System, das in eminenter Weise an dem Haushalt unsres Organismus beteiligt ist, am Kreislauf des Blutes, an der Ernährung und Fortpflanzung, an der Erhaltung unsres Lebens im doppelten Sinn, dem des Individuums und dem der Art. Die Tätigkeit dieses Netzes begleitet in leisen Schwingungen jeden Reiz, der unsere Sinnesorgane trifft, indem es durch eine fein abgewogene Verteilung der Blutmenge, den Gefühlston, den der Reiz in uns hervorrief, sei es Lust oder Unlust, Interesse oder Ablehnung, verstärkt oder vermindert. Es trägt nicht mit Unrecht den Namen des sympathischen Systems. Ohne Zweifel bildet dieses System in seiner losen Abhängigkeit vom Zentralorgan einen der Willkür des Menschen fast entzogenen Zugang zur Außenwelt, zur Umgebung. Wie es in seiner halb unabhängigen Stellung als ein Rest aus den ältesten Tagen der Menschheitsgeschichte erscheint, so erinnert es seinen Träger beständig an seine Herkunft, seine Erdgebundenheit, und wenn sich auch die Zeichen mehren, daß auch seiner Unabhängigkeit Gefahr droht, so ist wohl nicht anzunehmen, daß die Natur diese letzte Handhabe leichten Kaufes preisgeben wird.

Sämtliche Gemütsbewegungen, Affekte werden in eminentem Maße von diesem System beeinflußt, ja im Grunde ist sein augenblicklicher Zustand maßgebend für die Stimmung, in der wir sind. Aber wir können diesen Zustand nicht vollkommen frei nach unsern Wünschen regeln. Das ist charakteristisch für die Unabhängigkeit der Stimmung von unsrem Wollen oder Nichtwollen. Wir hatten gesehen, daß Stimmung das Genidenstadium charakterisierte und können diesen Vorgang jetzt deutlicher analysieren: der Gefühlston — sei es Lust oder Unlust —, den ein Neues in meinem unterbewußten Nervensystem hervorruft, wirkt so stark auf mich, daß ich dieses Neue nur stimmungsmäßig empfinde, aber noch nicht in seinen einzelnen Elementen unterscheiden kann. Diese Unterscheidung folgt erst allmählich nach, wenn sich das Bewußtsein langsam tastend im Gewirr unterbewußter Eindrücke zurechtgefunden hat.

Ist so das sympathische Nervennetz für uns eine Quelle immer neuer Entdeckungen, der wunderbar feine Registrierapparat für die seltsam verschlungenen Bezüge zwischen uns und der Außenwelt, wenn wir nur verstehen die Zeichen dieses Apparates zu

deuten, so muß seine Entwicklung mit der Differenzierung gleichen Schritt halten und schließlich ohne den Hemmschuh der Integrierung zum Zerfall der Persönlichkeit führen. Diese Tatsache ist uns aus der Nervenpathologie bekannt: in der Hysterie reißt das vegetative Nervensystem die Herrschaft an sich, Stimmungen und Gefühlstöne stören den normalen Ablauf des geistigen Lebens und die Kontinuität des Bewußtwerdens der eigenen Persönlichkeit wird beständig unterbrochen. Wohl gelangen auf neugebahnten Wegen bisher unterbewußte Vorgänge ins Bewußtsein, aber dieses ist nicht stark genug, um die Zügel in der Hand zu behalten, hier zu hemmen und dort zu fördern, ihm fehlt die Integrierung und so wird es zum ohnmächtigen Zuschauer dieser Tragödie.

Wertung, Auswahl, Förderung und Hemmung waren die Funktionen des integrierten Organismus. Wir leben unter dem beständigen Einfluß unsrer Umgebung, aber nicht allein der momentanen, sondern ebenso jeder der Vergangenheit angehörenden. Diese Wirkungen vollziehen sich zum allergrößten Teil unterbewußt, nur ein geringer Bruchteil derselben wird bewußt empfunden. Beide Arten machen unsern Vorstellungsinhalt aus, der zum Wertmesser jedes Neuen wird, das hinzutritt. Wir werten die neuen Eindrücke, indem wir sie nach unsrer Erfahrung beurteilen. Da aber unsere Erfahrung die aufgespeicherte Geschichte unsres eigenen Ich ist und wir nur aus ihr die Gewißheit der Kontinuität dieses Ichs gewinnen, so wertet das Ich die neuen Eindrücke seiner Geschichte gemäß und wählt unter ihnen aus, was seiner Tradition entspricht. Mit vollster Absichtlichkeit greift es wie ein Hemmschuh in das rastlose Getriebe seiner eizelnen Organe, schaltet aus und öffnet die Zugänge, um sich nur mit dem zu bereichern, was ihm „gemäß" ist. Dieses Wahlvermögen sichert ihm die Konstanz im Aufbau seiner geistigen Welt, die nie ohne eine gewisse Einengung und Absperrung nach außen hin möglich ist. Diese Beschränkung aber, so notwendig sie für den Haushalt der persönlichen Welt ist, kann die Beziehungen zur Außenwelt, jene Quelle neuer Reichtümer, abbrechen und zur Erstarrung führen. Dieser Abschluß des geistigen Lebens tritt physiologisch, also naturgemäß mit dem Alter ein. Das Alter lebt von seinem abgeschlossenen Vorstellungsinhalt, Neues tritt nicht mehr hinzu. Das Interesse, jene offene Pforte für Neuerwerbungen, erlahmt und

alles Neue wird abgewiesen. Jeder frühzeitigen und radikalen Integrierung droht die Gefahr, die Möglichkeit einer weiteren Differenzierung zu hemmen. Der Typus des Philisters steht vor uns, des geistigen Greises in der Blüte seiner Jahre, das Bild der Erstarrung.

Philister und Dekadents, die beiden Gegenpole in den Zeiten hastiger Entwicklung verzerren das schöne Bild des Aufstiegs bis zur Karrikatur. Jener sieht in jedem Anzeichen einer Differenzierung bloß die schnüffelnde Gier nach der neuen Sensation und schilt sie unhistorisch und revolutionär, — dieser spottet über den verständnislosen Abschluß des Integrierten der Außenwelt gegenüber, über die Ängstlichkeit, mit der er sich an das Althergebrachte, an die Tradition klammert. Und zwischen diesen beiden Gegensätzen schwankt die Menge der Nachtreter steuerlos hin und her, das große Publikum, das blindlings dem Neuen nachläuft oder sich nur an das geprägte und gestempelte Alte hält, um schließlich Beides zu diskreditieren, — den Neuerwerb ebenso wie die Tradition.

In dieser breiten Schicht sind jene Hemmungen zu suchen, die einen allzuschnellen Ablauf der Entwicklung verhindern, die den Flug des Genies erschweren, indem sie ihm die Bleigewichte der Zeitumstände anhängen. Diese Bedingheit erklärt die Seltenheit des Totalgenies, es kann auf dieser Welt nie ganz vollendet in absolutem Sinne sein, auch seinen Fähigkeiten sind Ziel und Grenze gesetzt. Es bleibt aber trotz allem ein bedingtes Glied der Entwicklungsreihe, und je nach dem besonderen Verhältnis, in welchem seine differenzierten Elemente zu den integrierten stehen, weisen wir ihm seinen Platz in dieser Reihe an. Dieses Verhältnis wird zu einem bestimmenden für die persönliche Gleichung jedes Menschen, durch nichts kann das Wesen eines Menschen so bestimmt werden wie durch das Mischungsverhältnis von Differenzierung und Integrierung. Je stärker beide Elemente in einer Persönlichkeit zur Entwicklung gelangt sind, desto näher steht sie dem Genie, je schwächer, desto weniger unterscheidet sie sich von dem sogenannten Normalen, dem goldenen Mittelmaße. Zwischen diesen beiden Endpunkten der ansteigenden Linien muß es alle Arten von Übergang geben, alle nur möglichen Mischungsverhältnisse der beiden bestimmenden Elemente müssen einen Reich-

tum des Bildes ergeben, der ohne eine gewisse schematische Gliederung leicht zur Verwirrung führen dürfte.

Ist der Vergleich mit Tasso und Antonio auch nur als Schema aufzufassen, das den Dualismus der menschlichen Natur in zwei gesonderten Gestalten zu zeichnen versucht, während uns das echt Menschliche erst in der Vereinigung dieser beiden Typen entgegentritt, so werden die beiden Wege, die zum Genie führen, auch nur theoretisch getrennte sein, während sie im Leben nur dort den reinen Typus der Differenzierung oder Integierung aufweisen, wo die Dekadence oder das Philistertum beginnen. — Aber die prinzipielle Trennung der beiden Entwicklungsbegriffe ist zum Verständnis der Vorgänge notwendig.

Wie sich der Gang dieser Entwicklung in Wirklichkeit abspielt, zeigt uns deutlich eine Periode in der Geschichte der Malerei, die wir selbst miterlebt haben.

Innerhalb der großen neuzeitlichen Bewegung auf diesem Gebiet können wir zwei Momente unterscheiden, welche ihr ihren Stempel aufprägen. Es sind das die erheblich verfeinerte Differenzierung im Erfassen der Tonwerte und die gesteigerte Integrierung, die sich als Richtung zum Stil kennzeichnet.

Die verschärfte Reizempfänglichkeit für die Farbe äußerte sich auf dem Gebiet der Landschaftsmalerei zuerst als farbige Darstellung der Dämmerung. Dort, wo früher ein gleichmäßiges Grau geherrscht hatte, entdeckte das Auge feinere Farbenunterschiede, die vorzugsweise dem Teil des Spektrums angehören, der der kalte genannt wird. Die Unterscheidung innerhalb dieses Bereichs der kurzen und schnellen Lichtwellen mußte erst gelernt werden, während sie uns innerhalb des langwelligen Lichtes von Rot bis Grün schon bekannt war. Das scheint ein ähnlicher Weg zu sein, den die Entwicklung des Farbensinns bei dem Kinde und dem Naturvolk einschlägt: zuerst Rot, Gelb, Grün, dann erst Blau und Violett. Es soll Naturvölker geben, für welche der Begriff Grau, der Farblosigkeit, schon beim Blau anfängt: dort hört für sie das Unterscheidungsvermögen für Farben überhaupt auf. Sorgfältige experimentelle Untersuchungen haben nun die merkwürdige Tatsache ergeben, daß es unter den scheinbar Normalsichtigen einen bedeutenden Prozentsatz partiell Farbenblinder gibt, die aber neben ihrem Defekt ein viel feineres Unterscheidungsvermögen in Bezug

auf Farbennuancen zeigten, als der wirklich Normalsichtige. Diese partiell Farbenblinden hatten aber noch dort Farbenempfindungen, wo der Normalsichtige nichts mehr sah, im Ultraviolett, wodurch erwiesen ist, daß ihre Netzhaut noch für Lichtwellen empfänglich war, die das normale Auge nicht mehr als solche wahrnahm. Nichts hindert uns nun diese unzweifelhafte Mehrleistung des Organs als eine Differenzierung aufzufassen, und den Defekt als ein Ermüdungssymptom, das vielleicht als Entwicklungskrankheit bezeichnet werden kann. Aber nicht nur die Versuche im Kabinett der Ophthalmologen brachten uns diese überraschenden Tatsachen — jede moderne Gemäldeausstellung stellte uns lebendige Beispiele für diese Erscheinung vor Augen. Wen haben nicht die grellen Sonnenbilder mit ihren fanatisch farbigen Schatten gekränkt, die neben den feingestimmten Dämmerstunden und dem Silberton matter Frühlingstage hingen? Hier war es das höher organisierte Auge, das die einzelnen Elemente entdeckte, die zur Stimmung gehören, dort war es die Überempfindlichkeit des ermüdeten Organs, das in schmerzhaftem Gegensatz das Nebeneinander der grellen Komplementärfarben empfand und ihn ebenso schmerzhaft auf die Leinwand bannte.

Auf der Seite der feinempfindenden Farbenanalytiker steht ein Liebermann, der ganze französische und deutsche Impressionismus mit seinen letzten Konsequenzen, dem Pointillismus und Neoimpressionismus. Zugleich die Meister der angedeuteten Linie: ein Whistler, Degas und die ganze Gruppe der japanisierenden Künstler.

Aber hier ist schon das Charakteristische zu gunsten einer vereinfacht typischen Darstellung stilisiert, der Künstler stellte nicht mehr alles dar, was er sah, sondern traf eine Auswahl aus dem Geschauten und so vollzieht sich allmählich der Übergang zu den integrierten Werken. Mit dem neuerworbenen Reichtum schaltet und waltet der Künstler nach freiem Ermessen, in der Komposition baut er sich seine eigene künstlerische Welt, die ein gereinigter Abglanz der Welt da draußen sein soll: hier stehen die Böcklin, Hans v Marées, Klinger, Puvis de Chavannes und die Stilisten des Lichts und der Bewegung: le Sidaner, Latouche, Ménard Brangwyn, Cottet und andere. Droht hier dem Stilkünstler die Erstarrung in seinem Stil, so dort der Impression die Zerrissenheit, die die Kraft des Gesamteindrucks zerstört.

Und wie die Künstler, so ihre Interpreten dem Publikum gegenüber: auf der einen Seite des Weges die analysierenden Nachempfinder — ein Taine, Stevenson, Pater, Meyer-Gräfe, Rilke, Muther, — auf der andern die wertenden, Normen aufstellenden Kritiker: ein Ruskin, Justi, Neumann, Bode und Scheffler.

So mühen sich ungezählte Hände, dem kommenden Genie den Weg zu ebnen, hier wird der mühevolle Tassopfad durch unbetretenes Land gebahnt, dort die Antoniostraße auf Normen und Prinzipien gegründet, hier wird geahnt und empfunden, dort erkannt und gefordert — aber das Genie ist vielleicht schon unerkannt vorübergegangen und bahnt sich einsam und allein seinen eigenen Weg zum Gipfel.

Und nur ein seltener Glücksfall ist es, wenn wir nachträglich den Weg, den es genommen, durch alle Etappen verfolgen können. Denn auf diesem Wege erst erscheinen alle jene Elemente in ihrer ursprünglichen Form, die in undurchdringlichen, geheimnisvollen Bezügen das Bild des Genies in der Epoche seiner Vollendung prägen. Hier kann nur der Blick des Genies die Bezüge entwirren, ein kongeniales Auge, welches die Linien noch dort verfolgen kann, wo sie sich für uns in der Zukunft verlieren.

„Ihr Geist wirkt in einem außerordentlichen Grade intuitiv", schreibt Schiller am 31. August 1794 Goethe, „und alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination, als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin, gleichsam kompromittiert zu haben. Im Grund ist dies das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, *seine Anschauung zu generalisieren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen*. Darnach streben Sie und in wie hohem Maße haben Sie es schon erreicht! Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend und so schwebe ich, als eine Zwitter-Art, zwischen dem *Begriff* und der *Anschauung*, zwischen der *Regel* uud der *Empfindung*, zwischen dem *technischen Kopf* und dem *Genie*."

Diese ergreifenden Worte von prophetischer Kraft enthüllen uns das Geheimnis des Genies, sie sind genial, weil sie vorahnend den Wissensschatz eines Jahrhunderts überspringen, weil sie uns klingen, als wären sie heute gesprochen.

Die Anschauung des Genies wird zur Norm, seine Empfindung Gesetz — das kann nur sein, wenn es die höchsten Kräfte für Anschauung und Empfindung besitzt, die reichsten Möglichkeiten noch differenter, unterscheidbarer Eindrücke. Seine Welt wird zum Miskrokosmos, in ihr spiegelt sich das All und nur durch den enormen Reichtum seines Bewußtseinsinhalts kann es aus ihm heraus durch Imagination ein wahres Weltbild gestalten. Es hat das Recht zur Ehrfurcht vor sich selbst, weil sich in ihm der tiefste Sinn der Schöpfung offenbart, die Sehnsucht über sich hinauszubauen, Geschautes und Empfundenes sinnvoll als eigene Welt zu gestalten.

Die scharf geprägte Gegenüberstellung von „Begriff" und „Anschauung" „Regel" und „Empfindung" gipfelt in der bescheidenen Unterordnung „technischer Kopf" im Gegensatz zum „Genie" Aus der Anschauung wird der feste Begriff geprägt, er kann nur gelockert werden, wenn eine neue Anschauung neue Elemente hinzufügt. Die Anschauung ist das Lebendige, beständig sich Erneuernde, das durch jede Differenzierung reicher und tiefer wird. Der Begriff ist die jeweilige Zusammenfassung des Geschauten durch Wertung, Auswahl, Beschränkung — also Integrierung. Ebenso klar entspricht der Gegensatz von Regel und Empfindung, den beiden Faktoren unsrer Entwicklung. Nur dann widerspricht die Empfindung der Regel, wenn neue Empfindungseinheiten hinzutreten, wenn wir differenzierter empfinden. Dann muß die Regel, das Resultat der Integrierung, durch eine neue ersetzt werden, welche den Zuwachs mit in sich einschließt.

So schafft das Genie aus seiner Anschauung und Empfindung neue Gestalten und Begriffe, während der technische Kopf Begriffe durch Gestaltung anschaulich macht. „Symbolisierend wirken" nennt Schiller die Arbeit des technischen Kopfes und er fühlt die Gefahr, die darin liegt. Regel und Begriff sind für ihn die hemmenden Momente, der Anschauung und Empfindung eines Goethe steht er bewundernd gegenüber.

Dieser Standpunkt ist der einzige, der uns die Wege des Genies ahnen läßt, und nur solange uns Regel und Begriff nicht zur Fessel geworden sind, wird uns ein gütiges Geschick den Blick in eine kommende Welt neuer Anschauung und Empfindung gestatten.

Dann wird das Genie, dieſe ſeltene Frucht von Menſchengenerationen und Zeitaltern, zur Erfüllung unſrer Sehnſucht, und wir erleben die Erfüllung, weil wir es erkannten, als es an uns vorüberging.

Über die Volksvertretung.*

Von

P. v. Schwanebach †.

Einer von den deutschen politischen Denkern, Wilhelm Roscher, definierte den Unterschied in der Weltanschauung zwischen Progressisten und Konservativen folgendermaßen: Progressisten sind die, die sich bemühen, die Epoche der vollen Blüte des Staates näher heranzubringen, Konservative diejenigen, welche danach streben, die Zeit seines Verfalles hinauszuschieben.

*) Der am 15. Sept. 1909 in Magdeburg verstorbene Pierre v. Schwanebach, Reichsratsmitglied und ehemaliger Reichskontrolleur, arbeitete in den letzten Monaten seines Lebens eifrig an einem eingehenden Werke über die Volksvertretung. Leider nahm ihm der Tod vorzeitig die Feder aus der Hand, nur ein unvollendetes Manuskript blieb nach, an dem gerade der allerwichtigste Teil, der die praktische Nutzanwendung auf unsre russische Volksvertretung ziehen sollte, ungeschrieben geblieben ist. Und das ist überaus zu bedauern. P. v. Schwanebach galt zuletzt in so manchen Kreisen als ein Ultra-„Reaktionär", — aber er war bloß ein Staatsmann, der seine Schlußfolgerungen aus der Erfahrung der Geschichte zog, die von jeher ein Lieblingsstudium von ihm war und in die er, durch Ursprung, geistige Entwicklung und persönlichen Verkehr zu großer Vorurteilslosigkeit geführt, immer tiefer, auch vom Standpunkt des praktischen Staatsmannes, einzudringen versuchte. Es war sehr dankenswert, daß das Manuskript, soweit es fertig vorlag, im Druck herausgegeben wurde (О народномъ представительствѣ. Кіевъ, Изд. „Кіевлянина". 1909). In Freundeskreisen war ja auch manches über die praktischen Schlußfolgerungen bekannt, die P. v. Schwanebach für unsre Verhältnisse aus seinen Studien und seiner Erfahrung zog. Ist es auch in keiner Hinsicht ein Ersatz für das, was er selbst zu sagen gehabt hätte, so ist es dennoch sehr dankenswert, daß D. J. Pichno, Mitglied des Reichsrats, Professor an der Kijewer Universität und Herausgeber des „Kijewljanin", in kurzen Zügen am Ende des Schriftchens anzudeuten versucht hat, was Schwanebachs Ansichten waren. So mancher eminent wichtige Punkt konnte hier doch berührt werden (wie z. B. über die notwendige Entlastung unsrer Duma von Bagatellsachen usw.), die ebenso wie der ganze Gang der historischen Untersuchung deutlich zeigen, welcher Art Anschauungen dieser tief und allgemein gebildete Staatsmann und Kenner sowohl westeuropäischer wie russischer Verhältnisse vertrat. — Wir geben den ersten, allgemein gehaltenen Abschnitt der Schrift wörtlich wieder, die folgenden in etwas gekürzter Form.

Eine solche Definition, die erfüllt ist vom Geiste der Toleranz und die den Antagonismus der Parteien mildert, hätten auch wir uns in der schweren Übergangszeit aneignen sollen, die wir durchleben. Ohne Achtung vor den Meinungen und Bestrebungen der Gegner, ohne daß man auch bei ihnen ein relatives Recht anerkennt, verwandelt sich der politische Kampf unausbleiblich in einen erbitterten Streit, der ein verständiges Schaffen ausschließt, und in einen unfruchtbaren vom Standpunkt der Auferbauung des Staatswesens.

Daß uns aber die Einrichtung unsres Staatswesens noch bevorsteht, daran kann kein Zweifel sein. Sowohl die Progressisten wie die Konservativen stimmen darin überein, daß in unsrer Staatsverfassung noch kein dauerhaftes Gleichgewicht vorhanden ist, daß der enorme Schritt vom Absolutismus zu einer repräsentativen Regierungsform erst angedeutet ist und daß seine Verwirklichung die Aufgabe einer langen und mühsamen Evolution ist.

Welchen Weg aber soll man gehen? In der Antwort auf diese Frage tritt eben der ganze Unterschied zwischen der progressiven und der konservativen Weltanschauung zutage. Die Progressisten sagen, ohne alles Schwanken: es gibt nur einen Weg — das ist die konsequente und aufrichtige Verwirklichung der konstitutionellen Verfassung.

Darauf antworten die Konservativen: wenn man unter konstitutioneller Verfassung die Teilnahme der Volksvertretung an der Gesetzgebung versteht, so wird zwischen uns Konservativen und den Progressisten kein Widerspruch sein. Aber unter konstitutioneller Verfassung versteht man nicht das allein. Der Konstitutionalismus ist durchaus nicht ein fester und bestimmter Begriff. Unter den konstitutionellen Regierungen gibt es nicht bloß Schattierungen, sondern auch wesentliche Unterschiede, die die Grundlagen der Regierungsform selbst berühren. Und deshalb können wir Konservativen uns in abstracto nicht als Konstitutionalisten ansehen. Um sich unter das Banner der Konstitution zu stellen, muß man zuvor wissen, von was für einer Konstitution die Rede ist.

Darin liegt alles. Die Aufgabe erscheint einfach für den, der an die Möglichkeit einer theoretischen Konstruktion der Regierungsform glaubend, die konstitutionelle Formel als etwas bestimmtes und endgültig feststehendes ansieht. Umgekehrt wird die

Aufgabe für den in höchstem Maße kompliziert, der die Möglichkeit einer Konstruktion des Staates nach abstrakter Formel leugnet und die Frage so stellt: wie lassen sich die Prinzipien der Volksvertretung mit der monarchischen Gewalt, ohne Schwächung, ohne Untergrabung dieser, in Einklang bringen?

Der Grundunterschied zwischen der Auffassung des Staates als einer historisch erwachsenen Erscheinung, und des Staates, der nach dem Willen des abstrakten Verstandes geschaffen wird, kommt in folgendem Ausspruch eines unserer Konstitutionalisten deutlich zum Ausdruck. „Jede entwickelte Staatsverfassung — schreibt er — hat ihre Ideologie, die konstitutionelle jedoch mehr als irgend eine andere, denn in der Geschichte der konstitutionellen Verfassung ist die Idee sehr häufig dem Faktum lange vorausgegangen und die Staatsverfassung selbst entstand auf der Grundlage von Theorien*."

Diese These zu widerlegen ist nicht leicht, denn in ihr sind Wahrheit und Irrtum in unwahrscheinlichem Maße miteinander vermischt. Niemand wird die Rolle leugnen, die der bewußte Menschenverstand bei der Organisation des Staates und folglich auch bei der Schaffung der heutigen konstitutionellen Verfassung gespielt hat. Aber von hier ist es noch weit bis zur Behauptung, daß es, ähnlich einem architektonischen Normalplan für einen Bau, gewissermaßen eine konstitutionelle Normal-Charta gebe, bei deren Anwendung die Völker, seien es nun Engländer oder Türken, allein ihr Heil und ihre Wohlfahrt erlangen könnten. Wer sich bemüht hat in das Labyrint der historischen Erscheinungen einzudringen, wer eine ganze Reihe totgeborener Konstitutionen studiert hat, die im Laufe des 19. Jahrhunderts stolz „auf Grund der Theorie" geschaffen wurden, wer die unüberwindliche reale Bedeutung der Lebens- und Charakterart der Völker und Rassen in ihrer Unfügsamkeit theoretischen Aufprofungen gegenüber eingeschätzt hat — der wird auch die konstitutionelle Verfassung nicht als eine Panacee ansehen, die überall schablonenmäßig anzuwenden ist und überall alle politischen und sozialen Übel beseitigt.

Indessen erscheint die Konstitution einer ungeheuren Masse Intelligenter unsrer Zeit eben in der Eigenschaft eines solchen

*) Карѣевъ, Происхожденіе современнаго народно-правоваго государства. СПБ. 1908. S. 14.

magischen Mittels. In ihrer Auffassung ist die ganze neuere Geschichte, angefangen von der Zeit der französischen Revolution, nichts anderes als der sich logisch entwickelnde Prozeß des Kampfes um die „Konstitution"; mit dem Siege des konstitutionellen Prinzips aber, das die monarchische Gewalt einschränkte, fällt der materielle und geistige Kulturfortschritt zusammen, der die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts kennzeichnet. Für die ungeheure Mehrheit der Leute unsrer Zeit hat der Konstitutionalismus die Kraft und Bedeutung eines Dogmas gewonnen, über das auch kein Streit mehr zulässig ist. Der Glaube an die Unvermeidlichkeit und das Heil der „Konstitution" an die historische Unabwendbarkeit der Bewegung der Ideen und Verhältnisse vom Absolutismus zur Volksherrschaft, vom patriarchalischen Staatswesen zum Staatswesen der bürgerlichen Mündigkeit, sowie der Glaube an die Unvermeidlichkeit revolutionärer Erschütterungen in diesem Prozeß — das ist in Wirklichkeit ein Glaube im eigentlichen Sinne des Wortes, und diesen Glauben Westeuropas hat auch ein bedeutender Teil der russischen gebildeten Gesellschaft angenommen.

Und auf dieses zeitgenössische Dogma ist nun auch anwendbar, was soeben über den Aphorismus Karejews gesagt wurde: in ihm sind Wahrheit und Irrtum miteinander vermengt. Niemand wird natürlich die enorme, man kann wohl sagen entscheidende Bedeutung des geschichtlichen Bewußtseins der Volksmassen für das kulturelle Aufblühen in Abrede stellen. Niemand wird die bürgerliche Freiheit und Rechtsgleichheit als die verläßlichsten Stützen der Macht und Stärke der Staaten negieren. Aber der Irrtum beginnt mit der Behauptung, daß der kulturelle und politische Fortschritt eine Frucht des unvermeidlichen Kampfes der Völker mit der monarchischen Regierung sei und daß ein solcher Kampf mit der „Konstitution" gekrönt werde, d. h. mit einem Akt, der den Triumph der Volksmacht über die monarchische Gewalt bekräftigt.

Und eben darauf läuft auch die Lehre der orthodoxen „Konstitutionalisten" hinaus, die, wie sie versichern, aus der Geschichte des verflossenen Jahrhunderts abstrahiert ist. Aber in dieser Berufung auf die Geschichte liegt ihr zweiter Irrtum.

Die Geschichte führt zu wesentlich verschiedenen Schlußfolgerungen je nach dem Standpunkt, den ihre Erforscher zu ihr ein-

nehmen. Die einen sehen in den Ereignissen nichts anderes, als eine logische Entwicklung der Idee; die Tatsachen und Menschen sind ihnen nichts weiter als eine Waffe und Verkörperung der in der betr. Epoche herrschenden Idee. Bei einer solchen Auffassung der Dinge wird jeder Inzident, wie bedeutend er auch sei, sobald er in Widerspruch zur Idee tritt, fortgeschoben und beseitigt, als eine zufällige Erscheinung und schließlich kommt der im Kultus der Idee aufgehende Historiker zu einer Schlußfolgerung, die der Lösung eines geometrischen Lehrsatzes ähnlich ist.

Aber die Geschichte ist doch kein logischer Prozeß und jede Einteilung der Ereignisse in notwendige und zufällige ist bloß eine willkürliche Bewertung des voreingenommenen und subjektiv gestimmten Verstandes. Gerade das, was auf den ersten Blick als zufällige Abweichung davon erscheint, was nach dem vernünftigen Gang der Dinge hätte eintreten müssen, bedarf eines besonders sorgfältigen und leidenschaftslosen Studiums. Gibt es nicht etwa in einer „Zufälligkeit" ein reales Faktum von tieferem Sinne, wenn man will sogar von lebendigerer Logik, als in der unterbrochenen Linie der folgerichtigen Konstruktionen, wie sie sich im Kopfe des Denkers wiederspiegeln? Die Lehren der Geschichte lassen sich nicht in symmetrische Folgerungen auflösen; man muß sie geduldig ohne Voreingenommenheit aus dem Labyrint der Ereignisse herausholen.

Ich habe nicht die Absicht, eine vollständige geschichtliche Darlegung der konstitutionellen Bewegung zu geben, ich wünsche nur einige der charakteristischsten Erscheinungen in dieser Bewegung zu beleuchten, die nach meiner tiefen Überzeugung niemand außer Auge lassen sollte, dessen Gedanken an der Organisation unseres russischen Staatswesens arbeiten. Ohne einstweilen Einzelheiten zu berühren, denen der erste Teil dieser Untersuchung gewidmet ist, halte ich es für notwendig der Aufmerksamkeit des Lesers folgende beiden Thesen zu unterbreiten:

Erstens. Wenn man davon ausgeht, daß der Konstitutionalismus eine lebensfähige Verbindung des monarchistischen Prinzips mit den Rechten der Volksvertretung ist, dann muß man anerkennen, daß in dem Lande, das als erstes auf dem europäischen Kontinent an die Spitze der konstitutionellen Bewegung trat, diese Aufgabe nicht gelöst worden ist. Der Konstitutionalismus in Frank-

reich hat nicht zu einer Erneuerung der Monarchie geführt, sondern zu ihrem Sturz, ihrem, man muß wohl meinen endgültigen Sturz. Wenn sich aber somit der französische Konstitutionalismus als nichts anderes erwiesen hat, denn als eine Übergangsphase zur republikanischen Regierung, so fragt es sich, ob diese letztere Regierungsform in Frankreich in der Gestalt lebensfähig ist, wie sie logisch und folgerichtig auf jenen, wie die Franzosen sagen, unsterblichen Prinzipien von 1789 auferbaut worden ist? Der Gang der zukünftigen Ereignisse wird diese Frage entscheiden. Wie dem aber auch sei, nicht nach französischem Muster dürfen diejenigen den Staat aufbauen, die ihn nicht auf die abschüssige Bahn der Republik stellen wollen, die, wie das Beispiel Frankreichs lehrt, rettungslos der Herrschaft einer zufälligen parlamentarischen Oligarchie verfallen ist.

Zweitens. Diejenigen, welche die ganze Blüte des 19. Jahrhunderts ausschließlich dem Siege des Konstitutionalismus zuschreiben, lassen eine Tatsache von wichtigster Bedeutung außer Acht — die Begründung des Deutschen Reichs. Man kann ein Freund oder ein Antagonist Deutschlands sein, man kann vom Gesichtspunkt nachbarlicher Interessen aus den früheren schwachen deutschen Bund dem jetzigen politisch und ökonomisch mächtigen Reiche vorziehen, aber man kann nicht leugnen, daß die Einigung Deutschlands, an und für sich genommen, eine Erscheinung von hervorragendster weltgeschichtlicher Bedeutung ist, und man kann deshalb die Frage nicht umgehen: welche Beziehung hat der Konstitutionalismus zu diesem Ereignis? Es ist gar kein Zweifel, daß in dem jetzigen kaiserlichen Deutschland die Volksvertretung eine unvergleichlich stärkere und dauerhaftere Bedeutung gewonnen hat als vor dem J. 1866; aber außer allem Zweifel ist auch das, daß die Einigung Deutschlands als ein Akt des monarchischen Willens und Verstandes, nicht aber als ein Akt parlamentarischer Schöpfung in die Erscheinung trat. Der Versuch die Einigung auf dem Wege der Volksherrschaft zu erreichen, wie er 1848 unternommen wurde, hatte keinen Erfolg, und es erwies sich, daß die Aufgabe nur durch die königliche Macht Preußens zu lösen war, die sich nicht scheute, in offenen Antagonismus zu den Prätensionen des Parlamentes zu treten.

Ist er nun nicht in höchstem Maße lehrreich, der kardinale

Unterschied, der in der Evolution vom Absolutismus zum Konstitutionalismus in dem Geschick hervortritt einerseits Frankreichs und der übrigen Länder lateinischer Rasse und anderseits Deutschlands. Dort, in Frankreich ist es nicht gelungen das monarchische Prinzip und die Volksvertretung zu einer lebensfähigen Verbindung zu bringen; allem Anschein nach wird das auch in Spanien, Portugal und Italien schwerlich erreicht werden. In Deutschland aber sind die Wurzeln der starken monarchischen Gewalt unter dem Druck des revolutionären Ansturmes nicht gerissen; diese Gewalt hat ihre führende Bedeutung bei der Ausgestaltung des Staates behalten und bleibt, indem sie die Rechte der Volksvertretung durchaus nicht einengt, der selbständige Vertreter der Volksbedürfnisse und Volksideale.

Daraus scheint sich doch der Schluß zu ergeben, daß von irgend einer abstrakten, konstitutionellen, sozusagen Normalformel keine Rede sein kann. Das, wie es auf den ersten Blick scheint, nämliche Prinzip führt zu wesentlich verschiedenen Resultaten — zum Sturz der Monarchie und zu ihrer Erneuerung. Man muß diese Frage daher mit der größten Aufmerksamkeit behandeln, indem man in die Tiefe der Weltanschauungen selbst eindringt, durch welche so verschiedene Folgen bestimmt werden.

*

Es wird nicht überflüssig sein die Aufmerksamkeit des Lesers vorläufig noch auf Folgendes zu lenken: wenn die Menschen über politische Dinge reden, verraten sie eine allzugroße Neigung zur Erweiterung und Festlegung in unbewegliche Rahmen dessen, was man politische Überzeugung nennt. Solch eine Neigung, die in besonderer Stärke in Übergangsepochen hervortritt, trägt in den politischen Kampf eine gereizte Leidenschaftlichkeit und führt daher zur Unfruchtbarkeit. Ich will keineswegs ein Prediger des Opportunismus und der Prinzipienlosigkeit werden, jedoch glaube ich, daß man in die Politik, in die Frage der Staatseinrichtung nicht ungestraft jenen Glauben an die Heilsamkeit eines bestimmten Dogmas hineintragen kann, dem sich der Mensch auf religiösem Gebiete unterordnet. Die Politik ist eine Sache der Erfahrung, die eine beständige Kontrolle des kritischen Verstandes, der sich auf reale Tatsachen und nicht auf Gebote der Theorie stützt, nicht

nur zuläßt, sondern verlangt. Jenes gepanzerte Credo, das für Einwände anders Denkender undurchdringlich ist, läuft in der Politik auf einige wenige Kernsätze hinaus: auf die Sicherung der Einheit, Macht und Würde der Heimat, sowie der geistigen, moralischen und materiellen Wohlfahrt ihrer Bürger. Die Wege zur Erreichung dieses höchsten Zieles sind verschieden, abhängig von der Zeit und von den historischen Geschicken des gegebenen Volkes. Die Formen der Regierung und der Modus ihrer praktischen Handhabung werden immer nur ein Mittel bleiben und können niemals ein sich selbst genügendes Ziel sein. Daher hat man sich ihnen gegenüber ebenso zu verhalten, wie ein verständiger Architekt sich zu einem Bauplan und dem dabei zu benutzenden Material verhält. Was würden wir von einem Architekten sagen, der behaupten würde, daß nach seiner Überzeugung die Häuser nur aus gelben Ziegeln gebaut und die Gebäude überhaupt nicht anders als nach einem bestimmten Normalplan aufgeführt werden dürften? Das hieße doch Überzeugungen auf ein praktisches Gebiet hinübertragen, das mit Überzeugungen nichts gemein hat, und sowohl die Bodenverhältnisse und das vorhandene Baumaterial, als auch die Lebensbedürfnisse der zukünftigen Bewohner des Hauses unberücksichtigt lassen.

In der Politik begegnet man beständig Architekten solcher Art. Es sind alles überzeugte, nicht selten bis zum Fanatismus überzeugte Leute. Wir, sagen sie, sind überzeugte Anhänger der Republik, weil nur die republikanische Regierungsform den Forderungen des höchsten menschlichen Verstandes entspricht; mit der konstitutionellen Monarchie söhnen wir uns nur temporär aus als mit einer Übergangsform der Regierung, die logisch und unabwendbar die reine Volksherrschaft vorbereitet. Wir, sagen andere, sind überzeugte Monarchisten, Absolutisten; unsre politischen Überzeugungen fließen mit den religiösen Glauben zusammen und sind daher, wie dieser letztere, unerschütterlich und für die kritische Analyse unzugänglich. Wären wir als Bürger der Schweiz oder der Vereinigten Staaten geboren, so würden wir auch dort die republikanische Verfassung für ein Übel halten und alle Kräfte anstrengen, sie durch eine monarchische zu ersetzen. Wir, sagen die dritten, sind überzeugte Anhänger des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts, denn nur in ihm erlangt die

Gleichheit der Menschen — das Grundgesetz der Menschheit — ihre volle Verwirklichung.

Kaum jemals sind die politischen „Überzeugungen" mit solcher Stärke hervorgetreten, wie zur Zeit der französischen Revolution. Aber wozu hat denn das Schaffen der Staatserbauer jener Zeit geführt? Im Laufe von vier Jahren war Frankreich mit drei Konstitutionen beglückt worden und sie alle erwiesen sich als totgeboren. Das Gebäude des Staates wurde zerschlagen und in seine Teile zerlegt wie ein zum Abbruch bestimmtes Haus, und auf den mit Strömen von Blut übergossenen Trümmern erhob sich ein Regime, das schimpflichste von denen, die je existiert haben, das Regime des Direktoriums, die Herrschaft befleckter Oligarchen, der Kandidaten der Pöbelanführer, die Frankreich, das bis zur vollsten Anarchie gelangt war, tyrannisierten, die aber weder Fähigkeiten besaßen, noch die Möglichkeit es zu regieren.

Man studiere aufmerksam dieses überaus interessante Kapitel der Geschichte, aber lasse sich um Gottes willen nicht von den Deklamationen der Panegyriker der Revolution bestechen. Man lese ihre neuesten Erforscher, namentlich Taine, der am besten das Netz politischer Sophismen der Revolution aufgedeckt und die Psychologie ihrer Führer entlarvt hat. Tausend Mal Recht hat Taine, wenn er, sich gegen die ideologischen Hervorbringungen, gegen die den Tatsachen des realen Lebens vorauseilende Theorie wendend, die politischen Luftschlösser verurteilt, die außerhalb von Zeit und Raum aufgeführt werden, nach einem Plane, der von „Überzeugungen" entworfen wird, die aus den Berechnungen des abstrakten Verstandes hervorgegangen sind. „Eine Konstitution, sei sie eine oligarchische, eine monarchische oder eine aristokratische, sagt er, ist nichts anderes als eine Maschine, eine gute, wenn sie dem Zwecke (der Sicherstellung des öffentlichen Wohles) genügt, eine schlechte, wenn sie ihm nicht genügt, und die wie jede Maschine verschieden sein muß, je nach dem Boden, den Materialien und den Umständen. Die rationellste Konstitution ist ungesetzlich, sobald sie den Staat zum Zerfall führt. Die einfachste ist gesetzlich, sobald sie den Bestand des Staates sicherstellt. Es gibt keine solche Konstitution, die auf den natürlichen Menschenrechten basierte und die überall und unbedingt Bedeutung hätte. Je nach dem Volke, der Zeit, der Kulturstufe, je nach der inneren und äußeren

Lage, können allerlei Gleichheiten und Ungleichheiten, bürgerliche und politische, sich als nützlich oder nutzlos, und sogar schädlich erweisen, und sind folglich zu beseitigen oder zu erhalten. Kraft eines solchen höchsten Prinzipes, nicht aber namens irgend eines eingebildeten sozialen Vertrages, hat der Gesetzgeber die Pflicht, im Zentrum wie an der Peripherie, auf dem Wege der Erblichkeit oder der Wahl, der Rechtsgleichheit oder der Privilegien, die Rechte der Bürger und die Vollmachten der öffentlichen Gewalten festzustellen, zu beschränken, zu verteilen."

* * *

Unter den Lehrmeistern des Konstitutionalismus herrscht die Ansicht vor, daß die englische Konstitution als Prototyp für die Konstitution des europäischen Festlandes gedient habe.

Dieser Ansicht kann man jedoch nur mit Einwänden und Korrekturen sehr wesentlicher Art beistimmen. Jenes Konglomerat uralter Statuten, Traditionen, Gewohnheiten und Praxis, das britische Konstitution genannt wird und die niemals in Paragraphen oder einen Kodex zusammengefaßt worden ist, ist auf dem Boden solcher Besonderheiten der Volksart und Geschichte erwachsen, wie man sie nirgendswo auf dem Kontinent trifft. Man beachte auch noch, daß der ganzen englischen Denkweise die Theorie niemals mehr galt als die Tatsachen des realen Lebens, so daß die Schöpferkraft des abstrakten Verstandes bei der Schaffung der englischen Konstitution gar nicht beteiligt war.

Unter solchen Umständen erscheint die Übernahme der englischen Konstitution durch irgend ein anderes Land undenkbar und unmöglich. Es konnte nur von der Übernahme der Prinzipien die Rede sein, die auf dem konstitutionellen Boden Englands erwachsen sind. Aber welche Illusionen, welche Irrtümer, welche Falsifikationen, willkürliche und unwillkürliche, konnten die Folgen solch eines Beginnens sein und sind es gewesen. Lebendige Gebilde durch die Retorte voreingenommener Ideen und logischer Überschläge durchgehen zu lassen — bringt das nicht die Gefahr einer solchen Mechanisation mit sich, wodurch die ganze Sache vollkommen verzerrt werden kann? Wir werden gleich sehen, daß eben dieses eingetreten ist bei dem ersten Versuche die englische Konstitution

auf den Kontinent zu verpflanzen, bei der Begründung der französischen Konstitution vom J. 1791.

Die Anhänger der englischen Konstitution, die diese Regierungsform dem Absolutismus gegenüberstellten, der auf dem Kontinent herrschte, waren der Meinung, daß die englische Konstitution die Frucht eines unaufhörlichen, uralten, systematischen Kampfes der Volksvertretung gegen die Usurpation der königlichen Macht sei; daß dank diesem Kampfe und dem endlichen vollen Siege der Volksherrschaft der König, ungeachtet aller möglichen Aufmerksamkeit und Ehrenattribute, herabgedrückt sei bis zur Rolle einer purpurtragenden Puppe, eines willenlosen und stummen Dieners der Minister, der Kandidaten des allmächtigen Hauses der Gemeinen, des einzigen Repräsentanten des Volkswillens.

Aber den englischen Staatsbau auf solch eine Formel zurückführen, heißt lebendige organische Kräfte mit einem vereinfachten und seelenlosen Mechanismus vertauschen und einen Apparat schaffen, der zur Arbeit bloß in einem reflektierenden Kopfe tauglich ist, nicht aber für die Erscheinungen der realen Wirklichkeit. Falsch, grundfalsch ist die Behauptung, es gehe durch die ganze englische Geschichte wie ein roter Faden der Kampf der Volksmacht gegen die Königsgewalt. Im Gegenteil, die Königsgewalt ist im Bewußtsein der Engländer seit undenklichen Zeiten als Stütze der Freiheiten und Rechte des Volkes angesehen worden. Die Volkvertretung selbst aber entstand und erweiterte sich nicht in der Eigenschaft eines Zügels der königlichen Gewalt, sondern in der Eigenschaft eines Rates, der in dem stolzen Bewußtsein der Nation den König mit dem Vertrauen und der Treue des Volkes überschattete.

Natürlich ist der jahrhundertelange Prozeß der gegenseitigen Durchdringung der königlichen Gewalt und der Volksvertretung nicht ohne Kämpfe vor sich gegangen. Im 17. Jahrhundert spitzten sie sich bis zu jenem tragischen Konflikt zu, der mit dem Sturze des Geschlechts der Stuart endete. Aber gerade diese schwere Epoche bildet den besten Beweis dafür, wie stark im Bewußtsein der Engländer die Wurzeln der Monarchie sind. Weder die stolze Verblendung Karls I. noch die urteilslose Nachgibigkeit Jakobs II. den jesuitischen Einflüssen gegenüber, die den Engländern verhaßt waren, haben sie irre gemacht. England lenkte nicht ab auf den Weg der Republik, wie ein Jahrhundert später Frankreich nach

dem Sturz der Burbonen, und der alte, aber verjüngte Stamm der Monarchie blüht weiter in enger Verbindung mit der Volksfreiheit und der wachsenden Weltbedeutung Britanniens.

Nach dem Sinne der englischen Konstitution sind weder der König noch die Kammern mit der obersten Gewalt bekleidet; als deren Träger erscheint das Parlament d. h. der König, der nicht in Unterordnung, sondern in der Vereinigung mit dem Hause der Gemeinen und dem Hause der Lords wirkt. Nicht Ideologie, sondern uralte praktische Weisheit, politischer Takt und Erfahrung haben ein Staatengebilde geschaffen, bei dem man unwillkürlich an die h. Dreieinigkeit erinnert wird. Und wie die gegenseitige Beziehung dieser unzerreißbar miteinander verbundenen Elemente der obersten Gewalt vom Geiste der Mäßigung durchdrungen sind, so fehlen in England jene heftigen Zusammenstöße zwischen ihnen, die von den Franzosen le jeu du mecanisme constitutionel genannt werden. Der beste Beweis dafür ist, daß seit den Zeiten der Königin Anna das königliche veto kein einziges Mal ausgesprochen wurde, ebenso wie seit der Restauration von 1688 kein Fall vorgekommen ist, wo das Haus der Gemeinen dem Könige Subsidien verweigert hätte.

Ich will keinen Traktat über die englische Konstitution schreiben. Doch war es im Hinblick auf die weitere Untersuchung wichtig, wenigstens darauf hinzuweisen, wie oberflächlich die Behauptung ist, daß die ersten Schritte der französischen Revolution angeblich auf die Übernahme der englischen Konstitution zurückzuführen seien. Nichts dergleichen ist der Fall gewesen: die französischen constituants haben nicht mehr als Bruchstücke der englischen konstitutionellen Statuten übernommen, einige Termina, indem sie unter dem Druck der politischen Metaphysik des 18. Jahrhunderts ihren Sinn und ihre Bedeutung verdrehten und schließlich ein solches Staatsgebilde schufen, das bei einigen Zügen äußerer Ähnlichkeit sich nicht als ein Abbild der englischen monarchisch-konstitutionellen Verfassung, sondern eher als ein Gegensatz dazu erwies. Wer tiefer in diese Materie eindringen möchte, dem erlaube ich mir das bemerkenswerte Buch von Edmund Burke* zu rekommandieren, das er 1790 geschrieben hat und in dem

*) Reflexions on the Revolution in France. London 1790. [Deutsch von Fr. v. Gentz. 3. Aufl. Berlin 1838.]

dieser edle geschichtliche Denker und praktische Staatsmann mit überraschendem Scharfsinn den unausbleiblichen Zusammenbruch der französischen revolutionären Schöpfung voraussagte. Es ist zu bedauern, daß Burke's Buch nicht in russischer Übersetzung vorhanden ist, denn abgesehen von seiner historischen Bedeutung verdient es in der eben jetzt von uns durchlebten Zeit das aufmerksamste Studium. Kaum jemand hat mit so überzeugender Beredsamkeit die lebendigen, tief im Volksbewußtsein wurzelnden Grundlagen der englischen konstitutionellen Verfassung darzulegen verstanden, im Gegensatz zu den ideellen Konstruktionen der französischen Neuerer, jene Achtung vor der Vergangenheit, jene weise Mäßigung, die abstrakte Ideale ablehnt und die Erreichung des praktisch Möglichen erstrebt, die die Grundlage des politischen und sozialen Lebens in England bilden.

Im Buche Burke's gibt es Stellen, die einer ganz besonderen Aufmerksamkeit wert sind. Sie betreffen den Übergang der Krone auf Wilhelm III. nach dem Sturze Jakob II., und dann auf die hannoversche Prinzessin Anna, als Wilhelm von Oranien kinderlos gestorben war. Es könnte scheinen, daß in beiden Fällen die Kammern freie Hand hatten und daß die Königswahl als Äußerung des Volkswillens im Namen der Volkssouveränetät hätte zustande kommen sollen. Indessen, die englischen Staatsmänner waren tief durchdrungen von dem Bewußtsein, daß durch die Wahl des Königs nach dieser Ordnung das Wesen der königlichen Macht selbst verändert worden wäre. Die Macht hätte aufgehört eine sich selbst genügende Kraft zu sein; sie hätte ihre historischen Wurzeln eingebüßt und wäre eine von der Parlamentsmajorität eingesetzte gewesen. Sie waren sich bewußt, daß die Wahl des Königs im Namen der Volkssouveränetät, weil sie allen Traditionen der englischen Geschichte widersprach, der durchlebten Revolution kein Ende bereitet, sondern sie zur Wiege für weitere Staatsumwälzungen gemacht hätte. Und deshalb, nicht aus Liebedienerei vor der königlichen Gewalt, sondern in der tiefen Erkenntnis, daß die erbliche Königsmacht ein untrennbarer Teil der englischen Konstitution sei und eine Schutzwehr der Freiheiten des englischen Volkes, wurden Wilhelm und Maria wie Anna von Hannover nicht erwählt, sondern auf Grund des Erbrechts auf den Thron berufen.

„Lasset nicht außer Acht", schrieb Burke, „daß von den Zeiten der Magna Marta der Freiheiten an bis zur Deklaration der Rechte nach dem Grundprinzip unsrer Konstitution unsre Freiheiten als ein Erbe gelten, das wir von unsren Vorfahren erhalten haben und unsren Nachkommen wieder überliefern müssen, als ein Schatz, der dem Volke dieses Königreichs gehört, ohne Hinweise auf irgend welche natürliche oder abstrakte Rechte. Dank diesem wahrt unsre Konstitution ihre machtvolle Einheit, ungeachtet der jahrhundertealten Aufschichtungen. Wir haben eine erbliche Krone, eine erbliche Pairie, das Haus der Gemeinen und das Volk, die die Privilegien und Freiheiten von einer langen Reihe Vorfahren ererbt haben."

„Das ungezügelte Streben nach Neuerungen geht nicht selten aus von einem egoistischen Recht und einer beschränkten Anschauung der Dinge. Wer das Vergangene nicht achtet, kümmert sich auch nicht um das Kommende. Das englische Volk hat tief erkannt, daß die Idee der Erblichkeit das verläßlichste von den schutzgewährenden Prinzipien ist, das eine Vervollkommnung durchaus nicht ausschließt; es schützt das Erworbene und läßt uns die Freiheit weiterer Erwerbungen. Alle Vorzüge, die in einem Staate erreicht wurden, der auf solchen Grundlagen ruht, erhalten die Festigkeit gleichsam einer Familienordnung, und im Gange des konstitutionellen Lebens, das in solchem Geiste erwachsen ist, überkommen, halten und überliefern wir unsre Staatsregierung ganz ebenso, wie wir unser Leben nutzen und unsrer Nachkommenschaft unser Eigentum hinterlassen. Die Staatseinrichtungen, die Gaben der Natur, die von der Vorsehung gespendeten Güter, empfangen wir und überliefern wir den folgenden Generationen in dem gleichen Geiste und der gleichen Ordnung. Unser Staatswesen ist in Übereinstimmung mit dem Gesetze entstanden, welches das Weltall regiert, und mit den Existenzbedingungen des unsterblichen Körpers, der sich aus vergänglichen Teilen zusammensetzt. Nach diesem Gesetz unergründlicher Weisheit wandelt die Menschheit, die sich niemals weder im Stadium der Jugend, noch in einer Periode voller Blüte oder Hinfälligkeit befindet, ihren Weg, der aus einem endlosen Wechsel von Niedergang, Erneuerung und Fortschritt besteht. So sagen auch wir, indem wir den Gang unsres staatlichen Lebens dem Gesetze der Natur unterordnen, in

dem, was wir einführen, niemals unbedingter Neuerung nach, und bewahren in dem, woran wir festhalten, niemals bereits ganz abgelebtes Altertum. Indem wir uns an die Handlungsweise und die Grundsätze unsrer Vorfahren halten, lassen wir uns nicht durch den Aberglauben von Antiquaren leiten, sondern durch den praktischen Menschenverstand. Das Prinzip der Erblichkeit, das dem Staatsleben jene Festigkeit und Kraft verleiht, wie sie die Familie aus der Blutsverwandtschaft schöpft, verbindet die Konstitution unsres Landes mit unsren Herzen durch das starke Band des häuslichen Heerdes und der Familienangehörigkeit, indem es unsre Herzen unzerreißbar mit unsrem Staate, mit den Gräbern der Vorfahren und mit unsren Altären verbindet."

* * *

Betrachten wir nunmehr die Metamorphose, der die englische Konstitution im Laboratorium der französischen Gesetzgeber unterzogen wurde.

Die französischen Etats généraux von ca. 1200 Gliedern wurden bekanntlich in Versaille im Mai 1789 einberufen, erklärten sich bald darauf zu einer konstituierenden Versammlung und beschäftigte sich mit der Ausarbeitung einer Konstitution. Trotz der scharfen Opposition, in der die Mehrheit der Versammlung, die vom Pöbel angestachelt wurde, sich gegen die Regierung befand, ging die Nationalversammlung an ihre Arbeit mit der festen Absicht Frankreich eine monarchische Konstitution zu geben. In der Versammlung gab es nach dem Zeugnis von Zeitgenossen keine fünf Republikaner. Und der Stimmung der Versammlung entsprach auch die des Landes: die Wahlen gingen überall unter dem Rufe „vive le roi!" vor sich und in den sog. „cahiers" war nirgends von einer Änderung der Regierungsform die Rede. Wie nun geschah es, daß bei einer solchen Stimmung des Volkes wie der Versammlung diese letztere eine solche Konstitution schuf, die, monarchisch bloß dem Namen nach, sich als lebensunfähig erwies und als Anfang einer Reihe republikanischer Konstitutionen, die ebenso totgeboren waren.

Und die Gründe dafür? Es sind ihrer zwei: erstens — die, man kann sagen, organische Unfähigkeit einer vielgliedrigen

und daher unausbleiblich buntscheckigen Versammlung zu einem konstitutiven Schaffen. Die Geschichte bestätigt das untrüglich. Muß man doch, abgesehen von den vier konstitutionellen Fehlgeburten der ersten französischen Revolution, auch auf die lebensunfähige Konstitution der französischen Nationalversammlung von 1848, auf die totgeborene Konstitution des Frankfurter Parlaments von 1849 hinweisen, gar nicht zu reden von der ganzen Reihe spanischer, portugiesischer und andrer Konstitutionen.

Zweitens — die Methode selbst des konstituierenden Schaffens. Die französischen constituants fingen, in schroffem Gegensatz zu den Engländern, damit an, daß sie das ganze bestehende Staatsgebäude zum Abbruch verurteilten, es in seine Teile auflösten, sein jahrhundertealtes Fundament sorglich untergruben, und dann ein, wie es ihnen schien, tadelloses neues Gebäude aufführten nach dem symmetrischen Plan der herrschenden philosophischen Doktrin.

Beide genannten Ursachen des konstitutiven Trugschlusses hängen unauflösbar untereinander zusammen und bedingen sich gegenseitig.

Wenn schon zahlreiche Komitees oder Kommissionen selten an ein harmonisches Orchester erinnern, was soll man dann von einer Versammlung von mehreren hundert Menschen sagen, die ein Agglomerat von Personen darstellt, die nach ihrer sozialen Lage, ihrer Bildungsstufe und Weltanschauung verschieden, aber durch die Zufälligkeit der Wahllotterie in einen Haufen zusammengebracht sind? In der konstituierenden Versammlung überwogen der Zahl nach kleine Rechtsgelehrte, d. h. Landadvokaten und Notariusse, Ärzte und Landgeistliche, die von Neid gegen die höhere aristokratische Geistlichkeit erfüllt waren. Leute von Namen und Talent, solche, die nach Kenntnis und Erfahrung geeignet gewesen wären zu nüchterner und praktischer Arbeit, gab es in der Versammlung wenig und ihr Einfluß war gleich Null dank dem Übergewicht der ländlichen Mittelmäßigkeit. Als Ludwig XVI. die Mitgliederliste der Versammlung vorgelegt wurde, bemerkte er schmerzlich: „Was hätte die Nation gesagt, wenn ich solche Leute in die Notablenversammlung oder in meinen Rat berufen hätte?“

Es ist verständlich, daß in einer solchen Versammlung die Gefühle und Interessen der Menge vorherrschen mußten — die

Neigung, Deklamationen und tönenden schmeichelhaften Phrasen nachzugeben, die stetige Bereitschaft, „einfachen und klaren" Schlußfolgerungen beizustimmen, die dem Durchschnittsverstande zugänglicher sind, als jene vorsichtige staatsmännische Arbeit, die mit der unendlichen Kompliziertheit der menschlichen Dinge rechnet.

Die Lobpreisung der Konstituierenden Versammlung und ihrer Schöpferarbeit wurde das unverletzliche credo der konstitutionellen Schule. Aber es ist interessant zu sehen, wie hervorragende Zeitgenossen zu der Arbeit der Versammlung Stellung genommen haben, und zwar solche, die ihr ganzes Dasein der Verteidigung und Sicherung der bürgerlichen Freiheit gewidmet hatten. Ich habe schon E. Burke's erwähnt: von den ersten Schritten der Versammlung an, 1790, hat diese englische Whig und glühende Anhänger der freiheitlichen Staatsverfassung unter dem Schatten der historischen monarchischen Gewalt mit Entschiedenheit den nahen und unausbleiblichen Zusammenbruch der französischen Monarchie, die kurze und schreckliche Herrschaft der demagogischen Oligarchie und den Sturz der letzteren durch die Militärdiktatur vorausgesagt. Nicht geringere Beachtung verdienen die Aussagen Washingtons und Jeffersons, der Väter der amerikanischen Konstitution und ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten. Diese Republikaner begriffen, besser als die philosophierenden französischen Monarchisten, das Wesen der monarchischen Gewalt und das Unheil, das Frankreich durch die Erschütterung seiner Grundlagen im Namen abstrakter politischer Lehren drohte. Sie hörten nicht auf, sich an ihren Freund Lafayette mit feierlichen Beschwörungen zu wenden, die von tiefer Weisheit erfüllt waren. Der amerikanische Gesandte Morris schrieb zwei Monate vor der Einberufung der Generalstaaten folgendes: „Ich, ein Republikaner, der s. z. s. gestern erst aus der Versammlung gekommen ist, welche die allerrepublikanischste von den republikanischen Konstitutionen geschaffen hat, ich höre nicht auf, die Achtung vor dem König zu predigen, die Achtung der Rechte des Adels und Mäßigung nicht nur in der Wahl des Zieles, sondern auch in dem Mittel es zu erreichen." Jefferson, ein Demokrat und Radikaler, sprach nicht anders. Zur Zeit des berüchtigten Schwures im Ballspielhause verdoppelt er seine Anstrengungen bei Lafayette und andren Patrioten, um sie zu überreden, „sich mit dem Könige zu

einigen betreffs der Sicherstellung der Religions- und Preßfreiheit, der Habeas-corpus-Akte und der nationalen Legislatur, wogegen der König keine Einwendungen erheben werde, sodann aber auseinander zu gehen, um diesen Reformen Zeit zu geben auf das Volk zu wirken und es so zu weiterem Fortschritt befähigt zu machen. Das ist alles, was bis jetzt Ihre Vaterlandsgenossen mit Nutzen für sich tun können, vorausgesetzt, daß bei der Sache Mäßigung gewahrt wird." Arthur Jung, dieser so gewissenhafte Beobachter des ländlichen Lebens und strenge Richter der Mißbräuche des alten Regimes, kann die Handlungsweise der Versammlung nicht begreifen: „Sich von den Hinweisen der Erfahrung lossagen, sich Theorien hingeben, um das Gleichgewicht der Interessen und Garantien für die Freiheiten in einem Lande mit 25 Millionen Einwohnern herzustellen, erscheint mir als der Gipfelpunkt des Leichtsinns und die Quintessenz der Verirrung." *

Aber solche nüchterne und verständige Stimmen erhoben sich auch von seiten jener freilich nicht zahlreichen Franzosen, die ihr geistiges Gleichgewicht inmitten der allgemeinen politischen Saturnalien bewahrt hatten. Es ist auch heute noch nützlich die Aufsätze und Briefe Mallet Dupan's zu lesen, sowie das Buch von Mounier „Recherches sur le causes qui ont empêché les Français de devenir libres", das geschrieben wurde, nachdem der Verfasser seine Stellung als Deputierter unter dem unmittelbaren Eindruck der verderblichen Arbeit der Nationalversammlung niedergelegt hatte. Aber ihr strengster und unerbittlichster Richter war Mirabeau, als er sich aus dem donnernden Tribunen in den geheimen Ratgeber des Königs wandelte und mit fast prophetischem Hellsehen hat er jene starke Gewalt vorausgesagt, die Frankreich aus dem blutigen Sumpfe der Utopien herausführen werde.

*

Welcher Grundgedanke bildete denn nun aber das Fundament der von der konstituierenden Versammlung geschaffenen französischen Konstitution von 1791?

Sie war auf dem Prinzip der Volkssouveränität aufgebaut, wie sie Rousseau verkündet hatte, und dieses Prinzip war in allen

*) Taine, Les origines de la France contemporaine. La Revolution, I, 156.

Teilen der Konstitutionsakte mit jener unerbittlichen logischen Konsequenz durchgeführt worden, die den politischen Metaphysikern eigen ist.

Rousseau — der beredte Narr, wie ihn unser Puschkin genannt hat — lehrt, daß die Souveränität, die oberste Gewalt im Staate, dem Volke allein zusteht; daß die Aneignung souveräner Rechte durch irgend jemand eine Usurpation und der Kampf dagegen die heiligste Pflicht des Bürgers ist (L'insurrection est le plus sacré des devoirs). Vom Volke hängt es ab, den von ihm erwählten Personen oder den von ihm kreierten Institutionen die einzelnen Funktionen zu übertragen; aber solch eine Vollmacht schafft nie eine selbständige Gewalt; jederzeit hängt es vom Volke ab, die verliehenen Vollmachten zurückzunehmen und in vollem Umfang seine unmittelbare unbegrenzte Souveränität wiederherzustellen.

Bevor wir zu einer kurzen Übersicht der Konstitution von 1791 übergehen, ist es notwendig diese Lehre kritisch zu beleuchten. Man muß sich mit ihr auseinandersetzen, weil Spuren davon auch noch die heutige konstitutionelle Theorie durchsetzen, obgleich die jetzigen Professoren des Konstitutionalismus bereit sind die Lehre Rousseaus für etwas extrem und utopisch zu halten. Aber ein solches Zugeständnis ist zwecklos: es genügt eine gewisse Beimengung der Irrlehre, um das Staatsgebäude, das einstweilen noch nicht von seinen historischen Grundlagen verrückt ist, zu unterwühlen und aus dem Richtlot zu bringen. Auch schon ein Löffel Teer verdirbt ein Faß Honig. Das vielgepriesene „juste millieu", das sich als Kompromiß ergibt zwischen den Pharisäern des Doktrinarismus, die sich vor den revolutionären Lehren bekreuzigen und sie doch unbewußt verkünden, und den aufrichtigen Leuten, die den Staat nicht auf Theorien aufbauen wollen, führt unausbleiblich zur Lafayetteschen „la meilleure des républiqeus"* — Die Masse der harmlosen Leute schließt sich dieser Lehre Rousseaus, natürlich ohne sich in sie zu vertiefen, aus reinem Mißverständnis an; andere nimmt diese Lehre durch ihre erstaunliche logische

*) Als 1830 Louis Philippe die französische Krone angeboten wurde, sagte Lafayette zu ihm: „Sire, vous êtes la meilleure des républiques." Dieser Ausspruch ist vom Verf. vorher in einer hier ausgelassenen Anmerkung angeführt worden.

Einfachheit gefangen und durch jene einfache Vorstellung, daß das Prinzip der Volkssouveränität gleichsam eine volle und erfolgreiche Verwirklichung in kleinen gesellschaftlichen Einheiten findet, in ländlichen Gemeinden und Aktiengesellschaften. Warum sollte also der Staat nicht nach demselben Prinzip leben, wie einzelne seiner Bestandteile?

Das Mißverständnis rührt daher, daß angeblich die Regierung der Volkssouveränität zur Behauptung führt, daß die Völker für die Herrscher da sind und nicht die Herrscher für die Völker. Aber solch ein alberner Gedanke ist ja niemals auch dem allerkonservativsten Politiker in den Sinn gekommen. Wer wird denn dagegen streiten, daß die Quelle jeder monarchischen Gewalt das Volk ist? Am offensten und lautesten haben das die selbstherrlichsten Herrscher bekannt, unser Peter d. Gr. und der preußische Friedrich, die sich die ersten Diener des Volkes nannten. Die Frage, die sich in Anlaß der Volkssouveränität erhebt — wenn man nur dabei nicht metaphysische Spielereien, sondern die realen Bedürfnisse des Lebens im Auge hat —, läuft darauf hinaus: wer ist in staatlichen Fragen berufen das letzte entscheidende Wort zu sprechen.

Antwortet man darauf: das Volk — so spricht man ein Wort aus, das keine reale Bedeutung hat, denn in jenem millionenköpfigen, vielstämmigen Ameisenhaufen, der das gegebene staatliche Territorium bildet, gibt es weder eine bewußte Selbstbestimmung, noch einen Gedanken und Willen. Man leugnet das selbst nicht und, um für die unbewußte Masse ein bewußtes Organ zu schaffen, greift man zu Wahlen und Vollmachten. Und man tut recht, wenn man so handelt, denn man greift damit nicht zu einem selbsterfundenen Mittel, sondern zu einem, das von den ersten Schritten der Menschheit an in allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens angewandt worden ist. Aber die metaphysische Überschreitung beginnt mit der Identifizierung der Erwählten des Volkes mit dem Volke selbst, das sie erwählt hat, mit der Übertragung der Souveränität auf die Erwählten des Volkes und mit der Gegenüberstellung ihrer Vollmacht und jener historischen monarchischen Gewalt, die ihre Wurzeln in der Volksseele hat und von niemand anderem geschaffen ist als eben vom Volke in seiner unbewußten schöpferischen Kraft.

Es ist überraschend, daß die Anhänger der Volkssouveränität

gerade darin fehlgehen, daß sie die Anhänger der Monarchie der politischen Mystik anschuldigen. Den Anhängern der linken politischen Lehren sind besonders die Ausdrücke „Gesalbter Gottes" und „Herrscher von Gottes Gnaden" verhaßt, desgleichen die Verbindung religiösen Glaubens mit dem Gefühl monarchischer Treue, was von ihnen als Beweis für die Herrschaft theoretischer Prinzipien in der Frage der Regierung des Staates angeführt wird. Von welch oberflächlichem Nichtverstehen der monarchischen Verfassung zeugt jedoch solch ein Verhalten zur Sache! Nicht durch ein göttliches Wunder sind die europäischen Monarchien entstanden, sondern nach dem Willen der Vorsehung, die die Geschicke der Völker und Herrscher in gleicher Weise leitet, und Wehe dem Monarchen, der in seiner Herrscherbetätigung Offenbarungen von oben suchen und nicht auf die Stimme des Gewissens hören wollte, die durch die Erfahrung der Geschichte und den Rat von Leuten kontrolliert wird, welche sowohl durch die Achtung des Volkes als auch durch das Vertrauen des Herrschers berufen sind. Natürlich wird ohne jene Ehrfurcht, die sowohl die Volksmassen als auch die gebildeten Schichten der Gesellschaft in ein gemeinsames Gefühl der Treue vereinigt, der monarchische Staatsbau nicht dauerhaft sein. Aber, es fragt sich, wo ist denn die Mystik in jener bewußten Ehrfurcht vor dem unerforschlichen Walten der Vorsehung, die gerade dieses Geschlecht aus der Zahl vieler zur höchsten Stellung im Staate berufen und dem Volke in der Person des Herrschers ein lebendiges Symbol der Heimat gegeben hat, ihrer Unteilbarkeit, ihrer Macht, ihrer Ehre und ihres Ruhmes?

Liegt nicht hundertmal mehr Mystik in jenem Kultus der Volksherrschaft, der die Wahlprozedur für eine wundertätige Salbung zur Allwissenheit und Allmacht hält und ein halbes Hundert ehrenwerter, mitunter auch wenig ehrenwerter Einwohner, die in der Wahllotterie glückliche Nummern erhalten haben als volle Gewalt habende und über jedem Tadel stehende Leiter der Geschicke des Vaterlandes ansieht?

Weiterhin werden wir die zersetzende Wirkung berühren müssen, die Rousseaus Lehre auch auf die republikanische Regierungsform ausübt. Daß aber die monarchische Verfassung unausbleiblich nicht bloß durch diese Lehre, sondern auch durch alle

Schlußfolgerungen daraus, wie maskiert sie auch sein mögen, beseitigt wird, dafür dient die französische Konstitution von 1791 als bester Beweis.

*

In der berühmten Deklaration der Menschen- und Bürgerrechte stehen obenan die Worte: „Das Ziel jeder politischen Assoziation besteht in der Wahrung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind Freiheit, Eigentumsrecht, Sicherheit der Person (la sureté) und der Kampf gegen Unterdrückung (la resistence à l'oppression)." „Das Prinzip aller Souveränität ruht ganz in der Nation, keine Institution, keine Person kann eine Macht verwirklichen, die nicht unmittelbar von jener ausginge."

Dann wird im Text der Konstitution das Wesen der königlichen Macht folgendermaßen bestimmt: „Die Nation, von der allein alle Gewalt ausgeht, kann sie nur auf dem Wege der Delegation verwirklichen." „Die französische Konstitution ist eine repräsentative; die Repräsentanten sind die gesetzgebende Versammlung und der König." „Die Regierung ist eine monarchische: die vollziehende Gewalt wird dem König übertragen und unter seiner Autorität von den Ministern und andren Agenten gehandhabt."

Ich will die weiteren, logisch aus diesem Grundprinzip sich ergebenden Punkte der Konstitution nicht wörtlich zitieren. Ich entnehme hier Taine eine Schilderung dieses erstaunlichen Staatsbaus:

„Ziehen wir zunächst die beiden Zentralgewalten in Betracht: die Kammer und den König. Es gilt als Regel, daß eine Verfassung, wenn sie abgesonderte Gewalten von verschiedenem Ursprung schafft, für diese ein in Streitfällen zu befragendes Schiedsgericht in Gestalt eines Oberhauses einsetzt. Wenigstens macht sie es möglich, daß jenen Gewalten gegenseitige Angriffspunkte bleiben; die Kammer bedarf eines solchen gegenüber dem König: das Recht der Steuerverweigerung; der König eines solchen gegenüber der Kammer: das Recht sie aufzulösen. Wird eine der Parteien ihres Angriffspunktes beraubt, also entwaffnet, so kann die andere allmächtig und in weiterer Folge ausschreitend werden. Die Gefahr, daß dieser Fall eintrete, liegt bei einem allmächtigen

Parlament ebenso nahe wie bei einem absoluten Monarchen. Will jenes in den Grenzen der Vernunft bleiben, so hat es geradeso wie dieser eine Einschränkung und Überwachung nötig; ist es gerecht, daß die Kammer durch Nichtvotierung des Budgets auf den König einen Druck ausübe, so muß es auch billig sein, daß dieser sich gegen den Druck durch Befragung der Wähler wehren könne. Aber in den Augen der französischen Verfassungsschmiede hat die Erfahrung keine Gnade gefunden. Im Namen eines Prinzips lösen sie alle Bande, deren Vorhandensein die beiden Zentralgewalten hätte zu einem Zusammenwirken zwingen können. Von einem Oberhaus wollen sie nichts wissen, denn dieses wäre ihrer Ansicht nach eine Zufluchtsstätte oder eine Pflanzschule der Aristokratie; überdies halten sie es, da die Nation nur einen Willen habe, für widersinnig, diesem verschiedene Organe zu geben. Sie werfen mit ideologischen Definitionen und Unterscheidungen um sich und richten sich nach fertigen Formeln und Metaphern. Daher wird auch dem König kein Angriffspunkt gegenüber der Legislative gewährt; die Exekutive ist ein Zweig der Staatsleitung, ein Arm, der bloß zu gehorchen hat.
Der Monarch muß froh sein, wenn man ihm ein aufschiebendes Vetorecht zuerkennt. Nicht er darf die Kammer einberufen und die Kammerwahlen ausschreiben; in diese Dinge darf er sich nicht mischen; die Wähler kommen zusammen und stimmen, ohne daß er sie auffordern oder überwachen kann. Ebensowenig hat er das Recht, das Parlament zu vertagen oder aufzulösen. Er darf ihm nicht einmal Gesetzentwürfe vorlegen; es ist ihm bloß gestattet, „einzuladen einen Gegenstand in Betracht zu ziehen." Er bleibt einzig und allein auf seine exekutiven Obliegenheiten beschränkt; man geht noch weiter, indem man zwischen ihm und der Kammer eine Art Mauer aufführt und sorgfältig jede Bresche verstopft, durch die die beiden Nachbarn einander die Hand reichen könnten."

„Ferner ist es den Deputierten untersagt, während der Dauer ihres Mandats und zwei Jahre darüber hinaus Minister zu werden, denn sie könnten durch die Berührung mit dem Hofe korrumpiert werden; überdies will das Parlament sich vom Ministerium nicht beeinflussen lassen. Erscheint ein Minister in der Kammer, so geschieht es nicht, um daselbst Ratschläge zu erteilen, sondern um Fragen zu beantworten, Aufschlüsse zu geben

und in demütigen Ausdrücken und in zaghafter Haltung seinen Diensteifer zu beteuern. Denn als Vertreter des Königs ist er ebenso verdächtig wie dieser selbst und man sondert ihn in seinem Bureau ab, wie man den König in seinem Palast absondert. Es ist ein Hauptmerkmal der neuen Verfassung, daß sie, um eine Theorie durchzuführen und die Trennung der Machtvollkommenheiten sicherer zu bewerkstelligen, jeden Einklang zwischen diesen gänzlich unmöglich macht. Um dieser Unmöglichkeit die Krone aufzusetzen, erübrigte nur noch, daß man die eine der Gewalten zur Dienerin der andren erniedrigte."

„Man verfehlte nicht dies zu tun, indem man, um noch sicherer zu gehen, aus dem König einen Titularbeamten (un commis honnoraire) machte. Scheinbar und nominell überträgt man ihm die exekutive Gewalt, tatsächlich aber besitzt er sie nicht, denn man sorgt dafür, daß sie in andere Hände gelegt werde. Alle Organe der Exekutive, alle Neben- und Lokalgewalten sind wählbar, nicht ernennbar. Was die bewaffnete Gewalt betrifft, als deren Oberbefehlshaber er angesehen wird, so hat er damit gar nichts zu schaffen. Kurz, jede lokale, also jede wirksame Exekutive ist ihm entzogen. Man hat das exekutive Werkzeug absichtlich zerbrochen; man hat den Draht, der die äußeren Ränder mit dem Zentralkolben verband, durchschnitten und dem letzteren damit die Möglichkeit benommen, den Anstoß mitzuteilen; er muß daher untätig bleiben oder sich unnützerweise weiter bewegen. Aber selbst in dieser verdünnten Gestalt findet man seine Macht noch zu groß. Man beeilt sich daher, ihm das Recht der Begnadigung zu entziehen und dadurch „die letzte Pulsader der monarchischen Regierungsform zu durchschneiden." Man häuft Vorsichtsmaßregel auf Vorsichtsmaßregel gegen ihn. Er darf ohne Zustimmung der Kammer keine Kriegserklärung erlassen; er muß jeden Krieg einstellen, wenn ein Dekret der Kammer es so verlangt; auch Friedens-, Allianz- und Handelsverträge kann er nicht ohne Bestätigung der Kammer abschließen.

Es nützt ihm nichts, daß er die ihm zugewiesene Rolle auf das Gewissenhafteste durchführt und die Verfassung buchstäblich befolgt; während er ohnmächtig ist, hält ihn die Kammer für lau; sie schiebt ihm die Verworrenheit der Staatsmaschine zu, während er diese gar nicht leitet."

„Ein Mechanismus wie diese neue Verfassung geht an seinem eigenen Getriebe zugrunde. Einer philosophischen Theorie zuliebe wollte man die beiden Rädergruppen des Regierungssystems trennen; um dies zu bewerkstelligen, mußte man sie von einander loslöten und isolieren. Einem volkstümlichen Dogma zuliebe wollte man das tätige Räderwerk unterordnen und seine Wirksamkeit unterdrücken; um dieses Ziel zu erreichen, mußte man es möglichst verkleinern, sein Gefüge zerstören, so daß es zuerst als Spielzeug dient und dann als Hindernis lästig fällt. Es kann nicht anders kommen, als daß man es zuerst als Spielzeug beschädigen und dann als Hindernis zerbrechen und in den Winkel werfen wird." — —

Es ist angenommen, zwischen den Prinzipien von 1789 und denen von 1793 zu unterscheiden. Man hält die ersteren für die Lehre eines gemäßigten Liberalismus, die letzteren für das utopistische Credo der extremen revolutionären Parteien. Ist jedoch solch eine Unterscheidung richtig? Wenn man unter den Prinzipien von 1789 die Ideen der bürgerlichen Freiheit, der Gleichheit vor dem Gesetz und des Rechtsstaates versteht, so haben ja doch nicht die Leute von 1789 diese Ideen verkündet; sie waren den Franzosen, sowie ganz Europa viel früher bekannt; sie waren von einer Reihe edler Denker verkündet worden, und um ihre Verwirklichung bemühten sich nicht wenige Staatsmänner, darunter auch einige im vorrevolutionären Frankreich selbst. Von den Gesetzgebern von 1789 erwarteten sowohl das Land wie die Nachkommen durchaus nicht eine Verkündigung von Ideen, die allen längst bekannt waren, sondern reale Arbeit, die Anpassung des bestehenden Staatsgebäudes an die möglichste Verwirklichung dieser Ideen. Diese Aufgabe wurde aber so erfüllt, wie eben erwähnt, d. h. man arbeitete eine Konstitution aus, die den monarchischen Bau des Staates zerstörte und als Ersatz dafür dem Lande keine lebensfähige Verfassung gab. — Von diesem Gesichtspunkt aus muß man einräumen, daß zwischen den Schöpfungen der philosophierenden Legislatoren von 1789 und der Terroristen von 1793 ein Wesensunterschied nicht besteht: wie die Konstitution von 1791, so sind auch die folgenden von 1793 und 1795 auf einem und demselben utopistischen Prinzip der unbegrenzten Volkssouveränität aufgebaut, das nicht nur für eine monarchische,

sondern auch für jede beliebige andre Staatsverfassung verderblich ist; der Unterschied zwischen der ersten Konstitution und den späteren besteht nur in dem Grade der Extravaganz in den Schlußfolgerungen aus jenem Grundprinzip.

Die geschichtliche Bedeutung der „monarchischen" Konstitution von 1791 besteht darin, daß hier zuerst jene Kontrafaktion, jene politische Fälschung ausgeführt wurde, durch welche die sich selbst genügende monarchische Gewalt mit ihren historischen Wurzeln durch eine auf einem Vertrage, einer Delegation von der Volkssouveränität beruhende königliche Gewalt ersetzt wurde. Das Prinzip der Volkssouveränität und der König auf Vertrag, der commis honoraire, wie ihn geistreich Taine genannt hat, waren dem Bukett der unsterblichen Ideen von 1789 angepaßt worden. Aber, daß hier eine solche Fälschung stattgefunden hat, davon wird man einen Konstitutionalisten linker Observanz jetzt nicht mehr überzeugen können.

Mit welcher Weisheit, mit welchem religiösen Gefühl der Pflicht vor dem Lande hatten die englischen Staatsmänner die historischen Wurzeln der erblichen Monarchie in einem für die Krone kritischen Moment gewahrt! Sie begriffen, daß das Volk, oder richtiger die Leute, die auf den Wellenkamm des öffentlichen Lebens emporgehoben waren, die Monarchie wohl zerstören, aber sie nicht schaffen könnten. Sie erkannten, was später Guizot gesagt hat: qu'il faut plus que la volonté des peuples pour faire des rois.

* * *

Die Konstitution von 1791 hielt sich bloß eilf Monate; sie wurde am 10. August 1792 aufgehoben zugleich mit der Absetzung des Königs und seiner Einsperrung im Temple. Die nachfolgende republikanische, vom Konvent geschaffene Konstitution von 1793 existierte auf dem Papier zwei Jahre, indem sie mit ihrer Phraseologie die blutige Herrschaft der Terroristen deckte. Etwas langlebiger war die dritte Konstitution von 1795, die nach dem Sturze Robespierres in Kraft trat; sie dauerte fünf Jahre, bis zur Bonaparteschen Umwälzung 1799. Diese, dritte, Konstitution war eine Schöpfung des gemäßigten Flügels des Konvents, der über die Terroristen gesiegt hatte. Durch sie wurde das Zweikammer-

syſtem eingeführt, das den Rat der Fünfhundert und den Rat der Alten umfaßte; die Exekutive wurde einem Direktorium von fünf Gliedern anvertraut, die von den Kammern gewählt wurden.

„L'âge de boue après l'âge de sang" — ſo charakteriſiert die Direktorialperiode der eindringendſte und vorurteilsloſeſte unter den neueren Erforſchern der Revolution Vandal.* Allein, gerade eben dieſe Epoche verdient ſtudiert zu werden: die wildeſte Zeit der Revolution war vorüber; es war eine, wenn auch nur verhältnismäßige, ſo doch immerhin eine gewiſſe Beruhigung im Vergleich zu den Zeiten der ununterbrochenen Arbeit der Guillotine eingetreten; die Gewalt haben die „Gemäßigten" in den Händen. Es iſt intereſſant, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, ihrer Tätigkeit zu folgen, nicht nur als der Schöpfer einer ephemeren Konſtitution, ſondern auch als der Leiter und Organiſatoren des Landes auf den Prinzipien der einen unveräußerlichen Volksſouveränität. Es handelt ſich ja um das Studium nicht bloß einer intereſſanten Seite aus dem Buche der Geſchichte, ſondern der Pſychologie ſelbſt der Akteure, die die Macht an ſich geriſſen und ihre Allmächtigkeit auf den Trümmern des geſtürzten Staatsbaues verwirklicht hatten. Das Bild, wie es das Direktorium zeigt, wird ſich unausbleiblich überall wiederholen, wo die ſiegreiche Revolution ſich der Staatsgewalt bemächtigt.

In der Epoche 1795—99 zählte dieſe Gruppe durch den Revolutionsſturm emporgetragener Perſonen, wie Taine annimmt, kaum mehr als etwa 30 Tauſend Perſonen. Dieſe herrſchende Gruppe bildete gleichſam eine revolutionäre Ariſtokraten-Partei, jedoch keine kompakte, disziplinierte Partei, ſondern eher eine abwechſelnde Aſſoziation der Intereſſen und Leidenſchaften. Die Regierung Frankreichs war ſomit eine oligarchiſche, war die Beute einer Bande, im Beſitz einer ſich ſelbſt ergänzenden Kaſte, die mit der Nation keinen Zuſammenhang hatte. In den Ausſagen von Zeitgenoſſen, ſowohl von der rechten, wie von der äußerſten linken Seite werden ſtändig die Worte Oligarchie oder gleichbedeutende Bezeichnungen wiederholt: die revolutionäre Oligarchie; die Partei der Oligarchen; die durch die Revolution emporgekommene rohe,

*) Albert Vandal, L'avenement de Bonaparte I. 72.

mißgünstige und verdächtige Aristokratie; das Gesindel, das aus der Republik eine bedrückende Aristokratie machen und lebenslänglich deren Vorzüge besitzen wollte. „Der bezeichnende Zug aller dieser Leute, sagt Vandal, ist ihr moralischer Tiefstand. Man findet bei ihnen keinerlei höheres Verständnis für ihre Rechte und Pflichten, nicht die geringste Großherzigkeit, keinerlei Versuche die Nation zu beruhigen, nicht eine Spur von Mitleid mit jenem unglücklichen Frankreich, das so schwere Leiden erduldet hatte. Sie regierten das Land gemein, roh und brutal."

Und um die herrschende Gruppe tobte der wütende Haufe jener, die wir heute „die linken Brüder" nennen würden und die nach der Terminologie jener Zeit unter dem Namen der Jakobiner bekannt sind. Zu dieser Partei gehörten vor allem die Terroristen, die Überbleibsel der Bande, die 1793 und 1794 Frankreich zerfleischte, sodann fanatische Verteidiger der Volksrechte, die eine wirkliche und nicht eine Scheindemokratie anstrebten. Mit dieser „Partei" stand die Regierung nicht in ständigem Kampf; bald ließ sie sie auf die Gemäßigten und Royalisten los, bald schob sie sie zurück. Im Spiel der Regierung waren die Jakobiner bald Gegner, bald ein Reservekorps.

Indem er das System der Direktorial-Regierung brandmarkt, macht Vandal allerdings den Vorbehalt, daß er überhaupt irgend eine Administration von seiten dieses schimpflichen Regimes leugnet. Das war eine Tyrannei ohne Verwaltung; ohne die Möglichkeit und den Wunsch der Bevölkerung Leben und Ruhe zu gewährleisten (bekanntlich wurde ganz Frankreich von einem dichten Netz von Räuberbanden überzogen, die ungestraft am hellen Tage mordeten und raubten); ohne den Versuch den schreiendsten Kulturbedürfnissen Rechnung zu tragen; ohne jede schöpferische Arbeit, während Frankreich von unterst zu oberst gekehrt und von den Ruinen des revolutionären Wirbelsturms bedeckt war. Allerdings, der legislative Apparat, der auch das ganze administrative Gebiet in seinen Umkreis zog, arbeitete ohne Unterlaß: im Laufe von vier Jahren gab er dem Lande nicht weniger als 3400 Gesetze*; aber wieviel Gesetze des Hasses, der Rachsucht und der Bedrückung gibt es in dieser Gesetzgebung! Ein guter Teil von

*) Vandal, a. a. O. S. 74.

ihnen bezweckt im Namen der aufgeklärten Vernunft der Philosophie und der Souveränität des Volkes die Verfolgung und Vernichtung der christlichen Religion und des katholischen Kultus, dem allerdings trotz aller Verfolgungen mindestens neun Zehntel der Bevölkerung Frankreichs treu blieb. Erwähnt zu werden verdient, daß das Direktorium im Laufe von zwei Jahren 9909 Dekrete über Verschickung von Geistlichen erlassen hat, wobei nicht nur solche verschickt wurden, die konterrevolutionärer Handlungen schuldig waren, sondern auch solche, deren Anwesenheit Anlaß zu Unordnungen hätte geben können. Ebenso odiös wie lächerlich ist die Gesetzgebung über die Einführung des republikanischen Kalenders, d. h. die Feier nicht des christlichen Sonntags, sondern des zehnten Tages (decadi). Erwähnt sei das Gesetz vom 14. Germinal des Jahres IV, das den Verkauf von Fischen an den „ehemaligen Freitagen" (les ci-devant vendredis) verbot; in Paris schließt man eine Karmeliter-Kapelle, weil da eine Messe gelesen worden war (la fête des Rois); in Straßburg wird ein Händler bestraft, weil er an einem ehemaligen Fastentage in seinem Laden mehr als gewöhnlich Fische ausgelegt hatte; ebendort werden 350 Gärtner vom Gericht belangt, weil sie an einem ehemaligen Sonntag kein Gemüse auf den Markt gebracht hatten. Die plumpe Kriecherei der Lokalorgane wurde zu einer Waffe der antireligiösen Tyrannei der Regierung. „O Vernunft, ruft Vandal aus, wieviel Unsinn geschieht in deinem Namen!"

Mit erstaunlichem Scharfsinn gelingt es Vandal jene herrschende Bestrebung, jenen geheimen Gedanken festzustellen, welcher die Machthaber der Direktorialepoche zu einer Partei verschmolz. Diese Leute wollten Stellung und Macht. Die muß man sich sichern; saturiert sich festsetzen, nachdem man nicht so endgültig, wie es schien, die gestürzten Mitbewerber vom alten Regime, als die Mitbewerber aus dem jakobinischen Lager, die zähneknirschend die Hände nach der vollen Schüssel ausstreckten, abgestoßen hatte.

Vom Sturze Robespierre's an bis zum Aufkommen Bonapartes herrscht in der Geschichte der Revolution eine Strömung: das Streben der saturierten Revolutionäre, welche die höchsten Stellen und den Haupteinfluß innehatten, ihre Stellung nachdrücklich zu behaupten, trotz des Volkes und gegen seinen Willen.

Diese Revolutionäre hegten einen tiefen Haß gegen den früheren Adel; und obgleich die Edelleute vertrieben und ruiniert, als Bettler an alle Enden Europas verjagt waren, erlosch der Haß nicht in den Herzen der Revolutionäre, welche die Macht in ihre Hände bekommen hatten. Um so mehr haßten sie die ehemalige herrschende Klasse, weil sie selbst danach strebten, eine solche zu bilden. In der Politik verkündeten sie stolz die bekannten Prinzipien, während sie sie in Wirklichkeit frech mit Füßen traten: die Volkssouveränität, das System der Volksvertretung, die Teilung der Gewalten, die Wahl und den häufigen Wechsel der Organe der Gesetzgebung und Verwaltung.

„Einige von ihnen hielten sich für aufrichtige Liberale; platonisch vergötterten sie die Freiheit, verschoben sie jedoch bis zu dem Tage, an dem ganz Frankreich denken würde wie sie.

„In Wirklichkeit waren viele von ihnen nichts weniger als Republikaner. Ihr Hintergedanke, ihr geheimer und dringlicher Wunsch lief hinaus auf eine Festigung ihrer Oligarchie durch die Berufung eines Königs, den man aus einer fremden Dynastie oder aus einer jüngeren Linie wählen könnte, eines Königs, der in Wirklichkeit kein König sein würde, sondern ihre Kreatur, der für sie herrschen würde, durch sie, zusammen mit den Königsmördern als den Pairs des Königreichs.

„Eine solche Einrichtung, die ihre Macht konsolidieren und sie unabsetzbar machen würde, schien ihnen eine solidere Befestigung zu sein, als die Republik mit ihrer Unbeständigkeit und ihren Zufälligkeiten."

Der Zusammenschluß der sog. gemäßigten Republikaner in eine oligarchische Gruppe begann nach dem Sturze Robespierres mit der Durchführung des Gesetzes — das in erstaunlicher Weise die Idee der Volkssouveränität und der Freiheit der Wahlen niederrannte —, kraft dessen zwei Drittel der Konventsglieder obligatorisch in den Bestand der neugeschaffenen gesetzgebenden Körperschaften, den Rat der Alten und den Rat der Fünfhundert aufgehen mußten. Darnach entledigte sich die herrschende Majorität durch eine Reihe parlamentarischer Staatsstreiche, die das Volk sehr gleichgültig aufnahm, der mißliebigen Mitglieder. Man nannte das épuration. Zwar richtete man die dem Ostrakismus unterzogenen Deputierten nicht mehr hin, wie in der Zeit der

Girondisten und Dantonisten; man wandte bei ihnen die trockne Guillotine an, d. h. schickte sie nach Guiana.

Und da führte nun der ständige Gedanke an die Organisation der Oligarchen-Gruppe zur Intrigue, zur Verschwörung der Einflußreichsten unter ihnen. Heimlich und mit unglaublicher Hinterlist eines gegen den andern begannen sie eine Revision der Konstitution und die künftige Übergabe der Exekutive in die Hände eines ihrer Generäle vorzubereiten. Den General Bonaparte, der damals in Egypten weilte, fürchteten sie als eine zu bedeutende Persönlichkeit und nicht ihm war die Rolle des Restaurators zugedacht. Napoleon kehrte jedoch plötzlich nach Frankreich zurück, machte sich die heimlichen Wühlereien der Oligarchen zu nutze, zwang sie mit ihm zu gehen und führte mit ihrer Beihülfe den Staatsreich vom 18. Brumaire herbei, um sodann die Frankreich verhaßten Leute von sich abzuschütteln, nachdem der Sieg bei Marengo und die geniale beruhigende Wirksamkeit schon der ersten Monate des Konsulats ihn auf eine Höhe gehoben hatten, die für die Machenschaften der zum Narren gehaltenen Helfershelfer seines Staatsstreichs unerreichbar war.

An der Spitze der Verschwörung, die den Staatsstreich vom 18. Brumaire vorbereitete, stand der vielgerühmte Ex-Abbé Sieyès, der große Theoretiker des revolutionären Konstitutions-Rechts. Er entwarf eine neue, die vierte, Konstitution, die denn auch den ersten Kreis der republikanischen Konstitutionen Frankreichs schloß. Mit geringfügigen Veränderungen wurde sie drei Jahre später die Konstitution den Kaiserreiches. Sieyès hatte sie nicht für das Kaiserreich verfaßt, sondern für Zwecke, von denen oben die Rede war; wenn aber die Allmacht des Kaisers sich nichtsdestoweniger mit dieser Konstitution des revolutionären Theoretikers einleben konnte, in was hatten dann die Ideologie und Sophistik die großen Prinzipien der Volkssouveränität, der Freiheit usw. verwandeln können, die an der Spitze auch dieser Konstitution prangten! Praktisch aber wurde das Wahlprinzip einfach beseitigt und die gesetzgebende Versammlung in ein Phantom verwandelt. Der Wahlmechanismus war folgendermaßen eingerichtet: jede Kommune stellte ihre Kummunalliste zusammen, in der der zehnte Teil der geeigneten Bürger eingetragen war. Die Personen, die in den Kommunallisten eines Departements eingetragen waren, wählten

aus ihrer Mitte den zehnten Teil, die dann in die Departementslisten eingetragen wurden. In derselben Ordnung und Proportion wurde dann aus allen Departementslisten die Nationalliste zusammengestellt. Aus letzterer wählt dann der Senat die Glieder der legislativen Kammer. — Der Senat seinerseits wird durch eine Kooperation gebildet; er wählt seine Mitglieder selbst aus der Zahl von drei Kandidaten, von denen der eine von der Kammer, der zweite vom Tribunat und der dritte vom ersten Konsul vorgeschlagen wird. Art. 24 der Konstitution lautet wörtlich: „Die Bürger Sieyès und Roger Ducos (ehemalige temporäre Konsuln) werden zu Gliedern des Senats ernannt. Gemeinsam mit dem zweiten und dritten Konsul, die durch diese Konstitution ernannt sind (Cambacéres und Lebrun) ernennen diese Bürger eine solche Zahl Senatoren, die die Majorität in dieser Versammlung ausmacht, wobei künftighin der Senat, wie oben angegeben, ergänzt werden soll." Von der Bedeutung der Kammer gibt Art. 34 der Konstitution eine hinreichende Vorstellung: „Der legislative Körper beschließt durch geheime Stimmabgabe und ohne jede Debatte seiner Mitglieder über Gesetzprojekte, über die in seiner Gegenwart von den Gliedern des Tribunats und Vertretern der Regierung beraten worden ist."

Ich kann es mir nicht versagen, zur deutlicheren Charakteristik der Leute der Direktorialepoche hier folgende Episode anzuführen, die ich auch Vandal entnehme. Handelnde Personen sind: General Bernadotte, der zukünftige schwedische König, der soeben vom Direktorium vom Posten des Kriegsministers abgesetzt worden, und Fouché, Prokunsul in Lion zur Zeit des Terrors und dort berühmt durch Massenhinrichtungen, jetzt aber Polizeiminister. Fouché bereitet den Staatsstreich Sieyès vor, hat indessen bereits im Geheimen mit Bonaparte angeknüpft. Bernadotte hält es mit den Jakobinern. „Imbicile", sagt der künftige Herzog von Otranto zum künftigen König von Schweden, „was willst Du? 1793 — gut, damals konnte man in dieser Verwirrung gewinnen. Können wir das aber jetzt erreichen? Wir können nur das Gewonnene wieder verlieren, wozu also weiter fortfahren?" — Bernadotte bestritt das. Da schleuderte ihm Fouché mit kalter Entschiedenheit das Wort ins Gesicht: „Nun, wie Du willst, aber merke Dir, wenn ich morgen mit Deinem Klub zu tun

haben sollte und Dir dort begegne, dann bleibt Dein Kopf nicht auf Deinen Schultern. Ich gebe Dir mein Wort darauf und werde es halten." Ob Bernadotte nicht vorausfühlte, daß sein Haupt für die schwedische Krone nötig sei? Er vermied einen Zusammenstoß mit Fouché.

(Schluß folgt.)

Einiges aus den Anfängen des Lettischen Theaters.*

Erinnerungen

von

Adolf Allunan.

Übersetzung seitens des Verf. vorbehalten.

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!"

Mit diesen Worten legte mein Großvater mütterlicherseits, der Mitausche Ratsherr Julius Voeltzke seine Hände segnend auf das Haupt seines vor ihm knieenden Enkels, der ihn bereits lange, aber vergeblich um seine Einwilligung, sich dem Theater widmen zu dürfen, gebeten hatte. Erst als Vater, Mutter, diverse Tanten und Onkel des für die Kunst so heiß begeisterten Jünglings nicht ohne Erfolg Sturm auf das Herz des alten Herrn

---

*) Man wird sich vielleicht, namentlich in lettischen Kreisen, darüber wundern, daß diese meine Aufzeichnungen in deutscher und nicht in lettischer Sprache erscheinen. Das hat aber seinen guten Grund. Denn erstens fand meine Absicht, eine umfassendere Geschichte des Lettischen Theaters zu schreiben, bei lettischen Verlegern keinen Anklang; sodann aber erschienen bereits in lettischen Blättern einige die ersten Anfänge der lettischen Bühne behandelnde Artikel, die den Tatsachen nur wenig entsprachen und mehr auf Vermutungen beruhten. Ich hielt es daher für meine letzte Lebenspflicht, über die Entstehung und erste Entwicklungsperiode des lettischen Theaters genaueres zu schreiben, das einst von demjenigen als Material benutzt werden könnte, der einen umfassenderen Abriß einer Geschichte des letischen Theaters schreiben wollte.

So lagen die Dinge, als mich eine liebenswürdige Aufforderung des Herrn Dr. Fr. Bienemann hoch erfreute, einen Artikel, wie ich ihn mir gedacht hatte, für die „Balt. Monatsschrift" zu schreiben. Sah ich doch nun meinen Wunsch, zuverlässiges Material für eine eingehendere Schilderung der ersten Periode der lettischen Bühne liefern zu können, zum Teil erfüllt. — Mir erübrigt also nur noch, meine Leser deutscher Nationalität zu bitten, nicht zu streng mit mir ins Gericht zu gehen, wenn ihnen Einiges in meinen Aufzeichnungen befremdend erscheint. Man möge doch dessen eingedenk sein, daß diese Aufzeichnungen von einem Letten niedergeschrieben wurden, dem vor allem daran lag, streng der Wahrheit und den Tatsachen entsprechend zu berichten, ohne dennoch absichtlich verletzen zu wollen. Adolf Allunan.

gelaufen waren, brach endlich dessen Widerstand und unter Tränen gab er seinem Großsohn — mir — die längst so sehnlichst herbeigewünschte Einwilligung. Hatte es schon sehr vieler Beharrlichkeit und Ausdauer meinerseits bedurft, den Vater und meine liebe Mutter, die mich fürs Studium der Rechte bestimmt hatten, meinen, nach damaligen Ansichten ganz unerhörten Plänen willig zu machen, so schien das Veto des Großvaters allem Bitten und Flehen trotzen zu wollen. Und doch mochte ich den entscheidenden Schritt nicht gegen den Willen des alten Ratsherrn, unseres Familienoberhauptes, unternehmen. Hatte ich doch meine Schuljahre in seinem Hause und unter seiner Obhut verbracht und hatte er mir da nicht unzählige Beweise seiner großen Zuneigung zu mir gegeben! Wie durfte ich also unter solchen Umständen den alten Großvater kränken! Es ist mir übrigens immer ein ungelöstes Rätsel geblieben, aus welchem Grunde der sonst so lebensfrohe Voeltzke mir nicht die Theaterkarriere gestatten wollte. War doch gerade er es gewesen, der mich häufig in das Mitauer Stadt-Theater mitgenommen hatte, das zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts unter Direktion von Julius Witt, dem Vater der gegenwärtig in Deutschland so häufig genannten Lotte Witt, eine nicht unbedeutende Kunststufe einnahm. Außerdem verkehrten aber auch noch einige der ersten Bühnenkräfte des Mitauer Theaters im Hause meiner Großeltern, und so bot sich dem Knaben häufig genug Gelegenheit zum Belauschen der Gespräche der Künstler mit ihrem Gastgeber, was selbstverständlich nicht ohne Eindruck auf mich bleiben konnte. Ging es aber in die Ferien, aufs Land, wo mein Vater ein Kronsgut in Arrende hatte, da waren es der baltische Dichter Robert Grosewsky und mein Onkel Juris Alunan, der Schriftsteller und glühende lettische Patriot, die es mir angetan hatten. Ersterer ging als Gutsnachbar bei uns ein und aus, las meinen Eltern seine neuesten Arbeiten vor, ich verschlang die von ihm oft in der „Rigaschen Zeitung" abgedruckten Gedichte, und als meine gute Mutter erst erkannte, daß ich das, was ich las, auch bereits vollständig zu begreifen begann, war es neben G. zu Putlitz „Vergißmeinnicht" und „Was sich der Wald erzählt" R. Grosewsky's „Septembermoos" das die um meine Erziehung liebevoll besorgte Mutter mir als Lektüre in die Hand drückte, da ich über das

Lesen von Märchen schon hinweg war. Mein Onkel aber, der die undankbare Verpflichtung übernommen hatte, mich stets während der Ferien in den mir etwas sehr ungeläufigen alten Sprachen zu unterweisen, benutzte diese Gelegenheit, um in mir die Liebe zu dem Volke anzufachen, dem ich angehörte, trotzdem meine Mutter eine Deutsche war. Seine beredten und überzeugenden Worte fielen auf einen fruchtbaren Boden, bald widerte mich die graue Alltäglichkeit an, und wenn mein Leben auch reich an Enttäuschungen, Entbehrungen, Kummer und Kränkungen gewesen ist, — ich bereue es noch heute im Alter nicht, die Theaterlaufbahn eingeschlagen zu haben: so mancher bescheidene Erfolg hat doch über alles Leid hinweggetröstet.

Nachdem nun durch des Großvaters Einwilligung auch die letzten mir mein vermeintliches Lebensglück verschließenden Hindernisse aus dem Wege geräumt waren, ging es an die emsigsten Vorbereitungen für den Beginn meiner neuen Tätigkeit. Bereits während des letzten Jahres meiner Schulzeit war Anton Hanisch, der sich in Mitau als Photograph niedergelassen hatte, ganz im Geheimen mein erster dramatischer Lehrer gewesen. Hanisch war in seiner Blütezeit ein ganz vorzüglicher Schauspieler. Als Bonvivant glänzte er am Thalia-Theater zu Hamburg, das zu Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und auch noch weit später eine vornehme Pflegestätte des feineren Konversationslustspiels war. Später wurde dieser Künstler für dasselbe Fach nach Riga ans Stadttheater berufen, um ein Jahr später (1863) von hier aus nach Mitau ans dortige Theater überzusiedeln. Bevor ich aber noch (1866) den entscheidenden Schritt wagen sollte, hatte meine Mutter mit dem bedeutenden Charakterspieler, dem damaligen Direktor des Rigaer Stadttheaters, Theodor Lebrun, meinetwegen Rücksprache genommen. Wie pochte da dem armen angehenden Kunstjünger das Herz, als der große Mime ihn zu sich beschied, erst mit einem durchbohrenden Blick seine Persönlichkeit einer eingehenden Musterung unterzog, um sich sodann den Monolog des Schillerschen „Wilhelm Tell“: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen“ vorlesen zu lassen! Trotz meiner entsetzlichen Angst und Befangenheit muß diese Probe für mich doch noch ziemlich glimpflich abgelaufen sein, denn Lebrun hatte tags darauf meiner Mutter den Rat gegeben, mich nur

gewähren zu lassen, da ich so manches davon besäße, dessen man für die Theaterlaufbahn durchaus bedürfe. Unterdessen hatte mir Hanisch rasch ein Engagement zu Direktor Karl Nielitz an das Sommertheater zu Dorpat, das sich damals in „Novum", außerhalb der Stadt befand, verschafft, wo ich noch im Sommer des Jahres 1866 als Erhard in Kneisels „Die Lieder des Musikanten" auftrat, während mir für meine zweite Rolle der Schüler im „Faust" reserviert wurde. Meine Leistungen schienen zu genügen und nun begannen die Wanderjahre des jungen Komödianten. Es dürfte wohl kaum irgend eine kleine Stadt in Liv- und Estland geben, die nicht Nielitz mit seiner Truppe bereist hätte, und wenn ich auch hier alle Misere, die das Leben eines wandernden Schauspielers so mit sich bringt, bis auf die Neige durchkosten mußte, — durch den Umstand, daß sich mir die mannigfachste Beschäftigung bot, fehlte es auch nicht an Gelegenheit, viel zu lernen und früher als anderen Anfängern war es mir so möglich, über eine gewisse Routine zu verfügen.

Es ist eine weit verbreitete, aber durchaus nicht begründete Ansicht, daß bei kleinen Theatergesellschaften keine tüchtigen Kräfte anzutreffen sind. Ganz abgesehen von den „sinkenden Sternen", die schließlich doch alle ihre letzte Zuflucht zu den kleinen Bühnen nehmen müssen, — von diesen „Sternen", von denen Anfänger als von ganz prächtigen Vorbildern immerhin noch viel lernen können, verschlägt aber das Schicksal auch oft junge, bedeutende Kräfte, die ihre zukünftige Größe noch kaum ahnen, an sogenannte „reisende Gesellschaften" Um meine letztere Behauptung aufrecht erhalten zu können, will ich hier nur zweier Beispiele erwähnen. Zu meiner Zeit spielte bei der Nielitzschen Truppe das Fach der ersten Liebhaber und Bonvivants Otto Goritz, der nicht nur ein sehr talentvoller Schauspieler, sondern auch eine brillante Bühnenerscheinung war. Goritz wurde nun direkt von Nielitz für die bisher von ihm gespielten Rollen an das Stadttheater zu Riga engagiert, und nachdem er eine kurze Zeit hindurch Bremen als Zwischenstation seiner Laufbahn benutzt hatte, gelangte er an das königliche Hoftheater zu Berlin, eine Karriere, wie man sie sich rascher und glänzender kaum denken kann.

Einer verhältnismäßig noch glänzenderen Laufbahn konnte Hartmann sich rühmen, der kurze Zeit nach dem Verlassen

des Nielitzschen Engagements an das Hofburgtheater zu Wien gelangte, wo er jahrzehntelang eine Zierde dieser Bühne war. Es muß hier noch ganz besonders betont werden, daß die „Burg" damals in künstlerischer Beziehung den Rang eines ersten deutschen Theaters der Welt einnahm.

An guten Vorbildern mangelte es mir also keineswegs und so durfte ich in der Wintersaison 1867 und 1868 schon am Revalschen Stadttheater tätig sein. Hier gastierte damals der spätere Direktor dieses Instituts, Eduard Berent, der nun schon fast ein ganzes Menschenalter hindurch Leiter dieser Bühne war. Berent schien später dazu berufen zu sein, einen großen erzieherischen Einfluß auf meine weitere künstlerische Ausbildung ausüben zu sollen. Er war nicht nur ein bedeutender Heldenspieler und Bonvivant mit herrlicher Bühnenfigur, sondern auch als Mensch ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Diese Eigenschaften imponierten mir derartig, daß ich bald in kindlicher Verehrung zu Berent aufblickte und mich bemühte, ihm nachzueifern und in jeder Hinsicht ähnlich zu werden.

Der Sommer des Jahres 1868 brachte mich abermals an das Dorpater Sommertheater, das seine Interimsbühne nunmehr im Garten des Handwerkervereins aufgeschlagen hatte. Von dort aus begab ich mich bereits im Herbst desselben Jahres nach St. Petersburg, wo mir ein Engagement ans deutsche Hoftheater in Aussicht gestellt war. Um mir aber ein solches zu sichern, war es nötig, erst ab und zu im Theater der „Palme" aufzutreten, und da die ersten Kräfte des Hoftheaters hier abwechselnd die Regie führten und so Gelegenheit hatten, sich mit meinen Leistungen bekannt zu machen, überraschte mich eines Tages der schmeichelhafte Antrag, mit den hervorragendsten Mitgliedern der deutschen Hofbühne ein für ca. 8 Wochen berechnetes Gastspiel in Wiborg in Finnland zu unternehmen. Wer war nun glücklicher als ich! War ich doch für würdig befunden, in diesem Künstlerensemble das Fach der ersten jugendlichen Liebhaber und Naturburschen spielen zu dürfen. Albert Zimmermann, der noch zu Beginn der sechziger Jahre in Gemeinschaft mit der unvergeßlichen Marie Geistinger zu den Koryphäen des Rigaer deutschen Theaters gehörte, war die Seele des ganzen Unternehmens, zu dem u. a. auch der geniale Charakterdarsteller

Henry Huvart, die einst so gefeierte, mittlerweile in das Fach der Mütter und komischen Alten übergegangene Wiener Soubrette Lina Höfer und noch andere bedeutende Mimen gehörten. Als wir nun heimkehrten und ich dem Direktor des St. Petersburger deutschen Hoftheaters Dr. Königk-Tollert in schwedischen und finnischen Blättern abgedruckte anerkennende Besprechungen meiner Leistungen vorweisen konnte, da war mein Engagement beschlossene Sache. Nun wollte es aber der Zufall, daß Berent genau um dieselbe Zeit die Direktion des Revaler Stadttheaters übernahm und mir eine liebenswürdige Aufforderung zukam, in den Verband der von ihm geleiteten Bühne zu treten. Mit Freuden willigte ich ein. Denn nicht nur eine aufrichtige Verehrung für Berent zog mich nach Reval, sondern auch die wohlbegründete Aussicht, dort eine vielseitigere und häufigere Beschäftigung zu finden, als in Petersburg, wo das von mir vertretene Fach schon so wie so doppelt besetzt war, und da es jedem jungen Schauspieler in erster Reihe darum zu tun sein muß, möglichst häufig die Bretter betreten und sich fleißigen Studien hingeben zu können, entschied ich mich rasch für Reval. Das war ein glücklicher Wurf, den ich getan und die in Reval zugebrachte Saison von 1869/70 zähle ich zu der schönsten und sorgenlosesten Zeit meines Lebens: Berent war der rechte Mann dazu, einem Jeden den Aufenthalt an seiner Bühne unvergeßlich zu machen. Bevor ich aber noch zum Antritt des neuen Engagements kam, trat ein Ereignis ein, das für meine ganze künftige Lebenstätigkeit ausschlaggebend sein sollte und mich in Bahnen leitete, von denen ich in stillen, einsamen Stunden allerdings geträumt hatte, ohne aber je an eine so rasche Verwirklichung mancher hochtrabender Hoffnungen ernsthaft gedacht zu haben.

Seit dem Verlassen des Elternhauses hatte mein Vater mich stets mit allen beachtungswerteren Neuerscheinungen der lettischen Literatur versorgt, und als im Jahre 1868 der „Baltijas wehstnesis" zu erscheinen begann, wurde mir auch dieses Blatt regelmäßig zugesandt, — aus doppelten Gründen, wie mein Vater schrieb: um den der engeren Heimat Entflohenen auf dem Laufenden zu erhalten und ihm das Vergessen der lettischen Sprache unmöglich zu machen. So befand ich mich denn geistig stets inmitten des Volkes, dem ich angehörte. Und nun begann in dem

Jüngling die Idee der Begründung eines lettischen Theaters aufzudämmern, und obgleich man sich doch sagen mußte, daß an eine Verwirklichung derartiger phantastischer Gebilde — namentlich zu jener Zeit — nicht recht zu denken war, wurde ich den, wie man schließlich annehmen mußte, unglücklichen Gedanken nicht los und es trieb mich, meinen Stammesgenossen wenigstens zunächst plausibel zu machen, was man eigentlich unter „Theater" zu verstehen hat, zu welchem Zweck ich einen diesbezüglichen, für den „Baltijas wehstnesis" bestimmten Artikel verfaßte, der denn auch zu meiner großen Freude in jenem Blatt abgedruckt wurde. Und nun schrieb ich, zum Teil in Petersburg, zum Teil in Wiborg, mein erstes lettisches Lustspiel, den in diesen Tagen in vierter Auflage erschienenen Einakter „Paschu audsinats", in welchem ich das damalige Volksleben getreulich zu schildern versuchte und zwar durch Typen, die nicht erdacht oder geschaffen waren, sondern die ich nach Originalen abkonterfeite, wie sie mir im Leben in der nächsten Umgebung Mitaus begegnet waren und lebhaft vor Augen standen. Dieses Lustspielchen entsprach so sehr den damaligen Verhältnissen und dem Geschmack aller Klassen, daß es später in der ersten Hälfte der siebziger Jahre unendlich viel zur Popularisierung des lettischen Theaters im Volke beigetragen hat, denn, leicht aufführbar, mit äußerst dankbaren Rollen versehen, die die Unbeholfenheit und Anfängerschaft der Darsteller bis zu einer gewissen Grenze vergessen ließ, gab man den „Paschu audsinats" bald im ganzen Lande, wo sich nur irgend wie passende Räumlichkeiten zur Aufführung des Stückes ausfindig machen ließen, ja mir ist noch ein Fall erinnerlich, wo der Einakter in einer Mühle gegeben wurde. Heute von den „Jungen" verhöhnt, weil sie nicht begreifen wollen, für welche Zeiten ich das harmlose Stück schrieb, hat mein „Paschu audsinats" sich bereits über 40 Jahre auf den Brettern, ich möchte sagen eingebürgert und dieser Erfolg kann mich leicht über die Schmähungen jener lettischen „Modernen" hinwegtrösten, die im Drama den Ehebruch und die Prostitution verherrlicht zu sehen wünschen, deren dramatische Arbeiten aber sehr bald nach ihren Uraufführungen ins Archiv zu wandern pflegen, wo sie, um mit Wallenstein zu sprechen, einen langen Schlaf zu tun gedenken. —

*

Bereits gegen Ende April des Jahres 1869 begann man in Riga mit dem Bau des lettischen Vereinshauses gegenüber dem Wöhrmannschen Park. Trotzdem war die Feier der Grundsteinlegung erst auf den 24. Juni, den Tag des Lihgo-Festes der alten Letten, anberaumt. Nun erging an mich die Aufforderung, meinen „Paschu audsinats", der bereits ein halbes Jahr früher im Druck erschienen war, bei dieser feierlichen Gelegenheit zur Darstellung gelangen zu lassen. Ich willigte ein und begab mich nach Riga, wo Chr. Berg, der spätere Erbauer und Besitzer des Bergschen Bazars, in Verbindung mit einigen anderen jungen Leuten schon früher zwei lettische Liebhaber-Vorstellungen arrangiert hatte.

Es war das ein herrlicher, warmer, sonnenheller Tag, der 24. Juni des Jahres 1869, so recht dazu angetan, dem mit unendlicher Begeisterung begangenen Fest die wahre Weihe zu verleihen. Das Konzert, die Theatervorstellung und der nachfolgende Ball fanden in der alten Turnhalle statt, einem schlichten hölzernen, in späteren Jahren durch einen Brand zerstörten Bau, während der eigentliche Festakt, die Grundsteinlegung mit sämtlichen mit dieser im Zusammenhang stehenden Zeremonien selbstverständlich am Wöhrmannsche Park und am Neubau vor sich ging. Der Jubel, der überall herrschte, sowohl am Festplatz als auch in der Turnhalle, läßt sich kaum schildern, ja ich glaube sogar, daß unsere jüngere, stark materiell angehauchte Generation sich nicht einmal in ihn hineinzudenken vermag. Feierte man doch, wie ein Redner sich nicht ganz unzutreffend ausdrückte, das Erwachen des Volksfrühlings. Von den bedeutenderen Oratoren jenes Tages sind mir noch ein P. Schilling der Erbauer des Vereinshauses, Architekt J. Baumann und vor allen B. Dihrik, der „alte Hofrat" wie er in späteren Jahren allgemein als Redakteur des vielgelesenen „Baltijas wehstnesis" genannt wurde, in der Erinnerung geblieben. In der Theatervorstellung traten in den bedeutenderen Rollen auf die Damen Anna Schliß, Emilie Lack und Anna Ickner, sowie die Herren Chr. Berg, H. Seege, J. Deppe, Ed. Grünberg, der spätere Begründer der großen Streichholzfabrik in Riga, und ich. Die meisten von ihnen deckt nun schon lange Mutter Erde. Wir hatten fleißig geprobt, hielten uns brav und der Enthusiasmus des dankbaren Publikums, das

damals in seinen Ansprüchen wohl noch sehr bescheiden war, schien keine Grenzen mehr zu kennen, als mein „Paschu audsinats" zu Ende gespielt war.

Nach beendeter Vorstellung stellte man mich sämtlichen eine führende Rolle im jungen Verein spielenden Mitgliedern desselben vor und nun hieß es: „Hierbleiben und sofort zur Gründung eines lettischen Theaters schreiten!" Wie nah stand ich nun plötzlich und ganz unerwartet der Verwirklichung meiner süßesten und sehnlichsten Wünsche! Wie herzlich und wie schmeichelhaft war die Proposition für einen jungen, angehenden Künstler von 21 Jahren, die ich damals zählte! Da ich aber bereits einen abgeschlossenen Kontrakt, der mich für die Saison 1869/70 an das Revaler Stadttheater verpflichtete, in der Tasche hatte, wurde es mir schließlich nicht schwer, den verlockenden Anträgen zu widerstehen, und nachdem rasch noch eine lettische Vorstellung unter meiner Leitung im Stadttheater zu Mitau und darauf abermals eine in Riga veranstaltet worden waren, begab ich mich nach Reval, den Leitern des Rigaer lettischen Vereins versprechend, ums Jahr wiederzukommen.

Nun ging es in Reval erst recht an ein ernstes und fleißiges Studium, da ich bei Berent eine überaus reiche und vielseitige Beschäftigung fand. Berents große Liebenswürdigkeit ging sogar so weit, mir in der zweiten Hälfte der Saison nach und nach das Übergehen ins charakterkomische Fach zu gestatten, in welchem ich später und das ganze Leben hindurch mein Bestes geben konnte.

Aber während mein Vater und ich mit Sehnsucht des Tages harrten, da ich in Riga an die Spitze des neuzubegründenden lettischen Theaters treten sollte, hatte meine liebe Mutter für mich ganz andere Pläne in petto. Als nämlich Berent gegen Schluß des Jahres 1869 eine Geschäftsreise nach Riga unternahm, hatte er einen kleinen Abstecher nach Mitau gemacht, einzig und allein in der Absicht, sich bei meinen Eltern einzuführen und diese — wie ich später erfuhr — durch gut lautende Nachrichten von mir hoch zu erfreuen. Das war ja an für sich ein unbedeutendes, nichtssagendes Ereignis, aber es charakterisierte meinen lieben, guten Direktor so prächtig. Bei dieser Gelegenheit hatte meine Mutter Berent unbemerkt ersucht, sich dafür zu interessieren, daß ich nun nach Deutschland in ein Engagement käme und Berent

hatte ihr vollständig zugestimmt. Die gute Mama glaubte nicht an die Möglichkeit eines zukünftigen lettischen Theaters, sie sah alles Heil für mich nur in Deutschland, und besorgt, wie sie stets für ihren „Ältesten" und Liebling war, wandte sie sich insgeheim schriftlich an ihre in Berlin lebenden Verwandten mütterlicherseits mit der Bitte, ihr Bemühen um ein gutes Engagement für mich in Deutschland zu unterstützen, und so hatte man mir denn — ohne daß der Vater und ich davon eine Ahnung hatten — einen Kontrakt an das Stadttheater zu Kiel gesichert, der nur noch meiner Unterschrift bedurfte. Es kam aber alles anders, als die Mutter gehofft und gewünscht hatte, denn früher als sie es ahnte, hatte ich bereits mit dem Rigaschen Lettischen Verein einen Vertrag abgeschlossen, der mich zum artistischen Leiter des neu zu begründenden lettischen Theaters machte, und als genau zu derselben Zeit der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrach und das Kieler Stadttheater eine der ersten Bühnen Deutschlands war, die geschlossen wurde, beruhigte sich meine Mutter allmählich, — sie „beruhigte" sich, indem sie zahllose bittere Tränen vergoß und in schlaflosen Nächten in ihrem unendlichen Herzeleid zu vergehen schien, wie sie mir später schrieb. Aber noch lange, lange Jahre hindurch ist ihr das Scheitern ihrer Pläne unendlich nahe gegangen. Dann aber kam das Vergessen, die Resignation mit von Tränen feuchten Augen.

Viele meiner geschätzten Leser wird es vielleicht befremden, daß ich, abweichend von dem Titel meiner Aufzeichnungen, hier auch von meiner Bühnenlaufbahn an deutschen Theatern gesprochen habe. Ich hielt das aber für durchaus notwendig. Denn ermüdend oft ist gerade aus deutschen Kreisen die Frage an mich gestellt worden, wie es mir denn überhaupt möglich gewesen sei, einige bescheidene Erfolge bei der Begründung des lettischen Theaters zu erzielen, da ich doch nichts vorgefunden hätte. Ich muß gestehen, daß derartige und ähnliche Fragen für mich recht verletzend waren, weil sie voraussetzen ließen, daß diejenigen, die sie an mich stellten, annahmen, ich hätte mich an eine Riesenarbeit gewagt, ohne für dieselbe genügend vorbereitet gewesen zu sein. Daher war ich gewissermaßen gezwungen, auf meine Vorbildung fürs Theater im allgemeinen und meine Tätigkeit an deutschen Bühnen insbesondere hinzuweisen, um es Uneingeweihten verständlich

zu machen, wie ich es schon wagen durfte, für das Zustandekommen einer lettischen Schaubühne arbeiten zu können.

Nun war ich also wohlbestallter „Rigas Latweeschu beedribas teatra wadons“ Das klang ja ganz hübsch, aber nur zu bald sollte ich mich mit den Folgen der Fatalität bekannt machen, daß das Theater, zu dessen Direktor ich ernannt war, in Wahrheit eigentlich noch gar nicht existierte. Ende August oder Anfang September 1870 beabsichtigte man die Saison zu eröffnen, aber wie und wann das waren nicht leicht zu beantwortende Fragen. Denn erstens stellte es sich nur zu bald heraus, daß unsere gesamte dramatische Literatur nur aus Baumanns „Lustigais neris us tirgus platscha“, Stender's „Schuhpu Behrtuls“, Fr. Weinbergs „Labak sihle rokâ, ne kâ mednis kokâ“ (Aug. Kotzebues „Der gerade Weg ist der beste“) und meinem „Paschu audsinats“ bestand, abgesehen von 2—3 Schwänken, die total unaufführbar waren. Da wir die genannten Stücke aber bereits vor einem Jahr in Riga und Mitau aufgeführt hatten, so mußte unverzüglich an das Schaffen neuer geschritten werden. Einem allein war das ja unmöglich. Sodann aber fehlte es uns auch an Darstellern. Nun erst wurde eingesehen, daß man sich die Beseitigung all dieser Mängel bedeutend leichter gedacht hatte, als sie tatsächlich war. Zunächst mußte für aufführbare Stücke gesorgt werden und das Glück schien mir in dieser Beziehung wohl zu wollen. — Paul Plawneek, auf den ich noch später zurückzukommen gedenke und der in der Geschichte der Begründung des lettischen Theaters eine der bedeutendsten Rollen gespielt hat, begann damals gerade seine Studien am Rigaschen Polytechnikum. Bereits als Mitauscher Gymnasiast hatte er viel für den „Baltijas welstnesis“ geschrieben und auch in Buchform war Einiges von Plawneek im Druck erschienen. Ihm machte ich nun den Vorschlag, seine freie Zeit dem Übersetzen von Theaterstücken ins Lettische zu widmen. — Plawneeks Verhältnisse waren nicht gerade die glänzendsten, — der fidele Studio verfügte nur über einen sehr minimen Wechsel, der Lettische Verein aber war damals absolut nicht in der Lage, Übersetzungshonorare für die aufzuführenden Stücke zu zahlen und mich hatte man pekuniär auch nicht so brillant stellen können, daß ich imstande gewesen wäre, mit Hilfe meiner eigenen Mittel eine

dramatische Literatur aus der Erde zu stampfen. Ich vermochte also nur, Plawneek freies Logis und freien Tisch zu bieten, vermittelte beim Mitauer Verleger J. Schablowsky damals dem ersten und einzigen lettischen Buchhändler Kurlands, für den jungen Schriftsteller ein für jene Zeiten ganz horrendes Durchschnittshonorar von 5 Rbl. pro Druckbogen und stellte ihm ein Benefiz mit der ganzen Brutto-Einnahme in Aussicht, wenn er für die nächste Saison am neuen lettischen Theater als Souffleur in Stellung treten wollte, was ihm sehr wohl möglich war, da unsere Proben zunächst doch nur abends stattfinden konnten und Plawneek also nicht am Besuch der Kollegia hindern konnten. Mein junger Freund nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an und zog gleich zu mir. Genau unter denselben Bedingungen gelang es mir, auch meinen jüngeren Bruder Theodor, der sich ebenfalls schriftstellerisch schon versucht hatte, auf die Dauer von fast einem Jahr an das junge Institut zu fesseln.

Nun ging es an die Arbeit, — ja an die „Arbeit" im wahrsten Sinne des Wortes, denn von einer begeisterten Hingabe an die schriftstellerische Tätigkeit konnte in diesem Falle, wo in größter Eile geschaffen werden sollte, wohl kaum die Rede sein. Ich traf die Wahl der Stücke, Plawneek und mein Bruder Theodor übersetzten sie — zunächst natürlich leichter aufführbare Einakter, und da Schablowsky in Mitau diese Sächelchen gleich drucken ließ, gelangten sie schnell ins Publikum, um so viel zur Popularisierung des Theaters beizutragen. Eine günstigere Zeit als das Jahr 1870 konnte man sich kaum für die Entstehung einer lettischen Bühne denken. Das Nationalbewußtsein der Letten war soeben im Erwachen begriffen. Jeder, der sich an eine dem Allgemeinwohl ewidmete größere Arbeit machte, konnte der regsten Unterstützung seitens des gesamten Volkes sicher sein, von dem erst in späteren Jahren sich unter den Letten breit machenden Hader und Zwist wußte man damals nichts, und bei jedem Unternehmen machte sich eine so wohltuende Einigkeit bemerkbar, wie wir Letten eine ähnliche wohl nie mehr erleben dürften. Dieser Umstand erklärt denn auch das lebhafte Interesse, das dem jungen Theaterunternehmen von vielen Seiten entgegen gebracht wurde, und da die aufgeführten Stücke auch gleich im Druck erschienen, regten sie an manchen Orten auf dem Lande und in den kleinen Städten

zu ihren Aufführungen an, — ganz wie man das vorausgesetzt und gewünscht hatte. Eine solche Verbreitung und ein gewisser Erfolg der Stücke veranlaßte auch bald andere jüngere Kräfte, fürs Theater zu schreiben. Diese wandten sich häufig mit der Bitte an mich, ich möge ihnen doch Stücke namhaft machen, deren Übersetzungen dem lettischen Theater erwünscht wären. Und so wurde uns so manches „Brauchbare" — wenn man so sagen kann — „ins Haus gebracht." Aber auch Schriftsteller von Beruf begannen ihre Federn nach und nach in den Dienst des lettischen Theaters zu stellen, wie namentlich H. Laube (Laubes Indrikis), der spätere Redakteur des „Mahjas weesis", Andreas Dihrik (der jüngste Bruder des „alten Hofrats"), mein Onkel Heinrich Allunan, in späteren Jahren bekannter baltischer Buchhändler und Verleger in Mitau, sowie noch andere. Während nun für Übersetzungen fleißig gesorgt wurde, fand ich Zeit, mich an meine erste größere Arbeit zu wagen, an das einen ganzen Theaterabend füllende Lebensbild aus lettischen ländlichen Kreisen: „Preekos un behdâs"

Einer Episode aus meinem damaligen Wirken möchte ich hier Erwähnung tun, da sie in ihrer Art so originell und charakteristisch ist, daß sie sehr wohl verdient, der Vergessenheit entzogen zu werden, und zwar schon aus dem Grunde, weil der kleine Vorfall entschieden in die Geschichte der Anfänge des lettischen Theaters hineingehört.

Es war an einem schönen Sommertage des Jahres 1870, als ein etwa 25jähriger junger Mann in meiner Wohnung erschien, der sich mir als „Johann Theodor B., Hauslehrer" vorstellte und um irgend ein deutsches Theaterstück bat, das er ins Lettische übersetzen wollte. Der wirre, stechende Blick des Mannes hatte etwas so unendlich Unheimliches an sich, daß mich eine gelinde Furcht überkam, mit ihm allein zu sein. Und da man sich auch nur sehr wenig von seiner Übersetzungskunst versprechen konnte, gab ich meinem Besuch einen Einakter Barrières, „Am Klavier" und wünschte ihm mit dem Ersuchen, sich nach beendeter Arbeit wieder freundlichst einzustellen, viel Glück. Da war aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht! Die übliche Nötigung nicht abwartend, nahm der Herr Hauslehrer einfach Platz und begann etwa Folgendes zu erzählen. Damit ich wisse, mit wem ich es

zu tun habe, falls er, B., ab und zu vom Thema abweichen und von Dingen reden sollte, die mich vielleicht verblüfften, teile er mir gleich von vorn herein mit, daß er zur Zeit Patient in der Irrenanstalt Alexandershöhe sei; indessen habe sich sein Zustand bereits insoweit gebessert, daß die Administration des Instituts ihm einige Spaziergänge ohne spezielle Beaufsichtigung seiner Person gestatte. Und wie er in die Irrenanstalt gekommen wäre? Einer großen Idee wegen müsse er leiden. Die Sache sei ja aber sonst verzweifelt einfach. B.'s Vater wäre Organist an der Kirche des Fleckens S. in Livland. So habe denn der Sohn oft Gelegenheit zum Besuch des Gotteshauses gehabt, dieser Umstand aber sei für den Herrn Hauslehrer in gewisser Beziehung verhängnisvoll geworden, da nach und nach die Überzeugung in ihm wach geworden, dieser herrliche, geräumige Tempel müsse fernerhin als Theaterlokal benutzt werden, weil er dann mehr seinem Zwecke, dem Volke Licht und Aufklärung zu spenden, entsprechen würde, als gegenwärtig. Trotzdem er aber keine Gesinnungsgenossen gefunden, habe es ihm dennoch nicht an Mut gefehlt, für eine große Idee praktisch zu propagandieren — (B. hatte sich, gelinde gesagt, eine Kirchenschändung zu schulden kommen lassen) — und nun müsse er als Vorkämpfer einer so guten Sache leiden und dulden, da man ihn ins Irrenhaus gesteckt habe.

In den Augen meines Gastes leuchtete abermals jenes unheimliche Feuer auf, das mich gleich bei seinem Erscheinen in meiner Wohnung so ganz eigentümlich berührt hatte. Ich war daher recht froh, als mein etwas aufdringlicher Besuch sich erhob und zum Gehen anschickte, nicht ohne vorher seinem Mißfallen darüber Ausdruck gegeben zu haben, daß er im Empfangszimmer des ersten lettischen Schauspielers keine Porträts berühmter Mimen bemerkt habe.

Nach ca. drei Wochen sprach der Herr Hauslehrer wieder bei mir vor: er brachte die „Pee klaweerem" betitelte lettische Übersetzung des Lustspielchens „Am Klavier", war sehr kurz angebunden und empfahl sich dieses Mal auffallend rasch. Was konnte man von der Arbeit eines Irrsinnigen viel Gutes erwarten? Ich blätterte also anfangs nur flüchtig im Manuskript, bald aber fesselte mich die Vorzüglichkeit der Sprache, die in vollendeter Reinheit und Glätte dahinfloß und für jene Zeiten tatsächlich

musterhaft war. Im Jahre 1870 besaß die lettische Sprache leider noch keine Bezeichnung für „Klavierstimmer", — man gebrauchte dafür das lettisch ganz entsetzlich klingende, dem Deutschen entnommene „klaweeru stimetajs" oder noch schrecklicher „stemetajs" Nun hatte aber B. in seiner Übersetzung „Pee klawerem" für „Klavierstimmer" — „tihrstankotajs" gebraucht, oder richtiger gesagt: neu gebildet, ein Wort von so vollendetem Wohlklang und so durch und durch lettisch, daß es sich rasch einbürgerte. Wem dürfte es aber heute noch bekannt sein, daß der geistige Vater dieser vorzüglichen Neubildung ein unglücklicher Wahnsinniger war, der das jetzt in der lettischen Sprache vollständig eingebürgerte Wort in der Irrenanstalt Alexandershöhe bei Riga ergrübelte und schuf?

„Pee klaweerem" erlebte mehrere Aufführungen, sollte aber in gewisser Beziehung verhängnisvoll für den Übersetzer des Stückes werden, denn gerade um die Zeit, da der Einakter auf den Spielplan gelangte, entließ man den Hauslehrer B. als geheilt, oder doch wenigstens als „ungefährlichen Grübler" aus der Anstalt. B. wurde nun unser ständiger Gast im Theater, knüpfte zahlreiche Bekanntschaften an, belästigte seine neuen Freunde beständig mit gewissen Anliegen, ergab sich dem Trunk und nur zu bald verfiel der Unglückliche abermals in hellen Wahnsinnn, nur daß dieser sich jetzt in weit schrecklicherer Form einstellte, als früher. So ging ein zweifellos reich beanlagtes Menschenleben elend zugrunde.

War es nun einerseits gelungen, sich — wenigstens vorläufig — mit einer genügenden Anzahl von aufzuführenden Stücken zu versorgen, so stieß anderseits die Beschaffung — vom Zusammenstellen einer Truppe konnte ja unter den damaligen Verhältnissen keine Rede sein — der jungen Menschendarsteller auf ganz besonders große, kaum zu überwindende Schwierigkeiten. Inserate hätten nichts gefruchtet, denn was hielt ein Lette zu jenen Zeiten vom Theater, namentlich die Vertreterinnen des zarten Geschlechts, die schon bei dem bloßen Gedanken, sich der Bühne zu widmen, befürchteten, ihres guten Rufes verlustig zu gehen. Rechnet man nun noch den Umstand hinzu, daß bei der Zusammenbringung des Bühnenpersonals in gewisser Beziehung sehr wählerisch vorgegangen werden mußte, da doch in erster Reihe nur die Intelligenz und Erscheinung der zu werbenden Anfänger für uns ausschlaggebend

sein konnte, so wird man erst begreifen, welch riesige Hindernisse zu beseitigen es in diesem Falle galt.

Das war nun ein sehr sonderbares Mittel, zu dem zwecks Erreichung des Zieles gegriffen werden mußte und heute wird man es sicher belächeln. Chr. Berg und ich besuchten nämlich fleißig die vom Lettischen Verein veranstalteten Bälle und Tanzabende, wo aufmerksam Umschau nach geeigneten, meinen Zwecken entsprechenden Persönlichkeiten gehalten wurde. Lief uns dann etwas Geeignetes ins Netz, so stellte ich mich in meiner Eigenschaft als artistischer Leiter des neuen Theaters vor, um unter Anwendung einer begeisterten Suade die Bühne und die Tätigkeit an ihr in das rosigste Licht zu stellen. Natürlich endete eine solche prächtige Einleitung stets mit dem dringenden Rate an die betreffende Person, gleichviel ob Männlein oder Weiblein, es auf einen Versuch ankommen zu lassen und ein Betreten der weltbedeutenden Bretter zu wagen.

Berg und ich hatten einigen Erfolg: es gelang uns schließlich — eifrig unterstützt von Paul Plawneek — junge Leute beiderlei Geschlechts fürs junge Theaterunternehmen zu gewinnen. Was aber die Hauptsache war: es erwies sich später, wie ich das ja auch vorausgesetzt hatte, daß die meisten der von uns geworbenen Kunstjünger tatsächlich ein ganz hübsches Talent besaßen, und nachdem alles Unbrauchbare allmählich bei Seite geschoben war, verblieb mir ein Stamm Menschendarsteller, mit dem sich bei nur einigermaßen gutem Willen seitens dieser jungen Anfänger schon etwas anstellen ließ. Und da es uns keineswegs an Fleiß mangelte, ließ auch die Anerkennung seitens des Publikums nicht lange auf sich warten. Die ersten und tüchtigsten Kräfte des Theaters, die ihm recht lange treu blieben, waren die Damen Ottilie Klein und Leontine Hoffmann, sowie die Herren Chr. Berg, Georg Michelson, Woldemar Schwarz und Karl Obdow. Namentlich den beiden letzteren, ein paar ganz köstlichen Komikern, bin ich viel, sehr viel Dank schuldig, denn ihre vis comica führte dem Theater zahlreiche Freunde zu. Nachdem ich mich dann mit den Fähigkeiten der mir zu gebote stehenden Kräfte genau vertraut gemacht hatte, begann ich meinen Schauspielern die Rollen — wie es in der Theatersprache etwas derbe heißt — „auf den Leib zu schreiben", wodurch es möglich wurde,

Vorstellungen herauszubringen, die des Beifalls der Zuschauer sicher sein konnten. Dieser Umstand veranlaßte einst den Architekten J. Baumann der sich viel für das Theater interessierte und es nach besten Kräften und mit großem Erfolg förderte, mit dem ihm übrigens in allen Lagen des Lebens treu bleibenden Humor zu mir zu sagen: „Sie machen ja unserem alten Hirschfeldt (dem Theaterschneider) arge Konkurrenz! Denn wie dieser bestens dafür sorgt, daß den Schauspielern die Garderoben gut sitzen, so sitzen ja die von ihnen geschriebenen Rollen unseren Mimen ganz vorzüglich."

In diesem meinem, ich möchte beinahe sagen „Kniff" war ja aber auch zum Teil der Schlüssel zum Rätsel zu finden, wie es kam, daß unsere Vorstellungen sehr bald gefielen und immer mehr Anklang fanden. So z. B. hatte ich in meinem Volksstück „Preekos un behdas" den Lejeneeks und den Strautneeks für die Herren Schwarz und Obdow geschrieben, die geradezu brillante Verkörperer dieser beiden Rollen waren, und ich erinnere mich nicht, je Darsteller der genannten Charaktere gesehen zu haben, die Schwarz und Obdow nur annähernd gleichgekommen wären. Der gute Erfolg, den die beiden Komiker mit dem Lejeneeks und Strautneeks hatten, veranlaßte mich, meinen Onkel H. Allunan zum Übersetzen von Gogols „Revisor" zu veranlassen, da man überzeugt sein konnte, daß die beiden Landedelleute Bobtschinski und Dobtschinski in diesem Lustspiel unserem heiteren Duo ebenso gut liegen würden, wie die beiden landischen Wirte in „Preekos un behdâs" Ich hatte mich nicht getäuscht: es war das ein Riesenerfolg, den die beiden lettischen, noch so jungen Anfänger als russische Edelleute im „Revidenten" zu verzeichnen hatten. So erlebte das Stück mehrere Wiederholungen, ja in Mitau gelangte es sogar zwei Mal zur Aufführung. Selbstverständlich waren auch die übrigen Hauptrollen im „Revidenten" befriedigend besetzt. Namentlich war Berg als Bürgermeister lobend hervorzuheben. Den Chlestakow spielte ich.

Trotzdem aber anfangs alles ziemlich glatt abging, glaubte ich mich noch immer nicht an die Aufführung irgend eines Dramas oder überhaupt eines Stückes ernstern Inhalts wagen zu dürfen, und das einfach aus dem Grunde nicht, weil unser Publikum mir noch immer nicht reif genug zum Goutiren von Darbietungen

auf dem Felde des Schauspiels schien. An den Fingern ließen sich ja in jener Zeit die das lettische Theater besuchenden gebildeten Elemente herzählen, — das Gros des Publikums bestand aber aus derben Kindern des Volkes, denen die Bühne etwas ganz neues war, und weil diese naiven Zuschauer Freude am Dargebotenen empfanden, glaubten sie das letztere auch ihrerseits unterstützen zu müssen, indem sie die Darsteller durch Zurufe anfeuerten oder auch den armen Mimen sehr übel angebrachte Bemerkungen laut zuriefen. Daß es mitunter kein sehr großes Vergnügen sein konnte, vor einem solchen Publikum spielen zu müssen, wird wohl jedem einleuchten. Unsere Theaterbesucher mußten ja eben erst erzogen werden und da hieß es vor allem: Geduld haben und abermals Geduld haben.

Ein livländischer lettischer Arzt fragte mich einst, warum denn eigentlich in fast allen meinen Stücken heiteren Genres plötzlich Auftritte ernsten Inhalts hineingeschoben wären? Ein so plötzlicher, krasser Wechsel der Situationen auf der Bühne beraube den Zuschauer jeder Illusion und gestatte kein Nachempfinden des Geschehenen, da das Seriöse, das man gründlicher durchkosten wolle, durch zum Lachen reizende Szenen verwischt würde. Du lieber Himmel, als ob ich das nicht selbst gewußt hätte! Allein nur so war es möglich, unserem Publikum nach und nach Verständnis für das Drama beizubringen. Machte man sich doch in jenen Tagen im allgemeinen eine ganz falsche Vorstellung vom Theater, das man für ein Institut hielt, welches für die Erheiterung der Menge zu sorgen hatte. Wer es damals unternommen hätte, im lettischen Theater mit einem am Ende gar den ganzen Abend füllenden Schauspiel oder Drama vorzufahren, der hätte auch sicher sein können, einfach — ausgelacht zu werden. Daher durften ernstere Sachen anfangs in einer nur sehr geringen Dosis verabreicht werden, wollte man dem ernsten Sujet für die Zukunft einen fruchtbaren Boden vorbereiten.

Eine weitere, während der ersten Existenzperiode des lettischen Theaters zu überwindende Schwierigkeit bestand in dem ewigen Wechsel der Bühnenangehörigen, die ja damals durch kein festes Engagement an das Theater gefesselt waren. Hatte man es unter Anwendung vieler Mühe endlich so weit gebracht, daß die jungen Bühnennovizen auf der Szene einigermaßen regelrecht zu gehn

und zu stehn gelernt hatten und ziemlich fehlerfrei sprechen konnten, so fuhr in viele dieser Anfänger der Hochmutsteufel und sie stellten mir vollständig unausführbare Prätensionen oder setzten mir einfach den Stuhl vor die Tür. Und da es keine Mittel gab, diese Leute zu halten, deren einzige „Gage" darin bestand, daß sie zu sämtlichen vom Verein ausgehenden Veranstaltungen freien Zutritt hatten, so mußte man sie ruhig gehen lassen, um wiederum nach Stellvertretern für sie Ausschau zu halten. Dann aber galt es mit neuer und saurer „Arbeit" zu beginnen, denn tatsächlich handelte es sich ja in einem solchen Fall um eine verzweifelt prosaische „Arbeit", die in einem ewigen Abschleifen unbehobelten Materials bestand.

Mit welchen Annehmlichkeiten man noch im Herbst des Jahres 1870 zu rechnen hatte, wollte man sich ein vielversprechendes weibliches Bühnenmitglied fürs lettische Theater angeln — (von „engagieren" konnte zu jener Zeit selbstverständlich keine Rede sein, wie ich schon früher erwähnte) —, dafür möge hier ein kleines Erlebnis Zeugnis ablegen, das heute Heiterkeit hervorrufen dürfte, mir aber vor 40 Jahren sehr nahe ging.

Es war mir bald nach der Begründung des lettischen Theaters gelungen, eine junge, gebildete Dame ausfindig zu machen, deren vorteilhafte Erscheinung allein schon für den besten Empfehlungsbrief ans Theater gelten konnte. Das Fräulein war schließlich durchaus nicht abgeneigt, unsrer Bühne beizutreten, nur stellte sie die Bedingung, ich müsse erst mit ihrem Vater Rücksprache nehmen, was zu tun ich denn auch versprechen mußte.

Es war an einem hellen, freundlichen Herbsttage, als ich diesen für mich durchaus nicht leichten Gang unternahm. Allein so angenehm es sich auch mit dem Fräulein Töchterchen konversieren ließ — in dem Herrn Papa lernte ich einen vollendeten Grobian kennen. Ungebildet und etwas schwer von Begriff, wie er nun einmal war, schien dieser Alltagsmensch mich anfangs gar nicht zu verstehen, möglicherweise auch aus dem Grunde, weil ihm die von mir gelegentlich des Vorbringens meines Anliegens häufig gebrauchten lettischen Neubildungen „luga" (Stück), „loma" (Rolle), „skatuve" (Bühne) u. v. a. jedenfalls böhmische Dörfer waren. Als ich mich aber im weiteren Verlauf unserer Unterredung bemühte, weniger wählerisch zu sprechen, beabsichtigend, meinem

Gegenüber verständlicher zu werden, wobei ich mich mehr als einmal des im Lettischen recht verpönten Worte „Komödie" bedienen mußte, gewahrte ich endlich mit Entsetzen, daß in dem Hausherrn allmählich eine fürchterliche Ahnung dessen aufzudämmern begann, um was es sich eigentlich handelte, denn der noch sehr rüstige Mann erbleichte erst vor Wut, schnellte aber dann wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe und brüllte mich mit einer wahren Stentorstimme an: „Und Sie entblöden sich nicht, von mir zu verlangen, ich soll meine Tochter der Hölle zuführen lassen? Herr, gedulden Sie sich nur, — auch ich will Ihnen gleich eine Komödie vorspielen! Ehe, Mickel, komme zum Vorschein!"

Eine Seitentür öffnete sich und Herr Mickel, der offenbar gehorcht und begriffen hatte, daß er nun aktiv einschreiten müsse, stand mit weit aufgestreiften Hemdsärmeln in seiner ganzen Glorie da, eine wahre Hühnengestalt. Da dieser Riese — wie ich später erfuhr, ein Bruder des liebenswürdigen Hausherrn — imstande gewesen wäre, mich bei nur einigermaßen gutem Willen von seiner Seite erbarmungslos zu zermalmen, zog ich es vor, mich ohne vorhergehenden Abschied zu drücken. Mit einem kühnen Satz war ich auf der Straße und da gerade ein Droschkenkutscher vorüberrollte, vertraute ich mich seinem Wagen an, den edlen Rosselenker zu verzweifelt schneller Fahrt anspornend. Erst als wir aus der Schußweite gekommen zu sein glaubten, sah ich mich noch einmal nach dem unheimlichen Hause um, und was gewahrte ich da? Mickel stand mit hocherhobener Faust vor der breit geöffneten Haustür und rief mir irgend etwas nach, das ich freilich nicht verstand, das aber ungefähr gelautet haben dürfte: „Versuche es nur noch einmal zu uns zu kommen, mein Liebling, und Du sollst was erleben!"

Eine Lehre schöpfte ich mir aber doch aus diesem Abenteuer: wenn es wieder einmal galt, im Hause der Eltern eine Tochter für die Bühne zu werben, behielt ich immer den Hut hübsch in der Hand und postierte mich stets in unmittelbarer Nähe der Ausgangstür. Denn wem wäre es wohl möglich vorherzusehen, was der nächste Augenblick bringt, — so etwa kalkulierte ich.

Kaum hatten unsere ersten Vorstellungen einigen pekuniären Erfolg gehabt, als sich auch schon im lettischen Verein ganz un-

erwartet ein Zöllner in der Person des Inspektors Hermann vom Rigaer Stadttheater einfand, der, gestützt auf ein Privileg, irre ich nicht vom Marquis Paulucci stammend, einen gewissen Tribut, ca. 10 Rbl., von jeder Aufführung zum Besten des Komitees vom Stadttheater für sich in Anspruch nahm. Waren ja doch — wie Herr Hermann angab — der Zirkus und sämtliche „Schaubuden" dem großen Kunstinstitut gegenüber ebenso abgabenpflichtig wie wir. Also nun wußten wir es doch, wo wir unsere Kollegen und Leidensgefährten zu suchen hatten und in welche Kategorie man uns rangierte. Das war ja recht schmeichelhaft! Aber außerdem mußte auch unser sehr bescheidener Etat unter einer solchen Maßregel empfindlich leiden. Nun wurden aber vom lettischen Verein rasch und mit Erfolg die nötigen Schritte zum Abwenden des uns drohenden Ungemachs unternommen und bald waren wir der ersten uns drohenden Unannehmlichkeit glücklich entronnen.

Recht eigentümlicher Art waren unsere Zensurverhältnisse während der ersten Jahre des Bestehens der lettischen Bühne: man schien nicht darüber einig werden zu können, wohin eigentlich das lettische Theater kompetierte. Denn zunächst wurden die lettischen Stücke offiziell in der livländischen Gouvernements-Kanzlei von Herrn Schilinsky zensiert, in Wirklichkeit sah sie aber Pastor Haacken von der Jesus-Kirche durch, ein hochintelligenter Herr mit sehr liberalen Ansichten. Zu unserem großen Leidwesen wies man aber das Theater bald an den lettischen abgeteilten Zensor Ruppert demselben, der, abgerechnet einige kurze Unterbrechungen, bis zu seinem erst vor wenigen Jahren erfolgten Tode in Stellung verblieb. Wie unerbittlich streng Ruppert gerade während der letzten Lebensjahre seines Amtes waltete, das ersah man u. a. auch aus der Bitterkeit, die wir in fast allen von der lettischen Presse dem Andenken des Verewigten gewidmeten Nekrologen wahrnahmen. Erst nach Verlauf eines Jahres wurden wir Rupperts Zuchtrute entzogen und für würdig befunden, der Oberpreßverwaltung in Petersburg überwiesen zu werden. In welch patriarchalisch-gemütlicher Weise sich übrigens der geschäftliche Verkehr mit unserem gestrengen Herrn Zensor bewerkstelligen ließ, dafür diene hier folgendes ergötzliche Pröbchen.

Gegen Anfang des Jahres 1871 hatte ein lettischer Lehrer namens Dreimann Schillers „Räuber" ins Lettische übersetzt

und überbrachte mir das Manuskript, das, nebenbei bemerkt, in späteren Jahren auf dem Wege zur Oberpreßverwaltung durch die Unachtsamkeit eines Studenten abhanden gekommen ist. Ich faßte damals den kühnen Entschluß, es mit den „Räubern" auf der noch so jungen lettischen Bühne zu versuchen. Da man aber einsehen mußte, daß das Einstudieren des Schillerschen Schauspiels viel Zeit in Anspruch nehmen würde, es aber erwünscht war, die „Räuber" noch vor Ablauf der Saison, wie man zu sagen pflegt, „herausbringen", so wagte ich, mich mit der Bitte an Ruppert zu wenden, ob es vielleicht anginge, das Manuskript in einer kürzeren Frist, als der sonst üblichen, durchzusehen. „Es wird wohl um so eher möglich sein, meine Bitte zu erfüllen" fügte ich hinzu, „als es sich ja in diesem Falle um die allbekannten „Räuber" Schillers handelt."

„Wessen Räuber?" fragte Ruppert gleichgültig und starrte mich in Erwartung einer näheren Erklärung an.

„Des deutschen Dichters Schillers „Räuber"" gab ich etwas kleinlaut zur Antwort.

„Kenne ich nicht" erwiederte Ruppert ruhig, „denn ich habe mit dem Deutschen nichts zu tun. Aber" fuhr er einlenkend und jedenfalls in der Absicht fort, mir gefällig zu sein, „nennen Sie mir einige Stellen in der Dichtung, die Ihnen ganz besonders anstößig erscheinen und ich will dann zunächst diese prüfen."

Nun begreife ich noch heute nicht, was mich so konsternierte, daß ich auf eine Stelle in den „Räubern" hinwies, die bei den Aufführungen des Schauspiels gewöhnlich gestrichen wird. Es mag wohl aber das, ich möchte wohl sagen Vertrauen gewesen sein, das Ruppert in mich setzte, indem er mir die Wahl der verdächtigen Stellen überließ, was mich so wirr machte, daß ich erklärte: „Da haben wir z. B. gleich im 1. Akt einen Monolog des Franz Moor, der schon etwas mehr als derbe ist. Hier bedient sich Franz u. a. auch der Worte: „Warum bin ich nicht der Erste aus Mutterl gekr " usw. Diese Stelle werden Sie gewiß streichen?" — „Streichen?" fragte Ruppert mit einer wahrhaft stoischen Ruhe. Ja, warum denn? Sie enthält ja doch nichts gegen die Regierung!" — In dem Augenblick mag ich wohl ausgeschaut haben wie die selige Frau Lot.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Gefangennahme T. Kosciuszkos bei Maciejowice 10. Oktober 1794.

In seinen Memoiren zur Geschichte Polens in den Jahren 1788 bis 1815 erzählt Michael Oginsky über die Gefangennahme des Diktators von Polen und Oberkommandierenden der polnischen Truppen Thaddäus Kosciuszko bei Maciejowice folgendes:

„Es war eine blutige Schlacht; die Polen verrichteten Wunder der Tapferkeit. Um das Schicksal des Kampfes, das ungewiß wurde, zu entscheiden, stürzte sich Kosciuszko, da er die erwarteten Hilfstruppen nicht ankommen sah, mit dem Kern der Reiterei und allen ersten Offizieren der Armee mitten unter den Feind. Dieser verwegene, ja verzweifelte Schritt diente bloß dazu, ihm den schmerzlichen Anblick der gänzlichen Niederlage seiner Truppen zu ersparen; denn am Kopfe schwer verwundet und von mehreren anderen nicht minder schweren Wunden bedeckt, sank er inmitten des Gewühls mit seinem Pferde nieder und all die Tapferen, die ihm gefolgt waren, verkauften ihr Leben oder ihre Freiheit teuer."

„Der Zufall ließ Kosciuszko mitten unter den auf dem Schlachtfelde Liegenden, die man für tot ansah, entdecken. Trotz seiner Wunden und der Einfachheit seiner Kleidung wurde er erkannt, und als man seinen Namen nannte, konnten mehrere Kosaken, die sich ihm genähert hatten, um ihn auszuplündern, nicht umhin eine Bewegung der Ehrfurcht vor diesem tapferen, unglücklichen Feldherrn kundzugeben. Sie machten aus ihren Lanzen eine Sänfte, um ihn zu dem General Fersen zu tragen, der ihn alsbald vor seinen Augen verbinden ließ und ihn wie auch die andern Gefangenen mit allen gebührenden Rücksichten behandelte." —

Diese Darstellung läßt sich nun nach dem Briefe eines Augenzeugen ergänzen und ganz wesentlich berichtigen, der kürzlich in den Besitz der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga gelangt ist.

Der Schreiber des Briefes ist ein ehemaliger russischer Offizier Heinrich von Smolian, der ihn im J. 1845 an seinen Neffen, dem als Oberstleutnant verabschiedeten Konstantin von Smolian richtete. Ein Sohn des letzteren, Herr Alexander von Smolian auf Sternhof bei Wolmar, hat dieses interessante Schreiben jetzt der genannten Gesellschaft übergeben.

Der Brief verdient es gewiß, in seinem Wortlaute veröffentlicht zu werden. Die Gefangennahme Kosciuszkos ist danach ganz anders vor sich gegangen, als es Oginsky erzählt. Wir geben ihn daher im Folgenden nach dem Originale wieder:

Викторовка, d. 12. Dez. 1845.

Du hast Dich, lieber Konstantin Karlowitsch, darin nicht geirrt, daß das zuletzt geschickte Buch[1] für mich eine interessante Lektüre sein würde. Es war mir bei Lesung desselben oft, als wenn ich mit einem Kameraden oder auch Patrioten oder gar Patriotin von jener für Polen so interessanten Periode mich unterhielt. Um so auffallender aber war es mir, auch Oginsky wenigstens irrig benachrichtigt zu finden.

Ich fand schon Masson voll Unwahrheit, als er von Kosciuszco sagt, daß man ihn von einem Jäger auf dem Schlachtfelde blessiert aufgefunden hätte. Einen Generalissimus, der eine Suite hat, allein blessiert finden? — Wer nur eine Schlacht mitgemacht hat, wird schon sagen, das ist unwahr. Oginsky spielt zwar auf den wahren Umstand an, schweigt aber doch.

Als wir Ao. 1792 in Polen einrückten, war ich 23 Jahre alt. Alles war für mich in Polen interessant. Einige Tage nach der Entstehung der Targowitzer Konföderation [14. Mai 1792] kam ich als Ordonanz bei Rzewusky in der Gesellschaft von [Felix] Potocky und [Xaver] Branicky[2] bis Dubno, wo unser Batallion zurückblieb. Die beiden ersten sogenannten Affairen waren höchst

[1]) Nämlich M. Oginsky's Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788—1815 (Paris 1826. 2 Bde. Deutsch: Bellevue 1845).

[2]) Die Führer der russischen Partei in Polen.

unbedeutend. Nur die bei Dubienka, wo der Obrist Palmbach mit seinen Конно-Егеры 2 Mal die Batterie zu Pferde stürmte und auch blieb, war ernsthaft [17 Juli 1792], und auch die letzte in diesem Feldzuge. Im September ging das Regiment nach Groß-Polen und ich wurde oft abkommandiert und hatte Gelegenheit Bekanntschaften zu machen und in der ganzen Gegend von Krakau, Sandomir 2c. 2c. sehr genau bekannt zu sein.

Wir räumten den Preußen Groß-Polen und gingen nach Opatow in der Sandomirschen Woywodschaft, auf dem halben Weg zwischen Warschau und Krakau, wo unser Detachement formirt wurde, aus unserm Batallion, einer Eskadron Woroneſh-Husaren und 50 Kosaken nebst 2 Kanonen bestehend. So kamen wir zwischen polnische Regimenter verteilt zu stehen. Im J. 1793 war ich hier der polnischen Sprache so ziemlich mächtig, beständig teils auf Exekution für nicht abgefertigte Proviant und Fourage, teils auch zur Untersuchung vorgefallener Händel, die nicht selten krimineller Art waren, abkommandiert. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Gegenden in allen Richtungen kennen, woraus ich später großen Vorteil zog.

1794, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, wurde ich Detachements-казначей und mußte nach Saichwost an der Weichsel auf der Lubliner Straße, um die entlassenen polnischen Truppen vom Regiment, welches da stand, anzuwerben. Die Aufregung war schon so groß, daß ich mich zurückziehen mußte und acht Tage später brach alles auf; zwischen Kavallerie und Infanterie gingen Freund und Feind nach Krakau zu. Vor letzten Ort hatte sich der Obristleutenant Likoschin schon retiriert, aber von Walewsky's Kavallerie angegriffen seine Equipage mit Frau und Kind gefangen abführen lassen. Im Karren war kein Platz für sie. Er wurde unser Kommandeur an Ekesparres Stelle.

Unter Denissow zog sich nun das Korps zusammen aus Lublin 2c., unter seinem Befehl, der Generalmajor war, noch drei Generalmajors: Rachmanow, Chruschtschew und Tormasow. Diese intriguirten untereinander und wollten nicht einem Kosaken-Generalmajor parieren. Dadurch kam es, daß Rachmanow unter Raslawice oder eigentlich Skalmirz nicht eher vorrückte, als bis Tormasow geschlagen war. Nicht 11, wie Oginsky schreibt, nur 4 Kanonen gingen verloren.

Auch die Anekdote mit dem Sensenträger ist nicht richtig. Ich habe sie öfter schon dort und auch hier in Viktorowka von Henriette ihrem Vater [?] so erzählen gehört, der in der Affaire selbst damals Artillerieleutnant war. Als diese Krakauer Kolonne mit ihren Sensen die Kanonen stürmten und nahmen, war einer der ersten so außer sich vor Freude, daß er sich auf die Kanonen warf, sie umklammerte und jedem zuschrie: „To moi, to moi (das ist meine)!" — Als Kosciuszko rapportiert wurde, daß die Batterie genommen, und er von diesem Helden hörte, ließ er ihn kommen und seine eigene Schärpe ihm umbinden, d. h. avancierte ihn auf der Stelle zum Offizier.

Wir retirierten der preußischen Grenze zu nach Staschow, Pinczow ꝛc.; hier wurde ich zur дежурство Denissows genommen, die deutsche Kanzelei zu führen und bald darauf zu Igelström geschickt, der wie bekannt auf preußischem Boden bei Lowitz stand. Die Kommunikation war abgeschnitten; 11 Meilen mußte ich durch die vom Feind besetzte Gegend. Doch dieser Weg war mir bekannt: ich nahm es auf mir. Als Denissow mich in Gegenwart Chruschtschews abfertigte, sagte letzterer mir: „Ich rathe Dir in Partikulier-Kleidern Dich durchzuschleichen." Meine Antwort „Ich will lieber als russischer Offizier in der Gefangenschaft, als als Spion gehenkt sein" — gefiel Denissow, so daß er zu Chruschtschew sich wendend sagte: „А что?" — und mir 8 Kosaken mitgab.

Ich war zweimal in Gefahr. Im Dorfe, wo ich früher 4 Wochen gestanden, gab mir beizeiten der Dwornik Nachricht und ich nahm noch einen Kavalleristen gefangen und hob die Krakauer Post nach Warschau auf. Igelström war ich willkommen, bekam gleich wieder meine Abfertigung mit wichtigen Aufträgen, die zu weitläufig herzusetzen sind. Die Preußen waren noch verdächtig: der Schein war wider mich[1] und Chruschtschew war gleich mit seinem: Поздравляю тебя братецъ въ бѣлой кавалеріи (Soldat), doch Denissow sagte: не надо судить! und als ich ihm auf seine Frage, wie bald ich wieder bei Igelström sein könnte, antwortete: übermorgen spät oder in der Nacht, mußte ich mir gleich meinen Paß schreiben, erhielt wieder alles mündlich von ihm und jagte mit 5 Kosaken 8 Meilen wieder durch den Feind. —

[1]) ? Diese Stelle bleibt unverständlich.

Igelström, unruhig wieder ohne Nachricht zu sein, hatte einen Offizier, ich glaube Brewern hieß er, bis nach Petrikau geschickt, Nachrichten zu holen. Zu meinem Glück hatte den Tag meiner Abfahrt die Avantgarde des Feindes unsere Arrieregarde gedrängt, Denissow erlaubte den Kosaken unserer Kolonne ihn in einen Hinterhalt zu locken. Zwei Eskadronen wurden fast ganz aufgerieben, ein Rittmeister gefangen, der andere getötet, über 50 Gefangene gemacht. Mit dieser Nachricht war ich Igelström um 11 Uhr abends höchst willkommen. Meine höchst leeren Depeschen warf er im Bette liegend auf den Tisch, nahm die Karte und ich mußte ihm die Retirade ꝛc. zeigen und erklären. Er war ganz beruhigt zu sehen, daß die Vereinigung mit den Preußen gewiß wäre, hieß mich gehen, um ruhig auszuschlafen, um morgen ein mehreres zu sprechen. Dies war der Augenblick, den ich glaubte benutzen zu müssen und ich erzählte, was ich mit seinem partikulieren Brief[1] an Pistor getan und bat nachsichtig mit meiner Unerfahrenheit zu sein, wenn ich unrecht gehandelt. Er hörte aufmerksam zu, und als ich schwieg, sagte er die für mich wichtigen Worte: „Im Gegenteil, Sie haben gehandelt, wie ich's nicht erwartet hätte und ich bedauere, daß ich Sie kennen lerne zu einer Zeit, wo ich von Ihrem Eifer nicht mehr Gebrauch machen kann." Er wußte es schon, daß Fersen käme ihn abzulösen. Den andern Morgen bei der Abfertigung gratulierte er mich zum Premier-Lieutenant mit der Bemerkung, daß ich der letzte wäre und dies mit zurückgesetztem Dato geschähe.

Ich brachte Denissow die Ordre zur Schlacht, die mit den Preußen unter des Königs Anführung bei Czekoczin geschah. Kosciuszko retirierte nach Warschau, wir nach. Von der Blokade schweige ich; nun zur Hauptsache, die Gefangenschaft Kosciuszkos. Mit den Preußen entzweit gingen wir der Weichsel zu. Grocholsky uns nach, Kosciuszko über Praga uns vorauseilend, Poninsky aus der Gegend von Lublin als Sukkurs. Bei Maciejowice standen wir den dritten Tag nach dem Übergang über die Weichsel gegen einander. Wir waren 8, der Feind 7 tausend Mann stark. Die Schlacht [10. Oktober 1794] währte ohngefähr 4 Stunden. Der Feind war geschlagen, alles still.

[1]) Worum es sich hierbei handelte, geht aus dem Briefe leider nicht hervor.

Das Regiment stellte die Gewehre zusammen, holte Wasser 2c. Ich setzte mich auf meinen Donschen Kosaken und ritt, das ganze Schlachtfeld zu übersehen, wie ichs immer getan.

Links auf dem Plateau steckte die Artillerie in einem kleinen Flüßchen, außer Toten nichts zu sehen. Ich ritt weiter die versteckte Batterie suchend, fand sie, sah mich umher, als ich unsern Regimentsadjutanten Baranow mir in vollem Jagen entgegenkommen sah; ich ihm entgegen. Den Säbel in der Luft schwingend schrie er: Виватъ, Костюшко взятъ! Auf meine Frage: гдѣ? zeigte er nur mit dem Säbel dorthin, von wo er kam. Ich eile dorthin und sehe bald ein kleines Häuflein, ohngefähr 500 Schritte vom Rande des Schlachtfeldes, den der Wald von zwei Seiten umkreist. Kosciuszko lag auf der Bahre, wie Oginsky sagt, von Piken und Mänteln gemacht. Ein mir bekannter Kornett vom Charkowschen легкой конной Regiment Tomaschewskij mit 4 Gemeinen und 4 oder 5 Kosaken, von denen 4 der letzteren den Kosciuszko trugen, begleitete ihn und seine Mitgefangenen; der eine war, wie ich glaube, sein Adjutant, und 3 oder 4 unteren Ranges[1] mit ein paar Fähnlein, also Товарищи von der National-Kavallerie.

Ich schloß mich nun dem Zuge an und erfuhr nun von Tomaschewskij folgendes: Die Kosaken hatten am Rande des Waldes diese kleine Truppe gesehen, einer der Kosaken kam zu meinem Bruder Давидъ Егоровичъ, der eben von seinem Brigadier Saburow mit Drohung aufgefordert wird, zurückzugehen und bittet Verstärkung, indem Ляхи unterm Walde wären. Als er es ihm abschlägt, sieht er den Tomaschewsky, der zufällig, wahrscheinlich nach Beute, umherflanquirt. Dieser geht gleich mit und nachdem sie sich beredet, sprengen sie los. Weder Kosciuszko noch sonst jemand saß zu Pferde. Kosciuszko stand in der Mitte und hielt in jeder Hand eine Pistohle vor sich. Da niemand Widerstand leistet, stürzt sich Tomaschewskij auf ihn mit den Worten: „Кричи пардонъ!“ Keine Antwort. Beim zweiten: Кричи пардонъ haut er los und trifft in die Schulter. In dem

[1]) Nach Oginsky's Memoiren waren es: Kosciuszkos unzertrennlicher Gefährte Julian Niemcewicz, sein Adjutant Major Fischer, die Generale Sierakowsky, Kniazewicz, Kaminsky, der Oberst Heydlitz und viele andere. Doch geht aus seiner Angabe nicht hervor, ob er meint, daß alle genannten mit Kosciuszko zugleich in Gefangenschaft geraten seien.

Augenblick ruft einer: Nieromb, bo to Kosciuszko! Aber Tomaſchewstij war im Hauen und gab ihm die zweite Wunde im Kopf; er ſank nieder und ſo wurde er zu Ferſen gebracht. Hier verließ ich ihn.

Sechs Tage ſpäter ſah ich, als er in die vom Könige geſchickte Kutſche mit 6 Rappen ſtieg und mit den Gefangenen, ohngefähr 70 Stabs- und Oberoffizieren und gegen 600 Gemeinen nach Kiew unter Konvoi des Achtyrſchen легкій конный und des Nowgorodſchen Infanterie [Regiments] abgefertigt wurde. Er ſtieg ohne Hülfe in den Wagen. Tomaſchewskij wurde Lieutenant.

Die allgemeine Meinung war, daß Poninsky ihn verraten und, nur 10 Werſt von ihm, nicht unterſtützt hatte[1], Kolontaj in Warſchau den Pöbel beherrſchte und auf eine Schreckensherrſchaft drang, die Kosciuszko nicht zugab, er alſo als Opfer fallen würde [und daher] ſich ſelbſt das Leben nehmen wollte und zu keinem Entſchluß kam. —

[1]) General Poninsky wurde in der Tat verhaftet, doch gab die Erſtürmung Pragas ihm die Freiheit. Er ſtarb im Elend.

An die Leser der Baltischen Monatsschrift.

Seit einem vollen halben Jahrhundert schon besteht die „Baltische Monatsschrift“ Trotz Wechsels der Herausgeber und der Ungunst der Verhältnisse ist sie bemüht gewesen, im Rahmen ihrer Tradition ein Spiegel deutscher Kulturbestrebungen in den baltischen Provinzen zu sein.

Die letzten Jahre seit der Revolution haben ihr jedoch so übel mitgespielt, daß ihre Weiterexistenz in der Tat ernstlich gefährdet erschien.

Indessen — wir brauchen doch notwendig ein Organ, wie es die „Baltische Monatsschrift“ ist, und ihr Eingehen würde für unsre geistigen und Kulturbestrebungen eine bedauerliche Einbuße bedeuten. In dieser Erkenntnis haben sich nun eine Anzahl Herren zusammengetan, um der alten Zeitschrift mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und sie zugleich gewissermaßen auf eine breitere Basis zu stellen. Gilt es doch dem Sinken des Bildungsniveaus, das wir dem Rückgang der Universität Dorpat und unsres Schulwesens verdanken, mit aller Energie zu steuern. Und dazu bedarf es der Mitwirkung aller verfügbaren Kräfte.

Es soll daher der Versuch gemacht werden, mehr als es bisher der Fall war, in der Monatsschrift über die neuzeitlichen geistigen Strömungen auf wissenschaftlichem und künstlerischem wie praktischem Gebiet zu orientieren.

Aber dieser Versuch kann freilich nur Erfolg haben bei reger Teilnahme der dazu berufenen und befähigten Kräfte in Stadt und Land. An sie ergeht daher die Bitte, die Zeitschrift durch Beiträge und Ratschläge zu stützen, an unsre Leser aber die Bitte, dem alten Blatte nicht untreu zu werden, sondern vielmehr ihr neue Freunde zu werben, alte wiederzugewinnen. Denn nur so wird es möglich sein, die redaktionellen wie äußeren Schwierigkeiten der „Baltischen Monatsschrift“ in die auch sie durch die revolutionären Unruhen geraten mußte, zu überwinden, ihrer Wirksamkeit wiederum ein vielseitigeres und farbenreicheres Gepräge zu verleihen.

Die Red. der B. M.

Über die Volksvertretung.

Von

P. v. Schwanebach †.

(Schluß.)

Die Franzosen selbst leugnen nicht den Schimpf der Direktorialperiode und der — man verzeihe den Ausdruck — gaunerischen Machenschaften der Akteure jener Zeit. Aber das ist ja nichts mehr als ein bedauerlicher Inzident der grandiosen Revolutionsepopöe! Die große Revolution — das ist das nationale Dogma — ist der Berg Sinai, von dem aus Frankreich und der ganzen Menschheit das neue politische und soziale Evangelium verkündet worden ist. Die Revolution hat die Usurpation der allmächtigen Königsgewalt niedergeworfen, hat die der Vernunft und dem menschlichen Gefühl widersprechenden Feudalrechte und Privilegien vernichtet und hat den französischen Boden von Grund auf umgepflügt. Wenn die Giganten der Revolution der neuen Ordnung der Dinge keine endgültige Festigkeit zu geben vermochten, so war der Grund dafür der, daß alle ihre Kräfte durch den Kampf mit den Gegnern in Anspruch genommen wurden, und daß die Revolution, wie der große Danton gesagt hat, gleich dem Saturn, ihre eigenen Kinder verzehrt. Aber zur Vollendung der unausbleiblichen Rechtserschütterungen erschien der größte Genius der neueren Zeiten und gab dem neuen von der Revolution geschaffenen sozialen Gebäude seinen festen Halt. Und obgleich die politische Freiheit zur Zeit der gerühmten Herrschaft Napoleons gewissermaßen unsichtbar war, so hat doch seit dem Ende seiner providentiellen Mission der Baum der Freiheit, der von den Aposteln der Revolution gepflanzt war, neue Triebe angesetzt und sich mit üppigem Laubwerk bedeckt.

Sehen wir uns dieses Dogma, das zahlreiche Anhänger auch außerhalb der Grenzen Frankreichs, unter andrem auch bei uns besitzt, ein wenig näher an. Beginnen wir mit den fundamentalen Verkündigungen der Revolution, dem vielgerühmten Ruf: liberté, égalité, fraternité, der auch heute noch die französischen Münzen, wie die Facaden der öffentlichen Gebäude ziert.

Sind denn nun wirklich diese Postulate dem Weltall durch die französischen Revolutionäre verkündet worden? Wo bleibt denn da der uralte Kultus der Menschheit mit diesen höchsten Gütern? Die Predigt der endlosen Reihe edler Denker, die Lehre des Christentums, die unaufhörliche Kulturbeit zahlloser Generationen? Was dabei neu ist, das ist, daß man zu dem „liberté, égalité, fraternité" die Worte — ou la mort* hinzufügt und die Drohungen durch unendliche Hinrichtungen verwirklicht, durch Morde und Mißhandlungen des Straßenpöbels, der durch das Predigen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit den Verstand verloren hat. Die Verdrehung dieser heiligen Worte in ein blutiges Banner, das ist es, was die Revolution geschaffen hat. „Der Heuchelei ein Spielzeug machst du aus dem Ruhm, und machst des Henkers Waffe aus der Freiheit" — so sang unser Lermontow. Ja, in der Tat nicht neu ist solch eine garstige Verdrehung: zu allen Zeiten hat eine zügellose Demagogie ein ebensolches heuchlerisches Spiel getrieben, indem sie ihre Sucht nach der Herrschaft mit dem Schein der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verhüllte.

Und das schöpferische Ergebnis der Revolution in Hinsicht der politischen Verfassung? Wir haben ja gesehen, worauf das hinausführte — zur Schaffung totgeborener und in der Wirklichkeit unanwendbarer Konstitutionen, die auf dem Prinzip der chimärischen Lehre von der Volkssouveränität begründet waren. Die Revolution hat damit begonnen, daß sie die monarchische Verfassung von Grund aus zerstörte; sie hat danach zwei republikanische Konstitutionen geschaffen, die die exekutive Gewalt jeder Möglichkeit beraubten, das Land zu regieren, und hat dann ihre Schöpfung mit der berüchtigten Konstitution des Jahres VII gekrönt, die sich in ihrer monarchischen Umarbeitung nur deshalb hat fünfzehn

*) Schon der Prophet der Revolution, Rousseau, sagt: Et ceux qui ne voudront pas être libres, on les forcera d'être libres!

Jahre halten können, weil Napoleon mit eiserner Hand Frankreich ohne jede Konstitution regierte. Wo ist denn da die Schöpferkraft, wo die Lehren, wo die nachahmungswerten Beispiele?

Ist es die Beseitigung des Feudalregimes und der Privilegien und die Durchführung der bürgerlichen Gleichberechtigung? Ja, darin wird der Einfluß der französischen Revolution nicht bestritten: wie ein Sturmwind fuhr sie über Frankreich dahin und warf alle sozialen Ungleichheiten über den Haufen, und unmittelbar oder mittelbar machte sich der Einfluß des französischen Zyklons fast auf dem ganzen europäischen Kontinent geltend. Aber auch hierbei handelt es sich um die richtige Auffassung. Der Übergang von der ständischen Ungleichheit zur bürgerlichen Rechtsgleichheit und die Aufhebung der feudalen Vorrechte war durch die geistige Arbeit des 18. Jahrhunderts vorbereitet und seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts machte sich diese Evolution in einer ganzen Reihe praktischer Reformen real bemerkbar. Das alte Regime, das die Revolution vorfand, war bei weitem nicht jenes finstere Gebäude von Rechtlosigkeit und Unterdrückung, als welches ihre liberalisierenden Anhänger es zeichnen, indem sie die Schatten des gestürzten Regimes absichtlich dunkler machen, damit die Apotheose der „großen Revolution" um so glänzender hervortrete.

Hier hat willkürlich oder unwillkürlich eine durch Deklamation und Rhetorik eingegebene Fälschung stattgefunden, die auch heute noch das Urteil derer beeinflußt, die das alte Regime und die Revolution bloß nach ordinären Holzschnitten kennen. Bei eingehenderer Kenntnis der Sache ändert sich das Bild wesentlich: man sieht, daß die ganze höhere Provinzialadministration (les intendants royaux) durchweg das war, was wir heute bauernfreundlich nennen würden; daß das Areal des bäuerlichen Grundbesitzes überraschend anwuchs; daß kurz vor der Eröffnung der états généraux eine Provinzialreform durchgeführt wurde im Geiste der Selbstverwaltung und nach Prinzipien, die auch nach unsren Begriffen vollkommen zeitgemäß waren. Im Sinne der Ideen hat die Revolution nichts neues geschaffen im Vergleiche zu dem, was schon vorher nicht nur angedeutet, sondern auch verwirklicht wurde. Oder richtiger gesagt, die Revolution hat die begonnene Evolution dadurch verdorben, daß sie erstens die Idee der Gleichheit auf einem abstrakten und daher chimärischen Prinzip

aufbaute und den Massen jene grenzenlosen Aspirationen einflößte, die keine Staatlichkeit zu befriedigen imstande ist; und zweitens durch ihre Handlungsweise, d. h. durch den Erlaß von Gesetzen ohne jede juridische und wirtschaftliche Vorbereitung, unter dem Einfluß lauter Phrasen, hochherziger Aufwallungen und lebhafter Effekte. Indem sie die Leidenschaften entfesselten, haben die ersten Leiter der Revolution (die Leute mit der „schönen Seele"), ohne es selbst zu wissen, die Ausführung ihrer Dekrete dem Henker, den Räubern, Brandstiftern und Mördern überantwortet.

In der hochgepriesenen Nacht vom 4. August 1789, als die Feudalrechte aufgehoben wurden, war niemand Herr seiner selbst. Die Versammlung bot ein Schauspiel wie eine betrunkene Bande, die in einem Laden mit wertvollen Möbeln alles zertrümmert und zerbricht, was ihr unter die Hände kommt. Wofür man ein Jahr sorgfältiger Überlegung gebraucht hätte, sagt ein kompetenter Ausländer, das wurde ohne Beratung per Akklamation vorgeschlagen und angenommen. Die Aufhebung der Feudalrechte, des Zehnten, der Provinzialprivilegien, drei Punkte, die ein ganzes System der Jurisprudenz und Politik umfaßten, wurden nebst einem Dutzend anderer in einer kürzeren Zeit angenommen, als das englische Parlament der ersten Lesung eines nur einigermaßen wichtigen Gesetzentwurfs widmet. „Das sind unsre Franzosen! sagt Mirabeau; einen Monat lang streiten sie über Worte und in einer einzigen Nacht werfen sie den ganzen Bau der Monarchie über den Haufen." „Eine politische Orgie", so nennt Mirabeau die Nacht vom 4. August und in einem Brief an Sieyès gestattete er sich über seine Landsleute das nichtachtende Urteil: „Notre nation de singes à larynx de perroquets" (Unsre Nation von Affen mit der Kehle von Papageien).

Wäre es nicht zu dem schweren Anfall revolutionären Fiebers gekommen, die königliche Gewalt und der führende Stand hätten Frankreich ohne Hinrichtungen und ohne Zerstörung alles das geben können, was wir zu Unrecht uns gewöhnt haben als das Erbe der Revolution zu bezeichnen. Die Aristokratie von 1789, sagt Taine, „war einer solchen Aufgabe nicht unwürdig. Bei ihr und durch sie, durch ihre Parlamentsmitglieder, Grandseigneurs, Bischöfe und Financiers, hat die Philosophie des 18. Jahrhunderts Verbreitung gefunden; nie sonst waren Aristokraten so freisinnig,

human und reformfreundlich, mehrere von ihnen blieben es auch noch unter dem Beil der Guillotine. Besonders die Funktionäre der höheren Gerichtshöfe waren natürliche und traditionelle Gegner und Kritiker der Willkürherrschaft und der Verschwendungssucht. Was den Provinzadel betrifft, so bemerkte eines seiner Mitglieder, daß man des Hofes und der Minister so überdrüssig war, daß die meisten Edelleute Demokraten waren. Seit Jahren schon legte die ganze höhere Klasse, Klerus, Adel und Bourgeoisie, in den Provinzialversammlungen Proben von gutem Willen, Fleiß, Befähigung und selbst Edelsinn an den Tag, und aus der Art, wie sie ein Lokalbudget prüfte, besprach und einteilte, ließ sich schließen, daß auch das Staatsbudget in ihren Händen gut aufgehoben gewesen wäre. Sie hätten zweifellos die Steuerträger des französischen Reichs mit demselben Eifer in Schutz genommen, wie die der Provinz, und die Staatskasse in Paris ebenso aufmerksam überwacht wie die Finanzen in Bourges oder Montauban. In der Berührung mit praktischen Angelegenheiten hätte sich der Übergang von gewagten Theorien zur vernünftigen Praxis vollzogen und die Aristokratie, die sich in ihren Salons für Reformen begeisterte, hätte sie ohne Zweifel im Parlament maßvoll und erfolgreich durchgeführt. Aber zum Unglück arbeitete die Konstituierende Versammlung nicht für die zeitgenössischen Franzosen, sondern für abstrakte Geschöpfe. Statt anzuerkennen, daß es in der Gesellschaft verschiedene Klassen gibt, sieht sie darin nichts als gleichgestellte Individuen. Statt den Vorteil der Nation, hält sie sich bloß die eingebildeten Menschenrechte vor Augen. Da sie alle für gleich ansieht, will sie einem jeden einen gleichen Anteil an der Regierung gewähren. Sie will nichts wissen von Ständen, von politischen Vorrechten, offenkundigen oder bemäntelten, von einer Beeinflussung der öffentlichen Angelegenheiten durch die Aristokratie, und sei diese noch so befähigt und freisinnig."

Hier ist die Ansicht zu erwähnen, die Napoleon die Rolle gleichsam des Testamentsvollstreckers der von ihm niedergeworfenen Revolution zuschreibt. Diesen Gedanken hat wie es scheint zuerst Graf Morkow, der russische Gesandte zur Zeit des Konsulats, ausgesprochen, indem er bemerkte, Bonaparte c'est Robespierre à cheval, la personification et l'incarnation du jacobinisme. Dieses Urteil ist grundfalsch. Allerdings, in den äußeren Ange-

legenheiten setzte Napoleon die kriegerische Eroberungspolitik des Konventes fort, er erweiterte sie, bis zu dem unverständigen Gedanken an die Weltherrschaft. Aber in den inneren Angelegenheiten erscheint die schöpferische Arbeit des Konsuls und Kaisers wie dem Geiste und der Ausführung, so auch den erreichten Resultaten nach als eine Negation des revolutionären „Schaffens", als ein Gegensatz dazu. Napoleon begann gerade da, wo die Reformarbeit des alten Regimes abgebrochen worden war, und hat seine Reformen durchaus nicht unter Mitarbeit und Mitwirkung der Männer der Revolution, sondern unter tätiger Anteilnahme der übriggebliebenen Männer des alten Regimes durchgeführt, eben solcher, von denen Taine spricht. „Das königliche Regime ging unter, weil es nicht verstand, sich zu vereinfachen, sich von abgestorbenen Teilen zu befreien, sich zu ordnen, mit einem Wort sich zu organisieren. Bonaparte machte sich an die ungelöste Aufgabe und löste sie. Man hat von ihm gesagt, er habe die Revolution organisiert; aber hinsichtlich der Administration muß man das Gegenteil davon sagen: er hat das alte Regime organisiert" (Vandal, L'avénement de Bonaparte. Bd. II).

* * *

Seit der Thronbesteigung des ersten Napoleon bis zum Jahre 1875 hat Frankreich noch acht Mal seine Konstitution verändert, das macht mit den vier Konstitutionen der ersten Revolution zwölf Konstitutionen in 85 Jahren. Staatsumwälzungen, Revolutionen und Staatsstreiche (abgesehen von den internen Umwälzungen der Direktorialperiode) hat es in dieser Zeit acht gegeben. Die monarchische Regierung in dieser Zeit, in ihren verschiedenen Erscheinungsformen, erweist sich zu guterletzt, wie stark sie den Zeitgenossen auch zu sein schien, als Übergangsetappe zur Republik, die seit der Niederlage bei Sedan, wie man annehmen muß, die endgültige Regierungsform Frankreichs geworden ist.

Vergleicht man das monarchische und das republikanische Regime Frankreichs im 19. Jahrhundert miteinander, so wird niemand behaupten wollen, daß in Hinsicht der Ruhe, des materiellen Emporblühens und der Würde des Landes die Republik den Vorzug hat. Und wenn nichtsdestoweniger die Republik über

die Monarchie gesiegt hat, so kommt es daher, daß diese letztere unaufhörlich von dem Wurme der chimärischen Lehre von der Volkssouveränität unterwühlt wurde und von jenen Leidenschaften und Bestrebungen, welche diese Lehre nicht so sehr in den Volksmassen, als vielmehr in der gebildeten Mittelschicht hervorgerufen hatte, die sich in Frankreich wie auch in andren Ländern für die bewußte Personifikation des Volkes hält. „La France s'ennuie!" sagte Lamartine kurz vor 1848 in der Deputiertenkammer. Es „langweilte" sich aber doch nicht das französische Volk, sondern jene Herrschaften, die im politischen Spiele einfach die blauen Spielkarten mit roten vertauschen wollten. Die Republikaner selbst überzeugten sich nach einigen Monaten, daß sie bloß vom Pariser Pöbel (und auch der mußte in den Junitagen füsiliert werden) unterstützt wurden, aber nicht vom Volke, das sich dem Retter Louis Napoleon in die Arme warf. Napoleon aber, welcher der unverwüstlichen Chimäre von der Volkssouveränität durch die allgemeine Volksabstimmung Rechnung getragen hatte, nahm dann die dem alten Louis Philippe und seinen Doktrinären entfallenen Zügel kräftig in die Hand. — Was den Mangel an politischen Gedanken anlangt, so können sich darin mit der Februar-Revolution nur die unsinnigen Ordonnanzen Karl X. vergleichen, die dem verblendeten König von solchen Ratgebern eingegeben waren, die nichts vergessen und nichts gelernt hatten.

Zieht man die Summe aus allem Gesagten und behält man dabei im Auge, daß Frankreich im Durchschnitt eine Konstitution in nicht ganz vollen acht Jahren verbrauchte, daß die Franzosen in ihrer ersten monarchischen Konstitution die monarchische Gewalt von Grund aus zerrüttet und den Typus eines lebensunfähigen Monarchen auf Vertrag geschaffen hatten, daß der Eckstein des französischen Konstitutionalismus die politische Chimäre von der Volkssouveränität war, — so fragt es sich, ist Frankreich jene Hochschule der Staatsverfassung, wo wir lernen sollten? Es sollte doch scheinen, daß die Geschichte Frankreichs vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts uns nur negativ belehren kann; unsre Staatsmänner müssen sie freilich ganz unvoreingenommen und mit großer Aufmerksamkeit studieren, denn nur dann können die französischen Beispiele von Nutzen sein bei der Lösung der Frage, die für uns eine Lebensfrage ist: wie läßt sich

die Volksvertretung mit der monarchischen Gewalt so in Einklang bringen, daß die monarchische Gewalt dabei unvermindert, fest und unerschüttterlich bleibt?

Für die Herren Revolutionäre aber, die offenen und die geheimen, werden die französischen Revolutionen immer ein unerschöpflicher Schatz der Belehrung und der Präzedenzfälle bleiben. Dank der Methodik der Franzosen, die sie auch im vollen Spiel der Leidenschaft nicht im stiche läßt, ist gleichsam eine Wissenschaft von der Revolution entstanden mit fertig geprägten Phrasen, Formeln und Manipulationen. Es gibt ein Revolutionsritual, das fast ebenso vollständig ist, wie das Hofzeremonial. Unter solchen Umständen ist es gleichsam ein Kinderspiel, einen Kursus der Revolutions-Wissenschaft durchzunehmen und Magister oder Doktor der Revolution zu werden ist kein allzu schweres Kunstück.

Zum Schlusse möchte ich eine Frage berühren, die der Leser vielleicht als nicht zur Sache gehörig ansieht. Nachdem die Monarchie beseitigt ist, mit der Frankreich nach Ansicht der Kreise, die die Macht in Händen haben, endgültig liquidiert hat, fragt es sich: welche Bedeutung als Fundament hat für die Republik jene Doktrin oder jenes Dogma, auf dem der Staatsbau Frankreichs beruht? Ich verstehe darunter immer jene sakramentale Idee von der Volkssouveränität, der einen, unteilbaren und unveräußerlichen. Ist es Frankreich gelungen auf diesem Fundament eine solide Staatsgewalt zu errichten, eine solche Gewalt, die ein würdiger Vertreter der großen Nation, ein Ausdruck ihrer Traditionen, eine Beschützerin ihrer Geschicke wäre? Eine Gewalt, die aus der Achtung und dem Vertrauen des Volkes die moralische Kraft schöpfte, zufälligen Ausbrüchen der Masse, die in einer Demokratie so leicht zu Stürmen anwachsen, Widerstand zu leisten, und die den Mut der Initiative und des Bewußtseins der Verantwortlichkeit hätte nicht nur für heute, sondern auch vor der Geschichte und den Nachkommen? Mit einem Wort, diese republikanische Regierung, verkörpert in den Kammern, den Delegierten des souveränen Volkes und ihrem Sub-Delegierten, dem Präsidenten, hat sie alle Attribute einer bewußten, starken und fähigen Regierung?

Ich schicke voraus, daß ich auf diese Frage nicht persönlich antworten will, ich gebe kompetenten Franzosen das Wort, freilich

solchen, die im Gebiete der Politik keine Dogmen anerkennen und sich nicht scheuen jene Größen zu stürzen, vor denen sich die Menge beugt, die übrigens selbst auch wenig an sie glaubt. So bin ich ja auch bei der kurzen Schilderung der französischen Revolution verfahren.

Vor einigen Monaten stellte ein Pariser Journal, „La Revue des Revues", die Frage nach der Ursache der Impotenz des Parlaments bei seinen gesetzgeberischen Funktionen zur Diskussion. Zu dieser Frage äußerte sich eine Anzahl Staatsmänner und Soziologen und aus dieser Enquete über die Ursachen des Bankrotts des Parlamentarismus, wie sich einzelne von ihnen ausdrückten, sei hier einiges wiedergegeben[1]. Noch beweiskräftiger ist ein Buch, das vor etwa zehn Jahren unter dem Titel „La crise l'état moderne" erschien; der Verfasser ist Charles Benoist, Deputierter und Präses der Parlamentskommission zur Revision des Wahlrechts. Unlängst hat derselbe Autor seine Ausführungen und seine politische Diagnose noch ergänzt in einem bemerkenswerten Journalartikel, den er „L'Anarchie provoquée" betitelt.[2]

Benoist beginnt seinen Artikel mit der Beleuchtung jenes wunderlichen törichten Aufruhrs, der vor zwei Jahren im Süden Frankreichs stattfand. „Wir hatten Gift im Blute, sagt er, das in Form eines Hautausschlages in den Ereignissen des Südens zu tage trat. Weil die Weinernte allzu reichlich war und daher der Verkauf des Weines unvorteilhaft, spielt sich der erste beste als Retter auf und wäre imstande und wird gar Kaiser. Die Staatsgewalt verkriecht sich, es erscheinen neue Gewalten, die öffentliche Meinung gerät aus dem Häuschen, drei Departements schließen unter einander eine Föderation ab, das munizipale Leben stockt, das gesellschaftliche hört auf, das Leben der Nation ist in Aufregung, eine ungeheure Seuche, die einen solchen Umfang annimmt, daß man zu einer Kur mit Feuer und Schwert schreiten muß, herrscht in der ganzen Provinz."

---

[1]) Revue des Revues, 1909 April.

[2]) Revue des deux Mondes, 1907 Okt. Anarchie provoqée ist die von der bestehenden Staatsverfassung hervorgerufene Anarchie, im Gegensatz zu, oder richtiger gesagt, als unausbleibliche Entwicklung jener anarchie spontanée, welche die ersten Schritte der Revolution kennzeichnete und die Taine in klassischer Weise dargestellt hat.

„Es ist kein Zweifel: das ist die Anarchie in ihrer schlimmsten Form, eine dumpfe, stille, schlummernde Anarchie, die langsam heranschleichend, in einem allgemeinen Zerfall endet und in der die Völker und Regierungen durch den Zerfall der Ordnung und den Untergang der Freiheit zu Tode frieren."

„In der Tat, es gibt zwei Formen der Anarchie, die auf der Straße und die in den Köpfen der Leute. Es gibt eine aktive Anarchie, der einige nachdrücklich mit Dolch und Bombe huldigen, und es gibt eine passive Anarchie, an der fast alle mitwirken, sobald nicht ein jeder das tut, was er tun soll oder es schlecht tut. Es gibt eine Anarchie *gegen* die gesellschaftlichen Mächte, welche diese Mächte negiert und sie vernichten will, eine Anarchie, die man sehen kann; und es gibt eine Anarche, die man nicht sieht, eine Anarche *in den gesellschaftlichen Mächten selbst*, die sich wie ein Wurm in die Frucht in ihr Innerstes bohrt, die die Macht zerfrißt und sie zum Falle bringt, wie die Frucht vom Baume fällt, die vom Wurme zernagt ist. Von diesen beiden Formen der Anarchie ist die erstere lärmender, die zweite aber gefährlicher. Die Staatshäupter können die Opfer jener werden, aber der Staat selbst geht unausweichlich an dieser zu Grunde. Haben Sie einmal, fragt Carlysle, von der „organisierten Anarchie" gehört, von der erdrückenden, mörderischen, tödlichen „Regierung des Nichtregierens", einer Regierung, die von den Strudeln inmitten der Ströme von Schmutz dahingetragen wird und vor aller Augen daherschwimmt wie die Überbleibsel eines Esels?"

„Wenn solch eine Anarchie sich in unsren Institutionen einnisten soll, wenn wir sie da ertragen sollen, so müssen ihre Wurzeln sich in uns selbst, in unsrem Hirn befinden. Niemand kann mit der genügenden Schärfe jene Gedankenarmut und jene Denkfaulheit verurteilen, die uns nun schon ein Jahrhundert lang die mit philosophischem Anstrich versehenen Dummheiten wie ein Evangelium aufnehmen lassen, mit welchen uns die freimaurerische Heuchelei beglückt. Niemals wird es möglich sein uns hinreichend zu schützen vor dieser Vergötterung, dieser Götzendienerei, diesem Fetischismus der Demokratie, durch deren magische Einwirkung Welt und Menschen sich plötzlich umwandeln sollen. Es gibt keine hinreichend starken Argumente, um zu beweisen, wie viel Anar-

chismus in der vielgerühmten Erklärung der Rechte steckt, die wir zu einem Grundbestandteil des neuen Regimes gemacht haben. Man hat uns unermüdlich wiederholt und glauben machen, daß eine bestimmte Regierungsform, nur weil sie liberal ist, notwendig die Früchte der Freiheit bringen müsse; man hat uns glauben machen an die Grenzenlosigkeit der Freiheit, an die Unzulässigkeit irgend welcher Schranken für den einzelnen Menschen, und durch solch eine Predigt ist das Fundament des Staates untergraben und sein Sinn vernichtet."

„Zugleich hat man, den umgekehrten Weg gehend und unaufhörlich versichernd, daß die Majorität allmächtig sei, da sie das Übergewicht der Zahl besitzt, daß für die Majorität nichts unmöglich sei, den überlieferten Glauben der Franzosen an den Staat in einen Aberglauben verwandelt. Und wie das Gleichgewicht zwischen den Pflichten des Staates und seinen Organen gestört ist, so gibt es auch kein Mittelding zwischen der Gewalt, die bis zum Despotismus, und der Freiheit, die bis zur Anarchie geht. Zur Anarchie stößt uns auch die unverständige Neigung zur Gleichheit, zur bedingungslosen Gleichheit, aus der bei uns eher ein Haß gegen jede beliebige Auszeichnung entsteht. So sind die einzigen Bedingungen, unter denen unser Hirn imstande ist die Beziehungen der Menschen unter sich und die Lage der Bürger zu begreifen, je nach Art und Umständen — die Tyrannei und die Anarchie; eine schlummernde, gutmütige Anarchie unter einer tausendköpfigen Tyrannis, und Gott gebe, daß das auch Köpfe seien!"

Benoist resumiert sodann seine langjährigen Beobachtungen über das politische Leben des heutigen Frankreich:

1. „Das allgemeine Wahlrecht. Das Wahlrecht schließt prinzipiell jegliche Gruppierung der Wähler nach der Gleichartigkeit ihrer Interessen aus. Eine Millionenmenge von Wählern sind in lockeren Sand verwandelt und auf diesem das Staatsgebäude errichtet. Die Wählermasse zu kaptivieren fällt den Wahlkomitees nicht schwer, d. h. den Exploitationsverbindungen, wo die Agenten ihre Dienste mit Rabatt anbieten, und die Kandidaten ihre Wähler durch das Spiel auf Hausse fangen. Die allgemeinen Wahlen, unorganisiert und in den Händen käuflicher und jeder Verführung durch die Staatsgewalt zugänglicher Macher

befindlich, — solche Wahlen sind eben nicht allgemeine, ja man kann sie auch nicht einmal Wahlen nennen. Das träge und passive, in der Routine schlummernde Volk erkennt den öffentlichen Mißstand nicht oder tut so, als ob es ihn nicht erkenne, oder es leugnet ihn und hält ihn für unheilbar und gibt sich zu guterletzt gleichsam mit ihm zufrieden. Aber stündlich wird es klarer, daß man so nicht leben und fortfahren kann.

2. Der Parlamentarismus. Das unbeschränkte Wahlsystem, mit seinen Fälschungen und Mißbräuchen, die mitunter bis zu offenem Raub gehen, ruft Gleigültigkeit und Verachtung hervor. Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmert man sich nicht; privater Eigennutz unternimmt Attaken auf den Fiskus; durch Familien- oder Erwerbsinteressen verbundene Banden schreiten zynisch zur Belagerung der Staatsgewalt; die Politik wird erniedrigt durch das Sinken des Niveaus des politischen Personals und durch das Herabsinken der Politik verliert die Nation allmählich die Achtung der Völker. Die Anzeichen sind so offenkundig, daß auch die Parlamentarier selbst sie nicht leugnen können; alle diese Anzeichen — die konvulsivischen Betätigungen der Kammern, das Schweigen des Landes, die Gleichgültigkeit der öffentlichen Meinung — künden die Unzulänglichkeit, den Bankrott des Parlamentarismus an, des gefälschten, künstlichen, greisenhaften. Inzwischen gibt der Parlamentarismus und ist auch nur im stande uns zu geben — eine sprunghafte, fragmentarische Gesetzgebung, eine unentschlossene und machtlose Regierung, einen schwankenden Staat, dem beständig der Umsturz droht; er ist gleicherweise unfähig eine Demokratie zu schaffen wie das Anwachsen einer Demagogie zu hemmen.

Unsre politischen Dilletanten stürzen sich und uns immer mehr in eine doppelt zusammenhangslose Politik, indem sie sich dem Kaleidoskop der Ereignisse unterordnen, ohne die Gefahren vorauszusehen und ohne den Mut der Verantwortlichkeit, und indem sie die traurige, von unten an beginnende Stufenleiter der Inkompetenz, die auf dem Prinzip errichtet ist, daß jeder für alles und alles für jeden geeignet sei, bis nach oben hin erweitern. Das ist die Verunstaltung, die lateinische und französische Karrikatur des Parlamentarismus: ein gewisses nicht fertiggekochtes Gemisch ohne irgend etwas positives, historisches, traditionelles,

nationales; eine wunderliche Mischung der auf dem Individualismus fundierten Volksvertretung mit philosophischen Empfindungen und einer kleinen Dosis angelsächsischer Gebräuche; ein kolossaler, lärmender Apparat, den man aus der Bodenkammer heruntergeholt hat, wo die zeitgenössischen Völker, wie wir dachten, das romantische alte Gerümpel aufbewahrten. Eine Einrichtung, wo Gemeinplätze zu dem Phrasenmehl gemahlen werden, das der gutmütige Wähler mit gekreuzten Händen und geschlossenen Augen lange geschluckt hat, das aber anfängt ihm im Halse stecken zu bleiben. Solch einer Nahrung ist er gewissermaßen überdrüssig geworden und es langweilt ihn Schatten zu umarmen. Er beginnt die große Lüge des öffentlichen Wortes zu begreifen. „Solidarität", „Brüderlichkeit" und die anderen abstrakten Tugenden, in denen die weinerliche und deklamatorische Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts wieder aufersteht, lassen ihn kalt wie das Eis des Egoismus der Redner-Lebemänner, das unter diesen Phrasen verborgen ist.

3. Die Vermengung der Gewalten. Allmählich, inmitten der gewohnten und relativ gesicherten Ruhe der Straße, hat sich in unsrem Blute eine Anarchie ohne Gewalttätigkeit festgesetzt. Sie hat sich dort infolge zweier Umstände festgesetzt: erstens infolge der Exzesse der Zentralgewalt und ihrer Ungerechtigkeiten. Da es bei uns keine vermittelnden Körperschaften gibt, die der Einzelpersönlichkeit als Deckung dienen könnten, so fällt der Staat mit seiner ganzen Schwere über die Einzelpersönlichkeit her, während diese alle Anstrengungen darauf richtet, dem Drucke des Staates zu entgehen, denn die Zentralgewalt, erfüllt von der gröbsten und niedrigsten Parteilichkeit, hat gegen die einen ungenierte Liebenswürdigkeit entwickelt, gegen die andren schroffe Bedrückung geübt, je nach der Persönlichkeit und den offen ausgesprochenen oder nur vorausgesetzten Ansichten. — Zweitens, und noch mehr, infolge der Vermischung der verschiedenen Organe der Zentralgewalt und ihrer aller Auffaugung durch eines von ihnen.

Wie diese Vermischung vor sich gegangen ist, ist allen bekannt. Vor etwa fünfzehn Jahren entstanden traurige Streitigkeiten zwischen der gesetzgebenden und der Justizgewalt, während Kollisionen zwischen der Legislatur und der vollziehenden Gewalt ständig stattfanden. In ihrer Ohnmacht und bei ihrem Mangel an Standhaftigkeit geriet die vollziehende Gewalt in volle Ab-

hängigkeit von der gesetzgebenden. Der Präsident der Republik ist dem Parlament gegenüber aus vielen Gründen ohnmächtig, vor allem weil die Kammern ihn wählen und seine Wiederwahl von ihnen abhängt; faktisch ist er schon von seiner Wahl an vernichtet und hat s. z. s. Selbstmord zu verüben. In der vergoldeten Totengruft, die ihm angewiesen wird, bleiben ihm zwei Finger zum Unterschreiben übrig, zwei Augen zum Weinen und 600,000 Francs zum Unterhalt, sowie eine gleiche Summe für Reisen und Repräsentation. Das Ministerium seinerseits, ein weiches Exsudat des Parlamentarismus, lebt beständig in der Furcht vor einer ungünstigen Abstimmung der Kammern und ist beständig auf der Suche nach Mitteln, um ganz oder teilweise einem Tadelsvotum zu entgehen. Zugleich mit der Zentralgewalt wurde den Kammern durch Einschüchterung und Intriguen auch die lokale Administration unterworfen. Alles im Staate trat in ein Dienst-, in ein Vasallenverhältnis zu den Kammern, zu der Kammer, zur Majorität der Kammer, zu den Häuptern und Führern dieser Majorität. Der Richter, der Verwaltungsbeamte lernten es sich an ihren Deputierten zu wenden und ihrem Chef den Rücken zu kehren; bereitwillig werden sie die Agenten der Politikaster, aus denen sich die monströse Zentralgewalt zusammensetzt. In Frankreich richtet und administriert man nicht mehr, sondern man macht Gesetze und macht sie schlecht und willkürlich. Ein schlechtes Gesetz wird auch schlecht gehandhabt; man handhabt es, oder, je nach den Umständen, auch nicht, und durch solch eine Anwendung oder Nichtanwendung der Gesetze wird die schwerste aller Bedrückungen hervorgerufen — die Aufhebung des Rechts."

Zur Ergänzung dieses Urteils von Benoist folgen hier zwei weitere aus der erwähnten Enquete.

Der Senator und ehemalige Minister Poincarré sagt: „Das politische Mandat ist in eine gut bezahlte Profession umgewandelt; man hat sogar bereits begonnen an Pensionen für Senatoren und Deputierte zu denken. Das öffentliche Leben, anstatt eine Angelegenheit aller zu sein, wird das Monopol einiger weniger. Die Entzweiung zwischen Land und Kammern ist unvermeidlich. Man muß die Politik den Händen der Politikaster entwinden; wenn sie sich ihrer endgültig bemächtigen, so werden sie im Volke Widerwillen gegen die Parlamentsfreiheiten hervorrufen

und die Instinkte des Zesarismus erwecken. Einige überzeugte Republikaner, die über die Fortschritte des Übels betroffen sind, treten dafür ein, daß eine Wiederwahl der Senatoren und Deputierten verboten werde. Ohne so weit zu gehen, sollte man indessen doch die Sessionen abkürzen, da ihre Kontinuierlichkeit die Pflichten der Deputierten in ein ermüdendes Handwerk verwandelt.
Die unaufhörliche Anwesenheit und die geschäftige Unruhe der legislativen Gewalt verdirbt das parlamentarische Regime, beseitigt die Exekutivgewalt und untergräbt jede Autorität der Regierung. Immer mehr und mehr eignen sich die Deputierten das Recht an, den Behörden Befehle zu erteilen, ihre Verwandten und Anhänger in Stellungen zu bringen und die Kanzleien mit ihren Kreaturen zu füllen. Immer mehr und mehr gewöhnt man sich daran, die Dinge nach dem Geschmack der Kammermajorität zu beurteilen. Die besten unter den Ministern suchen sich wegen des Druckes, der durch die Deputierten ausgeübt wird, ganz von den Geschäften zu befreien. Jeder schließt sich in seinem Ressort ab mit dem Wunsche auf der Parlamentstribüne Erfolg zu haben und, wenn auch mit wenig schönen Zugeständnissen, die Sympathien der Untergebenen zu erwerben, Schwierigkeiten auszuweichen und sie seinem Nachfolger zu hinterlassen. Unter solchen Umständen verschwindet das Wesen der Regierung selbst, das aus dem Geiste der Solidarität, der Tradition und der Bereitwilligkeit die Verantwortung zu tragen besteht."

Und Paul Leroy-Beaulieu schreibt: „Ich bin überzeugt, daß Dreiviertel der vom Parlament abgefaßten Gesetze in die Gesellschaft mehr Unordnung und Bedrückung hineintragen, als sie Nutzen stiften und Mittel schaffen zur Erreichung irgend eines Fortschrittes. Man betrachte doch die gesetzgeberischen Produkte der letzten zehn Jahre: die Gesetze über die Kongregationen, über die Trennung der Kirche vom Staat, über die Sonntagsruhe, das Projekt über die Einkommensteuer — ehrlich gesagt, es gehört doch ein unverwüstlicher Optimismus dazu, um eine Fortsetzung solcher Schöpfungen zu wünschen. Alle diese Gesetze sind größtenteils unausführbar und verworren. "

* * *

Ich verlange nicht, daß der Leser sich nach diesen Äußerungen ein endgültiges Urteil über die heutige Lage Frankreichs bilde. Möglich, daß die Farben etwas zu dick aufgetragen sind, um der Darstellung Glanz zu verleihen und dem französischen Esprit zuliebe. Im Allgemeinen wird aber jeder, der die Dinge in Frankreich verfolgt und den Zusammenhang der Gegenwart mit der Vergangenheit nicht aus dem Auge verliert, anerkennen, daß die Grundzüge des Bildes richtig gezeichnet sind. Daß die Omnipotenz der Deputiertenkammer wächst, unterliegt keinem Zweifel; richtig ist auch, daß die würdigsten der französischen Denker und Vertreter der Wissenschaft aus dem politischen Leben entfernt werden oder sich selbst fernhalten; daß in der Kammer das Element professioneller Politiker herrscht und daß das Niveau der Volksvertreter, das geistige wie das moralische, im Sinken ist. Nicht zu bezweifeln ist auch die traurige Abhängigkeit der ephemeren Minister und der lokalen Administration von dem politischen Element, seinen Intriguen, Einschüchterungen und parlamentarischen Manövern. Man wird kaum einen Franzosen außerhalb der professionellen Gruppe finden, der sich mit Befriedigung über seine Regierung äußern würde. Anständige Franzosen vermeiden sogar ein Gespräch über dieses Thema mit Ausländern und halten deren Fragen gewissermaßen für taktlos.

Diese Lage der Dinge läßt einen unwillkürlich daran denken, wie es in Frankreich vor 110 Jahren war. Es ist freilich keine solche Verderbtheit bis ins Mark hinein vorhanden, wie sie die Führer der Direktorialzeit kennzeichnete, kein so grenzenloser Zynismus, von dem das politische Leben Frankreichs ganz und gar durchdrungen war. Immerhin aber treten uns doch Züge der Ähnlichkeit, veredelt oder abgeschwächt, entgegen: wie man will, das Direktorium in verbesserter Auflage, oder das Direktorium vor seinem Verfall.

Und es fragt sich wiederum: ist die französische Republik, das Kind der Revolution, auf einem soliden und unerschütterlichen Fundament aufgebaut? Ist, wenn auch nur im Entwurf, jener neue Staatsbau geschaffen worden, den die Propheten der Revolution verkündeten?

Bevor man darauf antwortet, wäre an Folgendes zu denken. Das Vermächtnis der französischen Revolution ist vor allem die

Gleichheit, bedingungslose Gleichheit, bürgerliche, politische und soziale Gleichheit. Solch ein Postulat — die Geschichte aller Zeiten bezeugt es — hat noch für kein einziges Volk eine solide staatliche Grundlage geschaffen. Alle Völker, die auf den Weg dieser Chimäre gerieten, zerfielen, in Bürgerkriegen und Anarchie. Man sollte denken, es sei ein Gesetz, das die Geschicke der Menschheit bestimmt: nicht eine Wiedergeburt, sondern den Tod bringt den Völkern der unausführbare Traum von der absoluten Gleichheit. Und dieser Traum, unaufhörlich genährt durch die Klique der Politikaster, sollte das Gebäude der französischen Republik nicht beständig mit dem Einsturz bedrohen? Wie weit jemand in der Sache der Gleichheit auch gehen mag, er wird unausbleiblich zum Reaktionär werden. Der Traum kennt keine Grenzen, sind aber einmal die Fundamente des Gebäudes auf Träumen angelegt, dann gibt es keinen Granit, den sie nicht in die Luft sprengten.

Und dann ein Zweites: an jedem Menschenwerke werden sich stets die Bedingungen seiner Entstehung geltend machen. Das ist jenes ritorno al segno, das unerbittliche politische Gesetz, von dem Machiavelli spricht. Die Republik ist eine ebenso achtungswerte Regierungsform, wie die Monarchie. Wird doch jeder, der z. B. die Schweizerische Republik kennen gelernt hat, nicht umhin können, ihren Institutionen, ihren bescheidenen Leitern und jener Verbindung von Freiheitsliebe und Achtung vor der Ordnung, die durchweg in der Bevölkerung des Landes herrscht, den Tribut der Hochachtung zu entrichten; er kann nicht umhin, von der soliden Dauerhaftigkeit ihrer maßvollen und zugleich festen Regierung überzeugt zu sein. Aber die Schweizerische Republik ist auf dem Boden einer tiefwurzelnden jahrhunderte alten Selbstverwaltung erwachsen; die Parasiten der Politikasterei haben sich dort niemals gezeigt und finden keinen Boden im Lande; und endlich, der Kampf der Schweizer um ihre Unabhängigkeit in früherer Zeit wurde als offener Krieg gegen die Unterdrücker geführt und war nicht durch Verrat und allgemeine Verbrechen befleckt.

Die französische Republik empfing ihre Taufe in Strömen von Blut, inmitten von Verbrechen und Schandtaten, die zu den schrecklichsten in der Geschichte der Menschheit gehören. Man darf das nicht vergessen, und zwar nicht aus irgend einem Aberglauben, sondern weil man begonnen hat den Kultus des politischen Ver-

brechens den Massen zu predigen als eines der Dogmen der französischen Revolution. Und selbst wenn man für künftige Ereignisse eine Wiederkehr der Herrschaft der Guillotine und der Massenhinrichtungen nicht befürchtet, wird denn nicht der Kultus der revolutionären Ideen und Kunstgriffe Frankreich stets in das alte von der Revolution gegrabene Bett der Staatsumwälzungen leiten, bald von links, bald von rechts?

Aber wenn man von dem Erraten der Zukunft absieht und das Frankreich betrachtet, wie man es heute sieht, gleicht es nicht einer uralten Eiche, bei der der Kern des Stammes verschwunden ist, die aber durch die Rinde weiterlebt und sich noch mit üppigem Laube bedeckt? Das Land hat aufgehört durch die Gedanken, den Verstand und den Willen der Regierung zu leben; aber der in Jahrhunderten erwachsene starke Volksorganismus blüht weiter fort, ungeachtet der normalen Verbindung von Atrophie und vollblütiger Wucherung in seinen Regierungsorganen. Die bewundernswerte Arbeitsamkeit der Franzosen, die glänzenden Werke ihrer Denker, Gelehrten und Künstler, die Kulturtraditionen mit ihren tiefen Wurzeln, die helle Lebensfreude, die reichen Gaben der Natur — das sind die Quellen der Kraft und Macht dieses bezaubernden Landes.

Wir Russen aber sollten uns in dieser Zeit der beschwerlichen Arbeit an der Einrichtung unsres Staatswesens mit besonderer Aufmerksamkeit mit den Vorzügen und Mängeln Frankreichs auseinandersetzen. Schätzen wir den Verstand, den Geschmack, den künstlerischen Sinn der Franzosen, anerkennen wir ihre wissenschaftlichen und künstlerischen Werke, würdigen wir den Enthusiasmus der französischen Seele, die soliden Eigenschaften ihrer Mittelklasse, die bürgerlichen Tugenden des Fleißes, der Ordnung, der Mäßigung, der Häuslichkeit — aber Gott schütze uns davor, daß wir uns die französischen politischen Ideale, die konstitutionellen Hervorbringungen und den Parlamentarismus zu eigen machen!

* * *

Gehen wir auf Deutschland über. Zahlreiche Staaten gehören zum Bestande des Deutschen Reiches und jeder hat seine eigene Konstitution. Da hier die gerade Linie im politischen

Aufbau, durch die sich die lateinische Schöpfung auszeichnet, fehlt, so könnte es auf den ersten Blick schwierig erscheinen, eine Vorstellung von dem deutschen Konstitutionalismus anders als durch eine ganze Abhandlung zu geben. Indessen hat die vorliegende Untersuchung gar nicht den Zweck, Einzelheiten darzulegen, z. B. wodurch sich die bairische Konstitution von der preußischen unterscheidet usw. Für uns ist die Klarlegung einer Frage wichtig: weshalb ist in Deutschland der Übergang vom Absolutismus zur konstitutionellen Regierungsform ohne Erschütterung der monarchischen Gewalt vor sich gegangen? Weshalb haben sich die deutschen Monarchen — es handelt sich hier natürlich um die Hauptperson unter ihnen, den preußischen König, der seit 1870 deutscher Kaiser ist — nicht nach dem französischen konstitutionellen Rezept in Scheinmonarchen verwandelt, sondern sind eine lebendige und schöpferische Macht geblieben, nicht ein Rad bloß im Staatsmechanismus, sondern eine Persönlichkeit, die die Geschicke des deutschen Volkes leitet?

Hierauf will ich suchen eine Antwort zu geben, ohne auf Einzelheiten einzugehen, und ich hoffe, daß dieser Abschnitt kürzer sein wird, als es bei Frankreich notwendig war.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhält die in Deutschland vor sich gehende Evolution vom Absolutismus zur konstitutionellen Regierungsform ihre Farbe durch das Bestreben die früheren Formen der Vertretung einer zeitgemäßeren parlamentarischen Verfassung anzupassen. Unter dem Andrang der revolutionären Bewegungen von 1848 und 1849 entfällt die konstitutionelle Verfassungsarbeit den Händen der Regierungen und wird eine Sache der Parlamente, des preußischen und des allgemein deutschen, das in Frankfurt tagte. Dieses letztere stellte sich die Aufgabe, den vom Gesichtspunkt der nationalen Einigung schwachen deutschen Bund durch eine Reichs-Einigung zu ersetzen und arbeitete daher eine Reichs-Konstitution aus, wobei bis zum Schluß der Arbeit Streitigkeiten, Debatten und Intriguen bezüglich des Reichsoberhauptes stattfinden, ob es der österreichische Kaiser oder der preußische König sein soll oder ein Direktorium aus beiden unter Hinzuziehung andrer Könige und Fürsten.

Die Arbeit sowohl des Frankfurter als des Preußischen Parlaments war von politischen Doktrinen der französischen Revo-

lution erfüllt — der Idee der Volkssouveränität und der Vorstellung, daß der Monarch „durch den Volkswillen" Monarch sei. Das Frankfurter Parlament schickte seiner Reichskonstitution à la française eine Deklaration der Rechte voraus; und im Preußischen schlug die dort führende „konstitutionell-demokratische Partei" vor, aus dem Titel des Preußischen Königs die Worte „von Gottes Gnaden" auszuscheiden.

Im Laufe des Jahres 1849 wurde die Revolution, die wie ein Sturmwind fast über alle Länder Westeuropas gegangen war, überall unterdrückt. Friedrich Wilhelm IV., dem schließlich die Kaiserkrone angeboten wurde, lehnte es ab, sie aus den Händen des Frankfurter Parlaments zu empfangen. Damit war der Versuch der Einigung gescheitert, der auf dem parlamentarisch-revolutionären Wege unternommen worden war.

Solch ein Mißerfolg war natürlich ungünstig für ein weiteres Anwachsen der revolutionären Tendenzen und extremen politischen Lehren, die von den deutschen Progressisten aus Frankreich herübergenommen waren. Aber, wenn diese Lehren nicht in die Masse des deutschen Volkes eindrangen und keinen Einfluß auf die weitere Entwicklung des deutschen Staatslebens ausübten, so ist das natürlich nicht den reaktionären Maßregeln und der konterrevolutionären Politik der 50er Jahre zuzuschreiben, sondern auf tiefere, von den Regierungen direkt nicht abhängige Ursachen zurückzuführen.

Unter ihnen sind zunächst zu erwähnen die ständischen Vertretungen, die in Deutschland bis zur Einführung der jetzt bestehenden modernen Konstitutionen bestanden, und aus denen auch in der neuen Verfassung die Elemente zur Bildung der ersten Kammern hervorgingen. So hat es in Deutschland in der Frage der Volksvertretung keine solche Periode absoluter Ausmerzung dieses Prinzips aus dem Leben des Volkes gegeben, wie sie in Frankreich im Laufe fast zweier Jahrhunderte vor 1789 bestanden hatte. Obgleich die ständische Vertretung veraltet war und den modernen Anforderungen nicht mehr entsprach, so war sie doch etwas reales, mit dem jeder rechnen mußte, der über die Wahlfrage, die Vollmachten der Abgeordneten usw. nachdachte. Es ist ein großer Unterschied, ob es sich darum handelt etwas, was faktisch existiert, und sei es auch von Grund aus, zu verändern und zu verbessern,

oder darum, etwas ganz Neues, aus dem Kopfe genommenes nach der Theorie zu entwerfen. Davon hängt die Neigung des politischen Gedankens ab — in Deutschland zu einem mehr realen Schaffen, — in Frankreich zur Ideologie.

Zweitens gibt es in Deutschland keinen solchen politischen Zentralkessel, wie es für Frankreich bis heute Paris ist. Ist in diesem Kessel einmal eine bestimmte Richtung fertiggebraut, dann gibt es im ganzen übrigen Frankreich keine Macht und keine Stelle, die da verbessern oder Widerstand leisten könnte. Das ist die Ursache der bedingungslosen und fatalen Unterwerfung Frankreichs unter die revolutionäre Ideologie. In Deutschland hat es bei der Selbständigkeit des lokalen öffentlichen, geistigen und wissenschaftlichen Lebens kein solches Organ gegeben, das dem Lande einförmige politische Ideale abstrakter Art hätte aufzwingen können. So erscheint, im Gegensatz zu der gang und gäben Ansicht über die Eigenschaften der beiden Nachbarnationen, der realistische Franzose in Sachen der Politik als Phantast und der Deutsche, der Träumer par excellence, eher als Praktiker.

Es muß hier auch auf den Einfluß hingewiesen werden, den der Protestantismus in Deutschland auf die politischen Stimmungen ausübt. Man kann sagen, daß der protestantische Glaube das Volk zur Annahme einer konstitutionellen Regierungsform prädisponiert, während das Siegel, das der Katholizismus der menschlichen Seele aufdrückt, fast als eine gewisse Behinderung dazu erscheint. Ähnlich wie bei dem Katholiken die Emanzipation von dem Kinderglauben oft mit einem Sprunge von der Knechtung des Verstandes durch die Dogmen der Kirche zu einer vollen Negation der göttlichen Offenbarung vor sich geht, so führen auch in der Politik die Eigenschaften der lateinischen Seele, ihre Neigung zu einfachen, klaren und gradlinigen und daher präzisen Definitionen und Konstruktionen, zu einem Überwiegen vereinfachter und extremer Regierungsformen, einerseits der absoluten Monarchie und des Zäsarismus, und anderseits der demokratischen Republik.

Anders der Protestantismus; man könnte ihn ungezwungen als den Konstitutionalismus im Gebiete der Religion bezeichnen. Dem Menschen ist in der Heil. Schrift die göttliche Offenbarung gegeben; aber ihm sind auch ein freier Verstand und ein freier Wille zur Auslegung der Schrift zuteil geworden. Das Suchen

und Finden eines Ausweges aus den beständigen Konflikten zwischen der Autorität der Bibel und der freien Urteilskraft wird so zum eigentlichen Wesen des protestantischen religiösen Lebens. Die Analogie mit dem konstitutionellen Staatsleben liegt hier sehr nahe: auch hier handelt es sich ja darum, das Gleichgewicht zwischen der Autorität des Monarchen und den Rechten der Volksvertretung zu finden, Konflikten auszuweichen, wie sie bei der gemeinsamen Arbeit zweier, ihrem Ursprung nach verschiedener Gewalten unvermeidlich sind, und, treten sie einmal ein, sie abzuschwächen, die Saiten nicht zu überspannen, die Prinzipien nicht zu urgieren, nach dem weisen und geistvollen Wort Macaulays: „im Gegensatz zur Logik lebt die Politik nur von Kompromissen." — „Eine gesunde Entwicklung unsres konstitutionellen Lebens", hat Bismark gesagt, „wird nur dann möglich sein, wenn die an der Gesetzgebung teilnehmende Macht ihre Vollmachten mit jener Selbstbeschränkung verwirklichen wird, die durch die Achtung fremder Rechte und die Freiheit der Vereinbarung zwischen der Krone und jeder der beiden Kammern des Landtages bedingt wird, welche die fundamentale Forderung unsrer Konstitution bildet." Es ist kein Zweifel, daß der Geist der Mäßigung, der den Gang des konstitutionellen Lebens sicher stellt, bis zu einem gewissen Grade in der Bevölkerung der angelsächsischen, deutschen und skandinavischen Länder vom Protestantismus genährt wird.

Ein weiterer Umstand endlich, der zu einem erfolgreicheren Zusammenwirken des konstitutionellen Prinzips mit der monarchischen Gewalt als in Frankreich geführt hat, ist nicht nur das Prestige, sondern auch die moralische Kraft und die große Achtung, deren sich die erste deutsche Dynastie, die preußischen Könige aus dem Geschlecht der Hohenzollern in den Augen des Volkes erfreuten. Sie alle zeichnete eine ungewöhnliche Hingabe an ihren Herrscherberuf aus und jene nicht sowohl glänzenden, als vielmehr soliden Eigenschaften, deren ein weiser Regent bedarf. Die preußischen Monarchen waren dabei auch ungewöhnlich konsequente Arbeiter auf dem Gebiet der Verwaltung: die Schöpfer der Armee, einer gewissenhaften und strengen Administration und die Erzieher des preußischen Volkes selbst auf dem Gebiete der Wirtschaft. Das Bild Friedrich II., eines der größten, wenn nicht des größten unter allen Monarchen, die jemals gelebt haben, hat sich tief in

die Volksseele eingegraben und es ist zweifellos, daß der große Eremit von Sanssouci in Deutschland die Achtung vor der monarchischen Gewalt ebensosehr gehoben hat, wie sie in Frankreich durch die letzten Bourbonen zum Sinken gebracht wurde.

*

Im folgenden Abschnitt gibt der Verfasser zunächst einen ziemlich ausführlichen (15 Seiten langen) Auszug aus Treitschkes „Politik" und zwar aus den Kapiteln*, welche das monarchische System behandeln, aus den §§ 15: Die Monarchie, § 16: Die älteren Formen der Monarchie, und § 17: Die konstitutionelle Monarchie. Er schickt diesem Auszuge folgende Bemerkung voraus:

„Mit den Worten eines der hervorragendsten deutschen Denkers sollen hier die Grundlagen der heute in Deutschland bestehenden konstitutionellen Verfassung dargelegt werden. Der Leser wird vielleicht fragen: in konservativer oder liberaler Beleuchtung? Darauf zu antworten fällt mir nicht leicht, weil Treitschke ohne Zweifel ein Mann von liberaler Denkungsweise war, zugleich aber auch ein konservativer vom reinsten Wasser. Was ihn auszeichnet, ist eine tiefe Verachtung der Phrase, sei sie nun liberal oder retrograd, der abstrakten politischen Konstruktionen, der fertigen Formeln. Seine Gedanken drückt Treitschke immer kurz und in höchstem Maße klar und bestimmt aus, ohne sich im geringsten zu scheuen durch seine Offenheit bei irgend jemand oben oder unten, rechts oder links anzustoßen." **

Diese Auszüge sollen hier nicht in ihrer ganzen Ausführlichkeit wiedergegeben werden, da Treitschkes Buch sehr vielen deutschen Lesern ja bekannt sein dürfte. Nur einige kurze Stellen seien angeführt, die der verstorbene Verfasser dieser Abhandlung durch Unterstreichen offenbar besonders hervorzuheben wünschte.

Zum Wesen der monarchischen Gewalt sagt Treitschke (S. 52): „Während in der Republik der Staatswille gefunden wird aus dem Willen der Regierten, erscheint er hier (in der Monarchie), kraft historischen Rechts eines bestimmten Geschlechts,

*) Band II, S. 52 ff.

**) Der Verfasser betont hierbei, wie sehr wünschenswert eine russische Übersetzung der beiden Bände von Treitschkes „Politik" wäre, von der er dem Uebersetzer der vorliegenden Abhandlung gegenüber einmal bemerkte: „dies Buch wirkt ja auf jeden wie ein köstlich erfrischendes Stahlbad."

in dem Willen des einen Mannes, der die Krone trägt, der zwar einen Beirat mit größerer oder geringerer Befugnis um sich haben kann, am letzten Ende aber doch selbst entscheidet. Es ist müssig hier mit Bildern zu spielen; *das Wesen der Monarchie liegt darin, daß Nichts gegen den Willen des Monarchen geschehen kann. Das ist das Minimum der monarchischen Gewalt.* Das eigentliche Wesen der Monarchie ist aber erst in zweiter Linie darin zu suchen, daß eine einzelne Person den Staatswillen vertritt; das Wichtigere ist, *daß diese Staatsgewalt keine übertragene ist, sondern auf eigenem Rechte beruht.* Sie hat ihre Gewalt von sich selber und darin vor allem liegt begründet, daß die Monarchie größere soziale Gerechtigkeit üben kann und übt, als irgend eine republikanische Staatsform."

Die Ausführungen Treitschkes über die älteren Formen der Monarchie übergeht der Verfasser, um nur vom aufgeklärten Absolutismus zu bemerken, daß er bloß eine Übergangsstufe zur konstitutionellen Monarchie ist, deren Wesen darin besteht, daß das Land nicht nur zum Wohle des Volkes, sondern auch unter Teilnahme des Volkes selbst regiert wird.

„Damit — fährt der Verf. fort — berühren wir wieder das Grundproblem unsrer Untersuchung. Welches sind in dieser konstitutionellen Staatsform die Attribute und Funktionen des Monarchen? Verändert sich der Monarch darin, das Wesen seiner Gewalt, oder bleibt das Wesen der monarchischen Gewalt dasselbe wie vorher und verändern sich nur die Mittel und Bedingungen der Betätigung dieser Gewalt? Man kann dieselbe Frage auch umgekehrt stellen, die Sache gewinnt dadurch nur an Klarheit. Nennen wir „*konstitutionell*" nur eine solche Staatsverfassung, bei der wie in England das Parlament nicht nur eine gesetzgebende, sondern auch eine Exekutivgewalt hat, der Monarch aber des Rechtes entkleidet ist seine Regierung selbständig zu bilden, — oder nennen wir konstitutionell auch die preußisch-deutsche Verfassung, wo die Kammern nicht unmittelbar an der Regierung teilnehmen, sondern der Monarch seine Regierung selbständig organisiert?"

„Nach der Ansicht der Konstitutionalisten des linken Flügels ist der deutsche Konstitutionalismus entweder ein Falsifikat oder

eine Staatsform, die in ihrem Aufbau inkonsequent ist und noch nicht alles erreicht hat, was die Logik und das nachahmungswerte Beispiel Englands fordert."

Diese Anschauung widerlegt der Verfasser durch längere Zitate aus Treitschke, von denen hier zwei angeführt seien, die er ebenfalls besonders hervorhebt (S. 148. 161):

„Bei uns (Deutschen) ist der Glaube an die Monarchie, an das historische Recht eines angestammten Königshauses nicht wegzuleugnen. Thiers Wort vom König, der herrscht, aber nicht regiert, ist den Zuständen der polnischen Adelsrepublik angemessen, und dieser Grundsatz junkerhafter Libertät wird auch bei uns von Leuten, die sich liberal nennen, gedankenlos nachgesprochen. Wir aber nehmen an, daß es Ernst ist mit den Vorschriften unsrer Verfassung, daß die monarchische Gewalt bei uns eine wirkliche und lebendige ist. Es entscheidet über den Charakter des konstitutionellen Staates, ob der Grundsatz, daß die gesamte Staatsgewalt in der Hand des Königs liegt nur formell anerkannt wird, oder ob er in der Wirklichkeit Leben und Kraft besitzt. Hierauf beruht der Unterschied zwischen der konstitutionellen Monarchie, wie sie in Deutschland und speziell in Preußen besteht, der aristokratischen Monarchie Englands und der demokratischen Monarchie in Italien und Belgien."

„Bei klarem Nachdenken kommt man zu der Erkenntnis, daß es sich hier (bei der Frage von der Ministerverantwortlichkeit) handelt um das Dasein der Monarchie selber. Wenn es ihr Wesen ausmacht, daß alle Staatsgewalt in dem Monarchen vereinigt ist, so ist deutlich, daß ihr Wesen verloren geht, sobald der König in die Zwangslage gebracht werden kann, seine Räte nach dem Willen des Parlaments zu wählen. Die Behauptung, der letzte Zweck der konstitutionellen Monarchie sei der reine Parlamentarismus nach englischem Vorbild, eine Parteiregierung der augenblicklichen Mehrheit des einen Hauses, diese Behauptung widerspricht also dem Begriffe des monarchischen Staates. Und wo steht es geschrieben, daß Deutschland dazu verpflichtet sein soll, dem Beispiel eines Inselstaates zu folgen, von dem man im Ganzen behaupten kann,

daß seine Stärken überall da liegen, wo unsre Schwächen sind, und umgekehrt."

*

Im folgenden Abschnitt wird über den Konflikt des preußischen Parlaments mit der Krone in den J. 1862—66 gehandelt und zwar deshalb, weil man, wie der Autor bemerkt, eben an einer Abweichung vom normalen Gang der Dinge am besten die Struktur des Baues studieren könne, „wie der Arzt die Eigenschaften der menschlichen Organe während der Krankheit besser kennen lernt als in gesundem Zustande." Hier seien die wesentlichen Ausführungen mit einigen Kürzungen wiedergegeben:

„Der Konflikt zwischen dem Parlament und der königlichen Regierung verdient deshalb Aufmerksamkeit, weil dieser preußische Konflikt durch seinen Verlauf, besonders aber durch die Art seiner Lösung sich von ähnlichen Vorgängen unterscheidet. Er spitzte sich außerordentlich zu, bis zu einem Punkte, wo es sich, wie man sagt, um einen Kampf auf Leben und Tod handelt. Er wurde entschieden durch die Siege der preußischen Waffen, und auf den Schlachtfeldern Böhmens wurde nicht nur die österreichische Armee geschlagen, sondern man kann sagen auch die preußische parlamentarische Opposition. Wäre die preußische Regierung wirklich das, als was die demokratische Opposition sie hinstellt, d. h. eine bis ins Mark der Knochen absolutistische, die die Volks- und konstitutionellen Freiheiten für eine arglistige Erfindung der Freimaurer und Revolutionäre hält, — dann würde sie ohne Zweifel den Sieg von 1866 benutzt haben, um sich von dem lästigen Parlament zu befreien, mit der Opposition die Rechnung abzuschließen und den „konstitutionellen Einfall" zu beseitigen, der im unglücklichen und für das Königtum demütigenden Jahre 1848 entstanden war.

Indessen verfuhr die preußische Regierung gerade umgekehrt: sie, die siegreiche, reichte dem zornigen Gegner die Hand der Versöhnung, sie beschränkte die Rechte der Volksvertretung in keiner Weise, ebensowenig die konstitutionellen Prärogative der Kammern, und fuhr ohne Schwanken fort den Regierungskurs im konstitutionellen Fahrwasser zu halten, indem sie freilich, wie auch früher, sorgfältig darauf achtete, daß der parlamentarische Kampf die königlichen Prärogative nicht schmälerte.

Von hier aus müssen ihre retrospektive Beleuchtung erhalten sowohl das Wesen des Konflikts, als auch die Psychologie der Persönlichkeiten, die ihn auf ihren Schultern getragen haben. Für den, der seine politische Inspiration nicht lediglich aus den stereotypen Programmen der äußersten linken Parteien schöpft, muß es klar werden, daß die Zusammenstöße von 1862—66 durchaus keine Konflikte zwischen Despotismus und Freiheit waren, sogar kein Konflikt zwischen den Anhängern der konstitutionellen Staatsform und des Absolutismus, sondern ein Grenzstreit, den auch ein solcher Bevollmächtigter der monarchischen Gewalt gegen konstitutionelle Übergriffe führen muß, der fest davon überzeugt ist, daß diese monarchische Gewalt der konstitutionellen und Volksvertretungsstützen bedarf.

Unter welchen Umständen und auf welchem Boden entstand nun der Konflikt?

Seit dem Herbst 1857 führte Prinz Wilhelm die Regentschaft für seinen Bruder König Friedrich Wilhelm IV., bis zum Herbst 1858 als Stellvertreter des Königs, seitdem selbständig als Regent.

König Friedrich Wilhelm IV., wie bekannt ein glänzend begabter, belesener, gelehrter und scharfsinniger Mann, war zugleich jedoch ein Romantiker bis zur Wunderlichkeit, ein Verehrer des Mittelalters und auf dieser archaistischen Grundlage allen retrograden und junkerlichen Eingebungen zugänglich. Eine ganz andre Natur war der Prinz-Regent; von klarem praktischen Verstand, hatte er die Gabe sich seine Ratgeber auszuwählen und verstand vernünftige Ratschläge von unbegründeten zu unterscheiden. In hohem Maße gewissenhaft, tat er niemals einen Schritt gegen seine Überzeugung, aber er war stets bereit seine Wünsche und Sympathien den Forderungen des Verstandes unterzuordnen. Bis an sein Lebensende blieb er seinen konservativen Überzeugungen unerschütterlich treu, räumte aber durchaus ein, daß bei veränderten Zeiten sich auch die Mittel zur Erhaltung der Staatsgewalt ändern und daß nur durch dauernde Formen das Bestehende sich erhalten läßt. Er war überzeugt davon, daß der preußische Staat, der sich aus einzelnen Provinzen zusammensetzt und von eifersüchtigen Nachbarn umgeben ist, einer durch ihre Traditionen starken und von den täglichen Schwankungen der öffentlichen

Meinung unabhängigen monarchischen Gewalt bedarf. Die Notwendigkeit die Minister bei jedem Wechsel der Kammermajorität auch zu wechseln hätte eine tödliche Gefahr heraufbeschworen nicht nur für die Würde der Krone, sondern auch für die äußere Sicherheit des Staates. — Aber im Gedankengang des Prinz-Regenten dienten diese Erwägungen durchaus nicht als Argumente für den Absolutismus. „Ich will nicht untersuchen — schrieb er dem König von Baiern —. ob die Konstitutionen nützlich sind; aber dort, wo sie bestehen, muß man sich ihnen fügen und man soll ihre Bedeutung nicht durch falsche Auslegungen verdrehen. Die konstitutionelle Idee besteht darin, daß die Maßnahmen der Regierung öffentlich begutachtet werden und daß das Volk gesetzmäßig an der Gesetzgebung teilnimmt, und diese Idee ist in das Volksbewußtsein eingedrungen. Sich dagegen zu stemmen ist sehr gefährlich, da darin ein Mißtrauen des Herrschers seinem Volke gegenüber zutage träte. Nicht durch eine Beschränkung der Konstitution, worin sich dieses Mißtrauen äußern würde, sondern durch ein kluges Anziehen und Nachlassen der Zügel muß die Regierung gestärkt werden. Man kann das mit der Kanalisierung eines Flusses vergleichen: man muß die Ufer schützen, die Dämme nicht zu eng bauen und nicht zu weit, aber sie unter keinen Umständen der Strömung entgegengesetzt anlegen."

Die ersten Schritte der Regentschaft, die Ersetzung der feudalen Minister durch Männer von derselben liberalen Richtung, wie es der Prinz-Regent war, wurden von der preußischen Bevölkerung mit Begeisterung begrüßt. Man sprach nicht nur von einem neuen politischen Kurse, sondern von der Regierung einer neuen Aera, und so groß war das Vertrauen zum Regenten und seinen neuen Ratgebern, daß die Liberalen bei der neuen Wahlkampagne sorgfältig die Kandidaten extremer Richtung von der Wahl ausschlossen, damit die Anwesenheit einer leichtgereizten Opposition im Landtag die gemeinsame Arbeit der Regierung und ihrer liberalen Anhänger nicht erschwere.

Indessen, der Honigmond dauerte nicht lange. Eines der ersten Projekte, die nach der Einsetzung der Regentschaft dem Landtag vorgelegt wurden, betraf die Reorganisation der Armee. Es muß bemerkt werden, daß diese vom Prinzen Wilhelm schon lange vor der Regentschaft vorbereitete Reform nicht bloß durch

die politischen und militärischen Aufgaben hervorgerufen wurde, die Preußen 1866 zu lösen hatte, sondern daß sie auch aus allgemeinen militärtechnischen Erwägungen durchaus notwendig war. Man müßte auf viele Einzelheiten eingehen, um zu erklären, warum die Militärreform, die anfangs dem Landtag durchaus nicht unsympathisch war, zu so einem scharfen Konflikt führte. Die nötigen Mittel wurden anfangs bewilligt, aber als temporäre Anweisungen auf ein Jahr; bei der letzten Abstimmung wurde der Kredit sogar von den ordentlichen auf die außerordentlichen Ausgaben übertragen. Und je weiter die Debatten gediehen, je mehr der Streit sich zuspitzte, desto klarer und schärfer trat das eigentliche Wesen des Konflikts zutage — der Kampf um die Macht. Der Landtag dachte: ja, ihr habt Recht, die Armee bedarf der Reform und wir sind bereit dazu Mittel zu bewilligen; erkennt aber zuerst an, daß auch wir das Recht haben zu verfügen und da die Gelder in unsren Händen sind, vielleicht gar die Armee zu kommandieren. Löst also gefälligst die Regimenter auf, die mit den temporären Anweisungen gebildet worden sind, da wir die Kredite dafür und überhaupt für alle militärischen Reformen aus dem Budget für 1863 ausschließen!

So war die Lage im Herbst 1862, als der nunmehrige König Wilhelm I. Bismarck zum Ministerpräsidenten ernannte.

Es ist von Interesse nach dem konstitutionellen Credo des Königs auch das Credo seines berühmten Ministers sich vor Augen zu halten. Bismarck schreibt in seinen „Erinnerungen": „Die unbegrenzte Autorität der alten preußischen Königsmacht war und ist nicht das letzte Wort meiner Überzeugung. Schon 1847 erstrebte ich die Möglichkeit einer offenen Kritik der Regierung im Parlament und in der Presse, um den Monarchen vor Scheuklappen zu bewahren, die es ihm unmöglich machen seinen Herrscheraufgaben gerecht zu werden, Mißgriffe zu vermeiden oder zu verbessern. Als Ideal erschien mir immer eine monarchische Gewalt, die von einer unabhängigen, nach meiner Vorstellung ständischen oder professionell gegliederten Volksvertretung so weit kontrolliert würde, daß es weder vom Monarchen, noch vom Parlament, sondern nur von ihrem gegenseitigen Übereinkommen abhinge, die bestehenden Rechtsnormen abzuändern, unter öffentlicher Kritik aller Erscheinungen des staatlichen Lebens durch die Presse und den Landtag."

Nachdem Bismarck sein Amt angetreten, streckte er der Opposition, im buchstäblichen Sinne des Wortes, den Ölzweig der Versöhnung entgegen. Die Worte, die er in der Budgetkommission des Landtags sprach, haben historische Bedeutung erlangt: „Der Konflikt wird zu tragisch genommen und die Presse stellt ihn in allzu tragischer Beleuchtung dar. Die Regierung sucht keinen Kampf: wenn die Krisis mit Ehren beigelegt werden kann, so geht die Regierung gerne darauf ein. Eine konstitutionelle Krisis ist ja keine Schande, eher eine Ehre. Wir sind vielleicht zu gebildet, besonders ist bei uns die kritische Seite allzu entwickelt, als daß wir uns leicht mit der Konstitution einleben könnten. Die öffentliche Meinung ist veränderlich; die Presse ist nicht die öffentliche Meinung; jeder weiß, wie das gemacht wird. Wir haben nur wenig Leute à la Catilina, die ein Interesse an öffentlichen Umwälzungen haben, aber auf den Abgeordneten ruht die Pflicht, die Stimmung zu leiten und sie zu beherrschen. Nicht am Liberalismus Preußens ist Deutschland interessiert, sondern an seiner Macht. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen unsrer Zeit entschieden — das war eine Verirrung des J. 48 —, sondern durch Blut und Eisen. Diesen Ölzweig habe ich in Avignon gepflückt, um ihn der Volkspartei zum Zeichen des Friedens darzureichen: aber ich sehe, daß es dazu noch nicht Zeit ist."

In der Tat blieb die zweite Kammer bei ihrer Verweigerung des Ergänzungskredits für die Armee. Da unter solchen Umständen die weiteren Budgetdebatten nur zu einer noch größeren Verschärfung des Konflikts geführt hätten, so zog die Regierung das Budget zurück und behielt sich vor es der nächsten Session des Landtags zugleich mit dem Gesetzprojekt über die Armeereform von neuem vorzulegen.

Aber weder in der nächsten noch in den folgenden Sessionen kam eine Einigung zustande und bis 1867 lebte Preußen mit einem Budget, das von der zweiten Kammer nicht bestätigt war. Die Opposition, deren Gereiztheit und Zorn mit jeder Session wuchsen, beschuldigte die Regierung unaufhörlich der offenen und dreisten Verletzung der Konstitution, der Nichtachtung der Rechte der Volksvertretung und des s. z. s. permanenten Staatsstreichs.

Es versteht sich von selbst, daß auch die Regierung eine

solche Lage der Dinge für eine höchst unnormale hielt; aber eine Verletzung der Konstitution ihrerseits gab sie nicht zu. Die Ansprüche der zweiten Kammer in der Budgetfrage gründeten sich nicht sowohl auf den Text der preußischen Konstitution, als vielmehr auf eine allgemeine konstitutionelle Theorie nach englischem Muster. Darauf aber konnte die Regierung mit vollem Recht antworten, daß es sich um Preußen und nicht um England handle; daß in der preußischen Konstitution nicht vorgesehen sei, wie dann zu verfahren ist, wenn das Budget vom Landtag nicht bestätigt wird. Aber das staatliche Leben duldet ja, wie die Natur, kein Stocken. Man kann doch nicht in primitive, vorstaatliche Zustände zurückkehren. Es ist evident, daß nicht Laune und Willkür, sondern die gebieterische Notwendigkeit die Regierung zwingt, das fehlende Budget durch Verfügungen zu ersetzen, indem sie sich dabei nach Möglichkeit an die letztbestätigten Budgetnormen hält und sich auf jede Weise bemüht möglichst bald wieder zu normalen Zuständen zu gelangen. — — — — — — — — — — — — — —

* * *

Hier bricht das hinterlassene Manuskript P. v. Schwanebachs plötzlich ab. Es sollte zunächst, wie einer Bemerkung an anderer Stelle zu entnehmen ist, noch ein Abschnitt mit Auszügen aus den parlamentarischen Reden Bismarcks folgen, bevor er daran ging, aus den geschichtlichen Darlegungen die praktischen Schlußfolgerungen für das staatliche Leben und die Verfassungsentwicklung Rußlands zu ziehen. Der erste Kanzler des deutschen Reichs, sagt er, ist eine zu hervorragende Persönlichkeit und sein Einfluß auf die Staatsverfassung und die konstitutionellen und parlamentarischen Formen Deutschlands ein zu unmittelbarer, als daß man seine Ansichten beiseite lassen könnte. „Indessen", fügt er hinzu, „ich sehe voraus, daß man mir von gewisser Seite den Vorwurf tendenziöser Darstellung machen wird. Bismarck, wird man sagen, war ein Junker, ein Feudaler, der Deutschland mit roher Gewalt, mit dem Bajonett seinen finsteren Ideen unterworfen hat; mag irgend ein Treitschke den unabhängigen Denker hervorkehren, wir kennen diese Diener der Gewalt! Von den deutschen Fortschrittlern und ihrem standhaften Kampf für die Rechte der parlamen-

tarischen Herrschaft wird da freilich nicht gesprochen, wie auch verschwiegen wird, wie die Massen der deutschen Sozialdemokratie von Jahr zu Jahr anwachsen. Dort aber mußte man den unverfälschten deutschen politischen Gedanken aufsuchen, und nicht bei den Vertretern der Macht und ihren Anhängern. — Der Leser wird sehen, daß die Lehren der regierungsfeindlichen deutschen Parteien im Folgenden nicht ignoriert werden. Und außerdem bin ich tief davon überzeugt, daß diese Lehren nicht deshalb keine Herrschaft erlangt haben, weil sie von der materiellen Macht darniedergehalten werden, sondern deshalb, weil sie in einem sehr großen Teil der Bevölkerung Deutschlands keinen Boden für sich finden."

* * *

Es ist in der Tat sehr zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war seine Arbeit zu Ende zu führen. Von dem, was hier daraus mitgeteilt wurde, wird freilich so manches dem deutschen Leser bekannt sein. Aber dennoch dürfen diese Ausführungen auf ein hohes Interesse Anspruch erheben. Zeigen sie doch gleichsam im Bilde und in der Auffassung, die sie allenthalben deutlich durchzieht, welches die Grundanschauungen waren, die der Verstorbene in den folgenden Teilen seines Buches auf unsre russischen staatlichen Verhältnisse, auf die Entwicklung unsrer Verfassung und alle die komplizierten Fragen, die damit zusammenhängen, angewandt hätte. Und dieses Unausgesprochene tritt doch überall so klar und deutlich zutage, daß es als überaus lehrreich bezeichnet werden darf, diesen Ausführungen zu folgen. Unsre politisch interessierten Kreise sollten sie aufmerksam lesen, es läßt sich vieles daraus lernen. Viele unabhängige und nicht in öden grauen Theorien befangene politische Gedanken sind darin enthalten.

*

Professor Pichno hat dem Büchlein ein kurzes, aber sehr wertvolles Nachwort hinzugefügt, das hier nicht fehlen darf. Es lautet:

„Der Tod hat P. Ch. Schwanebach mitten in seinem Gedankengange unterbrochen. Seine Untersuchung hatte nicht nur ein theoretisches, sondern vorzüglich ein praktisches Ziel im Auge:

er wollte aus einer Übersicht über die westeuropäischen konstitutionellen Institutionen lehrreiche und auf Rußland anwendbare Schlußfolgerungen ziehen. Niemand ist imstande die komplizierte und subtile Arbeit zu Ende zu führen, an die der verstorbene Verfasser mit seiner breiten wissenschaftlichen Vorbildung, der geschärften Beobachtungsgabe eines eindringenden Verstandes und originellen Geistes und der reichen Erfahrung des Lebens und staatsmännischer Tätigkeit herangetreten war.

Aber Gespräche des Verstorbenen mit Nahestehenden und politischen Freunden über die ihn so lebhaft interessierenden und erregenden Fragen, die sich an die Umgestaltung der Staatsverfassung Rußlands knüpfen, geben die Möglichkeit, einige Gesichtspunkte anzugeben, die der Autor in seinem Werke ausführen wollte.

Nach der Ansicht Schwanebachs kann die Staatsverfassung nicht nach dem oder jenem theoretischen Schema gestaltet werden. Sie erwächst historisch unter gegenseitiger Einwirkung der wichtigsten Volks- und Staatskräfte. Die Geschichte der Vergangenheit und die heutige Erfahrung einiger Länder Westeuropas beweisen, daß die Volksvertretung in gewissen Formen mit der Monarchie vereinbar ist ohne Verletzung der Grundprinzipien der monarchischen Verfassung. Die Volksvertreter, die dazu berufen sind, durch ihre Hinweise das wirkliche Leben des Landes zu beleuchten und den Bedürfnissen der verschiedenen Bevölkerungsklassen und Gebiete Ausdruck zu verleihen, dürfen sich nicht loslösen von dem Lande, das sie entsandt hat, und dürfen sich nicht in professionelle Politiker verwandeln. Verlieren sie den Zusammenhang mit der lokalen Gesellschaft und der lokalen Selbstverwaltung, dann büßen die Abgeordneten ihren wesentlichsten Wert ein, da die Mehrzahl von ihnen für die wissenschaftlich-theoretische und die technische Seite der gesetzgeberischen Arbeit nur wenig vorbereitet ist.

Eine Regierungstätigkeit kann nicht zur Kompetenz der Volksvertretung gehören, sowohl weil die Mehrzahl der Deputierten dazu nicht vorbereitet ist, als auch des eigentlichen Charakters der Staatsregierung wegen, zu deren Handhabung vielköpfige und in ihrem Bestande verschiedenartige Kollegien positiv ungeeignet sind. Die Staatsregierung gehört zu den Prärogativen des Monarchen als der obersten Leitung und zur Kompetenz der Regierung;

dieſe Sphäre muß in weitem Umfang und ſorgfältig vor einer Einmiſchung der legislativen Verſammlungen bewahrt werden.

Um eine Verunſtaltung der Volksvertretung zu vermeiden und ihre wertvollſten Eigenſchaften zu erhalten, müſſen die Seſſionen der legislativen Verſammlungen, wie die der Landſchaftsverſammlungen, keine langandauernden ſein. Während dieſer kurzen Seſſionen beſtätigen die geſetzgebenden Verſammlungen das Budget und beſchließen über die wichtigſten Geſetzprojekte. Eine Menge kleiner Sachen, die jetzt die Verſammlungen beſchweren, müſſen teils durch die höchſte Regierungsgewalt, teils auf dem Wege der Verordnung entſchieden werden.

Die Durchſicht ſekundärer legislativer Fragen und die Vorarbeiten zu wichtigeren Geſetzprojekten könnten beſonderen Kommiſſionen auferlegt werden, die während einer längeren Zeitdauer gemeinſam mit der Regierung arbeiten würden.

So einige Gedanken, denen der Verſtorbene Ausdruck verlieh. Aber das iſt nicht der ganze Plan des Autors, der ſich leider nicht erhalten hat. Dies ſind nur Bruchſtücke mit weſentlichen Lücken, die in unſrer Wiedergabe naturgemäß ihre Farbe verloren haben und in der Form trockener ſchematiſcher Sätze erſcheinen."

Das Altern und der Tod.*

Von

A. Dastre.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von A. v. B.

Verſchiedene Werke philoſophiſchen Charakters, wie das ſchöne Buch L. Bourdeaus über „den Tod", oder mehr biologiſchen Inhalts wie das von Yves Delages über „die Vererbung und die großen Probleme der allgemeinen Biologie" und von le Dantec über „eine neue Theorie des Lebens", die Publikationen der Herren E. Metſchnikoff und Marinesco über „das Abſterben und die Zerſtörung der Gewebe"; andere endlich ſpeziellen techniſchen Inhalts haben in den letzten Jahren das Intereſſe erneut alten Problemen zugewendet, die die Menſchheit ſtets beſchäftigt haben und ſtets beſchäftigen werden.

Wir wollen vom Altern und vom Tode ſprechen. Wir altern und ſterben; wir ſehen die Weſen unſrer Umgebung altern und dahingehen. Wir erblicken keine Ausnahme von dieſem unumſtößlichen Geſetz, das uns deshalb als ein allgemein gültiges und naturgemäßes erſcheint. Iſt es wahr, daß kein Lebeweſen dieſem grauſamen Geſetz des Todes, dem wir und mit uns alle Träger höheren animaliſchen Lebens unterworfen ſind, entrinnen kann? Oder gibt es dennoch unſterbliche Weſen? Die Biologie beantwortet uns dieſe Frage in bejahendem Sinne. Es gibt Lebeweſen, deren Exiſtenz kein Geſetz eine Grenze ſetzt und das ſind gerade die unſcheinbarſten, die am wenigſten differenzierten und unvollkommenſten. So erſcheint der Tod als ein eigen-

tümliches Privileg, welches höherer Organisation als Buße für allzukunstvolle Zusammengesetztheit eignet. Außer diesen ursprünglichen, einzelligen, undifferenzierten Lebewesen, die der Sterblichkeit entrückt sind, gibt es andere von etwas höherer Organisation, welche derselben wohl unterworfen sind, bei denen aber der Tod nur als ein Unfall erscheint, der, wenngleich nicht in der Tat, doch im Prinzip vermeidlich wäre. Die anatomischen Elemente der höheren Tiere gehören zu diesen. Flourens hatte es schon früher unternommen uns zu beweisen, daß man die Schwelle des Alters in bedeutende Ferne rücken könne, und nun lassen uns die Naturforscher eine Art von Unsterblichkeit ahnen.

Darum erscheint es uns passend, daß wir unsere Leser zur Untersuchung dieser erneuten, wenngleich nicht neuen Fragen heranziehen und uns klar zu machen versuchen, was in den Augen der zeitgenössischen Physiologen der Tod ist, seine Gründe, seine mechanischen Ursachen und seine Anzeichen.

I.

Ein englischer Philosoph hat behauptet, daß das Wort, das wir mit „Ursache" übersetzen, bei Plato nicht weniger als 64, bei Aristoteles 48 unterschiedliche Bedeutungen habe. Das Wort „Tod" hat deren in der modernen Sprache zwar nicht so viele, aber immer noch genug. Die Erscheinungen, die es bezeichnet, sind in den Augen vieler Biologen etwas ganz verschiedenes, je nachdem sie an zusammengesetzten Organismen, oder bei Einzellern und Protozöen beobachtet werden. Man muß zwischen dem Absterben des anatomischen Elements und dem Tode des Individuums unterscheiden und einen partiellen und einen individuellen Tod anerkennen, wie man schon das Elementarleben der Zelle und das Gesamtleben des Individuums anerkannt hat.

Von einem andern Standpunkt aus ist auch der Scheintod (latentes Leben) und der wirkliche Tod zu unterscheiden. Je weiter man analysiert, desto zahlreicher werden die Arten und Kategorien.

Was wäre erst, wenn wir die Grenzen der Wissenschaftlichkeit verließen! Wir würden auf diesem Gebiete, außer der dem Todesproblem durch die Religion gegebenen Lösung, die ganze Verschiedenheit philosophischer Zweifel und des Aberglaubens an-

einander prallen sehen. „Ein Sprung ins Unbekannte" sagt der Eine. „Eine Nacht ohne Träume und ohne Bewußtsein" ein Andrer. „Ein Schlaf, dessen Erwachen in unabsehbare Ferne gerückt ist." Für Horaz „die ewige Verbannung" Für Seneca „das Nichts: Post mortem nihil, ipsaque mors nihil."

Ein Gedanke, der inmitten dieses Widerstreits der Meinungen oft wiederkehrt, ist der des Auseinanderfallens der lebenden Zellen. Dieser Gedanke hat, wie wir sehen werden, eine reale Grundlage, die durch die Wissenschaft anerkannt werden kann. Wir finden in der Tat keine bessere Definition des individuellen Todes, wie ihn als die Auflösung der aus anatomischen Elementen bestehenden Gesellschaft oder als Auflösung des Bewußtseins ihrer Existenz zu bezeichnen. Es ist ein Zerreißen des sozialen Bandes und das Zerfallen dieses Zellenstaates eine Variante desselben Gedankens. Die Natur dieser Elemente, die sich zusammenschließen, um das lebende Wesen darzustellen, welches der Tod befreit oder zerstreut, konnte selbstverständlich von den Alten nicht so aufgefaßt werden, wie wir sie heute verstehen. Wir meinen mikroskopische Zellen mit wirklicher, objektiver Existenz. Die Alten dachten an geistige Elemente, Grundstoffe, Wesenheiten. Für die Römer, die sich drei Seelen zulegten, wurde der Tod durch deren Trennung vom Körper bewerkstelligt: die erste Seele, der Atem (spiritus), zu den Räumen des Himmels aufsteigend (astra petit); die zweite, als Schatten an der Oberfläche der Erde um Gräber irrend; die dritte, die Manen, zur Hölle fahrend. Der Glaube der Inder wich nur wenig hievon ab. Der Körper kehrte zur Erde wieder, der Atem zum Winde, das Feuer des Blickes zur Sonne, die vergeistigte Seele in die Welt der Reinheit. Dieses waren die Vorstellungen, die die antike Menschheit sich von der endlichen Auflösung machte. Die moderne Wissenschaft stellt sich auf einen sachlicheren Standpunkt. Sie fragt sich: durch welche Tatsachen, durch welche sich der Beobachtung darbietende Erscheinungen erweist sich der Tod? Ganz im Allgemeinen ausgedrückt kann man sagen, daß sein Eintritt einen vorher bestehenden Zustand, der Leben genannt wird, unterbricht und diesem ein Ende bereitet. So erläutert man den Tod durch das Leben. Es ist der weise Gedanke des Confucius, der seinem Jünger Li Hu sagte: Wie sollte man den Tod kennen, da man das Leben nicht kennt.

Das Aufhören der Lebenserscheinungen kann aber mehr oder weniger vollständig sein. Es kann sich auf eine Verminderung, eine Abschwächung beschränken und dann ist der Tod nur scheinbar. Er kann vollständig, endgültig, unwiderruflich sein und dann ist es der wirkliche Tod.

Die erste Frage, die entsteht, ist die, ob dieser Tod das notwendige Ergebnis des Lebens selbst, sein unentrinnbares Verhängnis und folgerichtiger Abschluß ist. Zu ihrer Beantwortung kann man sich ohne Berücksichtigung der Wissenschaft an die landläufige Erfahrung wenden. Aber nur die psychologische Analyse des Individualbegriffes kann uns in Stand setzen, eine genaue Antwort auf die Frage der Unabwendbarkeit des Todes zu geben.

II.

Die hergebrachte Meinung lehrt uns, daß die lebenden Wesen nur eine vorübergehende Existenz haben und nach dem Worte des Dichters ist das Leben „ein Blitz zwischen zwei dunklen Nächten." Aber anderseits zeigt uns schon eine oberflächliche Beobachtung Wesen, deren Dauer immer zunimmt und in praxi unbegrenzt ist.

Man kennt Bäume von verehrungswürdiger Antiquität. Unter diesen Patriarchen der Pflanzenwelt nennt man eine Kastanie des Ätna, die zehn Jahrhunderte überdauerte, und einen Taxusbaum in Schottland, dessen Alter auf 30 Jahrhunderte geschätzt wird. Bäume, deren Alter an 5000 Jahre grenzt, sind keine absolute Seltenheit, so ein Drachenbaum in Orotava auf der Insel Teneriffa. Auch kennt man zwei andere Beispiele in Californien, die Pseudozeder oder Taxodium in Sacramento und eine Sequoïa gigantea. Man weiß, daß der Olivenbaum 700 Jahre leben kann und kennt 800 Jahre alte Zedern und Eichen von 1500 Jahren. Die Botaniker beobachten häufig Pflanzengattungen, deren Dauer fast unbegrenzt ist. So die Pflanzen mit Pfahlwurzeln, wie das Colchicum. Die Herbstzeitlose hat unter der Erde einen Stiel, dessen Zwiebel alljährlich neue Axen für eine neue Blüte treibt, und da jeder dieser Pflanzenstiele gleiche Länge erreicht, hat ein Botaniker sich die eigentümliche Frage vorgelegt, wie lange Zeit ein richtig gezogener Trieb brauchen würde, um den Erdkreis zu umspannen.

Ein anderes Beispiel unbegrenzter Lebensdauer bieten die Pflanzen, die sich durch Reiser vermehren. Alle Trauerweiden, die das Ufer der Teiche in Park und Gärten schmücken, stammen direkt oder indirekt von der ersten Salix Babylonica her, die in unsere Lande verpflanzt wurde. Man kann wohl behaupten, daß sie fortdauernde Fragmente dieser einen einzigen Weide sind.

Doch beweisen diese Beispiele, sowie diejenigen, welche den Zoologen durch die Polypenhäuschen geliefert werden, die durch ihr langsames Wachstum die Riffe und Inselgruppen des Polynesischen Meeres erzeugt haben, dennoch nicht das Überdauern lebender Wesen. Das Argument ist ohne Wert, da es auf einem Mißverständnis beruht. Es entsteht für den Naturforscher aus der Schwierigkeit, das Individuum genauer zu definieren. Die Eiche, das Polypenhäuschen sind nicht einfache Individuen, sondern Assoziationen von solchen, oder nach dem Ausspruch Hegels Völker, deren aufeinanderfolgende Generationen wir beobachten. Wir stellen uns diese Generationsfolge als eine einzige Existenz vor und unsere Auffassung gibt jedem einzelnen Gliede dieser Gemeinschaft das Alter, das nur seiner Gesamtheit zukommt.

Was nun die Zerstörung und den Tod dieser sozialen Individuen anbetrifft, so scheint es wirklich, als sei dieser durch keine Notwendigkeit bedingt. Man findet genügende Gründe für ihren Untergang in den zufälligen Verhältnissen der Umgebung und deren Einwirkung. Die Todesursache eines Baumes, einer vielhundertjährigen Eiche ist in äußeren Umständen und nicht in inneren Gründen zu suchen. Kälte und Hitze, Feuchtigkeit und Trockenheit, die Last des Schnees, die mechanische Wirkung des Regens, des Hagels, der entfesselten Stürme, des Gewitters; die Zerstörung durch Insekten und Parasiten — das sind die wirklichen Urheber seines Untergangs. Außerdem vergrößern die jedes Jahr neu hinzukommenden Triebe die Last des Stammes, verschlimmern den Druck der einzelnen Teile und erschweren das Aufsteigen des Saftes. Ohne diese Hindernisse, die dem Wesen des Gewächses sozusagen fremd sind, könnte dieses ohne Ende fortfahren zu blühen, Früchte zu tragen und in jedem neuen Lenze Sprößlinge zu treiben.

Aus diesem Beispiel wie aus den vorhergehenden gilt es vor allen Dingen die Natur der Wesen zu erkennen, die wir den

Jahrhunderten trotzen und sie überdauern sehen. — Ist es das Individuum, ist es die Gattung? Ist es ein eigentliches Lebewesen mit individueller Einheit, oder sind es Generationen, die sich in der Zeit folgen und im Raume ausdehnen? Mit einem Wort, haben wir es mit einem wirklichen Baum oder mit einem Stammbaum zu tun? Die Ungewißheit ist die gleiche, wenn es sich um Tiere handelt. Ist das dauernde Lebewesen eine Kolonie oder ein Individuum? Es ist unmöglich weiter zu gehen, ohne diese Schwierigkeit im voraus gelöst zu haben.

III.

Der erste Gegenstand der Beobachtung ist die Zelle und mit ihr das Leben der Zelle und deren Tod.

Wir erfahren durch die anatomische Analyse, daß die belebten Wesen und die Pflanzen in immer weniger zusammengesetzte Teile aufgelöst werden können, deren letzte Einheit, das anatomische Element, die Zelle, ein mikroskopischer Körper mit eigenem Leben ist. Alle Lebewesen, ob ganze oder geteilte, zusammengesetzte oder einfache, Zellenstaaten oder Einzeller, haben eine identische Art des Daseins. Sie besitzen eine Gesamtheit gleicher Eigenschaften, um deren willen ihnen die gemeinsame Bezeichnung lebender Wesen zukommt. Das Leben ist in der Hauptsache die den Tieren und Pflanzen im Ganzen und in ihren Teilen gemeinsame Art des Seins. Diese allgemeinen notwendigen und dauernden Züge vereinzelt aufzufangen und sie zu einem Ganzen zusammenzufassen, das ist die einzige wissenschaftliche Methode, das Zellenleben zu definiren und damit die Grundlagen des animalischen und vegetabilen Lebens zu kennzeichnen.

Die charakteristischen Züge des elementaren Lebens sind durch die Wissenschaft genügend festgestellt worden. In erster Reihe steht die morphologische Einheit. Alle lebenden Zellen haben eine gleiche morphologische Struktur, d. h. das Leben besteht und erhält sich in seiner Fülle nur in solchen Körpern, die die anatomische Struktur der Zelle mit ihrem typischen Zellkern und Cytoplasma haben. In zweiter Stelle ist es die chemische Einheit. Das Material der Zelle weicht nach seiner chemischen Seite nicht wesentlich von dem Typus der Eiweißgruppe mit heroinischem Kern ab, während es nach seiner physikalischen Beschaffenheit als eine

Emulsion nicht mischbarer körniger Flüssigkeiten von verschiedener Viskosität (Zähflüssigkeit) erscheint. Drittens ist es der Besitz einer spezifischen Gestalt, die die Zelle erwirbt, erhält und wiederherstellt. — Seine vierte Eigenschaft ist vielleicht die wichtigste. Sie besteht in der Fähigkeit zu wachsen, sich zu ernähren und zu ihrer Umgebung in Austauschbeziehungen zu treten, bei denen der Sauerstoff eine Hauptrolle spielt. An letzter Stelle kommt eine Fähigkeit, die gewissermaßen die Folge der vorhergehenden ist: die der Reproduktion. Die lebenden Zellen können in der Tat nicht fortbestehen, ohne zu wachsen, und da sie über das Maß hinaus, das ihnen durch ihre morphologische Struktur vorgesetzt ist, sich nicht vergrößern können, so kommt unbedingt ein Moment, wo die Zelle, sei es durch ein direktes oder indirektes Verfahren, sich teilt. Und so gibt es bald statt eines anatomischen Elements deren zwei.

Diese fünf vitalen Eigenschaften der Elemente sind am deutlichsten bei den einsam lebenden Zellen, den mikroskopischen Molekülen, die aus einer einzigen Zelle bestehen, den Protozöen zu beobachten. Aber man findet sie auch beim Zellenstaat, d. h. bei zusammengesetzten vielzelligen Tieren und Pflanzen, die man deswegen Metazoen nennt. Die anatomischen Elemente führen, ob einzeln oder gemeinsam lebend, ein gleiches Dasein: sie nähren sich, wachsen, atmen, verdauen auf gleiche Weise. Wohl bringen die Gruppierung der Zellen, ihre nachbarlichen Beziehungen und Zusammenhänge einige Veränderungen im Ausdruck der gemeinsamen Gewohnheiten mit sich; aber diese kleinen Verschiedenheiten können die grundlegende Gemeinsamkeit der Lebensvorgänge nicht aufheben.

Als Nachfolger von Claude Bernard hält die Mehrzahl der Physiologen die Anschauung des berühmten Forschers von der Einheit der Lebensprozesse für überzeugend und feststehend. Doch gibt es vereinzelte Gegner derselben. Zu diesen gehört Herr Le Dantec. In seiner „neuen Theorie des Lebens" hebt er die Verschiedenheiten, die zwischen dem Elementarleben der Protozoen und dem Staatenleben der Metazoen bestehen, mehrfach hervor und sieht nur dessen Gegensätze und Abweichungen.

Wenn nun im Vorhergehenden das Elementarleben dargestellt ist, worin besteht denn der Elementartod, d. h. der Tod der Zelle?

Legen wir uns bei dieser Gelegenheit dieselben Fragen vor, die man sich bei der Untersuchung der höher organisierten Tiere, ja des Menschen vorlegen muß. Hat der Tod der Zelle den Charakter der Notwendigkeit, des Verhängnisses? Gibt es Zellen, Protozoen, welche unsterblich sind? Wie stirbt die Zelle? Geht ihrem Tod ein Altern und Absterben voraus? Welches sind dessen Vorboten und beglaubigte Anzeichen?

IV

Im Prinzip entgehen die aus einer einzigen Zelle bestehenden Wesen, Protozoen, Protophyten, Algen, einzelligen Pilze und die Infusorien dem Verhängnis des Todes. Sie haben allerdings, wie Weißmann bemerkt, nicht die ideale Unsterblichkeit mythologischer, unverwundbarer Götter. Sie sind im Gegenteil unendlich vulnerabel, zerstörbar und kommen leicht um; es sterben ihrer in jedem Augenblicke Myriaden. Aber ihr Tod ist keine Notwendigkeit. Sie erliegen Unfällen, nicht dem Alter.

Stellen wir uns nun eines dieser Lebewesen in einem der Übung seiner Tätigkeiten gedeihlichen Milieu vor, das ausgebreitet genug wäre, um durch die daraus entnommenen und ihm zurückgegebenen Stoffe nicht verbraucht zu werden. Beispielsweise ein Infusorium im Ozean. In dieser unveränderlichen Umgebung lebt, wächst und nimmt es immerwährend zu. Wenn es die Größe, die ihm durch seine Struktur vorgezeichnet ist, erreicht hat, teilt es sich in zwei absolut gleiche Hälften, die sich durch nichts von einander unterscheiden. Eine dieser Hälften wandert in die Nachbarschaft aus, und derselbe Vorgang beginnt von neuem. Es gibt keinen Grund dafür, daß er sich nicht ins Unendliche wiederhole, da nichts im Tiere noch in dessen Lebensbedingungen sich verändert hat.

Man darf nicht darnach fragen, warum die Zelle nicht immerwährend wachsen kann, ohne sich zu vervielfältigen. Es ist die Lebensordnung, die dem Zellprotoplasma eigen ist. Man kann nichts andres davon aussagen. Es ist eine unwiderrufliche Tatsache, eine Wesenseigenschaft, das Fundament der Zeugungsfähigkeit.

Fassen wir noch einmal zusammen: die Vorgänge in der Zelle des Protozoen gestatten keinen Aufenthalt. Die Umgebung

gewährt dem Organismus die Zufuhr und Ausscheidung seiner Nahrungsstoffe in solcher Vollkommenheit, daß das Lebewesen immer in bester Verfassung ist und daß außerhalb seines Wachstums und seiner späteren Teilung sich nichts in ihm verändern kann.

So sind im Prinzip alle Protozoen, die sich durch einfache Teilung erneuern, unsterblich. Bedenkt man, daß diese ursprünglichen und dauernden Wesen die ersten lebenden Arten sind, die sich auf der Erdoberfläche zeigten, und daß sie ohne Zweifel lange vor den anderen vielzelligen, dem Tode unterworfenen Organismen dagewesen sind, so ist die Schlußfolgerung augenfällig: das Leben hat lange ohne den Tod bestanden, der Tod ist eine Anpassungserscheinung, die im Laufe der Jahrhunderte infolge der Evolution der Arten entstanden ist.

Man mag sich fragen, in welchem Moment der Erdgeschichte, in welcher Entwicklungsperiode der Fauna diese Neuheit, der Tod in Erscheinung getreten ist. Die berühmten Experimente von Maupas über das Absterben der Infusorien scheinen eine präzise Antwort zu gestatten. Auf diese gestützt kann man aussagen, daß der Tod infolge und zugleich mit der sexuellen Zeugung entstanden sein muß. Er ist durch diese Art der Fortpflanzung möglich geworden; nicht in seinem vollen Umfange, aber in seinen unscheinbarsten Anfängen in der Gestalt ungleicher Teilung und der Begattung. Und das ist geschehen, als die Infusorien die Gewässer zu bevölkern anfingen.

Die Infusorien sind allerdings fähig, sich durch einfache Teilung fortzupflanzen; doch muß man zugestehen, daß neben diesem Mittel, dem einzigen, das uns hier interessiert, weil es das einzige ist, welches Unsterblichkeit statuiert, sie noch ein anderes besitzen: die caryogamische Paarung. Das ist in seinen Einzelheiten ein ziemlich kompliziertes Verfahren, welches kurz gefaßt in der zeitweisen Vereinigung zweier vollständig gleichen Individuen besteht, die sich nicht in männliche und weibliche scheiden lassen. Diese amalgamieren sich aufs innigste mit einer ihrer Außenflächen und tauschen unter einander einen halben Kern aus, der in das andere Individuum übergeht, worauf sie sich trennen. Aber man kann die Infusorien daran verhindern, sich so zu begatten, indem man sie gleich nach der Geburt isoliert. Dann sind sie nach

einiger Zeit des Wachtums gezwungen sich auf die früher beschriebene Art zu teilen.

Maupas hat uns gezeigt, daß die Infusorien auf die Dauer nicht mit diesem Prinzip beständiger Teilung auskommen können. Nach einer gewissen Anzahl von Teilungen zeigen sie Anzeichen von Entartung und deutlicher Altersschwäche. Die Größe nimmt ab, die Zellkerne schrumpfen ein, alle Tätigkeiten werden eingestellt und das Infusorium kommt um. Es geht an einer Art von Altersschrumpfung zugrunde, wenn man ihm nicht die Gelegenheit gibt sich mit einem andern gleichartigen Infusorium zu paaren. Aus diesem Akt schöpft es neue Kräfte, wächst, erreicht seine frühere Größe und erneuert seine Organe. Die Paarung gibt ihm das Leben, die Jugend und die Unsterblichkeit wieder.

Neuere Beobachtungen, die wir dem amerikanischen Naturforscher G. N. Calkins verdanken und die von G. Loisel bestätigt wurden, haben gezeigt, daß dieses Verjüngungsmittel nicht das einzige und nicht einmal das wirksamste ist. Der Begattung wohnt keine geheimnisvolle spezifische Kraft inne. Es ist nicht nötig das Infusorium zu paaren, um es zu verjüngen; es genügt seine Lebensbedingungen zu verbessern. Indem er beim geschwänzten Zungentierchen die Paarung durch Rinderbouillon und Phosphate ersetzte, konnte Calkins 665 Generationen beobachten, die einander ohne Fehl, Erschlaffung oder Altersanzeichen folgten. Reichliche Ernährung und einfache Arzneimittel haben hier die Altersschwäche und ihr Gefolge von atrophischer Entartung besiegt.

Was nun die Ursachen der Alterserscheinungen betrifft, denen man mit so viel Erfolg entgegengetreten ist, so sind sie nicht genügend bekannt. Calkins glaubt sie im allmählichen Verlust irgend einer essenziellen Lebenssubstanz zu finden, deren wichtigste Bestandteile durch die Paarung oder die intensive Ernährung wieder hergestellt würden. G. Loisel meint dagegen, daß es sich um eine Ansammlung von Giftstoffen handelt, einer durch die Ernährung hervorgebrachten Art von Selbstvergiftung.

Die Infusorien sind eben nicht mehr Lebewesen, bei denen sich der Stoffwechsel mit genügender Vollkommenheit vollzieht, um die als Folge des Wachstums stattfindende Zellteilung mit ausreichender Pünktlichkeit zu besorgen und um bei passender Umgebung das Leben ins Unendliche, ohne Veränderung noch Still-

stand, in vollkommenem Gleichgewicht zu erhalten. Um so weniger findet man einen vollkommenen Stoffwechsel bei den Tieren höherer Organisation. Mit einem Worte: es gibt außer der erstgenannten untergeordneten Gruppe von Lebewesen keine, die sich unter solchen Existenzbedingungen befindet, wie sie Le Dantec als Nr. 1 des sich der Forschung darbietenden Lebens bezeichnet. Statt sich immer in den gleichen Lebensverhältnissen identisch zu erhalten, verändert sich die organisierte Materie im Laufe ihres Daseins. Sie wird der Zeit zinspflichtig, sie beschreibt eine abwärts gehende Kurve, sie hat eine Entwicklung, ein Altern und einen Tod. Die Hauptbedingung für ewige Jugend und Unsterblichkeit fehlt allen Metazoen. Bei ihnen allen häufen sich vitale Fehler infolge des ungenügenden und unvollkommenen Stoffwechsels; das Leben verarmt und der Organismus entartet allmählich durch Schrumpfung oder chemische Veränderungen, die das Altern bedeuten und im Tode enden.

Doch muß man, als eine im Allgemeinen erkannte und speziell durch die Experimente der Herren Loeb, Calkins und Loisel bestätigte Lehre hinzufügen, daß eine kleine Veränderung der Umgebung zu rechter Zeit imstande ist das Gleichgewicht herzustellen und dem Infusorium die Jugend wiederzugeben. Das Altern hat hier also nicht einen ihm innewohnenden endgültigen Charakter: es wird durch eine bloße Veränderung in den Ernährungsmöglichkeiten besiegt. Wenn es erlaubt ist daraus allgemeine Schlüsse zu ziehen, so kann man wohl sagen, daß das Altern, die absteigende Lebenslinie, die sich bis zum Tode abwärts bewegende Entwicklung für die einzelnen Zellen keine tief in dem Organismus begründete Notwendigkeit oder eine unabänderliche Folge des Lebens selber sind. Sie bewahren einen zufälligen Charakter. Das Altern und der Tod haben keine innere natürliche und unabänderliche Ursache, wie es früher Johannes Müller und neuerdings Cohnheim in Deutschland und Sedgwick, Minot in England behauptet haben.

Dagegen muß man bei den Protophyten und Protozoen, die weniger differenziert, auf einer weit niederen Stufe stehen als die Infusorien, die Möglichkeit einer vollkommenen und dauernden Anpassung, die sie dem Untergang durch Altern entzieht, anerkennen. Doch bleibt dieses Privileg natürlich von der vollkom-

menen Beständigkeit einer passenden Umgebung abhängig. Wenn diese sich ändert, wird das Gleichgewicht verschoben; die kleinen unmerklichen Ernährungsstörungen häufen sich, die Lebenstätigkeit erschlafft und das Lebewesen wird dem Tode allein durch die Mangelhaftigkeit der äußeren Lebensbedingungen entgegengetrieben.

V

Alle bisher vorgebrachten Beobachtungen und Tatsachen beziehen sich auf die isolierten Zellen, auf die Einzeller. Aber das große Interesse, das sie bieten und ihre Schlußfolgerung besteht darin, daß diese Tatsachen auch auf alle Zellstaaten ausgedehnt werden können, das heißt auf alle Tiere und lebenden Wesen, die wir kennen. Die anatomischen Elemente, wenigstens die undifferenzierten, haben im komplizierten Bau des Organismus ein bedingtes Recht auf Unsterblichkeit. Hauptsächlich das Ei und die Generationszellen; vielleicht auch die weißen Blutkörperchen, die Leukocyten. Es würde aber für jedes dieser anatomischen Elemente noch die fortwährend gleichbleibende Umgebung, die dessen Lebensbedingung ist, dazu gehören. Tatsächlich findet das aber nicht statt. Die Lage der anderen Zellen dagegen entspricht der der Infusorien, die keine Möglichkeit der Paarung besitzen. Das Milieu, in dem sie leben, verarmt oder wird durch die Unfälle, die den Zellen ihrer Umgebung begegnen, vergiftet. Jede ist also einer allmählich fortschreitenden Entartung und schließlichen Zerstörung unterworfen, die im Prinzip vielleicht zufällig, in Wirklichkeit ihre Lebensordnung bedeutet.

Man wird bemerken, daß dieser zufällige Tod der anatomischen Elemente und der Protozoen kein augenblicklicher ist: er hat eine Vorbereitung, Entwicklung und eine Geschichte. Diese Übergangszeit zwischen dem vollkommenen Leben und dem endgültigen Tode kann lang oder kurz sein. Wenn sie lang ist, d. h. wenn der Tod langsam infolge der Anhäufung geringer, unmerkmerklicher Schädlichkeiten eintritt, so bedeutet dieser sich hinziehende Zustand — Entartung, Altern, Absterben. Er erweist sich im allgemeinen durch Schrumpfung, die den Umfang und die Größe der Zelle reduziert, und durch die chemischen Veränderungen: fettige Entartung, Verkalkung, brandige Zerstörung ihrer Substanz.

Wenn im Gegenteil der Tod die Folge eines brutalen Aktes ist, wird die Zwischenzeit verkürzt. Man kann diese vorzeitig eintretende tödliche Phase nicht mit der Altersentartung auf eine Stufe stellen; sie wird Necrobiose genannt. Ihre Ursachen sind der lebenden Materie fremd, sie sind auswärtiger Herkunft. Es ist der Mangel an Ernährungsmöglichkeiten, an Wasser, an Sauerstoff. Es sind die in der Umgebung vorhandenen wirklichen Gifte, die die organisierte Materie zerstören. Es ist schließlich die gewaltsame Dazwischenkunft physikalischer Kräfte.

Die verschiedenen anatomischen Elemente des Organismus sind gegen die Schädlichkeiten, die das Altern, die Necrobiose und den Tod verursachen, mehr oder weniger empfindlich. Es gibt vergänglichere, die der Zerstörung mehr ausgesetzt sind. Es gibt deren widerstandsfähigere und schließlich wirklich unsterbliche. Wir haben schon gesagt, daß das Ei und die Keimzelle zu letzteren gehören. Daraus folgt, daß das Metazoon, der Mensch, z. B. nicht vollständig stirbt. Man kann behaupten, daß seine Vorfahren nicht ganz verschwunden seien, da sie das befruchtete Ei hinterließen, aus dem das Lebewesen, das wir im Auge haben, hervorgegangen; und wenn dieses sich vollständig entwickelt hat, legt es einen Teil dieses Eies zurück, um eine neue Generation zu zeugen. Der Tod der Zelle ist also nicht vollständig. Das Metazoon teilt sich von seiner Entstehung an in zwei Teile: einerseits die Zellen, die bestimmt sind den Körper zu bilden, die somatischen Zellen; diese sterben, anderseits die Fortpflanzungs- Keim- oder Sexualzellen, die unendlich zu leben befähigt sind. In diesem Sinne kann man mit Weißmann sagen, daß das Tier, der Mensch aus zwei Teilen besteht; der eine sterblich: das Soma, der Körper, der andere unsterblich: die Keimzelle. Diese besitzen wie die Protozoen, von denen wir sprachen, eine bedingte Unsterblichkeit. Sie sind nicht unzerstörbar, sondern im Gegenteil sehr zart und vergänglich. Tausende von Eiern kommen in jedem Augenblick um. Sie können durch Unfall sterben, nie durch Alter.

Man wird jetzt verstehen, daß die Unsterblichkeit der Protozoen darauf beruht, daß diese einzelligen Lebewesen in sich die Eigenschaften der somatischen Zelle und der Keimzelle vereinigen und an dem Privilegium dieser letzteren teilnehmen.

*

VI.

Aus der Zellenlehre entsteht also eine Auffassung der lebenden Wesen, die merkwürdig einleuchtend ist. Die Metazoen und Metaphyten, das heißt die Zellstaaten, die sich dem bloßen Auge darbieten und kein Mikroskop erforderlich machen, um sich zu offenbaren, sind eine Vereinigung anatomischer Elemente und die Nachkommenschaft einer Zelle. Das Tier ist keine untrennbare Einheit, sondern eine Vielheit nach dem Ausspruch Goethes, der 1809 der Lehre Bichat's nachsann. Es ist nach dem nicht weniger wahren Wortr Hegels ein Staat; es entsteht aus einem gemeinsamen Zellahnen, wie das Volk Jsreal aus dem Schoße Abrahams.

Man kann sich das zusammengesetzte lebende Wesen, Tier oder Pflanze, mit seiner es von allen andern unterscheidenden Gestalt als eine bevölkerte Stadt vorstellen, die durch tausende von Einzelheiten von der Nachbarstadt unterschieden ist. Die anatomischen Elemente des Organismus sind dessen Bürger. Alle seine Bewohner haben tatsächlich das gleiche Zellenleben; sie ernähren sich, atmen in gleicher Weise. Aber außerdem hat jedes sein eigenes Gewerbe, seine Tätigkeit, Gaben und Fähigkeiten, durch die es am sozialen Leben teilnimmt, zugleich aber von diesem abhängig ist.

Dieser Art ist das zusammengesetzte Tier. Es ist wie eine Stadt organisiert. Das Hauptgesetz einer Stadt ist aber, daß das materielle Leben seiner Bewohner gewährleistet sei. Daß die Lebensbedürfnisse, die allen Zellenbürgern gemeinsam sind, befriedigt werden. Die Nahrungsmittel, das Wasser, die Luft, die Wärme müssen jeder noch so entlegenen seßhaften Zelle in ausreichendem Maße zugeführt werden, und die Rückstände desgleichen den Abzugskanälen, die den Zellenstaat von der Unannehmlichkeit und den Gefahren dieser Abfälle befreien. Dazu dienen die verschiedenen Lebensvorrichtungen. Wozu ein Verdauungsapparat? Um dem Blute die Lymphe zuzubereiten und zuzuführen, und schließlich für jede Zelle die flüssigen Elemente, die ihre Umgebung ausmachen und die ihrem Leben unentbehrlich sind, herbeizuschaffen. Wozu ein Atmungsapparat? Um das den Zellen notwendige Lebensgas ein- und das Ausscheidungsprodukt, den Stickstoff, auszuführen. Wozu das Herz und die Blutumlaufskanäle? Wenn es nicht dazu diente, allen unbeweglichen Zellen in erforderlichem

Maßstabe die notwendigen Bestandteile ihres Milieus genügend gereinigt und erneut zuzuführen und an sie zu verteilen. Der Organismus wird also von den Bedürfnissen des Zellenlebens beherrscht. Sein kunstvoller Bau und die Anpassung des Blutumlaufes, der Atmung, der Verdauung und der Ausscheidung dienen diesem Zweck. Darin besteht „das Gesetz von der Lebensordnung der Organismen" von Claude Bernard.

Aus dem Vorhergehenden begreift man, was das Leben sei und versteht zugleich, was der Tod eines zusammengesetzten lebenden Wesens ist. Die Stadt geht zugrunde, wenn die mehr oder weniger komplizierten Mechanismen, die ihre Nahrungszufuhr und ihre Kanalisation regulieren, an irgend einem Punkte ernstlich verletzt werden. Die verschiedenen Zellengruppen können den Untergang wohl kürzere oder längere Zeit überleben, aber der Möglichkeit beraubt sich Nahrung zu schaffen und von den schädlichen Stoffen zu befreien, werden sie endlich in den allgemeinen Zerfall hineingezogen. Steht das Herz still, entsteht die allgemeine Hungersnot. Ist die Lunge ernstlich beschädigt, so ist's der Erstickungstod für alle Bewohner. Hört aber das Hauptausscheidungsinstrument, die Niere zu funktionieren auf, so tritt allgemeine Vergiftung durch die im Blut zurückgehaltenen Rückstände und Gifte ein.

Zwischen den verschiedenen Teilen des Organismus besteht eine gewisse Solidarität der Säfte. Es gibt auch noch eine andere: die der Nerven; aber lassen wir die beiseite. Die Säfte vermischen sich. Alle gashaltigen Flüssigkeiten, welche die Zellen einhüllen und ihr Milieu bilden, stehen unter einander und somit auch mit dem Blut und der Lymphe in mehr oder weniger direkter Verbindung. Die Schädigung einer Zellengruppe und ihrer Umgebung hat eine Störung in der Nachbarschaft und dementsprechend in den nächsten Zellgeweben zur Folge. Die Erkrankung einer Zelle kann sich so zur anderen von Gruppe zu Gruppe ausbreiten.

Wir haben erkannt, wie unentbehrlich die Integrität der großen Organe, des Herzens, der Lunge, der Niere zum Bestehen des Lebens ist. Wir begreifen, daß ihre Verletzung durch eine Reihe progressiver Einwirkungen den allgemeinen Tod herbeiführt. Man stirbt immer, so behaupteten die Ärzte der Alten, infolge des Bankrotts eines der drei großen Organe: des Herzens, der Lunge

oder des Gehirns. In ihrer ursprünglichen Ausdrucksweise sagten sie, daß das Leben auf ihnen wie auf drei Stützen ruhe.

Doch sind nicht allein diese drei Organe die Stützpfeiler des Organismus. Die Niere, die Leber haben keine geringere Bedeutung. In verschiedenen Graden übt ein jedes seine Wirkung auf jedes der anderen aus. Das Leben beruht in Wirklichkeit auf der unendlichen Mannigfaltigkeit der lebenden Zellen, die zu einem Ganzen vereinigt sind; auf den 30 Trillionen anatomischer Elemente, die eigenes Leben haben.

Es gibt keinen einmaligen Tod, sondern eine Aufeinanderfolge von partiellem Absterben der verschiedenen Elemente des Organismus. Man kann auf den Tod anwenden, was Paracelsus und später Bourdeau vom Leben ausgesagt haben, wenn sie einerseits das Leben des Zellenstaates, des Individuums, vita communis, und anderseits das Leben jedes Einzelteilchens, vita propria, unterscheiden. Ebenso müssen wir den Gesamttod, der die Auflösung des Individuums, des Zellenstaates bedeutet, von dem elementaren Tod, der die einzelnen Zellen zerstört, unterscheiden.

Unter den Veränderungen, die die Auflösung des Organismus vorbereiten, fallen die am meisten ins Auge, welche die höheren Funktionen treffen: die Empfindung, die willkürliche Bewegung, die Urteilskraft. Wenn diese verschwunden sind, scheint es uns mit dem Leben aus zu sein. Wir sagen von einem Menschen, dessen Gehirntätigkeit gestört ist, daß er nicht mehr lebe, daß er vegetiere. Diese Art vegetativer Existenz kann sich nicht unabsehbar hinziehen. Durch eine Reihe von Angriffen, die dem solidarischen Zusammenhang der Einzelteile zuzuschreiben sind, wirkt die Verletzung des Gehirns auf die anderen Organe weiter und hebt allendlich das Leben in jedem seiner anatomischen Elemente auf. Dann erst ist der Allgemeintod erfolgt.

Was den Elementartod betrifft, so kann er unmittelbar sein, d. h. er kann die Folge eines ins Blut gelangenden Protoplasmagiftes sein. Er kann aber auch mittelbar erfolgen: aus der brutalen Zerstörung irgend eines Hauptorgans, der Lunge, des Herzens entstehen und sich den Zellen mitteilen. Das Milieu der Zelle wird gestört, ihre chemischen Vorgänge gefälscht, die Necrobiose zeigt sich in irgend einer ihrer gewohnten Formen: die Zelle stirbt.

Doch kann auch der elementare Tod die Folge einer langsamen Verschlechterung des Zellmilieus sein. Er nimmt dann die Bezeichnung des Alterns an. Die kürzlich von Loeb und Calkins gemachten Experimente und alle entsprechenden Beobachtungen zielen dahin, diesen Alterserscheinungen einen akzidentellen und abwendbaren Charakter zuzuschreiben. Aber das Gegenmittel ist noch nicht gefunden worden und das Tier erliegt endlich den langsamen Veränderungen seiner anatomischen Elemente. Dann sagt man, es sei an Alter gestorben.

Herr Metschnikoff hat eine Theorie des Mechanismus dieses allgemeinen Alters aufgestellt: die Elemente des Bindegewebes, Phagocyten, Makrophagen, die sich überall in der Umgebung der höheren spezialisierten Zellen befinden, zerstören und verschlingen diese letzteren, wenn ihre Lebenskraft nachgibt. Sie treten an ihre Stelle. Es wären z. B. die Phagocyten, die die Nervenzellen des Gehirns angreifen und die vornehmeren, der Verteidigung unfähigen Elemente zerstören. Der Ersatz der Nervenfasern durch Bindegewebe, welches die ersteren zu ersticken scheint, ist ein tatsächlicher Vorgang. Die Altersscleroſe besteht darin. Aber die aktive Rolle, die Metschnikoff den Phagocyten im Prozeß der Entartung zuschreibt, ist nicht sicher festgestellt. Ein Beobachter, dessen Spezialität das mikroskopische Studium des Nervensystems ist, Marinesco, erkennt diese Erklärung des Alterns der Gehirnzellen nicht an. Seiner Beobachtung nach treten die Erscheinungen, die die Entartung des Gehirns charakterisieren: die Schrumpfung der Zelle, die Abnahme der gefärbten Körperchen, die Chromatolyse, die Bildung pigmenthaltiger abgestorbener Substanzen — ohne Zutun der Bindegewebezellen der Phagocyten ein.

Das Altern wie der Tod ist weder ein allgemeiner noch ein plötzlicher Vorgang. Trotz des gegenteiligen Anscheins stirbt man nicht mit einem Male. Der Tod ist ein Prozeß. Er beginnt gewöhnlich an irgend einer Stelle und breitet sich schneller oder langsamer aus. In einem sterbenden Organismus gibt es neben einander tote und lebende Zellen. Ebenso gibt es in einem alternden Organismus absterbende Elemente. Solange ihre Entartung nicht zu weit vorgeschritten ist, können sie verjüngt werden. Es genügt ihnen ein angemessenes Milieu zu schaffen. Die Hauptsache ist sie gut zu erkennen und die für jeden Teil, den man

verjüngen und erneuern will, die oft sehr mühsam und schwierig herzustellenden Lebensbedingungen zu schaffen, die er braucht. Es ist, wie gesagt, in manchen Fällen gelungen. Beispielsweise mit dem Herzen. Dank der Kenntnis dieser Bedingungen hat ein russischer Arzt, Kuliabko, ein Experiment gemacht, das man vor wenigen Jahren noch als Wunder angestaunt hatte: Er hat das Herz eines vor 10 Stunden verstorbenen jungen Mannes mit derselben Gleichmäßigkeit wie zu Lebzeiten schlagen und arbeiten lassen. —

Altes und Neues.

Oft klebt die Welt zu sehr am Alten,
Erhoffend drin ihr bestes Teil,
Sind nur antik genug die Falten,
So birgt der Mantel einz'ges Heil.

Doch sollst auch nicht das Alte schmälern,
Keim liegt in ihm zu edler Tat,
Enthalte dich nur von den Fehlern,
Denn Unkraut schlüpft in jede Saat.

Nur willst du mich ans Alte binden,
Umgarnend mich mit festem Netz,
So will ich dir den Spruch verkünden,
Jedwede Zeit hat ihr Gesetz.

So wohne freudig nur im Alten,
Daraus entwickelnd neue Form.
Ewig gestalten — umgestalten —
Das ist der höchsten Weisheit Norm.

So wollen wir uns billig freuen,
Vermeidend allzuhast'gen Sprung.
Das Alte lebe fort im Neuen,
So bleibt dein Wirken ewig jung.

Wir wollen mutig vorwärts wandeln
Schrittweis', ohne heft'gen Drang,
So ahnen wir im tät'gen Handeln
Fortdauernden Zusammenhang.

So kommen Nah und Fern zusammen,
Es eint sich alt' und neue Müh'
Und Gottes heil'ge Liebesflammen
Gestalten ew'ge Harmonie.

X.

Einiges aus den Anfängen des Lettischen Theaters.*

Erinnerungen

von

Adolf Allunân.

(Fortsetzung.)

Übersetzung seitens des Verf. vorbehalten.

Bekanntlich bedarf ein jedes Kunstinstitut, soll es blühen und Früchte tragen, der Unterstützung seitens der Presse. Befindet sich eine solche Anstalt aber noch in den ersten Stadien ihres Werdens, wie das lettische Theater in der Saison 1870/71, so ist es erst recht die Pflicht der Blätter, ein größeres Publikum mit der Arbeit und dem Streben des jungen Unternehmens bekannt zu machen, um so das Interesse des letzteren in weiteren, breiteren Schichten der Gesellschaft anzuregen und wach zu halten. In dieser Beziehung wurden wir jungen Anfänger ziemlich stiefmütterlich behandelt. Gab es doch damals nur zwei lettische Wochenblätter in Riga, den „Mahjas weefis" und den „Baltijas wehstnefis", während von der in Mitau erscheinenden hochkonservativen „Latweeschu awises" doch schon von vorn herein auf keine Unterstützung des Theaters zu rechnen war. Aber auch von den in Riga herausgegebenen Blättern nahm sich nur der „Baltijas wehstnefis" der jungen Bühne warm an, während die vom „Mahjas weefis" anfangs zur Schau getragene Zuneigung für uns nur zu bald in das direkte Gegenteil umschlug.

Der Redakteur des „Mahjas weefis" Ans Leitan hatte mit seinem späteren großen deutschen Kollegen von der Feder, Peter Rosegger, nur das eine gemeinsam, daß beide in ihrer Jugend dem edlen Schneiderhandwerk angehört hatten. Leitan

war ein kleines, buckliges Männchen, das ganz im Geschmack seiner Zeit für die unteren Schichten des Volkes zu schreiben verstand. Davon legen u. a. auch eine große Menge seiner im Verlage von E. Plates in Riga erschienenen Erzählungen, zumeist Übersetzungen aus dem Deutschen, beredtes Zeugnis ab. Es gab ja auch Jahre, während deren der kleine Redakteur eine der populärsten Figuren der Stadt war. Mit großer Vorliebe pflegte Leitan des Vormittags stolz den Dünamarkt abzuschreiten, wo er dann den Damen an den Fischkörben und den Verkäuferinnen von Speck, Butter usw. seine Frühvisite abzustatten liebte, mit diesen Vertreterinnen des zarten Geschlechts, je nach den Umständen, eine längere oder kürzere Konversation anknüpfend. Und man sah es den freudestrahlenden Physiognomien der Damen an, mit welch ungekünstelter Sehnsucht sie ihren Gast erwartet hatten. Hier fand denn Leitan auch die Stätte, an der er sich den unverfälschten rigaschen lettischen Jargon zu eigen machen und den Ton kennen lernen konnte, den er anschlagen mußte, um sich des Beifalls seiner Leser zu vergewissern. Die Neuigkeiten, die er dann auf seinen Wanderungen über den Dünamarkt hinunter bis zum „großen Kristoph" in Erfahrung gebracht, pflegte Leitan in nicht ungeschickter Weise in den Sonnabends erscheinenden Nummern des „Mahjas weesis" in Form von Zwiegesprächen zu verwenden. Diese letzteren aber verschafften seinem Blatt innerhalb gewisser Kreise viele Freunde.

Natürlich wäre es ungerecht, von einem Manne, wie es Leitan einer war, Interesse und Verständnis für das neue lettische Theater zu verlangen. So schadete denn auch alles, was der „kleine Redakteur" über die Vorstellungen schrieb, dem Theater weit mehr, als es ihm nützte, obgleich Leitan dem jungen Unternehmen ganz ohne Frage nur das Beste wünschte. Schließlich mag der alte Herr wohl selbst eingesehen haben, daß mit dem guten Willen allein mitunter wenig zu erreichen ist, denn er übertrug seinen beiden Mitarbeitern A. Enggieser und K. Bertram fortan, über das Theater zu referieren, schlug aber durch diese Änderung erst recht dem Faß den Boden aus. Es stellte sich nämlich nur zu bald heraus, der weder einer noch der andere dieser Herren ihrer Aufgabe gewachsen waren, und als Leitan zu altern begann und die Redaktion des Blattes immer

mehr und mehr in die Hände der beiden Genannten geriet, wäre der gute „Mahjas wehsis" sicher zu Grabe getragen worden, hätte Ernst Plates nicht noch in zwölfter Stunde in H. Laube den Mann gefunden, der das Blatt wieder verhältnismäßig rasch heraufbrachte.

Unter solchen Umständen blieb der lettischen Bühne nur noch der „Baltijas wehstnesis" übrig und der hat denn auch das eben erst seine schüchternen Schritte ins Leben unternehmende Institut mit bestem Erfolg gefördert. Fr. Weinberg hatte sich erst soeben als junger Kandidat der Rechte in Riga niedergelassen und arbeitete viel für das junge lettische Blatt, — ganz besonders aber interessierte er sich für unser Theater. Nicht nur, daß die von Weinberg geschriebenen Kritiken im allgemeinen dem Theater sehr wohlwollend gehalten waren, nein, sie übten auch ganz entschieden ihren belehrenden Einfluß auf die jungen Menschendarsteller aus, so fachmännisch waren sie verfaßt. Indessen blieb wohl die Hauptsache die, daß diese Besprechungen von großer erzieherischer Bedeutung für das Publikum waren, das durch sie dem Theater genähert wurde. Mußte doch das Interesse für die junge Anstalt in weitesten Kreisen wach erhalten und genährt werden. Auch in mannigfacher andrer Beziehung war Fr. Weinbergs damalige rege Tätigkeit im lettischen Verein von überaus segensreicher Wirkung für den letzteren.

Wie unendlich viel Wahrheit liegt doch in dem Ausspruch der Alten: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis!" Weinberg war während der ersten Jahre des Bestehens des lettischen Vereins rasch die einflußreichste Person nicht nur der letzteren, sondern auch innerhalb der gebildeten lettischen Gesellschaftskreise Rigas geworden, jedes seiner Worte galt für ein Orakel und blindlings befolgte man dieses Mannes Ratschläge, die sich ein Jeder einholte, bevor er einen entscheidenden, wichtigen Schritt zu unternehmen gedachte. Noch bedeutend mehr wuchs Weinbergs Ansehen in späteren Jahren. Ich gehörte damals zeitweilig zum Redaktionsstabe des ersten lettischen Tageblattes „Rigas Lapa" Weinberg schrieb für diese Zeitung die Leitartikel und redigierte die Rubrik „Ausland" Häufig arbeitete er aber, der damals in der Elisabethstraße am Ende der Esplanade wohnte, zu Hause. Wie oft sah ich dann früh morgens vom Redaktionsfenster der

„Rigas Lapa" aus „die Führer des lettischen Volkes", wie sich gewisse Herren zu jenen Zeiten so gerne in leicht verzeihlicher Eitelkeit nennen ließen, eiligen Schritts die Esplanade durchschreiten, um sich bei Weinberg Rat und Belehrung zu holen. Namentlich waren es aber unsere lettischen Advokaten, die ich diese Pilgerreisen unternehmen sah, um noch vor ihrem Auftreten im Sitzungssaale der Behörde sich die nötigen Instruktionen einzuholen. Selbst Leute von einem so ganz übermäßig entwickelten Selbstbewußtsein, wie es der verewigte Rechtsanwalt und spätere Präses des lettischen Vereins Kr. Kalnin besaß, scheuten sich durchaus nicht, mitunter den bekannten Marsch über die Esplanade anzutreten.

Lange Jahre hindurch hat mich das Leben oft in eine unmittelbare Berührung mit Weinberg gebracht und ich habe ihm viel zu verdanken für das warme Interesse, mit dem er stets alle Theaterangelegenheiten gefördert hat. Aber immer noch habe ich aus dem Umgang mit diesem Manne die unumstößliche Überzeugung gewonnen, daß man es in der Person Weinbergs mit einem Herrn von ausgesprochen freisinnigen und fortschrittlichen Ansichten zu tun hat. Es ist mir daher oft ganz unbegreiflich gewesen, wie dieser Mann so ganz unvermittelt zu einem so strengen Konservatismus umsatteln konnte.

Kehren wir nach dieser kleinen, aber, wie ich annehme, nicht ganz unnötigen Ausschweifung zum lettischen Theater und den Personen zurück, die in den damaligen lettischen Kreisen hervorragendere Rollen spielten.

Da wäre dann in erster Reihe Richard Thomson zu nennen, der zweitgewählte Präsident des neubegründeten lettischen Vereins. Thomson besaß die nur wenigen Sterblichen beschiedene Gabe, von vornherein für sich einzunehmen. Ein Mann von angenehmer Erscheinung, weltmännischen Manieren und großer Liebenswürdigkeit, imponierte er erst recht auf dem Katheder, — freilich nur der großen Menge, die der Orator mit seinem wohltönenden Organ, mit humoristisch angehauchten Wendungen und den oft tollsten „Mätzchen" blendete. Für jeden fachmännischen Beobachter aber war Thomson weiter nichts, als ein gewandter Schwadroneur, der Phrase an Phrase reihte, in dessen von falschen Betonungen wimmelndem und mit hohlem Pathos gesprochenem

Vortrag man auf jeden logischen Zusammenhang des Gesprochenen verzichten mußte. Und wie der günstige Eindruck, den Thomson auf Jeden zu machen verstand, nur zu bald verblaßte, so war auch bei ihm überhaupt nichts von Dauer, er vermochte eben nirgends sicheren Fuß zu fassen. So z. B. ging die von ihm begründete erste lettische landwirtschaftliche Zeitschrift „Arajs" bald wieder ein — (Thomson hatte, irre ich nicht, in Deutschland Landwirtschaft studiert) — und auch die von ihm an der Johannispforte in Riga eröffnete Fabrik künstlicher Düngemittel fristete nur ein kurzes Dasein. Freilich müssen die damaligen, für derartige Unternehmungen nicht genügend vorbereiteten Zeitverhältnisse für das Mißlingen der Thomsonschen Gründungen verantwortlich gemacht werden, wie es ja auch allgemein bekannt ist, daß das Schicksal eines jeden Pfadsuchers kein beneidenswertes ist. Allein trotzdem muß angenommen werden, daß Thomsons Flatterhaftigkeit und sein wetterwendisches Wesen viel zum Fiasko all seiner Unternehmungen beigetragen haben. Der Mann hatte ja gewiß viel guten Willen, es fehlte ihm aber an Energie und Zähigkeit zum Durchführen des Begonnenen und so blieb vieles unvollendet. — Und dann die ewigen Mißgriffe! Als z. B. das Vereinshaus zu Anfang des Jahres 1869 noch im Bau begriffen war und die Mitglieder der neuen Vereinigung sich mit ihrem aus zwei Zimmern bestehenden Interimslokal an der jetzigen Dörptschen Straße begnügen mußten, wo die Begeisterung trotz der engen Räume hoch aufwogte, erklärte T., er trage sich mit einer großen Idee. C. v. Holteis einaktiges Schauspiel „Hans Jürgen" habe er bereits unter dem Titel „Mika" übersetzt und lokalisiert, nun aber schreibe er auf eigene Faust eine Fortsetzung dieses Dramas, der er die Benennung „Mika nahk mahjâs" geben würde. Und so geschah es denn auch. Weil nun beide Stücke an einem Abend gegeben werden mußten, war das Resultat das, daß das jämmerliche Machwerk Thomsons den guten Eindruck verwischte, den Holteis „Hans Jürgen" sich in größerem oder geringerem Maße erfochten hatte. Da trat ich meine Stellung als artistischer Leiter des Rigaschen lett. Theaters an, und T. veranlaßte mich, beide Stücke in einer Vorstellung auf den Spielplan zu setzen, wie das schon während meines letzten Revaler Aufenthalts in Riga geschehen war. Ich gab ja dem Drängen des Verfassers

nach, als aber auch ich mich von der vollständigen Unmöglichkeit eines derartigen Arrangements überzeugt hatte und der „Mika" in der Folge und auf meine Veranlassung ohne das famose Nachspiel gegeben wurde, da entzog der gekränkte Dichter mir seine Hochachtung und schickte sich an, mich die Macht seiner Präseswürde fühlen zu lassen. Zunächst fand sich T. in den Theaterproben ein, wo er dicht vor der Bühne Platz nahm. Ich ließ ihn anfangs gewähren, als ich jedoch wahrnahm, daß seine Anwesenheit meine jungen Anfänger genierte und manche von ihnen noch unbeholfener wurden, als sie es ja schon so wie so waren, bat ich den Herrn Präses in der höflichsten Weise, mir den Unterricht — und um einen solchen handelte es sich ja damals tatsächlich — nicht zu stören. T. ging, aber nur, um in der nächsten Probe wieder zu erscheinen und sein Kommen mit der wenig glaubwürdigen Erklärung zu motivieren, als Präses des Vereins sei es seine Pflicht, sich davon zu überzeugen, ob auf den Proben am Ende doch nicht etwas Zensurwidriges gesprochen würde!! Heiliges Gewitter! Als mein Hinweis darauf, daß daß Zensieren unserer Stücke anderen Herren und nicht ihm aufgetragen sei, nichts fruchtete, sah ich mich schließlich genötigt die Probe aufzuheben, um so einem wenig erquicklichen Wortwechsel vorzubeugen. Selbstverständlich fand der Vorfall beim Vorstande sein Nachspiel, — wie jedoch die ganze Angelegenheit endete, ist mir nicht mehr erinnerlich; zum Glück für das Theater war Thomsons Präsidentenherrlichkeit von keiner langen Dauer.

Ein eifriger Protektor des lettischen Theaters während der ersten Periode seines Bestehens war auch B. Dihrik. Wie oft zog er mich in seine Nähe, um über das Wohl und Wehe des jungen Kunstinstituts zu beraten und Pläne für die Zukunft zu entwerfen. Aus der Aufgeregtheit, die sich bei solchen Gelegenheiten seiner bemächtigte, ersah man, wie sehr ihm das Theater am Herzen lag. Dem „alten Hofrat" fehlte die Gabe der glatten Rede, — er blieb oft sitzen und mußte dann nach dem rechten, bezeichnenden Worte suchen. Regte ihn aber das Thema des Gesprächs erst auf, dann kam er oft nicht mehr von der Stelle. Solche Fälle traten aber fast regelmäßig ein, sobald wir auf das Theater zu sprechen kamen.

Es ist kaum möglich T. Dihriks zu gedenken, ohne sich

seines ergrimmtesten Gegners Kaspar Besbardis zu erinnern. Letzterer war vor kurzem aus der Verbannung zurückgekehrt und hatte am Alexander-Gymnasium eine recht bescheidene Stelle als Lehrer der alten Sprachen erhalten. Besbardis war ein kleines, weißhaariges Männchen mit glattrasiertem Gesicht und scharf markierten, aber freundlichen Zügen. Seine raschen und unvermittelten Bewegungen verrieten das Vorhandensein großer Nervosität und die ganze Erscheinung bildete eigentlich den Urtypus für jene ewig zerstreuten Professoren, wie sie die Zeichner der humoristischen Blätter uns so oft vor Augen führen.

Im Theater sah man Besbardis nur höchst selten; ich glaube annehmen zu können, daß die junge Bühne und alles, was mit ihr zusammenhing, den eingefleischten Philologen herzlich wenig interessierte, obgleich ich im Verkehr mit mir mich immer Besbardis' auffallend großer Liebenswürdigkeit erfreuen durfte. Mit ganzer Seele hing der alte Herr hingegen an der wissenschaftlichen Kommission des lettischen Vereins, wo er nicht nur seine neuesten Arbeiten auf sprachlichem Gebiet zu Gehör brachte, sondern auch überhaupt an allen, die verschiedensten Themata behandelnden Debatten den lebhaftesten Anteil nahm. Ich bezweifle, daß Besbardis je eine Sitzung dieser Kommission versäumt hat.

Hier war es aber auch, wo der kleine greise Herr durch seine Zwischenrufe und Randbemerkungen den „alten Hofrat" oft bis aufs Blut kränkte und einiger derartiger Szenen entsinne ich mich noch lebhaft. So sollte in einer Sitzung der wissenschaftlichen Kommission die Wahl der Zeitschriften getroffen werden, die für den Lesetisch des Vereins bestimmt waren. Als nun Dihrik u. a. auch die „Livl. Gouvernements-Zeitung" in Vorschlag brachte, da rief Besbardis nervös lachend aus: „Sehr gut, die „Livl. Gouvernements-Zeitung", — und fügen wir nur gleich hinzu: für die Redaktion des „Baltijas wehstnesis"!" — Das war ein Hieb, der saß und Dihrik mußte nolens volens seinen Antrag zurückziehen.

Bei einer anderen Gelegenheit wurde die Frage ins Rollen gebracht, ob es nicht tunlich wäre, daß der Verein sich seine eigene Buchdruckerei anschaffe. Es wurde viel pro und contra vorgebracht, und zu denen, die sich mit großem Enthusiasmus für dieses

Projekt ins Zeug legten, gehörte auch Dihrik. Wer aber der recht miserablen pekuniären Verhältnisse gedachte, in denen sich der lettische Verein damals befand, der mußte ganz entschieden gegen den kühnen Plan stimmen. Schließlich war die Angelegenheit doch schon bis zur Einberufung einer Generalversammlung gediehen, die über das Schicksal der Druckereifrage entscheiden sollte.

Nun begann eine lebhafte Agitation, sowohl von seiten der Gegner, als auch der Freunde des Vorschlags, und so war denn die Generalversammlung eine überaus zahlreich besuchte. Als die Plaidoyers der einzelnen Sachwalter bereits mit großem Feuer und viel Begeisterung vom Stapel gelassen waren, fragte Besbardis plötzlich ganz unvermittelt von seinem Platze aus: „Wie soll denn die Firma der Buchdruckerei lauten?" — Und als man ihm erwiderte: „Buchdruckerei des Rigaschen lettischen Vereins", da rief der alte Herr laut durch den Saal: „Würde es nicht bezeichnender sein, wenn wir sagen wollten „Buchdruckerei des Baltijas wehstnesis"!" — Unzweifelhaft hatte dieser Zwischenfall einen nicht geringen Umschwung in den Ansichten eines Teiles der Versammelten zur Folge, denn der Antrag fiel mit nicht unbedeutender Stimmenmehrheit durch, was zu Beginn der Diskussion kaum vorauszusehen war, da sehr viele der Anwesenden für das Projekt zu sein schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leserkreise.

Noch einmal „das Genieproblem."

Aus dem Leserkreise der „Balt. Monatsschr." ist mir brieflich das Bedenken geäußert worden, ob meine Analyse der genialen Veranlagung der Frage in vollem Umfange gerecht werde, da gewisse Momente dort keinen Platz fänden, welche doch als für das Genie wesentliche zu betrachten seien.

Der Einwand ist so bedeutsam und so klar formuliert, daß ich ihn wörtlich zitiere:

„Dennoch bin ich in gewisser Richtung nicht voll befriedigt. Es fehlt mir dieses Moment, daß kraft der Ökonomie, die die Natur zu beobachten gezwungen ist, die höchsten Leistungen meist nur durch eine gewisse Einseitigkeit ermöglicht werden: beim Genie scheint eine Kumulierung der Kräfte auf bestimmten Gebieten stattzufinden; es wird, wie Schiller sagt, im kleinsten Punkte die höchste Kraft gesammelt. Wenn auf die Intensität und Dauer der Empfindungen schließlich alles Menschliche zurückzuführen ist, so dürfte eben die Konzentration stärkster und anhaltendster Gefühle auf einem bestimmten Gebiete, verbunden mit aktiver Gestaltungskraft, für das Genie charakteristisch sein.

Und hier ist dann die Frage sehr wichtig, ob es je ein Universalgenie gegeben hat? Finden sich nicht bei genialen Künstlernaturen, die man vielleicht am ehesten für Universalgenies halten könnte, doch zuweilen sichtliche Mankos in ethischer, politisch-patriotischer, sozialer Hinsicht, während anderseits bei den großen Tatgenies nur zu oft das Nichtverständnis für Kunst und Wissenschaft in Erstaunen setzt" usw.

Der Einwand erscheint mir durchaus berechtigt und lenkt die Aufmerksamkeit auf einen Punkt, der in meinem Aufsatz nur flüchtig gestreift worden ist. „Die Fülle der Reize aber drängt zur Tat, die den Charakter künstlerischer Gestaltung trägt, da sie umschaffend das Erworbene als eigene Schöpfung hinstellt" (S. 5) heißt es dort. Nicht darauf kommt es an, *in welcher Form* das geniale Werk in die Erscheinung tritt, sondern aus welchen geistigen Energien es hervorging. Im Bilde gesprochen: die Geistesstrahlen des Genies sammeln sich in einer Linse, um durch diese gebrochen in einem Brennpunkt das virtuelle Bild seiner Kraft als geniales Werk hinzustellen. Die Linse entspricht dem besonderen *Talent* des Genies, das ebenso ein religiös-ethisches, wie wissenschaftliches oder künstlerisches, oder politisches sein kann. Von der Art der Linse hängt es ab, welche Form das geniale Werk annimmt. Ja, es mag geniale Naturen geben, die talentlos sind, d. h. des Werkzeugs entbehren, um das Werk wirklich als virtuelles Bild ihres Vermögens hinzustellen. Raphael bliebe das Genie, auch wenn er ohne Hände geboren wäre, nur hätten wir kaum die Möglichkeit gehabt, ihn als solches zu erkennen! Wer kennt nicht die verfehlten Genies, deren Werkzeug brüchig war und die infolgedessen ihre geistige Kraft nur in verzerrten und verschobenen Bildern und Werken zeigten? Sie sind die Verkannten, denen nur selten die Nachwelt Kränze flicht, weil nur ein glücklicher Zufall uns die Möglichkeit schenkte, aus den Werken Nachgeborener die Herkunft gewisser geistiger Energien durch trübe Medien bis zu ihrem dunklen Ursprung zu verfolgen.

Ist so das spezifische Talent des Genies das Medium, in dem sich *alle* seine geistigen Funktionen sammeln, so muß das Werk des Genies trotz des „kleinsten Punktes", trotz der „Konzentration" doch das Gepräge des Umfassenden, Allgemein-Menschlichen aufweisen. Und das ist der charakteristische Unterschied zwischen dem genialen und bloß talentvollen Werk. Nie werden im talentvollen Werk, wenn keine geniale Natur dahintersteht, die Bezüge über die Zeit hinaus ins Kommende weisen, nie werden sie das „Gepräge der Ewigkeit, des Zeitlosen" haben.

Christus ist doch — menschlich gesprochen — das religiös-sittliche Genie aller Zeiten, und wenn sein Werk, das Christentum, imstande ist den Gehalt jeder Zeit in sich aufzunehmen — so ist

es genial. Und doch wird man bezweifeln dürfen, ob sich dieser Ewigkeitsgehalt seiner Idee in die zeitlich bedingte Form eines Staates, einer Staatskirche zwängen läßt; mithin wäre das Christentum nicht die geniale Idee im Sinne der Politik, im Sinne einer organisierenden, staatenbildenden Macht.

Goethes politisch-nationaler Indifferentismus scheint mir eher ein Beweis für seine universale geniale Natur zu sein. Über die zeitlich bedingten Formen national geschlossener Staatenverbände sah er hinweg auf das Ewig-Menschliche und suchte dort die Probleme, die er mit seherischer Kraft in seinem „Faust" zu lösen suchte. Mochte er auch auf wissenschaftlichem Gebiet die Einzelerscheinungen der Entwicklungslehre mißverstehen und voreilig deuten, in den Begriffen der „Polarität" und „Steigerung" fand er einen wissenschaftlichen Ausdruck für Prinzipien der Evolution, die noch heute ihre Bedeutung haben.

Hat er nicht in der Lehre von den Ehrfurchten sittliche Maximen ausgesprochen, die den Zwiespalt zwischen ethischer und ästhetischer Weltanschauung so überbrücken, daß das weltfremde Christentum auf dieser Brücke wieder zur erdgeborenen Menschheit mit ihrer Sehnsucht nach Schönheit, nach künstlerischer Tat zurückkehren konnte? Und wenn ein Napoleon, das Genie der Organisation menschlicher Arbeit mit dem gewaltigen Willen zur politischen Gestaltung von einem Goethe sagen mußte „voila un homme", so lag darin trotz der scheinbaren Einseitigkeit des Gewaltmenschen das tiefe Verständnis für die hohe Menschlichkeit und Würde des Dichters und Denkers.

So löst sich denn der scheinbare Widerspruch auf: nicht „die Kumulierung der Kräfte auf bestimmten Gebieten" gehört zum Wesen des Genies, wohl aber braucht das Genie eine Zentrierung seiner Kräfte, um sein Werk auch für die Umwelt als ein geniales hinzustellen, und die Form dieses Werkes muß beschränkt erscheinen, weil es menschlich ist.

Die größten genialen Werke, die wir kennen, stehen auf ihrem eigenen Boden und müssen von ihm aus begriffen und erfaßt werden — und doch sind sie durch tausend Fäden mit allen andern Geistesgebieten verknüpft!

Ist „Hamlet" ein christliches Drama? Im engeren Sinne gewiß nicht, denn die Sitte der Zeit verlangt vom Sohn die

blutige Rache am Mörder des Vaters — und trotzdem iſt es eminent chriſtlich in höherem Sinne, denn es zeigt den Konflikt eines Menſchen, der über das ethiſche Niveau ſeiner Zeit hinweg, für ſich ſelbſt und ſein Handeln ſittlich verantwortlich werden will und daran ſcheitert, weil die brutale Zeit ſtärker iſt, als ſeine zarte Seele! Die Tragödie des Hamlet wird ſo zur Tragödie des Übergangsmenſchen, zur Menſchheitstragödie!

Das heißt „im kleinſten Punkte die größte Kraft ſammeln" — aber der kleinſte Punkt wird nicht durch Ausſchaltung, ſondern durch Sammlung von Kräften gefunden.

R. v. E.

Sinn und Wert des Fleißes in der Schule.

Kulturstudie

von

Gregor v. Glasenapp.

„Weise ist, wer aus eigner Kraft viel gedacht hat."
Pindar, 2. Olymp. Siegsg., Str. 5.

Vor unsren Augen begegnen sich in den öffentlichen Gartenanlagen der Stadt zwei Männer von sehr verschiedenem Alter — der eine ein Greis, der andre noch in den besten Jahren. Wiedererkennen — Begrüßung. „Mit Staunen, sagt der Greis, sehe ich nach dreißig Jahren unsre liebe Vaterstadt wieder, — wie verändert!" — „Gewiß verändert, sagt der jüngere; alles wächst, alles schreitet fort. Aber über welche Veränderungen, wenn ich fragen darf, wundern Sie sich eigentlich am meisten?" — „Daß ich's gestehe: über die vielen Buchhandlungen. Zwei oder drei waren's ehemals und jetzt zähle ich schon über zwanzig. Wie die alle nur bestehen können!" — „Ja, um das zu verstehen, muß man, wenn man, wie Sie, aus der Einöde kommt, auch den Aufschwung des Schulwesens kennen. Private und staatliche Lehranstalten sprießen wie die Pilze hervor und alles ist überfüllt: Gymnasien, Universitäten, Polytechniken. Der Bildungshunger ist einmal im Volke erwacht, und solch ein Drang läßt sich nicht mehr eindämmen. Wir würden uns schämen so fortzuleben, wie man's ehemals trieb, — wie das liebe Vieh." — „Das heißt, sagte der andere, wie unsre Väter und Mütter. — Und wofür glauben Sie, wenn ich Sie recht verstehe, daß die vermehrten Buchhandlungen und Schulen ein Maßstab sind?" — „Nun eben für das intelligente Streben, das Streben nach Erkenntnis, nach

Wissenschaft; für den Kulturfortschritt; für den Sieg des Geistes über die Materie; für den Sieg der Bildung über die rohe Gewalt." — — — — — — — — — — — — — —

Da die beiden Passanten sich inzwischen entfernt haben, so bleibt auch uns Zeit nach zu überlegen, und mit der Gelassenheit, die der Gegenstand erfordert, uns klar zu machen: welchen Motiven dieser auffallende Zudrang zu den Schulen, dies heiße Streben nach Bildung (wie man es nennt) zuzuschreiben ist, das natürlich von den Hochschulen so gut wie von allen andern Schulen gilt. Und damit unsre Erörterung auch stichhaltig und nicht von äußeren Umständen, wie sie kommen und gehen, abhängig sei, haben wir nach den im Menschenwesen selbst begründeten Motiven, nach der psychologischen Grundlage des jetzt so regen Schulfleißes zu fragen. Dabei ist es wohl selbstverständlich, daß, wenn sich für den Fleiß der Schüler — vom kleinen Kinde bis zum Studenten und der Studentin hinauf — eine Reihe gesonderter innerer Triebfedern aufzählen lassen, nicht etwa je eine den Einzelnen beherrscht, sondern oft mehrere gleichzeitig in verschiedenem Maße auf ein und dasselbe lernende Individuum einwirken. Es kommt immer darauf an, das Hauptmotiv hervorzuheben.

Da ist denn *erstens* der *Nutzen* zu nennen. Die Aussicht einst Geld, Geldeswert und Macht, also Einfluß auf andre zu gewinnen, spornt oft schon den Schüler zum Fleiße, besonders wenn er das Kind armer, ungebildeter Eltern ist und zu Hause oft zu hören bekommt, daß man die Schule besucht haben müsse, um hohe Stellungen und alle Glücksgüter zu erlangen. Je älter der Schüler wird, desto häufiger läßt er selbständig dies Motiv auf sich einwirken. Da erzählt man sich und läßt sich erzählen, daß ein Absolvent der und der Schule oder Klasse in gewissen Stellungen — besonders in entfernten Gegenden — schon die und die hohe Gage oder Revenue beziehe. Mancher junge Jurist schwelgt in dem Gedanken daran, wie hohe Honorare berühmte Advokaten einsacken; und gar nicht wenige Mediziner sieht man schon im ersten und zweiten Semester, noch ehe sie die Anatomie und Physiologie kennen, sich im Rezepteschreiben üben; denn das begreift auch der Schnorrer auf diesem Gebiet: die Rezepte werden einst sozusagen die privaten Kreditbillete sein, gegen die er als Arzt die klingende Münze eintauscht.

Ein zweites, vielleicht schon höher zu stellendes Motiv des Fleißes in der Schule ist der Ehrgeiz, d. h. das Trachten nach einem bemerkbaren relativen Wert, nach einem Vorzug im Vergleich zu andern und nach der von andern vorgenommenen Abschätzung, etwa durch Platznummern und Zensuren. Diese der Eitelkeit verwandte Seelenregung soll in den Mädchenschulen besonders stark hervortreten, und verliert sich natürlich immer mehr, je schwieriger mit den Jahren das Vergleichen wird, je weniger das Fortschreiten in Reih und Glied stattfindet; denn den Betreffenden kommt es dabei ja schließlich darauf an, welche Vorstellung von sich sie in den Köpfen andrer erwecken.

Als ein drittes und zwar ein hochachtbares Motiv des Schulfleißes ist das wirkliche Pflichtbewußtsein zu nennen, das auch dort schon eine edle Regung bedeutet, wo, wie bei den kleinen Kindern, die Pflicht empfunden wird, einfach den Eltern, die den Schulbesuch wünschen, zu gehorchen. Später treibt jedoch manchen Schüler auch schon die selbständig vom Gemüt erfaßte Pflicht: den Eltern einst helfen zu können, die Geschwister und andre Personen zu unterstützen und deshalb die Schulkenntnisse zu erwerben.

Alle drei bisher genannten Triebfedern des Schulfleißes sind legitim und nicht zu tadeln; denn weshalb soll nicht ein Schüler fleißig arbeiten, um Geld zu verdienen, um von andern geehrt zu werden und um gewissen Pflichten zu genügen. Wissen bedeutet ja, heißt es, Macht und Reichtum. Dennoch fühlt ein jeder von uns, daß mit der Aufzählung dieser drei Motive überhaupt noch gar nicht die aufgeworfene Frage berührt worden ist: die Frage nach den spezifischen Merkmalen des Fleißes der Schüler, des Fleißes, der als Schulfleiß einen Vorzug verdient vor dem Fleiß in jeder beliebigen andern Arbeit. Fleißig sein aus Egoismus, aus Ehrgeiz und aus Pflichtgefühl kann man genau ebenso gut bei jeder andern Arbeit auch außerhalb der Schule; man kann sich aus diesen Motiven Kenntnisse erwerben zu guten oder schlechten Zwecken; dann ist also der Fleiß in der Schule nur ein Mittel gewesen, das anderem, nämlich seinem Zwecke dient. Die Mittel aber mißt man an den Zwecken, wird daher nie in ihnen Werte finden, die nicht auch den Zwecken eigentümlich sind. Mag also der Fleiß aus den genannten drei Triebfedern bei unsern Schülern

und Studenten noch so redlich und löblich sein, so unterscheidet er sie doch nicht im mindesten und erhebt sie durchaus nicht auf ein höheres Niveau, als etwa der Fleiß ihrer Brüder und Schwestern draußen, die Dünger auf das Feld führen, Kranke pflegen, Holz hauen, Erde schaufeln usw. Vermag man dann, mit Schulkenntnissen ausgerüstet, in der Erfüllung von Pflichten, im Erwerb von Geld und Ehre *mehr* zu leisten, als ohne Schulkenntnisse, so ist das nur eine Frage nach der Quantität, nicht nach der Qualität; ein Umstand, der dem Schulfleiß nicht ein besonderes, charakteristisches Gepräge gibt.

Auch das Streben nach *Vervollkommnung* der eigenen Person kennzeichnet noch nicht den wahren Schulfleiß. Denn absoluten Wert hat höchstens moralische Vervollkommnung, die des Lernstoffs nicht bedarf. Jede andre Vervollkommnung dient je nach den Umständen demjenigen Gegenstande, der eben jetzt vervollkommnet werden soll, z. B. der Muskelkraft, der Geschicklichkeit im Rechnen, in der Kalligraphie 2c.

Was ist also schließlich das eigentümliche Motiv, das beim Schulfleiß hinzukommen muß und das auch allein schon genügt, um ihn rege zu machen? Dies Motiv, das den richtigen Schulfleiß vor jedem andern auszeichnet, — ist das *Interesse an der Sache* selbst, an dem in der Schule vermittelten Stoff des Wissens, also das objektive Interesse. Es ist dabei aber sehr weit verschieden von der bloßen Hinneigung zu dem, was interessant ist. Denn interessant kann auch der Klatsch sein. Ob man die Lust am Interessanten Neugier oder Wißbegier betitelt — sie ist immer etwas flüchtiges und vergängliches. Das Interesse an der Sache aber, das allein den Schulfleiß adelt, besteht darin, daß ein Mensch den Trieb hat, spontan und *selbständig seine Erkenntnis zu erweitern*.

Erst wenn unter allen den vielen Seelenregungen, die die Scharen der Schüler und Studenten tagtäglich in Bewegung setzen, dieser eine Antrieb sauber herauspräpariert, gewertet und gemessen worden ist, wissen wir, was es mit jenem gewaltigen Drang nach Bildung und Kulturfortschritt auf sich hat. — Selbständig die Erkenntnis erweitern — und natürlich nicht eine sporadische, aus Notizen zusammengeklaubte, sondern eine geordnete, systematische

Erkenntnis erweitern — heißt Wissenschaft treiben. Also ist der spezifische Schulfleiß, der Fleiß, der allein seiner Art nach den Schüler und Studenten von jedem andern eben gerade fleißig arbeitenden Menschen unterscheidet, — der Fleiß aus Trieb zur Wissenschaft.

Noch ehe wir unternehmen die Fruchtbarkeit des hiermit aufgestellten Satzes an den weitreichenden Folgerungen zu prüfen, die sich aus ihm für das ganze um uns pulsierende Leben der lernenden Jugend und überhaupt für die Fortschritte der modernen Kultur ergeben, schallt uns der Einwurf entgegen: „Ja, soll denn die Schule auch schon gleich Wissenschaft treiben? Sie hat es doch zunächst mit viel schlichteren Dingen zu tun und soll den Schüler vor allem fürs Leben vorbereiten."

Ein solcher Einwurf beruht natürlich auf einem Mißverständnis, denn es war gar nicht die Frage zu behandeln, was die Schule der Jugend bieten solle, sondern welche seelischen Motive den Schüler zum Fleiße spornen. Andrerseits treibt aber die Schule wirklich Wissenschaft: der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, selbst die elementarsten Fakta, die sie vermittelt, stellen sich als gewaltige Leistungen einer Reihe von Wissenschaften dar; und je vollkommener und reifer die Wissenschaft, desto einfacher und faßlicher ihre Resultate. Welch eine Höhe mußte das systematische Denken nicht schon erreicht haben, als es die Lautschrift erfand; als es dann die Vokale von den Konsonanten sonderte! Welch eine Tat der Wissenschaft: der Logik und der Psychologie liegt nicht schon in der Erkenntnis der grammatischen Redeteile, der genera und modi des Zeitworts! Und nun erst die ersten „selbstverständlichsten" Grundtatsachen der Geographie: die Kugelgestalt der Erde und ihr Rundlauf um die Sonne! Zu welch schwindelerregenden Höhen der Abstraktion mußte sich menschliches, in der Schule der Mathematik diszipliniertes Denken erheben, bis, allem Scheine zum Trotz, die wirklichen Verhältnisse erkannt und siegreich verfochten waren! Wahrlich ein weiter Weg rastlos ringender Wissenschaft führt zu dem Ziele, das wir damit erreicht haben, daß alles dieses jetzt bei uns die erste Grundlage für die Unterweisung kleiner Kinder bildet. Das erreichte Ziel aber kann doch nicht seinem Wesen nach etwas anderes, niedrigeres, schlechteres sein, als der Weg, der zu ihm führte. Somit bietet alle

Schule Wissenschaft; sie atmet und lebt nur durch den Geist der Wissenschaft in ihr.

Um den Schluß, zu dem wir gelangt sind, auch zur Beurteilung der Tatsachen, die wir um uns sich vollenden sehen, zu verwerten, und um darnach dem modernen Bildungsstreben der Jugend sein Prognostikon zu stellen, werfen wir zuförderst folgende Frage auf:

Woran läßt sich erkennen, ob der im gegebenen Falle faktisch sich betätigende Schulfleiß zu jener allein echten Gattung des Schulfleißes gehört? ob also die Schüler fleißig sind aus Interesse an der Sache selbst; fleißig, um selbständig ihre Erkenntnis zu erweitern? Oder sollen wir, da doch oft die aufgezählten Motive nicht vereinzelt, sondern gemeinsam auf einen Schüler wirken, lieber fragen: wie viel von der Gesamtsumme des jetzt bei uns aufgewandten Schülerfleißes mit dem genuinen Triebe zur Wissenschaft identisch ist?

Die Antwort ergibt sich, — wie auch die Frage formuliert werden mag, — aus den vorausgeschickten Erörterungen fast von selbst, sobald man sich der Grundwahrheit erinnert: daß eben der Baum immer an seinen Früchten erkannt wird. Da nämlich der einzige Antrieb, der den Schulfleiß vor jedem andern Arbeitseifer auszeichnet, in spontaner Lust an der Erweiterung systematischer Erkenntnis besteht, demnach ausschließlich in wissenschaftlichen Leistungen Befriedigung finden kann, so haben wir einfach nachzuweisen, wie es bei uns auf dem Gebiete, das wir (um ein Beispiel mit Ziffern zu geben) im Auge haben, nämlich im russischen Reiche und in der Epoche, um die es sich handelt, nämlich in dem letzten halben Jahrhundert, mit den Leistungen in der Wissenschaft bestellt ist? Das wird das Kennzeichen sein für den Charakter des Fleißes; und um konkrete Anhaltspunkte und ein Maß für seine Feststellung zu gewinnen, brauchen wir nur zu erwägen, daß bei *gesundem* Kulturleben innerhalb einer so großen politischen und sozialen Einheit bei der Verteilung auf längere Zeit (z. B. auf mehrere Dezennien) in der Wissenschaft wie auf jedem Produktionsgebiet, Nachfrage und Angebot einigermaßen im Gleichgewicht stehen; mit andern Worten: daß das Wachsen der Nachfrage mit dem Wachsen des Angebots von Jahrzehnt zu Jahrzehnt eine feste Proportion bildet.

Ist mithin das Bedürfnis nach Wissenschaft in einem Lande groß, so wird das Land imstande sein, seinen Bedarf aus eigenen Mitteln zu decken. Wer das einsieht und nunmehr nach dem was beweist, d. h. nach Zahlen sucht, wird als annähernden Maßstab für die wissenschaftliche Produktivität die Professoren anzusehen und zu zählen haben, die an Hochschulen lehren und zugleich, wie man wenigstens voraussetzt, als selbständige Forscher die Wissenschaft fördern sollen. Außer den Professoren und Akademikern nehmen in einem großen Reiche ja auch immer einige Privatgelehrte teil am Ausbau der Wissenschaft; doch ist ihre Zahl schwer festzustellen und bei uns wohl nicht so groß, daß durch ihre Weglassung das Verhältnis zwischen Nachfrage und Angebot wesentlich verschoben würde. — Obgleich nun nicht alle Professoren gleich viel leisten und unser Maßstab daher etwas äußerlich zu sein scheint, wird man ihn doch bis auf weiteres überall zulässig finden, zumal ein zweiter bald zu erwähnender Maßstab, der ebenfalls Zahlen liefert, zu seiner Korrektur dient.

Wie steht es also in casu mit Angebot und Nachfrage? Was hat Rußland im letzten halben Jahrhundert produziert? Wie viele von den tausenden Schülern beiderlei Geschlechts, die jährlich die Mittelschulen durchgemacht haben, und wie viele von denen, die man jährlich nach absolviertem Examen von den Hochschulen entlassen hat, sind der Wissenschaft treu geblieben und haben es bis zu einer Professur oder Dozentur gebracht? Die Antwort fällt so aus: die 9 Universitäten und die zahlreichen andern Hochschulen genügen der Nachfrage lange nicht, da annähernd die Hälfte der studiosi beiderlei Geschlechts jährlich durch Konkurrenzexamina ꝛc. zurückgewiesen worden sind. Folglich müßte die Zahl der Hochschulen, um zu genügen, etwa auf das Doppelte erhöht werden (wobei wir natürlich nicht Statistik treiben und die Ziffern bis ins Einzelne genau ausrechnen). Solche Verdoppelung ist aber unmöglich, weil auch an den jetzt vorhandenen Hochschulen viele (weit über hundert) Katheder aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten garnicht besetzt werden konnten und viele andere Katheder — nach Angabe unsrer bedeutenderen Gelehrten — mit wenig leistungsfähigen Persönlichkeiten, in Ermangelung andrer, haben besetzt werden müssen. Demnach müßte die Zahl der jetzt vorhandenen Hochschullehrer sich annähernd vervierfachen,

um, bei sonst gleichbleibenden Verhältnissen, der Menge der studierenden Jugend zu genügen. Die Verhältnisse dürfen aber im Interesse der Wissenschaft nicht die gleichen bleiben, wie sie sind; denn jetzt ist die Zahl der Studenten, obgleich so viele zurückgewiesen werden, noch fast in allen Fakultäten viel zu groß im Verhältnis zur Zahl der gebotenen Vorlesungen und der benutzbaren Räumlichkeiten: Krankensäle, Laboratorien, Hörsäle usw. Daher haben die Mediziner, Physiker, Chemiker usw. keine Möglichkeit sich im Experementieren, Präparieren, Krankenbehandlung usw. unter unmittelbarer Leitung ihrer Lehrer so gründlich, wie es nötig wäre, zu üben. Um diesem Übelstande abzuhelfen, müßte die Zahl der Teilnehmer an der einzelnen Vorlesung, Übung 2c. meist eine viel geringere sein, als sie jetzt ist, was nur möglich wäre, falls die Zahl der Professoren sich noch bedeutend vermehrte, so daß sie sich auf eine viel größere Zahl von Kathedern resp. von selbständigen Hochschulen verteilen müßte. Man braucht bei diesem Überschlag nicht viel Arithmetik zu verwenden und auch nicht einmal den gebotenen Überblick durch den Hinweis auf die vielen aus dem Auslande verschriebenen Professoren zu vervollständigen: ohnedies genügt er, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß in diesem Punkte bei uns die Nachfrage das Angebot um sehr vieles, vielleicht wohl um das Zehnfache übertrifft. Wen diese Rechenprobe nicht überzeugt, weil er meint, unsre Gelehrten, wenn sie es auch durch die Ungunst der Verhältnisse nicht immer zu Professoren bringen, leisten möglicherweise doch in der Wissenschaft recht viel, der sei auf den zweiten, den kontrollierenden Maßstab hingewiesen: auf unsre Produktion an wissenschaftlichen Werken. Das läßt sich getrost behaupten und jederzeit durch die Prüfung feststellen, daß mindestens Fünfsechstel aller irgend brauchbaren wissenschaftlichen Bücher, die in Rußland jährlich erscheinen, entweder aus anderen Sprachen, aus dem Deutschen, Französischen, Englischen übersetzt sind oder sich als bloße Kompilationen und Überarbeitungen ausländischer Werke darstellen. Auf vielen Gebieten des Wissens existieren nicht einmal Übersetzungen.

Was ist nun also aus den tausenden von Studenten und Studentinnen geworden, die sich jährlich, wie sie sagten, der Wissenschaft und nichts anderem widmeten, und denen man es auch gutmütig geglaubt hat? Werden sie nicht endlich nach 50

Jahren die Probe für den Ernst ihres wissenschaftlichen Strebens ablegen? Haben nicht viele von ihnen wirklich fleißig gelernt und auch Prüfungen bestanden? Gewiß! Aber das ist ja gerade ein Grundzug in der Psychologie des Studenten, daß jene drei erstgenannten, unechten Motive des Schulfleißes: der Egoismus, der Ehrgeiz und Pflichteifer viel besser zum Examen-Machen befähigen als das vierte: das Streben nach selbständiger Erweiterung der Erkenntnis. Denn wer aus wahrhaftem Interesse an der Sache lernt, trifft mit jedem Schritte, den er weiter tut, auf anziehende Probleme, auf neue Gedanken, die ihn fesseln, die ihn reizen ihnen nachzugehen, sie bald nach rechts, bald nach links in die Tiefe zu verfolgen; und wie viel von der geistigen Kraft und dem Fassungsvermögen seines Gedächtnisses verausgabt er so auf Dinge, die seitwärts oder jenseits vom Examen liegen und ihm dazu wenig nützen; während jener andere, den solch ein objektives Interesse wenig oder gar nicht bewegt, eher den ökonomischen Sinn hat sich das Ziel seines Strebens speziell für Examen-Zwecke zurechtzulegen, zu vereinfachen; dann schnurstracks darauf loszugehen und nicht ein Wort mehr sich einzuprägen, als was im Leitfaden steht, in der Vorlesung gesagt worden ist und unbedingt bei der Prüfung verlangt wird. Sein Endzweck ist das Zeugnis, das *Rechte* gibt.

Welch eine Kluft den Drill, die Dressurfähigkeit fürs Examen von jener Anlage trennt, die einen Menschen würdig macht, den Tempel der Wissenschaft zu betreten, das spricht *Karl Ernst v. Baer* in einer seiner Reden aus: „Man pflegt, sagt er, wenn jemand eine akademische Lehrtätigkeit beginnen will, in einer Prüfung sorgfältig den Umfang seines Wissens festzustellen. Man sollte lieber festzustellen suchen, ob er schon Nächte schlaflos verbracht hat, um über eine Frage ins klare zu kommen."

Was hat also seit 50 Jahren die Wissenschaft profitiert von den vielen tausenden sogen. „Jüngern der Wissenschaft" und ihrer Lernbegierde? Es ist immer dabei geblieben, daß sich lediglich viele eifrige Schüler herandrängten. Taugliche Lehrer, auch nur für die Mittelschulen, sind viel zu wenige aus ihnen hervorgegangen; noch weniger (im Verhältnis zum Bedarf) brauchbare Hochschullehrer und schließlich noch viel weniger selbständige Forscher und aufbauende Mehrer der Wissenschaft. Ist auf diese Frage

schon von den Studenten wenig erhebendes zu berichten, — wie trübselig sieht es nicht mit den tausenden von Studentinnen und ihren „wissenschaftlichen Leistungen" aus! Wie oft trifft da Emanuel Geibel's Wort zu: „Reiches Wissen macht sie frecher, kühnes Wollen herzekrank." — Jenen tausenden des einen und des andern Geschlechts war es darum zu tun, Stellen und Geld zu kriegen; an diesem Punkt endete ihr hochfliegendes, angeblich wissenschaftliches Streben, ohne bis jetzt auch nur dem brennenden Mangel an wissenschaftlichen Kräften abzuhelfen und den Bedarf der Heimat zu decken. Meist nur dort, wo auch die Wissenschaft goldne Berge versprach (etwa beim Chirurgen oder Therapeuten), dauerte der Eifer noch bis zur Professur. Für manche Gebiete bedeutet Zudrang zu den Universitäten einen Zudrang zum Staatsdienst — ein Zeichen, daß Handel und Wandel stocken.

Das Endergebnis der bisherigen Überlegung besteht darin, daß das einzige Motiv, das allein den Schulfluß vor dem Fleiße in jeder beliebigen andern Arbeit auszeichnet, ihn zu etwas edlerem, wertvollerem macht — an alle demjenigen fast gar keinen Anteil hat, was man in unsrem Lande das Bildungsbedürfnis des Volkes und sein „intelligentes Streben" nennt und hoffnungsfreudig begrüßt. Ein Lerntrieb jedoch, der fast nie sein eigentliches Ziel erreicht und seinen eigenen fortlaufenden Bedarf an Trägern der Wissenschaft nie deckt, vielmehr immer auf fremde Quellen angewiesen ist, muß kurzatmig und ungesund sein und verdient in solcher Ausdehnung überhaupt gar nicht gefördert zu werden.

Wenn hier als Beispiel Rußland genannt worden ist, so soll damit beileibe nicht behauptet werden, der moderne „Bildungstrieb" sei anderwärts, etwa in Deutschland, ein Gewächs von wesentlich edlerer Art. Nein, man beachte vielmehr, was ein kerndeutscher Mann, der als gründlicher Gelehrter, als Patriot und Dichter gleich hoch zu stellen ist (in seinen „Deutschen Schriften" 4. Aufl. 1903 S. 94) über diesen Punkt sagt: „Der deutschen Nation ist der Maßstab abhanden gekommen, mit welchem sie wirkliche Bildung messen könnte. Was besitzen denn sogar die meisten Studierten unsres Volkes, unsre Juristen, Ärzte, Verwaltungsbeamten, Abgeordneten an Bildung, wenn sie sich Bildung von den Wochenblättern und der Unterhaltungsliteratur gleich gekaut in den Mund

spucken lassen können, ohne Ekel zu empfinden? Wenn sie nicht einsehen, daß es genau ebenso unanständig ist, Bildung ohne Arbeit in einem Museum zu erlesen, wie es unanständig ist, Vermögen ohne Arbeit auf der Börse zu erspielen? Wird denn ein Marmorblock dadurch zur Bildsäule, daß man ihn unter die Dachtraufe stellt?" — So spricht Paul de Legarde.

Man spricht ja, besonders im westlichen Europa, auch schon viel von geistiger Überproduktion, was wahrlich nicht eine übermäßige Produktion hoher Geister heißen kann, sondern etwa darin sich zeigt, daß mancher, der einmal Polytechniker gewesen, froh ist als Kondukteur des Tramway angestellt zu werden, daß manche, die eine Töchterschule besucht hat, später froh ist als Köchin ihr Brot zu finden. Und das bedeutet dann, daß in dem durch ökonomische Lebensgesetze geregelten Betriebe des sozialen Daseins, wo es keine Sentimentalität gibt, ein bischen sogen. „Geistesbildung" noch keinen hohen Marktpreis erzielt.

Trotz aller Hoffnungsfreudigkeit läßt sich daher dieser Gattung von Bildungsstreben, wie wir es um uns sehen, auch kein günstiges Horoskop für die Zukunft stellen. Denn weil jeder richtige Satz auch die Verallgemeinerung vertragen muß, ist Folgendes festzuhalten: Zeigt sich eine bestimmte, richtig beobachtete soziale Lebenserscheinung fähig, resp. unfähig Werte für die Kultur zu schaffen, so muß sie, — wenn sie ihren Charakter nicht ändert, — auf beliebig lange Zeiträume ausgedehnt, fortfahren, ceteris paribus, fähig resp. unfähig zu sein zur Erzeugung solcher Werte, die den Zeiträumen dann proportional sind. Hieraus ergibt sich für den gegebenen Fall, daß unsre jetzige Gattung von Bildungsstreben, selbst auf Jahrtausende ausgedehnt, keine merklichen Werte zum Besten des Gesamtschatzes der Kultur zustande bringen wird.

Wählt man als Beispiel für die Betrachtung nicht Rußland, sondern ein anderes Land, etwa Deutschland oder Italien, so sind die zutage tretenden Symptome von denen in Rußland dem Grade nach sehr verschieden, der Art nach aber wenig, d. h. die wissenschaftliche Produktivität steht dort wohl auf höherer Stufe; die Antriebe, die den Schulfleiß zustande bringen, sind indessen in unsrem Zeitalter überall einigermaßen dieselben.

Auch die Geschichte überliefert uns ja die Kunde von gewissen Epochen und Ländern, wo ein ungewöhnlicher, ja fast

unnatürlicher Zudrang stattfand zu den Schulen oder zu den Personen, die als öffentliche Lehrer auftraten. Niemals aber werden gerade aus denselben Epochen und Ländern ungewöhnliche wissenschaftliche Leistungen berichtet. Vielmehr scheint es, als ob zu den Zeiten wirklichen Kulturfortschritts sich um verhältnismäßig viele, ausgezeichnete Lehrer nicht zahlreiche, aber auserwählte Schüler geschaart haben. Ein solches Bild empfangen wir von der hellenischen Kultur einer gewissen Zeit, und zwar nicht bloß aus Attika; und die kraftvolle Schilderung Benvenuto Cellinis zeichnet aus der glanzvollsten Periode der italienischen Renaissance ein ganz ähnliches Gemälde.

Ein Resultat der Untersuchung wie dasjenige, zu dem wir gelangt sind, mag manchen Protest hervorrufen. Denn wenn es besagt, daß von all unsrer heutigen Aufklärungsbegeisterung und dem sog. „Drange zum Licht" mehr als neun Zehntel Trug und Schwindel ist; daß keiner, der nicht sicher ist, aus wirklichem, reinem Interesse an der Sache und Triebe zur Wissenschaft fleißig zu sein, jemals auch nur in der stillen Vorstellung auf den herabsehen darf, der zu andrer, etwa bloß körperlicher Arbeit seine Kräfte benutzt, — so wird man uns wahrscheinlich in bündiger Weise darüber belehren, daß das Bildungsstreben unsrer Zeit doch schließlich geistiges Streben sei und jedenfalls geistige Tätigkeit so sicher höher zu stellen sei als die körperliche, wie überhaupt das Geistige vor dem Körperlichen den Vorzug verdient.

Nun, für solche wohlgemeinte, aber übel angebrachte, weil gänzlich hohle Phrasen, wie die obigen, ist es charakteristisch, daß man am eifrigsten in materialistischen, sozialdemokratischen Kreisen mit ihnen um sich wirft; dort ist es eine façon de parler, das Geistige über den Körper zu stellen. Weshalb? das weiß niemand. Denn woher soll der Körper schlechter sein als der Geist? Das Streben ist ein Willensvorgang, also immer etwas Psychisches (nicht Körperliches): ganz gleicherweise, ob das Streben auf das Zersägen eines Balkens oder auf das Erlernen der französischen Grammatik gerichtet ist. — Es ist also ein Nonsens, das eine Streben dem andern, wie etwas seinem Wesen nach verschiedenen, entgegenzusetzen. Ob eine Tätigkeit in ihrer Äußerung geistig oder körperlich ist, das hat nicht den geringsten Einfluß auf ihren Wert, weil dieser lediglich von der Absicht abhängt und von

dem Ziele, das erreicht wird. Die einfachste materielle, d. h. aus Muskelkontraktionen allein bestehende Handlung kann eine Heldentat sein; und eine mit dem Aufgebot des subtilsten Scharfsinns vollzogene, also sog. geistige Tätigkeit kann etwas total schlechtes sein. — Wir verstehen es daher, wenn in einer der schönsten Perioden Griechenlands der fromme Dichter Pindar gerade die körperlichen Leistungen im Ringkampf und Wettlauf als etwas so überaus herrliches, ruhmreiches preist, und wenn unsre Gymnasien nicht von geistiger, sondern von körperlicher Tätigkeit einst ihren Namen bekommen haben.

Von der körperlichen Tätigkeit läßt sich eben die edle oder gemeine Absicht, in der sie unternommen wird und die ihren Wert oder Unwert ausmacht, viel leichter absondern, als von der sog. geistigen Tätigkeit; und doch hält man diese dem einfachen Volke vor, als etwas an sich vortreffliches, wie von einem Nimbus umgebenes. Überhaupt waren zu Pindars Zeiten die alten Griechen noch nicht von unsern verdrehten Ideen über das „intelligente Streben" infiziert.

Wenn unbezweifelbare Tatsachen bewiesen haben, ein wie kleiner Teil des sich überall unsern Augen aufdringenden Schulfleißes von der allein echten, aus dem Interesse an der Sache entspringenden Art ist, so müssen als die wichtigste Frucht dieser Erkenntnis die daraus zu ziehenden praktisch-moralischen Konsequenzen angesehen werden. Sie werden darin bestehen, daß das Verhältnis der Bevölkerung zu dem flutenden Gedränge der unsre Stadt durchziehenden Schüler, Studenten und Studentinnen sich richtiger gestaltet, daß man aufhört von der „Aufklärungsbewegung im Volke", von dem „Ringen nach Intelligenz und Bildung" und dem „Drange nach Licht und Wahrheit" mit Ehrfurcht zu sprechen, die künftigen Stellenjäger und Advokaten fast wie Heilige zu betrachten. Auch die Beziehung der Ungelehrten zu unsern sog. Gebildeten muß dann anders werden und besonders das Verhältnis der Kinder zu den Eltern, die jetzt nur zu oft ihre Sprößlinge, kaum daß sie das Gymnasium oder die Universität bezogen haben, für höhere Wesen ansehen und sich vor ihrer Weisheit verneigen.

Wenn jetzt ein Geschäftsmann oder Handwerker nicht genug verdient und mit seiner Familie darben muß, so bedauert man

ihn, sagt aber: er hätte doch selbst vorher zusehen müssen, ob er bei dem, was er anfing, hätte durchkommen können. Heißt's dagegen, daß Studenten oder Studentinnen „darben", oder ihre Vorlesungen nicht bezahlt haben, dann kommt's der Gesellschaft so vor, als läge in solchen Zuständen eine unverzeihliche Versündigung an der hohen, hehren Wissenschaft selber. In Wirklichkeit läßt sich dieser Not ja sehr leicht steuern: der Handwerker oder Geschäftsmann mußte etwas unternehmen, um sich und seine Familie zu unterhalten; der Student dagegen, der sich leichtsinnigerweise auf die Universität begeben hat ohne Mittel und Aussicht auf solche, soll wissen, daß an Feldarbeitern überall Mangel ist und daß er sich unter ihnen im Schweiße seines Angesichts viel ehrlicher sein Brot verdient, als wenn er an der Universität nach Almosen lungert. In der Regel ist die Hilfe, die die Gesellschaft leistet, fast an jedem andern Orte besser angebracht, als bei der studierenden Jugend, die eben oft auf fremde Kosten leben will, indem sie sich aus eigenem Willen eine Tätigkeit gewählt hat, die jetzt noch nichts einbringt. Es ist doch nur natürlich, daß, wer auf künftigen großen Vorteil spekuliert, auch das Risiko auf sich nimmt, nach dem bekannten Satze: „Periculum ejus esse debet cujus commodum est."

Wollen wir uns also immerhin über den Fleiß unsrer Schüler freuen, aber nur so, wie über den jedes andern Arbeiters, der seine Pflicht tut: nicht aber in dem Wahne, als seien die Schüler und Studenten besondere Idealisten, Vertreter einer neuen, besseren Generation, der gegenüber die Vergangenheit materiell gesinnt war, — einer Generation, die nur in ihrem goldenen Streben nach der himmelshohen Wahrheit von den stumpfen, egoistischen Alten nicht immer verstanden wird, — einer Generation, die ganz besondere Kräfte, aber auch ganz besondere Rechte mitbringt. Um eines angeblichen Dranges zum Lichte willen soll dabei nun gar jede moralische Laxheit* an den Vertretern

*) Wie weit in dieser Hinsicht die moralische Begriffsverwirrung geht, konnte man aus der „liberalen" Presse Rußlands damals entnehmen, als ihr in den Jahren 1905 und 1906 zeitweilig fast völlige Freiheit gegönnt wurde und sie die Sprache redete, die wir auch heute sofort wieder von ihr zu hören bekämen, wenn nicht das Preßgesetz sie im Zaume hielte. Da waren z. B. wieder einmal in der Stadt Romny zwei Gymnasiallehrern dafür, daß sie gewagt hatten Schülern die Note 2 (d. h. „ungenügend") zu stellen, Bomben unter die

der „neuen Aera" geduldet werden. Nein! Wo der Fleiß wirklich einmal der echte Trieb zur Wissenschaft war, ist er höchst erfreulich

---

Fenster gelegt worden, die auch in beiden Fällen nachts explodierten, so daß nur infolge von Zufälligkeiten die Lehrer nicht getötet worden waren. Die erste Bombe galt dem Lehrer der französischen Sprache Tix, und bald darauf die zweite, in der Nacht vom 2. auf den 3. Mai, dem Mathematiklehrer Rossoptonski. Nun erschien am 5. Mai 1906 in der Romnyer Zeitung „Shiwoje Slowo" („das lebendige Wort") ein mit „B" unterzeichneter Artikel über diese Bombenaffairen, in welchem erklärt wird: daß den Lehrern Bomben hingelegt werden, sei „ein rasender Hilferuf gegen die Ungeheuerlichkeit und Untauglichkeit unsres Erziehungswesens." Darauf werden wir weiter belehrt: „Aber kann man denn wegen einer einzigen Note „2" einem Menschen das Leben nehmen?" sagen uns die Blinden. — Ach, ihr schwachherzigen Leutchen! die Mücke bemerkt ihr, aber den Elephanten wollt ihr nicht beachten. Um einen Menschen tut es euch leid, der in seiner geistigen Kurzsichtigkeit und Beschränktheit dabei beharrt, den alten, in den Kot gestürzten Göttern zu dienen, und der, dank der Zähigkeit dieses Kultus unter „den Mächtigen dieser Welt", alles erstickt und tötet, was lebend und jung ist, was voll ist von Lebenskraft und Energie, was jeder Lüge und Verstellung abhold ist; und einzig und allein deshalb erstickt er es, weil es jung ist. Ihr meint, eine „2" sei nichts so besonderes, man könne mit ihr weiterleben? Das stimmt denn doch nicht! Immer fortgesetzte „Zweien" ziehen nach sich, daß man das zweite Jahr in der Klasse bleibt, und hindern schließlich das Abzeichen des gebildeten Menschen, das Prüfungsattest zu bekommen und man verkommt. Und wofür bekommt er die „2"? Ihr sagt, weil er seine Aufgaben nicht gewußt hat? — Nein! sondern weil der junge, forschbegierige Geist zum Lichte, zur Wahrheit hinstrebt; er will die splitternackte Wahrheit haben, ohne daß sie verfärbt und beschnitten wird von eifrigen Lehrern, Schulkuratoren ꝛc.; diese aber möge der Herr umbringen. Und jetzt, wo der Abbruch der alten Stützen unsres Lebens erfolgt, wo alles von dem neuen Kunde gibt, wo alles von Interesse am Leben strotzt, stellt unsre Schule nach alter Art die Note „2" wegen jener toten, keinem Menschen mehr nötigen Kadaver, an denen unsre Urgroßväter schon gelernt haben." — — Auf welche Weise die beiden, in ihrer Verstocktheit hängenswürdigen Lehrer es angefangen hatten, in zwei so abgelebten und unnötigen „Kadavern", will sagen Fächern, wie die Mathematik und die französische Sprache sind, die splitternackte Wahrheit zu verfärben und zu beschneiden, wird von der Romnyer Zeitung „Shiwoje Slowo" nicht erklärt; dafür schließt aber der Artikel mit der Folgerung: „So bedeutet also die Bombe den Protest einer jungen, lebendigen Seele gegen jene unbarmherzigen ehernen Fesseln, die unsre erstorbene, weit hinter dem Leben zurückgebliebene Schule immer noch nicht lösen will. Es ist die Explosion des Unwillens eines jungen Herzens, dessen Geduld erschöpft war. Möge das Platzen dieser Bombe wiederhallen in den Ohren und Herzen unsrer Väter; mögen sie begreifen, daß sie mit ihrem Zaudern an allem schuld sind! Schließlich muß doch jemand begreifen, daß es die allergrößte Scheußlichkeit ist, den Altar zur Folterkammer, den Priester zum Henker der jungen Seele zu machen, — eine Scheußlichkeit, die nur mit dem Leben solcher Henker gesühnt wird." - Zeitungsartikel, die in diesem „Geiste" geschrieben waren, konnte man damals jeden Tag eine Menge lesen.

und der Förderung wert. Aber da das so selten vorkommt, und da es so schwierig ist, über den Charakter des Strebens abzuurteilen, bevor etwas geleistet worden, so möge es heißen: Hic Rhodus, hic salta! und die Lorbeerkronen sollen nicht im voraus auf Kredit verabfolgt werden.

Einiges aus den Anfängen des Lettischen Theaters.

Erinnerungen

von

Adolf Allunan.

(Fortsetzung.)

Übersetzung seitens des Verf. vorbehalten.

Der „Baltijas wehstnesis" hatte ja anfangs mit kaum überwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn ein Leserkreis Gebildeter, für den er geschrieben wurde, war eigentlich noch gar nicht vorhanden. Der alte Dihrik tat ja alles mögliche, um sein Blatt über Wasser zu halten, allein ihm fehlte es an den nötigen Mitteln. Da hielt es denn der Rigasche lettische Verein für seine Pflicht, den „wehstnesis", der ja auch tatsächlich das Organ der jungen Gesellschaft war, in der Art zu unterstützen, daß die wissenschaftliche Kommission Dihrik mit einer gewissen, nicht sehr bedeutenden Summe subventionierte, letzterer aber so in den Stand gesetzt war, seinen Mitarbeitern kleine Honorare im Betrage von 10—80 Rbl. zukommen zu lassen. Selbstverständlich waren ja auch die Mittel der Kommission höchst bescheidene. Doch nur zu bald sollte Dihrik auch dieser geringen Unterstützung von befreundeter Seite verlustig gehen: immer häufiger und häufiger wurden Stimmen laut, die sich gegen einen solchen Modus der Verwendung von Vereinsgeldern aussprachen, immer lebhafter und eindringlicher wies man darauf hin, daß die wissenschaftliche Kommission ganz andere Aufgaben zu erfüllen habe, als bloß Ammendienste beim „Baltijas wehstnesis" zu übernehmen. Einem solchen Ansturm aber mußte die „Wissenschaftliche" bald nachgeben: der „Baltijas wehstnesis" war wieder auf sich selbst angewiesen.

Während wir noch voller guter Hoffnungen waren für das künftige Wohlergehn der jungen Bühne, traf den lettischen Verein wie ein Blitz aus heiterem Himmel der Befehl des livländischen Herrn Gouverneurs, das Theater zu schließen, da es sich herausgestellt habe, daß in den Statuten der Gesellschaft von keinen Vorstellungen, geschweige denn von Theatervorstellungen die Rede sei. Nun erst lernten wir einsehen, wie glücklich und sorgenlos wir in den Tag hineingelebt hatten! Natürlich war jetzt guter Rat teuer. Man war eben im Begriff, für den Beginn der Saison 1871/72 die nötigen Vorbereitungen zu treffen; bis zur Erlangung aufgebesserter Statuten, in denen auch das Theater vorgesehen war, konnte noch viel Dünawasser ins Meer fließen und daher bedurfte es raschen Handelns. Der Rig. lett. Wohltätigkeitsverein hatte sich in seinen Statuten das Recht reserviert, Theatervorstellungen zu veranstalten. Mit dieser Gesellschaft wurde nun eine Vereinbarung getroffen, die sie fernerhin zu der Leiterin der Bühne machte, und zwar unter Belassung meiner Person in der früheren Stellung.

Anfangs hielt ja dieser Notverband der geschlagenen Wunde ganz gut, da es aber nur zu bald zwei Wirte in einem Hause gab, so blieben Zwist und Meinungsdifferenzen nicht aus und noch eher, als es sich voraussehen ließ, ging der ganze Freundschaftsbund aus dem Leim. Ich mußte mein Bündel schnüren und während am Himmel ein blutrotes Nordlicht leuchtete, wie ich es später so herrlich nie mehr gesehen habe, kehrte ich am 24. Januar 1872 Riga den Rücken, zunächst um mich zur Feier des Geburtstages meiner innig geliebten Mutter nach Mitau zu begeben. Hier drang nun mein Vater in mich, das Gewehr nicht feige ins Korn zu werfen, sondern auszuharren, fest und unerschütterlich wie ein Soldat auf dem Posten, die Zeiten würden ja wieder bessere werden und dergleichen mehr. Zunächst aber sollte ich es mit Theateraufführungen in Mitau versuchen, wo diesen keine Hindernisse in den Weg gelegt werden würden. Das letztere traf freilich zu, allein wie ich mein ganzes Leben hindurch ein sehr schlechter Rechenmeister gewesen bin, so war ich das in meiner Jugend erst recht.

Das Mitausche Stadttheater befand sich damals im Besitz einer Familie Meurer Nachkommen des Meyer, der in

Gemeinschaft mit Koch und unter Vietinghoff nach Riga gekommen war, um die artistische Leitung im neuerbauten Theater der „Musse" an der Königstraße zu übernehmen. Meurers hatten nun das Mitauer Theatergebäude auf eine längere Reihe von Jahren dem Rigaer Stadttheater verpachtet und an dieses hatte sich jeder zu wenden, der in Mitau Aufführungen zu veranstalten gedachte. Die Herren Rigenser schraubten aber die Mieten für das Mitauer Theater arg in die Höhe, fast auf das Dreifache der Summen, die man in früheren Jahren für das Lokal gezahlt hatte. Dazu kam noch, daß ich mein Personal aus Riga nehmen mußte, Reise, Beköstigung und Logis für dasselbe aus eigenen Mitteln zu bestreiten hatte, und da schließlich noch die Tageskosten im Mitauer Theater ganz horrende waren — wenigstens für jene Zeiten —, so endeten meine Unternehmungen in Mitau nur zu bald mit einem beträchtlichen Defizit. Den Thespiskarren hätte man daher im Sumpf sitzen lassen müssen, hätten sich nicht in Riga kapitalkräftige Leute gefunden, die die Veranstaltung von Theateraufführungen in Mitau für eigene Rechnung übernahmen, mir bloß die Beschaffung des Personals und die artistische Leitung der Veranstaltungen überlassend. Daß ich nun aber erst recht vom Regen in die Traufe geraten war, davon sollte mich die nächste Zukunft nur zu bald überzeugen. Denn da meine Verbündeten keinen idealen Zielen nachgingen, es ihnen im Gegenteil schließlich doch nur darum zu tun war „gute Geschäfte" zu machen, knauserten sie an allen Ecken und Enden. Zunächst fiel die Beköstigung und das Logis meines Rigaer Theaterpersonals in den Mitauer Hotels so miserabel aus, daß es zwischen meinen Geldmännern und mir beständig zu unliebsamen Auftritten kam. Dann aber versuchten sie billige, aber unbrauchbare Orchester zu beschaffen, oder weigerten sich gar die allernotwendigsten Requisiten zu bezahlen und dergl. mehr. Doch die prächtigste Überraschung blieb mir noch zum Schluß aufgespart. Ich sage absichtlich „zum Schluß", denn nachdem sich der weiter unten zu schildernde Streich abgespielt hatte, sah ich denn doch ein, daß ein weiteres Zusammenwirken mit Leuten von dem Schlage meiner Portemonnaiemänner schließlich ganz unmöglich war. Wir trennten uns also. Und wenn wir auch als Menschen auseinandergingen — „auf Wiedersehen" sagten wir doch nicht. Das kam aber so.

Etwa bis zur Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war ein Obrist Baron Klebeck Polizeimeister in Mitau, ein alter Herr mit schneeweißem Haupt und Bart, und obgleich mein Beruf mich während meiner ganzen langen Lebensdauer mit vielen brummigen, aber auch mit so manchem jovialen, freundlich entgegenkommenden Polizeigewaltigen in Berührung gebracht hat, entsinne ich mich doch nicht, es je mit einem Chef der Polizei zu tun gehabt zu haben, der von so bestrickender Liebenswürdigkeit und Gemütlichkeit war, wie der alte Baron Klebeck. Es hatte fast den Anschein, als ob der Herr Obrist darauf ausging, der ganzen Stadt gefällig sein zu können.

Nun hatten wir da — es mag wohl im Herbst des Jahres 1872 gewesen sein — im Mitauer Stadttheater zwei aufeinanderfolgende Vorstellungen, an einem Sonnabend und Sonntage. Mein damaliger Finanzrat, ein Kaufmann M. P. aus Riga, hatte, um ja sicher zu gehen, seine Logenschließer aus der Metropole Livlands mitgebracht, — 10—12 handfeste Rigasche Dienstleute, denen Mitau, seine Einwohner und Verhältnisse vollständig fremd waren und denen M. P. begreiflich gemacht hatte, auf seinen leisesten Wink und jeder seiner Anordnungen sofort Folge zu leisten.

Seit Olims Zeiten war für den Mitauschen Polizeimeister und dessen Angehörige im Stadttheater die der Bühne zunächst gelegene Parterre-Loge Nr. 1 reserviert. Selbstverständlich benutzte auch Baron Klebeck diese Loge. Kaum hatte er nun am Sonnabend in Begleitung der Seinigen die Plätze im Theater eingenommen, als auch schon etwas ganz Unerhörtes passierte. Mein Associe M. P. hatte nämlich einige seiner Rigaschen Dienstleute in die Loge des Polizeimeisters geschickt und um dessen Billete bitten lassen. Selbstverstädlich erklärte Baron Klebeck, daß er als Chef der örtlichen Polizei keiner Einlaßkarten bedürfe, worauf der hinzugeeilte M. P. kategorisch behauptet hatte, daß wenn er, M. P., die Mitausche Polizei bezahle, er auch von letzterer verlangen dürfe, daß sie ihm gegenüber ihren Verpflichtungen nachkomme. — Einschaltend muß hier bemerkt werden, daß für die im Theater Dejour habenden unteren Polizeicharchen drei Rubel pro Abend zu entrichten waren, die in irgend eine Unterstützungskasse flossen.

Und ohne auch nur ein Wort zu erwidern, hatte der Polizeimeister sich der Anordnung des Rigaschen Flegels und seiner Horde gefügt und mit seiner Familie das Theatergebäude verlassen, — ruhig und ohne Aufsehen zu erregen, obgleich wohl ein jeder andere Polizeichef in einem ähnlichen Falle mit dem ungehobelten Schlingel ganz anders umgesprungen wäre. So ganz unglaublich weit ging die Güte und Friedensliebe dieses ausgezeichneten Mannes!

Den ganzen Abend schauspielerisch auf der Bühne beschäftigt, erfuhr ich erst im zweiten oder dritten Akt von dem Vorgefallenen. Ein Gefühl großer Unbehaglichkeit bemächtigte sich meiner. Segelte doch das ganze Unternehmen unter meiner Flagge, und da die Affichen von mir unterzeichnet waren, hatte ich selbstverständlich auch alle Unannehmlichkeiten, die mir das Theater etwa einbrachte, auszubaden. Und daß ein gewaltiger Sturm meiner harrte, glaubte ich schon aus der unheimlichen Ruhe schließen zu müssen, mit der Klebeck das Theater verlassen hatte. Der mußte — so kalkulierte ich — jedenfalls ein heftiges Aufbrausen folgen.

Indessen verlief der Abend ruhig. Als wir aber am Sonntag früh eben unsere Proben begonnen hatten, fand sich ein Polizeibeamter auf der Bühne ein, der mich zum Herrn Obrist und zwar in dessen Privatwohnung beschied. Ich solle eilen, fügte der Beamte hinzu, da die Angelegenheit recht dringend sei.

„Wir sehen Sie niemals wieder!" rief mir einer meiner Minen in komischem Pathos nach, als ich meinen schweren Gang antrat.

Angenehm war es, daß sich die Wohnung des Polizeimeisters in nächster Nähe des Theaters befand — dicht neben der Wassermühle am Markt. Klopfenden Herzens zog ich die Glocke. Klebeck öffnete mir persönlich. Er hatte sich in einen langen grauen Morgenrock gehüllt und schmauchte aus einer langen Pfeife — ein Urbild vollendeter Gemütlichkeit.

„Nun", sagte er in ruhigem Tone, mich freundlich ansehend, „Sie werden ja wohl schon gehört haben, was mir gestern im Theater begegnete."

Stammelnd begann ich mit meinen Entschuldigungen. Ich wäre ja auch ohne seine Aufforderung gekommen, sagte ich, um ihn der gestrigen Ungezogenheiten wegen um Verzeihung zu bitten.

Aber man hätte mir — der gute alte Herr möge mir noch im Grabe die Notlüge verzeihen — aus Riga einen ungewandten, plumpen Kassierer mitgegeben, der einzig und allein an dem bedauernswerten Ereignis schuld sei, das ich verwünsche und das mich veranlassen wird, in Zukunft dem Treiben des Herrn M. P. mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden und was dergleichen schöne Dinge mehr waren.

Abermals traf mich ein freundlicher Blick aus Klebecks Augen. — „Sehen Sie", begann er dann ungefähr, „es soll mich freuen, wenn Sie ausverkaufte Häuser haben und gerne will ich in solchen Fällen auf meine Loge verzichten, nur müssen Sie mich Ihre Absicht, meine Plätze im Theater weiter abzugeben, frühzeitiger wissen lassen, damit es mir nicht wie gestern ergeht. Ja, ich bin sogar davon überzeugt, daß auch der Herr Gouverneur Ihnen seine Loge überlassen wird, wenn ich ihn darum bitten würde. Wenn aber Ihr Herr Kassirer sich in Zukunft noch einmal einfallen lassen sollte, unverschämt zu sein, ohne daß Sie mich zuvor um meine Loge gebeten hätten, so mag er sich selbst die Folgen seines Betragens zuschreiben.

Baron Klebeck sprach die letzten Worte mit erhobener Hand und drohenden Blicken, die doch so seltsam mit der beständigen Milde in seinen Gesichtszügen kontrastierten.

Nachdem ich mich nochmals entschuldigt hatte, bat ich den Herrn Polizeimeister, mir dadurch, daß er am Abend nicht im Theater fehle, den Beweis zu liefern, daß er vergessen und vergeben habe.

„Nun gerne", sagte er lächelnd, indem er mir zum Abschied die Hand reichte, „aber wer bürgt mir dafür, daß ich nicht wieder hinausgewiesen werde?"

„Ich, Herr Baron, natürlich ich", tönte es nun auch lachend von meinen Lippen, und froh, so billigen Kaufes davongekommen zu sein, begab ich mich zur Probe zurück.

Nun deckt auch ihn, den allverehrten Polizeimeister, schon längst der kühle Rasen. Aber in den Herzen der dankbaren Mitauer wird die Erinnerung an diesen wahren Edelmann vom alten Schlage noch lange fortleben. —

Unterdessen ging es im Rigaschen lettischen Theater drunter und drüber und von einem Fortbestehen der Bühne konnte im

eigentlichen Sinne des Wortes gar nicht mehr die Rede sein. Im April 1872, also zu Ende der Saison, hatte ja der lettische Verein wieder die Berechtigung erlangt, seine Theatervorstellungen fortsetzen zu dürfen; allein zu Beginn der Saison 1872/73 waren schon Bühne und Saal der ersten ständigen russischen Schauspielertruppe in Riga unter Leitung eines Herrn Iwanow vermietet, die, nebenbei bemerkt, sehr gute Kräfte besaß. Ich kam ja allerdings wieder nach Riga zurück und übernahm wie früher die Regie im lettischen Theater, allein nur zu bald sollte ich mich von der Unmöglichkeit überzeugen, unter den obwaltenden Verhältnissen etwas Nennenswertes schaffen zu können, denn der Verein, mit dem es in pekuniärer Beziehung leider nicht zum besten stand und der sich daher großer Einschränkungen befleißigen mußte, war gezwungen für das Einfließen möglichst vieler Mieten zu sorgen. Das russische Theater spielte 4—5 Mal und auch noch öfter in der Woche und so stand denn die Bühne uns nur sehr selten zur Verfügung, zu Proben konnten wir aber so gut wie gar nicht mehr gelangen, weil der Saal eben fast allabendlich besetzt war. Mit Aufführungen dagegen, die ganz unvorbereitet vor die Rampe geschoben werden müssen, spielt man sich das Publikum bekanntlich nach und nach aus dem Hause. Davon konnten wir uns denn auch in der Folge genügend überzeugen. Es kam im lettischen Verein nur noch selten zu Theateraufführungen, deren sich das Publikum mit der Zeit schon entwöhnt zu haben schien. Aber eingedenk der Mahnung meines Vaters, das Gewehr nicht feige ins Korn zu werfen, versuchte ich es auf eine andere, wie ich annehmen durfte, weit nützlichere Art für die Idee der Begründung eines lettischen Theaters zu propagandieren, indem ich in Gemeinschaft mit meinen besten Kräften, oder ab und zu auch allein Theaterfahrten in die kleineren Städte und aufs Land unternahm, um dem Publikum das Beste, was damals auf dramatischem Felde zu haben war, bieten und es so für später in Riga zu erwartende bessere Genüsse vorbereiten und empfänglicher machen zu können. Noch heute bin ich davon überzeugt, daß diese Reisen dem lettischen Theater weit mehr und erfolgreicher den Boden geebnet haben, als wenn unsere Bühne in Riga allein tätig gewesen wäre.

Wir gingen also ab und zu auf Reisen, während auf der

lettischen Bühne außer der russischen Truppe später auch eine jüdische wirkte, in der Folge aber jeder Vorstellungen veranstalten konnte, dem es gelang den Saal an einem unbesetzten Sonntage zu ergattern. Das waren die traurigsten und — gerade heraus gesagt — beschämendsten Zeiten, die das lettische Theater je erlebt hat. Innere Zerwürfnisse im Vereinsleben und die bedrängte pekuniäre Lage des jungen Instituts schufen einen Zustand, der schwer erträglich war, und ich schäme mich nicht zu gestehen, daß als die, die mir im Leben am nächsten stand, bittere Tränen ob eines solchen Treibens weinte, auch mein Auge feucht wurde.

Das waren böse Zeiten und um sie nur einigermaßen charakterisieren zu können, sei hier nur zweier Vorfälle gedacht.

Ein Vorschüler des Rigaschen Polytechnikums — diese höhere Lehranstalt war damals mit einer Vorschule verbunden — Eugen P. mietete sich den Saal des lettischen Vereins für eine Theateraufführung, übersetzte in — nicht übertrieben — 14 Tagen Schillers „Kabale und Liebe" unter dem Titel „Wiltiba un mihlestiba" ins Lettische, führte das Drama mit einem von der Straße aufgelesenen Gesindel auf und verschwand für einige Zeit spurlos, als man ihn zu häufig an die Bezahlung der rückständigen Saalmiete erinnerte.

Nebenbei bemerkt, hatte es dieser Eugen P., so viel mir bekannt, nie bis zum Eintritt ins Polytechnikum gebracht. Trotzdem kehrte er nach einer verhältnismäßig kurzen Reihe von Jahren als „Professor", irre ich nicht, „der vergleichenden Sprachen an der Universität Peking" nach Riga zurück, wo er chinesische Götzen und ähnliche hübsche Sachen Sammlern von altertümlichen Dingen zum Kauf anbot, mit einem, später aus Riga mit Hinterlassung kolossaler Schulden verschwundenen Rechtsanwalt St. ein verschwenderisches, ausschweifendes Leben führte und schließlich so frühzeitig zu einem besseren Leben einging, daß Neugierige nicht einmal in Erfahrung bringen konnten, woher eigentlich all die Raritäten des geheimnisvollen Mannes stammten.

Eine hervorragende Person im Zentrum des lettischen Vereins war der damalige Buchdruckereibesitzer Stahlberg, der sich sehr wohl der Rolle, die er spielte, bewußt war. Das machte ihn oft hochmütig und anmaßend und veranlaßte ihn noch außerdem, sich zuweilen an Unternehmen zu wagen, denen er nicht im geringsten

gewachsen war. So hatte er u. a. auch von ihm angefertigte Übersetzungen von Schillers „Wallensteins Lager" und Byrons „Manfred" drucken lassen, Unternehmungen, die, trotzdem sie von geübterer Hand korrigiert waren, dennoch sehr mittelmäßige Arbeiten blieben. Als Stahlberg sich von dem Niedergang des so jungen Kunstinstituts genügend überzeugt hatte, erachtete er den geeigneten Moment für gekommen, sich in der herrischen Rolle eines Retters in der Not zu zeigen, — kurz, er kam auf die unglückselige Idee, den von ihm übersetzten Byronschen „Manfred" aufzuführen, und um den Skandal vollständig zu machen, beschloß er, der sich noch nie auf der Bühne versucht hatte, in der Titelrolle aufzutreten!! Alle mir zu Gebote stehende Beredsamkeit aufbietend, versuchte ich es mit allen Mitteln, Stahlberg von seinem unheilvollen Vorhaben abzuhalten, — allein vergebens; selbst mein Hinweis darauf, daß er mit seinem „Manfred" das gesamte Lettentum bis auf die Knochen blamieren würde und unsere eigenen Waffen Leuten aus jenen deutschen Kreisen in die Hand drücken würde, die keineswegs wohlwollend auf uns blickten, verfingen nicht. Stahlberg war kalt und unerschütterlich in seinem Vorsatz, dessen Ausführung ihm von einer höheren Macht eingegeben zu sein schien. War er doch felsenfest davon überzeugt, eine große Tat zu vollbringen und dem Verein einen in seinen Folgen ganz unberechenbaren Dienst zu leisten!

Nun wollte es der blinde Zufall, daß genau um dieselbe Zeit Rudolf Genée, Deutschlands bedeutendster Rezitator, nach Riga kam, und noch ein anderer Zufall hatte den Gast veranlaßt, einen Tag vor der Aufführung des Stahlbergschen „Manfred" im lettischen Verein, Byrons „Manfred" im Saale der Schwarzhäupter zu lesen. Was ich aber mit Bangen vorausgesehen hatte, traf leider auch ein: Genée hatte es sich nicht nehmen lassen, sich die Aufführung des lettischen „Manfred" persönlich anzusehen.

Es wird kaum nötig sein zu erwähnen, daß unter aller Kanone „gespielt" wurde. Ganz abgesehen davon, daß „Manfred" überhaupt zu den unaufführbaren Stücken gezählt wird, ist er ohne Kürzungen seiner vielen ellenlangen Monologe auf der Bühne gar nicht denkbar. Um aber den Zuschauern den Genuß nur ja nicht zu schmälern, hatte Stahlberg kein Wort in der Dichtung

gestrichen. Und nun stand er da, eine geradezu jammervolle Figur in Falten werfenden, schmutzigen Tricots, angetan mit einem einer Maskenverleihanstalt entnommenen Phantasiekostüm, in einem einzigen leiernden Ton und unter grundfalscher Betonung seine Rolle mechanisch herplappernd, unterstützt von „Mimen" die alle ohne Ausnahme die Feier ihres ersten Debuts begingen und dementsprechend mehr oder weniger zitterten und gänzlich unverständliches Zeug flüsterten. Ich entsinne mich tatsächlich nicht, je in meinem Leben etwas so Erbärmliches gesehen zu haben, wie diese „Manfred"-Vorstellung es war. Als man aber erst Genée, diesen zu seiner Zeit gewiß bedeutenden Mann, so inmitten unseres Publikums erblickte, überkam mich ein Gefühl, das sich nur schwer schildern läßt: mein ganzer innerer Haß wandte sich jenen Leuten auf der Bühne zu, die uns unerbittlich in den Augen unsrer zahlreichen, in Gesellschaft von Genée erschienenen Gäste deutscher Nationalität lächerlich zu machen suchten. Mir war es, als ob der Boden unter mir langsam wich, mechanisch schloß ich die Augen und mit einer unerschütterlichen Sicherheit fühlte ich, daß dies erbärmliche Possenspiel noch ein trauriges Nachspiel für uns Letten haben müsse.

Leider hatte ich mich nicht geirrt. Denn kaum hatte Genée seine Tournee durch die Ostseeprovinzen Rußlands beendet und war wieder nach Deutschland heimgekehrt, als er auch schon in einem Fachjournal — ich entsinne mich nicht mehr, in welchem — einen Artikel „Manfred an der Düna" veröffentlichte, in welchem in einer für uns Letten sehr wenig schmeichelhaften Weise die Stahlbergsche „Manfred"-Aufführung im lettischen Verein behandelt wurde. Genée war ja zu entschuldigen: ihm waren die hiesigen Verhältnisse unbekannt und er urteilte nach dem, was er gesehen hatte, von dieser schmachvollen Aufführung auf die geringe Entwicklung und die mangelhaften Fähigkeiten des gesamten lettischen Volkes schließend. Daß aber auch G. Keuchel den „Manfred an der Düna" ohne welche Randbemerkungen in seiner „Zeitung für Stadt und Land" abdruckte, fand ich gerade nicht schön. Ich ließ ja freilich in demselben Blatt aufklärende Erläuterungen zur „Manfred"-Aufführung erscheinen, aber da die Redaktion entschieden Partei für Genée nahm, lernte ich einsehen, einen Kampf gegen Windmühlenflügel unternommen zu haben.

Dank den Albernheiten eines einzigen Stahlberg war unser Volk weit hinaus über die Grenzen seines engeren Vaterlandes in den Augen aller Nichtletten gründlich lächerlich gemacht worden.

Obgleich ja noch immer Vorstellungen vom Personal des lettischen Theaters und unter meiner Leitung auf der Vereinsbühne stattfanden, so wollte doch kein Unternehmen so recht prosperieren, da die oben geschilderten Wirren im Vereinsleben der Pflege unserer jungen Kunst sehr wenig günstig waren. Ein so unermüdlicher Förderer des Theaters, wie Baumann es tatsächlich war, vermochte er als Vereinspräses doch nicht die aufeinanderplatzenden Geister in Raison zu halten, er war eben zu schwach und auch zu gut, um die Vereinszügel straffer anzuziehen. So hinterließ denn auch die Tätigkeit des Theaters bis ungefähr zum Jahre 1874 keine bleibenden Spuren. Mehr von Bedeutung waren, wie gesagt, die von mir in Gemeinschaft mit dem Personal unternommenen Reisen, bei welchen ich unseren Besuchern alles zu bieten bemüht war, was den Aufführungen nur irgend wie eine möglichste Vollkommenheit verleihen konnte. So z. B. nahm ich auf allen meinen Fahrten die Ullrichsche Musikkapelle mit, die damals das einzige leistungsfähige Orchester in Livland war. Aber wie belastete diese Musik meinen Etat! Und da es zu jenen Zeiten bei uns keine Eisenbahnen gab, mußten die Reisen mit Postpferden unternommen werden, die die Fahrten entsetzlich verteuerten. Dazu gesellten sich noch die enormen Hotelrechnungen; denn da ich es nie fertig bekommen konnte, beim Absteigen in einem Gasthause mich erst mit dem Wirten der Preise wegen zu einigen, wurde ich fast überall arg übervorteilt. Das Resultat war schließlich das, daß ich mir gelegentlich dieser Theaterfahrten, die mich zum Auftreten auf primitiven, jedem Zuge ausgesetzten Bühnen zwangen, wie sie ja vor nun beinahe 40 Jahren garnicht anders sein konnten, einen Rheumatismus holte, der mich noch jetzt oft monatelang erbarmungslos aufs Lager streckt. Das war aber auch Alles, was mir diese Reisen einbrachten, — abgesehen natürlich von einer ganzen Serie von Unannehmlichkeiten. So z. B. mußte ich auf meiner ersten Durchreise durch Wolmar, wo ich erst gelegentlich meiner Rückfahrt Vorstellungen hatte, beim dortigen Ordnungsrichter v. V. die Erlaubnis für in Rujen zu veranstaltende Aufführungen einholen. Nun erklärte mir aber

Herr v. V., ihm ſei mein Anliegen ein ſo neues, befremdendes, daß er mir ſeine Einwilligung verſagen müſſe, weil er befürchte, meine Reiſe ſtände mit irgend einem mir vom Rigaſchen lettiſchen Verein erteilten Auftrag politiſchen Charakters in Zuſammenhang!! Es blieb mir alſo nichts anderes übrig, als mich per Depeſche beim Livländiſchen Gouverneur Baron Uexküll über den Wolmarſchen Herrn Ordnungsrichter zu beſchweren, worauf noch nachts 12 Uhr — da in Wolmar kein „Nachtdienſt“ eingeführt war, erwartete ich die Antwort des Herrn Gouverneurs in der Dienſtwohnung des überaus liebenswürdigen örtlichen Poſtmeiſters Theodor Zöpffel — folgende Dienſtentſcheidung eintraf: „Von der Oberpreßverwaltung genehmigte Stücke können überall gegeben werden, wozu es meiner Erlaubnis — (um die ich telegraphiſch nachgeſucht hatte) — nicht bedarf.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Feldzug in Kurland 1812.

Von

Dr. **Ernst Seraphim.**

Der Feldzug von 1812 in Kurland ist von militärischer Seite, sowohl von russischem wie von preußischem und französischem Standpunkt aus wiederholt dargestellt worden. Eine uns besonders naheliegende Episode, die Verbrennung der Vorstädte von Riga in der Nacht des 12./24. Juli ist oft, zuletzt recht ausführlich von Oberlehrer C. Mettig 1901 in der Düna-Zeitung erzählt worden. Von französischen Quellen sei der Memoiren des Marschalls Macdonald gedacht. In militärisch mustergültiger Weise behandelt den Feldzug das Heft 24 der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des preußischen Großen Generalstabs. In der Kriegsgeschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert des kgl. preußischen Generaloberſten Colmar Freiherrn v. d. Goltz* wird der Feldzug in Kurland eingehend dargestellt und kritisch beleuchtet. Dazu gesellen sich Memoiren preußischer Offiziere, so Magnus von Eberhardt's „Aus Preußens schwerer Zeit" und die soeben von H. v. Schöler herausgegebenen Aufzeichnungen des Lieutenants Julius von Hartwich im Leib-Grenadier-Regiment.

Auf Grund obigen Materials ist hier der Versuch gemacht worden, eine kurze Zusammenfassung zu geben, bei der die von Lieutenant von Hartwich überkommenen Memoiren willkommene Gelegenheit zu kulturgeschichtlichen Streiflichtern auf das damalige Kurland und zu einigen charakteristischen persönlichen Beobachtungen und Schilderungen gegeben haben.

*) Verlag von Georg Bondi, Berlin.

Dem weiteren Laienpublikum ist der Feldzug selbst eine terra incognita. Und doch sollte dem nicht so sein. Ist er doch, seit 1710 die Kanonen vor Riga gedonnert haben, der einzige Krieg, den unsere Heimat im Verlauf von bald zweihundert Jahren gesehen hat. Er war ferner das erste und letzte Zusammentreffen preußischer und russischer Waffen seit dem siebenjährigen Kriege. Er war endlich die Vorbereitung der durch Scharnhorst, Clausewitz und deren Genossen nach dem Zusammenbruch von Jena und Auerstedt reorganisierten preußischen Armee zu dem glorreichen Befreiungskampf gegen die Napoleonische Zwingherrschaft. „Es war, heißt es im preußischen Generalstabswerk, gewissermaßen die Armee selbst in ihrer neuen Einteilung und Ausbildung, die dort ihre erste Feuerprobe nach schwerer Unglückszeit siegreich bestand. Das gesunkene Selbstgefühl hob sich, verwischt wurden die schmerzlichen Erinnerungen des letzten Krieges, die kriegerischen Tugenden des Volkes lebten wieder auf. Das Lagerleben, ein aufreibender, mit steten Gefechten verbundener Vorpostendienst, Entbehrungen aller Art bildeten eine vortreffliche Schule, die infolge der eigenartigen Zusammensetzung der Truppen dem ganzen Heere für die folgenden großen Kämpfe zugute kam. Männer wie York, Kleist, Horn gaben ein leuchtendes Beispiel hoher Pflichttreue, indem sie, entgegen ihren innersten Empfindungen, nur dem Befehl des Königs gehorchend, ihr bestes Können in den Dienst des eigentlichen Feindes stellten. Selbst Vorbilder strengen Gehorsams und ritterlicher Tapferkeit, wußten sie das Vertrauen der Truppen und ihrer Führerschaft zu wecken und zu befestigen. Wie glänzend sollte sich diese schon in dem nächsten Jahre erweisen!"

* * *

Für den Feldzug des preußischen Korps, das ursprünglich militärisch selbständig stehen und operieren sollte, von Napoleon aber in Nichtachtung der Konvention als 17 Division dem X. Korps unter Macdonald, Herzog von Tarent, unterstellt wurde, kam der zwischen Ostsee, dem Rigaschen Meerbusen, der Festung Dünamünde und der Wilja gelegene Nordabschnitt mit der Düna als Ostgrenze in Betracht. Er bildete ein hügeliches, mit Wäldern und Sümpfen bedecktes Gelände, durchflossen von zahlreichen

Flüssen und Bächen, die sich teils ins Meer, teils in die kurländische Aa ergießen. Nördlich von Schaulen flacht sich das Land nach der unteren Düna zu ab.

Für eine größere Armee bot das Land nur wenig Hilfsmittel, „nur hin und wieder — schreibt ein junger preußischer Offizier in sein Tagebuch — traf man auf elende Ortschaften, die kaum den Namen von Dörfern, geschweige von Städten verdienten, indem sie aus niedrigen, mit Stroh bedeckten Hütten von Holz bestanden, die sich durch Armut, Unordnung und Schmutz gleich auszeichneten." Eine Oase bildeten in Kurland die Landgüter, Pastorate und leidlich gehaltenen Krüge. Die Wege waren schlecht, über die Moräste führten nur Knüppelstämme, größere Lasten wurden in der Regel nur im Winter auf Schlitten bewegt.

Den Preußen war für ihre Operationen in erster Reihe die Mitau durchströmende und bei Dünamünde in die Düna fließende kurländische Aa mit ihren Nebenflüssen von Wichtigkeit, in zweiter Reihe die Düna, die an der obern kurländischen Grenze ca. 250 Schritte breit, bei Riga sich auf über 800 Schritte und zur Mündung zu noch mehr erweiterte.

Das preußische Hilfskorps war aus Truppenteilen der ganzen Armee zusammengesetzt und bestand aus 14,000 Mann Fußvolk, 4000 Reitern und 60 Geschützen mit 2000 Mann Bedienung. Oberbefehlshaber war auf Napoleons Wunsch der General der Infanterie v. Grawert geworden, dem jedoch Friedrich Wilhelm III. noch einen zweiten Oberbefehlshaber in dem Generallieutenant von York zur Seite gesetzt hatte, der sich seines besonderen Vertrauens erfreute. Die Infanterie unterstand dem Generalmajor von Kleist, die Kavallerie Generallieutenant von Massenbach, die Artillerie Major v. Schmidt. Chef des Generalstabes war Oberst von Röder. Mit der 7. Division Grandjean zusammen bildeten sie das X. Armeekorps. Beide Divisionen überschritten am 1. Juli bei Tilsit-Tauroggen die russische Grenze und zogen auf verschiedenen Marschrouten durch Litauen langsam nordwärts.

Die dem Macdonaldschen Korps zufallende Aufgabe lag in den Verhältnissen offen begründet: er sollte die linke Flanke der Großen, nach Rußland eindringenden Armee sichern und die zum Schutz Petersburgs nördlich der Düna stehende russische Westarmee unter Wittgenstein festhalten und später mit dem Oudinotschen

Korps gemeinsam gegen sie zur Offensive vorgehen und wenn möglich gegen Petersburg vorstoßen. Vorbedingung für diese weitgehenden Pläne war die Einschließung und Eroberung von Riga, wo der Kriegsgouverneur von Essen, dem als Generalstabschef der frühere preußische Major von Tiedemann zur Seite stand, nur über knappe 15,000 unausgebildete Soldaten (Rekruten und Depottruppen) verfügte und auch die Festungswerke, obwohl verbessert, einer ernstlichen Belagerung nicht hätten Stand halten können. Riga hätte in preußisch-französischem Besitz vortreffliches Winterquartier und die natürliche Operationsbasis gegen Wittgenstein abgegeben. Sein Verlust hätte in moralischer Hinsicht einen großen Eindruck gemacht und wäre namentlich auch in der Hinsicht bedeutsam gewesen, als Riga damals der einzige Hafen war, der mit England Handel trieb und der von Napoleon verfügten Kontinentalsperre trotzte. Welcher Triumph für Napoleon, diesen Hafen in seiner Hand zu wissen! Wäre man mit kühnem Wagemut in Eilmärschen auf Riga losgegangen, es wäre höchst wahrscheinlich, trotz der kleinen englischen Flotte unter Admiral Martin, die in der Ostsee kreuzte, geglückt die Festung zu überrumpeln. Statt dessen erging sich Macdonald in ängstlichen Maßnahmen gegen einen Feind, der garnicht da war und gab Essen in Riga Zeit sich vorzubereiten. Vergeblich hatte der Kaiser ihm am 9. Juli aus Wilna vorgeschrieben schnell zu handeln, erst eine zweite Weisung Napoleons, er möge die Aufmerksamkeit der bei Riga stehenden Russen auf sich ziehen, da er zwischen dem 18. bis 20. Juli eine Schlacht an der obern Düna erwarte, bewog Macdonald am 16. Juli den Vormarsch durch Litauen in verstärktem Tempo aufzunehmen und die Richtung auf das kleine kurländische Städtchen Bauske zu nehmen. Am 18. besetzte die Avantgarde der Division Grandjean das Städtchen, schwenkte dann aber auf Friedrichsstadt und Jakobstadt an der obern Düna ab, während allein die Preußen den Befehl erhielten durch Kurland auf Riga zu marschieren und es von der Südseite zu zernieren, ein Plan, dessen Zwecklosigkeit auf der Hand lag, da eine solche teilweise Einschließung niemals zur Kapitulation des mit der See in Verkehr bleibenden und im Norden unbelagerten Festung führen konnte. Es war zudem nicht einmal die ganze preußische Truppenmacht, die gegen Riga dirigiert wurde, da Generallieutenant von York

mit einer Abteilung und Geschütz in Memel geblieben war, von wo er auf Macdonalds Befehl ein Detachement unter Oberst Jürgaß nach Mitau, eins unter Major von Reuß nach Libau vorschob, wo die englische Flotte vor dem Hafen kreuzte. Bei dem auf Libau vorgehenden Truppenkörper befand sich auch der oben erwähnte Lieutenant von Hartwich, dessen anschaulichen Tagebuchaufzeichnungen wir amüsante Mitteilungen über das Stillleben der Stadt und über ein blutiges Renkontre im Hafen verdanken.* Über Polangen, die heilige Aa, Rutzau ging es „fort unausgesetzt durch Wälder, wo öde Fichten mit herrlichen Tannen und Buchen (!) abwechselten"; weiter über Niederbartau, das damals einem Herrn von Funk gehörte, einem Onkel des Kommandeurs des zur Abteilung gehörenden Füsilier-Bataillons Nr. 7, der alle gastfrei aufnahm; dann an der Ostseeküste bis Libau, wo man am 20. Juli 5 Uhr Nachmittags anlangte.

Charakteristisch für das noch immer lebendige Andenken an die Schwedenzeit ist v. Hartwichs Eintragung: „Die grausige Tradition von den Zügen des Königs Karl XII. von Schweden hatte den Einwohnern eine große Angst vor dem Feinde eingeflößt; als sich aber diese als durchaus unnötig erwiesen hatte, wurden wir sehr freundlich aufgenommen, und die Damen waren besonders bemüht, uns ihre Dankbarkeit für die Schonung der Stadt zu beweisen. Ich erhielt mein Quartier bei dem Apotheker Hoheisel. Libau ist ein ebenso hübsches wie reiches Städtchen von etwa 9000 Einwohnern, an der Ostsee, mit einem schönen Hafen, den der Ausfluß des Libauer Sees bildet. Die Häuser sind meist ganz aus Holz gebaut, aber dennoch sehr schön verziert; die Fenster sind mit Spiegelglas geschmückt, die Bänke vor den Türen mit grüner und roter Ölfarbe gestrichen Die Stadt hat fünf Kirchen und eine Synagoge. Die Hauptkirche ist lutherisch und liegt im schönsten Teil der Stadt; sie ist in neuerem Geschmack gebaut, das Schiff ist weiß gehalten mit goldener Dekoration. Es ist die schönste Kirche, die ich bisher gesehen habe." — Nach der Schilderung eines blutigen Zusammenstoßes mit einem eng-

*) 1812. Der Feldzug in Kurland. Nach den Tagebüchern und Briefen des Lieutenants Julius v. Hartwich, damals im Leib-Grenadier-Regiment, jetzigen Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. (1. Brandenburgsches Nr. 8). Zusammengestellt von Rüdiger und Schoeler. — [Berlin von R. Eisenschmidt.]

lischen Kutter, der in der Annahme, die Stadt sei von Truppen entblößt, von den auf der Rhede liegenden drei Fregatten in den Hafen gekommen war, heißt es an andrer Stelle: „Wir badeten bis zum 8. August viel im Hafen, der etwa 80 Schritte breit sein mag. Er wird links und rechts durch eine etwa 20 Fuß breite, mit großen Steinen gefüllte und beschwerte Mole eingeschlossen, die ungefähr 1500 Schritt auf beiden Seiten so weit fortläuft, bis die See zwölf Klafter tief ist, wodurch das Versanden des Hafens verhindert und den Schiffen zugleich das Fahrwasser angezeigt wird. Am 3. August wurde auf der Hauptwacht des Königs Geburtstag gefeiert. Um 9 Uhr versammelte sich das Korps auf dem Markte und ging von da in die schöne Kirche, wo nach einem „Herr Gott, Dich loben wir" der Brigadeprediger Schulz eine auf die Feier passende Predigt hielt. Dann marschierten wir nach dem Strande, wo der Major von Reuß uns musterte und wir bei einer dreifachen Salve aus dem Geschütz und Gewehren dem König ein Lebehoch darbrachten. Nachher bezog ich die Hauptwacht und illuminierte diese mittels eines Transparents mit dem königlichen Namenszug am Abend."

Hartwich fiel die Tracht der kurischen Bauerweiber auf, die ja noch heute im Rutzauschen und Niederbartauschen getragen wird und er notiert über die Silber- oder Messingschnalle, mit der die Weiber ihren togaähnlichen Mantel an der Schulter zusammenhalten: „Die Schnalle ist genau von derselben Form als die Fibeln, die sich in den Urnen der wendischen Gräber unsrer Dome häufig finden", — eine überaus interessante Beobachtung!

Kulturhistorisch nicht unwichtig ist Hartwichs Schilderung der Physionomie der Landschaft: die Höfe der Fronbauern, ab und zu ein imposantes Schloß des weit umher gebietenden Grundherrn, dabei eine Kirche, die Pfarrei und einige zerstreute Wohnungen für die von dem Gutsherrn abhängigen, wenn nicht leibeigenen Familien, Schuhmacher, Schmidt, Handarbeiter — „sehr arm, aber wohlgenährt, fröhlich und gegen Höhere tief untertänig."

Hartwig rühmt — recht im Gegensatz zu dem 6 oder 7 Jahre früher mit den wilden Humschen Husaren in Libau hausenden jungen von Löwenstern* — die große Sittenreinheit der Be-

*) Mit Graf Pahlens Reiterei gegen Napoleon. Aufzeichnungen von [redacted]. v. Löwenstern. Verlag von Mittler & Sohn, Berlin.

wohner Libaus und als deren Folge eine ihn überraschende Unbefangenheit, die unter den jungen Leuten beiderlei Geschlechts in den gebildeten Ständen herrscht. „Es war ganz in der Ordnung, erzählt er, daß junge Leute einige ihrer bekannten Damen zum Bade an die See führten, sich an der Düne von ihnen trennten, sie nach dem Damenplatze entlassend, selbst nach dem Herrenplatze gehend, badeten und auf dieselbe Weise heimkehrten. Nun denke man sich aber nicht etwa gebaute Verschläge oder Badekarren, oder Aufsicht an den Plätzen, auch keine Bezeichnung derselben, nein, den lieben offenen Strand, an dem etwa 800 Schritt von einander die beiden Plätze sich befanden, wo seit langen Jahren hier die Frauen, dort die Männer badeten. Nur das Gesetz der Sitte schützte die Frauen vor jedem hinter der Düne heraufschleichenden Beschauer, während es strenger Strafgesetze gegen unsere Füsiliere bedurfte, um Ärgernissen vorzubeugen; sie wurden aber glücklich vermieden."

Auf Befehl Macdonalds wurde in Libau eine allgemeine Entwaffnung durchgeführt. Dieser fielen auch die beiden Bürgergarden zum Opfer: die blaue Garde zu Pferde und die grüne Garde. „Die zierlichen Säbel der blauen Garde in Messingscheiden mit Bügelkorb, augenscheinlich nach dem Modell der französischen Chasseursäbel gefertigt, reichten gerade aus, um die Offiziere der beiden preußischen Bataillone zu egalisieren, und wurden zu dem Zwecke verteilt."

Am 8. März rückten die Preußen, die Ordre erhalten hatten zu dem Hauptkorps zu stoßen, nach Mitau aus. Der Marsch ging nach zärtlichem Abschied vom hübschen Lieschen, der Schwägerin seines Wirtes, über Durben, Rudbahren, Schrunden, Frauenburg, Bächhof, Grenzhof, Doblen. Am 13. August erreichten sie Mitau.

* * *

Während dieser idyllischen Wochen in Libau waren die preußischen Hauptkräfte unter Grawert auf dem Anmarsche gegen Riga. Macdonald war nach Friedrichstadt und Jakobstadt mit der Division Grandjean gezogen, später verlegte er sein Hauptquartier, um der Großen Armee näher zu sein, sogar nach Dünaburg.

Die Russen waren nun keineswegs gewillt, den preußischen Anmarsch auf Riga ohne Gegenaktion hinzunehmen, vielmehr hatte der Gouverneur v. Essen General Weljaminow und dann General von Löwis über Mitau bis gegen Eckau, die Schnittfläche der Straßen Ponjewesh-Bauske-Riga und Mitau-Friedrichstadt, vorgeschoben, etwa 6000 Mann mit 10 Geschützen. Grawert griff die im Flußwinkel der Eckau stehenden Russen mit etwa gleicher Truppenzahl, aber dreifacher Überlegenheit an Artillerie am 19. Juli mit vollständigem Erfolge an: er nahm mehrere hundert gefangen, ferner eine Fahne und drei Munitionswagen; die Russen verloren mehrere hundert Tote und Verwundet, während die preußischen Einbußen sehr gering waren. Das Treffen war vor allem von Bedeutung als erste Waffenprobe der erneuten Armee, die die Prüfung gut bestanden hatte. Generaloberst v. d. Goltz faßt das in folgende Sätze zusammen: „Das Mißverhältnis bei der Einbuße auf dem Gefechtsfelde sprach deutlich dafür, daß ihre jetzige Fechtweise durchaus zweckmäßig war. Dies gab der ganzen Armee Sicherheit und Vertrauen zu ihren neuen Lehren und Vorschriften. Das Infanteriereglement vom 15. Jan. 1812 enthielt in der Tat schon manche Elemente des modernen Gefechts, so auch die Grundlagen unsrer späteren Kompagniekolonnentaktik. Die Infanterie sollte im offenen oder durchschnittenen Gelände gegen zerstreute und geschlossene Truppen fechten können, und jeder abgesonderte Haufe, sei es Bataillon, Kompagnie oder Zug, in seinen verschiedenen Gliedern das Mittel für beide Fechtarten besitzen."

Macdonald, erfreut über den Erfolg bei Eckau, befahl Grawert den Feind zu verfolgen, der Mitau aufgebend, auch Dahlenkirchen räumte, als die Vorhut der Preußen heranrückte, und auf Riga zurückging. Grawert schlug sein Quartier in Olai, halben Wegs zwischen Mitau und Riga auf, welch erstere Stadt der Marschall zum Hauptstapelplatz für das preußische Korps bestimmt hatte. Die Nachricht von dem Anmarsch der Preußen, die Furcht vor einer Beschießung riefen in Riga eine Panik hervor, deren Folge der übereilte Befehl Essens zum Niederbrennen der Vorstädte am 12./24. Juli war. Die Furcht war um so unberechtigter, als der Belagerungspark eben damals erst in Danzig zusammengezogen wurde und Macdonald mit der

Division Grandjean untätig in Dünaburg lag. Dort blieb er fast zwei Monate ohne sich zu rühren, obwohl ihn Napoleon wiederholt zum Überschreiten der Düna drängte, um Wittgenstein eine Schlacht zu liefern. Macdonald ließ sogar Oudinot, der auch gegen Wittgenstein operierte, ohne Unterstützung und verschuldete dessen zwischen dem 28. Juli und 2. August erfolgte Niederlage.

Während dessen standen die Preußen in einem großen Halbbogen von Schlock ihre Vorposten bis ans Meer vorschiebend, über Olai bis Dahlenkirchen an der Düna, auf diese Weise Riga von Süden erfolg- und zwecklos zernierend. Die Stellung war militärisch sehr übel, denn die Linie war zehn Meilen lang, dazu an vielen Stellen durch Wälder und Sümpfe unterbrochen, die Zahl der Truppen auch viel zu gering. Die Gefahr lag nahe, daß ein siegreicher Vorstoß der Russen auf eine Stellung den Rückzug der gesamten preußischen Armee zur Folge haben mußte, wollten die andern Teile nicht im Rücken erfaßt und vernichtet werden.

Die Russen hatten die verzettelte Situation natürlich gleich erkannt und handelten danach: nachdem sie am 5. August einen Vorstoß auf den linken preußischen Flügel bei Schlock gemacht hatten, drangen die Russen unter Loewis, unterstützt von englischen Kanonenboten auf der Aa, bis nach Kliwenhof und Wolgund bei Mitau vor. Aber Erfolg hatten sie auch diesmal nicht: Kleist warf sie in heftigem Gefecht unter starken Verlusten auf Riga zurück, wo sie am 8. August wieder anlangten.

Am 13. August trat ein einschneidender Wechsel im preußischen Oberkommando ein: an Stelle des schwer erkrankten Generals von Grawert trat York. Da er ohne Macdonalds Weisung nichts an der Gesamtdisposition ändern konnte, so ließ er die einzelnen Posten sich zu hartnäckiger Verteidigung einrichten und belebte den Vorpostenkrieg, den er zur Schulung aller seiner Truppen in zerstreutem Gefecht benutzte. Am 13. August war der Lieutenant von Hartwich auch in Mitau angelangt. „Obgleich die Stadt mehr schöne Häuser als Libau hat (verzeichnet er in das Tagebuch), so ist das Innere lange nicht so gefällig und der allgemeine Wohlstand nicht auf der gleichen Höhe wie in Libau.“ Mit einem Lieutenant von Goepfeld erhielt

er Quartier beim „Etatrat von Koschkull, einem lieben, alten Witwer.“ Das schöne Schloß, das noch festungsartig mit einem Wall umgeben ist und z. B. 200 Verwundete beherbergt, das Gymnasium, „ein sehr schöner Bau“, imponieren ihm. Amüsant ist, daß er auch eines bequemen Badehauses an der Aa gedenkt — einer Vorgängerin der jedem Mitauer wohl bekannten „großen Pumpe“ der Douchegesellschaft. — Am 15. August feierte der Generalintendant von Kurland, Mr. Chambaudoin, Napoleons Geburtstag mit einem splendiden Ball. „Vormittags, schreibt v. Hartwich, war ein Tedeum abgehalten worden und abends war die Stadt illuminiert, wobei das Schloß und das Gymnasium sich vorzüglich abhoben. Die Ballräumlichkeiten im Schloß waren feenhaft beleuchtet und die Erfrischungen kostbar und im Überfluß. 300 Flaschen Champagner wurden geleert, außerdem Madeira und Ungarwein in bedeutenden Mengen genossen und Medoc und andere französische Weine aus Biergläsern getrunken. Der Aufwand war königlich.“

Neun Tage später hatten die Preußen einen blutigen und verlustreichen Tag: General Löwis hatte nach dem unglücklichen Vorstoß gegen Wolgund-Kliewenhof-Mitau und in der Voraussicht, daß ein Angriff gegen das Zentrum der Preußen bei Olai von Beginn an völlig aussichtslos wäre, eine Überrumpelung des schwächsten Postens der Aufstellung, des rechten Flügels bei Dahlenkirchen in aller Stille ins Werk gesetzt. Oberst Horn, ein löwenmutiger Offizier, von dem Macdonald wohl bewundernd gesagt hatte, gegen Horn sei Bayard nur ein Poltron gewesen, hatte seine Truppen damals durch eine vorübergehende Entsendung einer fliegenden Kolonne nach Friedrichsstadt nicht unerheblich geschwächt, so daß er nur über 1500 Mann verfügte. Löwis griff ihn im Morgennebel mit weit überlegenen Truppen von zwei Seiten her an, und zwar längs der Rigaer Straße am Süduser der Düna gegen die Front und über die auf Felsenriffen durchwatbare Düna über die Insel Dahlen hinweg im Rücken. Die Russen hatten, wie ein preußischer Teilnehmer der Affaire, Kapitän von Schauroth, Hartwich erzählte, durch einen desertierten braunen Husaren Parole, Feldgeschrei und Losung bekommen, waren so durch die Vorposten, die sie niedermachten, bis an die Lager der drei vordersten Füsilierbataillone gelangt und stachen hier die Leute,

die noch im Hemde waren, nieder, nahmen sie gefangen, oder jagten sie in die Flucht. Nach hartnäckigem Widerstand zog Horn über Gange gegen die Hauptmacht bei Olai ab. Er hatte mehr als die Hälfte seiner Leute, nämlich 26 Offiziere und 775 Mann verloren. Dennoch gereichte dieser blutige Tag von Dahlenkirchen den Truppen zu hoher Ehre, da sie sich in verzweifelter Lage mit glänzender Tapferkeit geschlagen hatten. Einen dauernden Erfolg vermochten die Russen aus ihrem Siege nicht zu ziehen, denn als York, um die Schlappe auszuwetzen, Horn befahl Dahlenkirchen wieder zu besetzen, gab der Feind am 26. August die Stellung ohne Kampf auf und ging auf die Insel Dahlen zurück.

Weitere Aktionen gegen Riga freilich konnte York nicht planen, ehe nicht der für eine Belagerung notwendige große Geschützpark beisammen war, der eben damals bei Schloß Ruhenthal zwischen Mitau und Bauske einzutreffen begann. Ja, es lag die ernste Gefahr vor, daß die Russen von Riga aus den kühnen Gedanken zur Tat werden lassen könnten, durch einen energischen, mit allen verfügbaren Kräften unternommenen Angriff auf Ruhental die Zernierung zu durchbrechen und die zur Verteidigung des Belagerungsparks zusammengezogenen preußischen Truppen zu vernichten.

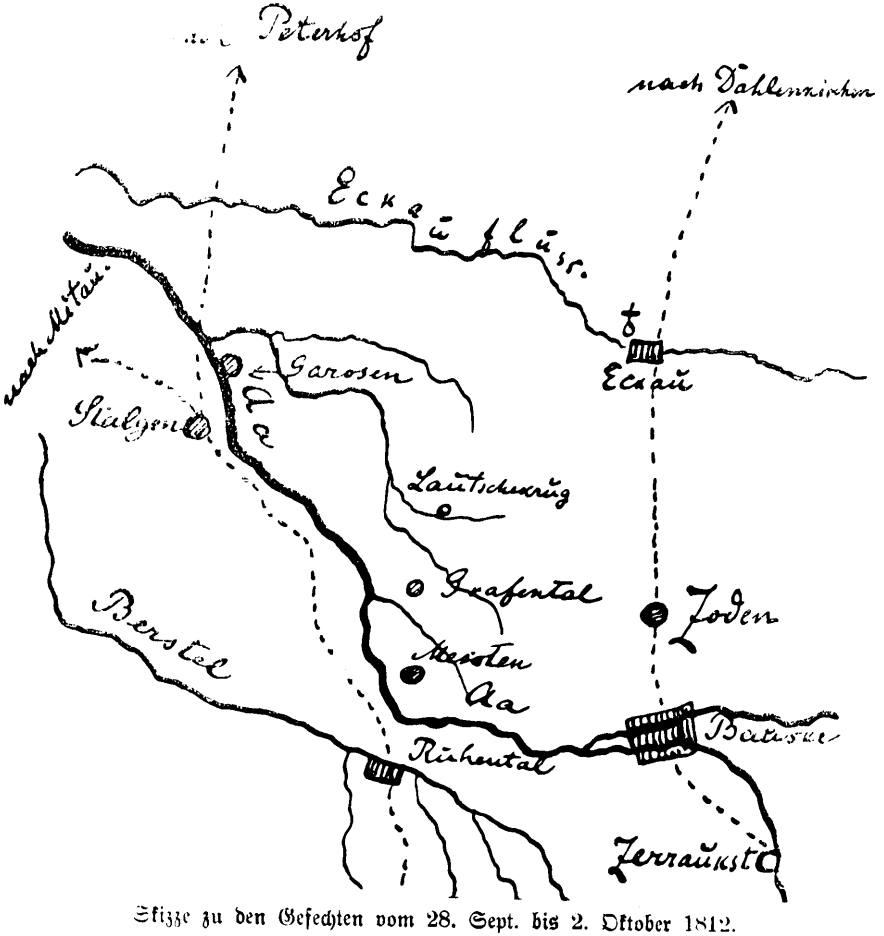
Um diesem gefährlichen Plan rechtzeitig zu begegnen, befahl York daher, unter starker Abgabe von Truppen aus Olai an Horn, Dahlenkirchen nur durch Beobachtungspikets zu besetzen, das Hauptquartier bei Tamoschna südlich auf dem Wege nach Eckau zu nehmen. Sollte ein Hauptvorstoß der Russen erfolgen, so sollten die Truppen alle über Eckau nach Ruhental zurückgehen, wohin York auch von der Division Grandjean im Falle der Gefahr von Westen Sukkurs heranziehen zu können hoffte.

Der entscheidende Schlag sollte in der Tat bald erfolgen: Am 23. September war in Riga nämlich zu Schiff aus Finnland das Korps des Grafen Steinheil, ca. 10,000 Mann, eingetroffen und mit ihm der Befehl Kaiser Alexanders, sofort die Zernierung von Riga zu durchbrechen und sich des feindlichen Belagerungsparks zu bemächtigen, ferner den Marschall Macdonald von einer Diversion gegen das 1. russische Korps unter Graf Wittgenstein abzuziehen. So wurde denn russischerseits ein Vorgehen auf der ganzen Linie beschlossen. Aber das-

selbe trug von Beginn an den Keim des Mißerfolgs in sich, da es zwischen Essen und Steinheil, dem der Kaiser, obwohl er im Dienst jünger war, den Oberbefehl anvertraut hatte, zu Konflikten kam. Essen dachte an einen Vorstoß gegen Mitau als den Sitz der französischen Behörden, Steinheil wollte den Ruhentaler Artilleriepark fortnehmen, und da keiner nachgab, so führte das zu einer Zersplitterung der Kräfte. In einem Kriegsrat einigte man sich schließlich dahin, unter Scheindiversionen gegen Schlock, Mitau und Olai, die Hauptarmee, 18,000 Mann Infanterie, 1300 Mann Reiterei und 23 Geschütze unter Löwis und Steinheil über Dahlenkirchen, Eckau auf Bauske vorstoßen zu lassen und den auf 130 Geschütze angewachsenen Artilleriepark aufzuheben.

Mit großer Energie handelte nun York. Er gab seine Stellung bei Olai auf, vereinigte sich durch einen Rechtsabmarsch auf Eckau mit Horn und rief Kleist von links, den Oberst Hünerbein von Friedrichstadt herbei. Am 28. September nahm er bei Schloß Ruhental Aufstellung, wo in der Morgenfrühe des 29. September auch Kleist eintraf und am selben Tage Hünerbein seinen Anmarsch auf Zerraukst südlich von Bauske signalisierte.

Die preußische Stellung war eine überaus ungünstige, und man begreift, daß Augenzeugen von höchst verdrießlicher Laune des Generals York berichten, in dessen Charakter es lag, vor der Entscheidung sich trüben Gedanken hinzugeben, die sich erst zerstreuten, wenn die gegenwärtige Gefahr seine großartigen militärischen Eigenschaften hervortreten ließ. Die Frage entstand: sollte York den Belagerungspark bei Ruhental, der ohne sein Verschulden in eine so gefährliche Lage gekommen war, verteidigen und das Korps einer Niederlage der feindlichen Übermacht aussetzen, oder seine Truppen dem Könige erhalten und den weniger ehrenvollen, aber vielleicht klugen Ausweg wählen, den Park seinem Schicksal zu überlassen und nach rechts zur Düna Anschluß an das X. Korps unter Macdonald zu suchen. Die Offiziere waren geteilter Meinung, bis der Rittmeister à la suite Graf Brandenburg mit kühner und entschiedener Beredsamkeit seine Meinung durchsetzte, daß die Waffenehre unter allen Umständen verlange, daß die Preußen sich bei Ruhental bis auf den letzten Mann schlügen. So wurde denn am 28. September um 9 Uhr abends in einem Kriegsrat im Kohlkruge, auf dem nördlichen Ufer



Skizze zu den Gefechten vom 28. Sept. bis 2. Oktober 1812.
(Schlacht bei Bauske.)

Ruhental gegenüber, die Vereinigung aller Truppen in Ruhental, also auf dem südlichen Aufer befohlen und in stockfinsterer Nacht ausgeführt. Das Korps nahm hinter einem tiefeingeschnittenen Bach zu beiden Seiten des Geschützparks Aufstellung, dessen Geschütze in einem gegen Mitau zu offenen Viereck aufgefahren waren: die 45 Zwölfpfünder waren an den drei Seiten gleichmäßig verteilt, die 25pfündigen Haubitzen standen in den Ecken und an den Hauptzügen. Die noch auf den Transportwagen befindlichen 25pfündigen Kanonen und schweren Mörser wurden als Barrikaden zwischen den übrigen Geschützen aufgestellt, die

Kugeln vor der Front und den Flanken des Vierecks niedergelegt und in dessen Mitte alle Artilleriefahrzeuge vereinigt — das Ganze wohl eine der merkwürdigsten Stellungen, die die Kriegsgeschichte kennt.

Am Morgen des 29. September freilich erkannte York, daß diese Position schwer zu halten sei: ringsum in der Nähe große Waldungen, namentlich nach Bauske zu, in der Mitte der alles hindernde Park, im Rücken, kaum 1000 Schritt zurück, zwei Scheunen, in denen 5000 Zentner Pulver lagen, in der Verlängerung des rechten Flügels ein mit Munition aller Art gefülltes Laboratorium.

Zu gleicher Zeit, als Kleist am 29. Sept. früh aus Mitau in Ruhental eintraf, kam Kunde vom Anmarsch des Feindes. Er hatte sich geteilt und marschierte in zwei Kolonnen heran, die eine auf Bauske, die andere auf Grafental, etwa eine Meile flußabwärts von Ruhental. Darauf beschloß York sofort bei Mesoten, etwa in der Nähe zwischen Ruhental und Grafental, über die Aa nordwärts auf den gegen Grafental anrückenden Feind vorzustoßen. „Mein längst gefaßter Entschluß, mich aus dieser peinlichen Lage durch einen kraftvollen Angriff auf den Feind zu ziehen, wurde unerschütterlich fest", heißt es in Yorks Gefechtbericht. Während Hünerbein Bauske besetzen und Janneret von Mesoten aus Steinheil beschäftigen sollten, der bei Zoden, einige Werst nördlich von Bauske, stehen geblieben war, wollte er bei Gräfental den Hauptschlag tun. Aber der Feind stand verzettelt an mehreren Punkten und zog sich, ohne sich einer eigentlichen Entscheidung auszusetzen, beim Kosakenkruge und bei Grafental von den Preußen scharf bedrängt, dem Lauf der Aa folgend auf Pastorat Sallgaln zurück, wohin ihm am 30. Sept. auf beiden Ufern der Aa die Preußen folgten. Am Abend vorher war an eine Verfolgung nicht zu denken gewesen: die bitterkalte Nacht, die nassen Kleider und die große Ermüdung stellten sich hindernd in den Weg, zudem hatte man 9 Offiziere und 250 Mann eingebüßt. Der Hauptzweck der Kämpfe war aber schon erreicht: bereits in der Nacht hatte der russische Oberkommandierende beschlossen, von weiteren Unternehmungen gegen den Artilleriepark abzustehen und hatte den allgemeinen Rückzug auf Garosen an der Aa, wo der Weg nach Peterhof-Riga abbiegt, befohlen.

Mit russischen Arrièretruppen, die beim Lautschekrug und bei Sallgaln den Abzug der Hauptarmee tapfer deckten, kam es am 30. September zu für die Russen verlustreichen Gefechten — sie büßten ca. 1400 Gefangene ein —, einer entscheidenden Niederlage entgingen sie aber, da York den Befehl zum Abbruch des Kampfes gab, weil ein zu ungestümes Vordrängen bei nicht genügender Information über die Stellung des Feindes den unseligen Belagerungspark in Gefahr hätte bringen können.

Als am andern Morgen (1. Oktober) die Verhältnisse sich dahin klärten, daß die Russen Eckau geräumt hatten und sowohl auf dem Wege nach Dahlenkirchen wie über den Garosekrug auf Riga zurückgingen, erhielten die Preußen bei Tagesanbruch den Befehl aufzubrechen. Das Gros sollte Mitau erreichen, eine kombinierte Kolonne unter Oberst von Jeanneret die russische Arrièregarde beim Garosekrug werfen und die Verfolgung auf der Rigaer Straße aufnehmen. Die Vorhut der Kolonne unter Jürgaß stieß mit dem an der Garose sich tapfer zur Wehr setzenden Feinde zusammen. Es kam zu einem erbitterten Ringen, bis das um 11 Uhr Vormittags eintreffende Gros unter Jeanneret den argbedrängten Jürgaß entsetzte. Aber erst als von Eckau her weitere Truppen unter Hünerbein herangezogen worden waren und gegen Abend den Russen in die linke Flanke fielen, gelang es den Preußen durch einen stürmischen Angriff auf der ganzen Linie über die Garose zu gehen und die Russen aus dem hartnäckig verteidigten Garosenkrug herauszuwerfen.

Das preußische Hauptkorps war unterdessen nach Mitau gelangt, das es von den Russen geräumt fand. Essen selbst hatte die hier konzentrierten 4000 Mann auf die Nachricht vom Mißerfolg der Steinheilschen Truppen nach Olai zurückgeführt. York traf nun weitere Maßregeln, um die beim Garosenkruge festgehaltenen Russen von der Rückzugslinie abzuschneiden. Raumer erhielt Befehl zur Garose aufzubrechen, Kleist auf Olai vorzustoßen. Doch diese Maßnahmen blieben ohne Erfolg: dank der glänzenden Verteidigung der Arrièregarde beim Garosenkrug hatte Steinheil die Hauptkräfte auf Riga zu in Sicherheit bringen können. Am 1. Oktober war er in Olai, am 2. zog er, von Essen gefolgt, wieder in Riga ein. Nur einige hundert Ermüdete fielen den Preußen in die Hände, die bei Peterhof Halt machten.

So war das russische Unternehmen gegen den Belagerungspark total mißlungen, trotzdem den 22,000 Russen nur 16,800 Preußen gegenübergestanden haben. Erstere verloren in den unter dem Namen der Schlacht bei Bauske zusammengefaßten Kämpfen vom 26. September bis 2. Oktober 4—5000 Mann, darunter allein 2500 Gefangene. Aber die preußischen Verluste waren schwer: sie betrugen 42 Offiziere, 81 Unteroffiziere und 1096 Mann. York selbst maß diesen Kämpfen auch politisch eine große Bedeutung bei: „Die Schlacht bei Bauske und die mit derselben verbundenen fünftägigen Gefechte waren, sagte er in einer späteren Denkschrift, für Preußens Politik von größter Wichtigkeit. Für mich waren sie von der größten Genugtuung, sie zwangen Napoleon, der mich haßte, zur Anerkennung, daß ich Soldat sei." Sie bildeten zugleich aber auch die letzten großen Kämpfe der Preußen gegen die Russen auf dem kurländischen Kriegsschauplatz. Zwar nahmen die Preußen allmählich wieder die alte Zernierungslinie vor Riga ein: York selbst in Peterhof-Olai, Horn in Dahlenkirchen, und an einzelnen Gefechten, gegenseitigen Überfällen und kleinen Zusammenstößen hat es im Oktober und November nicht gefehlt; namentlich seitdem an Essens Stelle Mitte September der Marquis Paulucci den Oberbefehl in Riga übernommen hatte, zeigten die Russen wieder größere Rührigkeit, aber größere kriegerische Operationen hörten auf, da die Grundbedingungen sich völlig verändert hatten. Das Steinheilsche Korps war nämlich, um die Scharte auszuwetzen, nicht mehr gegen York verwandt worden, sondern in Einmärschen auf dem rechten Dünaufer an den General Wittgenstein herangerückt, um mit diesem gemeinsam gegen H. Cyr zu operieren, der an des verwundeten Marschalls Oudinot Stelle den Oberbefehl über die französische Nordarmee übernommen hatte. Am 5. Oktober verließ er Riga, Macdonald aber, der York zu Hilfe geeilt und auf die Kunde von dessen Sieg nicht umgekehrt war, sondern mit der Division Bachelu sein Hauptquartier nach Stalgen (nicht weit von Garosen) an der Aa verlegt und selbst den Oberbefehl gegen Riga übernommen hatte, unterließ es seinen Kollegen von der drohenden russischen Gefahr zu benachrichtigen.

Die Wintermonate 1812 wurden für Yorks Truppen eine

vortreffliche Schule. Der Guerillakrieg, der an ihre Aufmerksamkeit und Kriegsbereitschaft die höchsten Anforderungen stellte, und die Unbilden des rauhen Winters bildeten ihre Tüchtigkeit immer weiter aus und knüpften das Band zwischen Offizieren und Mannschaften immer enger. Lieutenant v. Hartwich hat uns interessante Schilderungen dieses Lagerlebens in den Hütten, die man herstellte, gegeben: „Vier bis fünf Mann gruben ein etwa 3 Fuß tiefes Loch zur Lagerstelle aus, über dieser wurde dann aus Korngarben ein Dach gesetzt, hin und wieder war in einem Winkel der Grube aus Steinen ein Kamin gebaut. Den Tag über hausten wir Offiziere in einer Stube eines zum Pastorat (Eckau) gehörigen Seitengebäudes. Unsere Verpflegung war die tägliche Lieferung von 1 Pf. Fleisch, 10 Lot Grütze, die manchmal mit 8 Lot Reis wechselte, $1^1/_2$ Quart Branntwein und 2 Lot Salz. Von Fleisch und Branntwein erhielten die Leute nur die Hälfte der Offiziersportion. Geld fehlte uns fast sämtlich, weil wir bereits seit dem 1. August kein Gehalt mehr bekommen hatten, da die Durchzüge der großen befreundeten Armee durch Preußen alle Kassen erschöpft, ja selbst die Hilfsquellen der Provinz auf lange hinaus vernichtet hatten. Scheinbar war unser Befinden eben gar kein behagliches und doch wie froh sind wir in dem engen Nebenstübchen des Pastorats gewesen! Was der Scherz an geselligen Spielen erdenken kann, war hier gemütlich und heiter getrieben. Konzerte mit fingierten Instrumenten wurden aufgeführt, alle Art Schabernack und Neckerei getrieben, soweit gegenseitiges Wohlbehagen und allgemeiner Sinn der innigen Verbrüderung ihn zuließen."

Hier einige weitere charakteristische Auszüge: „Wenn es bei den Vorposten verdächtig war, wurde abends bei den Feuern gelagert unter unsern unverzagten, viel leidenden und entbehrenden braven Füsilieren, die gern von ihrem mühsam herangeschleppten Stroh dem Lieutenant ein weiches warmes Lager bereiteten, ihn damit bedeckten, ehe sie sich legten, die eigentlich die Last des Krieges trugen, ohne Aussicht für die Zukunft." „Die Gegend ist hier vollständig ausgesogen. Man würde gern einen Schinken bezahlen, aber den gibt es weit und breit nicht mehr, also wird Bullenfleisch wieder gegessen." — Zum 21. Oktober verzeichnet Hartwich: „Es trat eine sehr empfindliche Kälte ein und in der

Nacht schneite es zum ersten Mal, so daß uns am folgenden Tage die Pelze, die dem Bataillon geliefert wurden, sehr wohl taten. Die Pelze für die Leute waren größtenteils bereits von den Einwohnern getragen und sahen keineswegs einladend aus; der staubige Müllerpelz stand im Gliede neben dem geschwärzten des Schmiedes oder Teerbrenners, aber jeder war eine Wohltat. Wir Offiziere erhielten neue, sehr vollständige Schafpelze mit einer Kapuze, die wir über den Czako ziehen konnten. Ein verdächtiger Anblick solch ein Bataillon! Unförmige Gestalten in gegerbten Schaffellen, die Leute das Lederzeug und die Offiziere die Schärpe darüber." Am 27 Oktober, wo Hartwich beim Eckauschen Samsonkruge auf Vorposten stand, schreibt er: „Am Tage waren wir Offiziere im Kruge und die Leute im Pferdeschuppen untergebracht. Nachts lag alles am Wachtfeuer und in seinen großen Lieferungspelz gehüllt präsidierte auf einem Schemel sitzend unser würdiger Kapitän von Kesteloot, stocherte mit einem langen Stecken behaglich im Feuer und leitete die Erzählungen und Scherze, womit versucht wurde die Leute bei gutem Mute und froher Laune zu erhalten." Wie sehr das gelang, wie brav die Leute ihre Pflicht taten und nie murrten, davon gibt Hartwich immer wieder Belege. Am 29. Oktober hört man feindliches Gewehrfeuer: „Alles griff von selbst zu den Gewehren, und als wir vor die Tür traten, standen unsere wackern Jungens bereits in voller Ordnung. Der Feldwebel Sennecke hatte nie nötig, eine Rotte voll zum machen, das geschah alles von selbst." Bei dem sich entwickelnden Gefecht wurde der Feind bis zur Misse verfolgt, dann kehrte man in die Eckauer Stellung zurück. Hartwich bezeugt auch hier: „Bei unserm Rückzug konnte man sehen, wie brav unsere Leute waren, obgleich sie beständig auf den Flanken durch Kavallerie bedroht waren und die feindlichen Granaten über uns wegflogen."

Auf die kleineren militärischen Vorgänge, die, wie oben schon hervorgehoben worden ist, keine prinzipielle Bedeutung mehr hatten, braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden, es genügt zu sagen, daß bei Dahlenkirchen, Friedrichstadt, Neugut und Eckau im November scharmützelt wurde, wobei besonders schneidig sich Horn bewährte.

Macdonald erkannte in einem Tagesbefehl die Tapferkeit der Preußen neidlos an: „Dem Brigadier Oberst von Horn,

nach seiner Gewohnheit bei den Tirailleurs sich aufhaltend, wurde ein Pferd unter dem Leibe erschossen, wobei er durch den Sturz eine starke Kontusion erhielt, die diesen braven Militär indeß nicht abhalten konnte, an die Spitze seiner Truppen zurückzukehren." Ferner: „Der Marschall bezeugt seine Zufriedenheit den Offizieren aller Grade und Waffen, den Truppen nicht weniger über ihr gutes Benehmen bei dieser Gelegenheit, wo die Rauheit der Witterung, die Entbehrungen aller Art und die Gewaltmärsche die Unternehmung so höchst schwierig machten." Zu seinem Freunde Bergièr äußerte er sich noch lobender: „Hohe Achtung muß man der Bravour und Ausdauer der preußischen Truppen und der richtigen Einsicht ihrer Offiziere zollen, und meine Achtung vor ihnen steigt mit jedem Tage, sie rufen Hurrah! dann sind sie auch dem Feinde gleich mit dem Bajonett in den Rippen."

Trotzdem wurde das Verhältnis zwischen dem Marschall und dem preußischen Oberkommandierenden York, dessen Reizbarkeit groß war, bald ein sehr gespanntes, was teils auf Macdonalds Bestreben, preußische Abteilungen unter französischen Befehl zu stellen, teils auf die Übergriffe der französischen Intendantur in die ohnehin sehr schwierige Verpflegung der preußischen Truppen hervorgerufen wurde.

Seit Mitte November war große Kälte eingetreten, die um so fühlbarer wurde, als ein Teil der Truppen noch immer Leinenhosen trug. York schrieb u. a. an den König: „Durch den hohen Grad von Kälte stehen die Truppen sehr viel aus, besonders aber diejenigen, die noch jetzt in Stroh- und Erdhütten haben lagern müssen, auch leidet die Kavallerie, deren Pferde z. T. auf den Vorposten — freiem Himmel stehen, außerordentlich, die Anzahl der Kranken nimmt sehr zu, wozu nun auch täglich Leute mit erfrorenen Gliedmaßen treten." Ferner meldete er, daß wieder seit geraumer Zeit die Kriegskasse gänzlich von Geld entblößt und dadurch die Not bei den Truppen, besonders aber den Offizieren zu einem Grade gestiegen sei, der wahrhaft bemitleidet zu werden verdiene. Alle Beschwerden bei Macdonald blieben ohne Antwort, so daß York sich am 23. November gezwungen sah, ihm zu bemerken, er habe Pflichten wegen Erhaltung der Truppen gegen seinen König, und sei verpflichtet einer völligen Auflösung des Dienstes und ernster Gefährdung der preußischen Waffenehre vor-

zubeugen. Macdonald antwortete sehr scharf mit Vorwürfen und persönlichen Beschuldigungen gegen York über seinen bösen Willen.

Hartwich überliefert uns eine charakteristische Szene zwischen York und dem Macdonaldschen Generalstabschef Oberst Terrier, der mit einem Schreiben voll beleidigender Anschuldigungen bei York in Peterhof erschien. York legte das Schreiben, nachdem er es gelesen, hinter sich auf den Tisch, auf dem er es halb sitzend gelesen hatte. Terrier drang auf eine Antwort, York lehnte sie aber ab. Terrier wünschte womöglich eine Äußerung des Unwillens, Verlangen einer Untersuchung zu vernehmen, die dem Marschall Gelegenheit bot, den General einstweilen zu suspendieren. York lehnte für den Augenblick jede Antwort ab und versprach sie am andern Vormittag. Der Oberst Terrier stand etwas verdutzt da, der General sah ihm schweigend und unverwandt mit dem ihm eigenen sardonischen Lächeln lauernd ins Gesicht. Terrier drang nochmals darauf, welche Antwort er zu bringen habe und endete damit, er müsse dem Marschall Bericht machen und bäte also ihn, ihm vorläufig zu sagen, was der General avait resolu de faire; der General antwortete in der angeführten Haltung und Art: „de me coucher sitôt que vous serez parti", worauf der Oberst sich dann verblüfft beurlaubte.

Wer weiß, welchen Umfang diese Zwistigkeiten genommen hätten, wenn nicht die Nachrichten von der Großen Armee, von deren furchtbarem Geschick allmählich Kunde durchsickerte, Anfang Dezember den sofortigen Aufbruch aus Kurland zur Folge gehabt hätten. Am 14. Dezember langte bei Macdonald ein Befehl Berthiers an, ungesäumt hinter den Njemen abzumarschieren. M. wies darauf York, der am 16. Dezember in Mitau erfahren, daß die Überreste des Kaiserlichen Heeres in traurigstem Zustande auf preußischem Boden angelangt seien, an, die Bagagen von Mitau nach Memel in Marsch zu setzen, wohin der Ruhentaler Park schon früher abgeführt worden war. Bei Janischki sollten die Abteilungen sich konzentrieren. Am Abend des 20. Dezember verließ hierauf das Yorksche Korps seine Stellungen an der Eckau und Misse, die es seit dem 19. Juli, also volle fünf Monate inne gehabt hatte. Zu einem Nachtmarsch von mehr als vier Meilen bei 24 Grad Kälte, Glatteis und starkem Schneefall erreichte es die litauische Grenze. Langsam folgten ihnen die Russen —

Löwis (ca. 9000 Mann) und Paulucci (ca. 2500) gemäß der vom Oberkommandierenden Kutuſow erteilten Weiſung: der Verweilen Macdonalds in der Gegend von Riga zu benutzen, um ihn vom Njemen ab nach der Oſtſee zu drängen.

Die Märſche und Gefechte in Litauen zu ſchildern, die durch die denkwürdige Konvention zu Tauroggen beendet wurden, welche General von York mit Diebitſch in der Poſcheruner Mühle abſchloß, um ſeine Truppen in neutraler Zone ſo lange kriegsfertig zu halten, bis der Entſcheidungskampf gegen Frankreich ſie von neuem ins Feld rief — das zu ſchildern liegt außerhalb der vorliegenden Aufgabe.

Das englische Regierungssystem.*

Das englische Ministerkabinet ist in einem besonderen Sinn der Träger der gesamten politischen Gewalt im Staate. Das aus den Führern der Majoritätspartei des Unterhauses gebildete Kabinet ist bekanntlich die tatsächliche Exekutive des Landes, denn obgleich die Prärogative des nominellen Hauptes der Exekutive, des Monarchen, keineswegs beseitigt worden sind, so unterliegt doch ihre Ausübung der Kontrolle der Minister. Das Kabinet ist aber auch die tatsächliche gesetzgebende Gewalt, da alle Gesetzentwürfe bis in die kleinsten Einzelheiten im Ministerrat ausgearbeitet werden und die gesetzgeberische Mitarbeit der Abgeordneten zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist. Dieser Zustand hat sich aus Zweckmäßigkeitsgründen heraus entwickelt, denn die Minister befinden sich in beständiger Fühlung mit der Beamtenschaft des Landes, welche am besten in der Lage ist, sie mit dem notwendigen Material für die gesetzgeberische Arbeit zu versorgen, und sie sind daher zur Leistung dieser Arbeit in weit höherem Maße geeignet, als die übrigen Abgeordneten. Auch die gesetzgebende Gewalt des Hauses der Lords muß sich dem Kabinet beugen, welches durch die Existenz der nach seinem Willen auszuübenden königlichen Prärogative der Ernennung neuer

*) Die nachstehende Abhandlung mag vielleicht auf den ersten Blick nicht so recht in den Rahmen der „Balt. Monatsschr." hineinpassen. Indessen sie stammt aus baltischer Feder, und dann sind die gegenwärtig in England sich abspielenden innerpolitischen Vorgänge von so eminenter Bedeutung nicht nur für England selbst, daß sie allenthalben das aufmerksamste und lebhafteste Interesse verdienen. Das mag wohl als eine Rechtfertigung des Abdrucks dieses Artikels in unsrer Zeitschrift dienen. Die Red.

Peers ein Mittel in der Hand hat, um auch das Oberhaus seinen Wünschen gefügig zu machen. Die Möglichkeit einer vollkommenen Veränderung des Charakters des Oberhauses durch Ernennung einer großen Anzahl neuer Peers wirkt als eine Drohung, die im entscheidenden Moment die Lords dazu bestimmt, den Vorschlägen des Kabinets zuzustimmen. Nach den jetzigen konstitutionellen Gewohnheiten tritt dieser Moment dann ein, wenn eine Vorlage, die einmal von den Lords abgelehnt worden ist, nach den allgemeinen Neuwahlen von einem neu zusammengetretenen Unterhause zum zweiten Mal angenommen und ihnen überwiesen wird. Dies bezieht sich jedoch nicht auf das Jahresbudget; letzteres ist seit vielen hundert Jahren unbeanstandet von den Peers angenommen worden, so daß die jetzt im November erfolgte Ablehnung in formaler Hinsicht eine Neuerung bedeutet. Der Standpunkt der Lords erscheint jedoch begreiflich, wenn man in Betracht zieht, daß das diesmalige Budget tatsächlich bedeutende Umwälzungen herbeizuführen geeignet ist, indem es durch eine starke Belastung des Besitzes eine neue Ära sozialpolitischer — die Gegner sagen sozialistischer — Gesetzgebung einleitet. Die Lords erklären demgemäß, sie hätten dem Geiste der Verfassung nach ein moralisches Recht auf die Beratung so tiefgreifender Maßnahmen und das Ministerium hätte ihnen korrekterweise über seine Steuerprojekte besondere Gesetzentwürfe zugehen lassen sollen, um ihnen Gelegenheit zur Ausübung jenes Rechtes zu geben.

Das Kabinet regelt, kontrolliert, schließt nach Gutdünken die Debatten im Unterhause, da die Majorität der Abgeordneten, deren Votum entscheidet, sich vollständig den Anordnungen ihrer Führer fügt.

Es muß hinzugefügt werden, daß die Minister solidarisch verantwortlich sind, d. h. das Kabinet tritt als Gesamtheit für jede einzelne seiner Gesetzesvorlagen und Handlungen ein. Es demissioniert als Ganzes. Diese Kollektivverantwortlichkeit bewirkt eine gewisse Unterordnung der Minister unter den Premierminister, welcher das Kabinet sowohl der Krone als auch der Nation gegenüber vertritt. Über die Verhandlungen im Ministerrat berichtet der Premierminister dem Monarchen, und zwar ist dieser die einzige Persönlichkeit, die etwas davon erfährt, denn das Kabinet ist ein Geheimkomitee. Die Sitzungen sind ein zwangloses

Beisammensein, alle Fragen werden mündlich besprochen und entschieden, keinerlei Protokolle existieren, nicht einmal Notizen werden gemacht. Absolute Verschwiegenheit über alle Vorgänge ist den Gliedern des Kabinets zur Pflicht gemacht. Wenn im Parlament Interpellationen über Fragen der auswärtigen Politik eingebracht werden, so fallen die Antworten der Minister meist sehr dürftig aus und es wird den Abgeordneten weniger Gelegenheit geboten einen Einblick in die internationalen Beziehungen zu gewinnen, als es in den meisten anderen Volksvertretungen zivilisierter Länder der Fall ist. Und die Abgeordneten sind es zufrieden, denn sie wissen, daß die Fragen der hohen Politik es meist nicht vertragen, daß man darüber spricht. Diese Heimlichkeit erhöht die Macht des Kabinets noch um ein Bedeutendes.

Das Einzige, was das Kabinet zu fürchten hat, ist der Urteilsspruch der Wählerschaft, die von Zeit zu Zeit durch die Parlamentswahlen ihre Zustimmung oder Mißbilligung der Maßnahmen des regierenden Kabinets zum Ausdruck bringt; denn eine Veränderung im Majoritätsbestande des Unterhauses führt natürlich auch den Sturz des Kabinets herbei. Die Aussicht auf Neuwahlen ist es auch, die hin und wieder dem Widerstande des Oberhauses eine entscheidende Bedeutung verleiht. Allein sind die Lords ohnmächtig, in Fällen aber, wo für sie die Hoffnung vorliegt, daß das Land auf ihre Seite tritt, sind sie mehrfach energisch dem herrschenden Kabinet entgegengetreten und haben schließlich dessen Sturz bewirkt. Auch bei dem gegenwärtigen Budgetkonflikt hoffen die Lords auf das Votum des Landes.

Die Vorzüge des ganzen Systems liegen zunächst in dem Umstande, daß dieselben Männer, die die Gesetze machen, sie auch durchführen müssen. Sie werden daher nicht leicht in den Fehler verfallen, unpraktische, undurchführbare Maßnahmen vorzuschlagen, um so weniger als sie durch ihre Beamtenschaft stets über die tatsächlichen Schwierigkeiten unterrichtet sind. Dann aber gibt die ungeheure politische Gewalt, die bei dem Kabinet ruht und sich schließlich wiederum in dem Haupte desselben, dem Premierminister, konzentriert, der englischen Regierung etwas von der Kraft, der Umsicht in der Verfolgung weitausschauender Pläne und der Schnelligkeit des Handelns, die man sonst nur in despotisch regierten Ländern findet, wo die ganze Staatsmaschine von

einem alles beherrschenden Einzelwillen abhängt. Zugleich jedoch zwingt das System auch den herrschsüchtigsten Premierminister dazu, eingehende Beratungen mit seinen Kollegen zu pflegen, das regierende Kabinet ist ferner der Kritik einer stets mächtigen Opposition ausgesetzt, während die in letzter Linie über alle Fragen entscheidenden allgemeinen Parlamentswahlen es bewirken, daß der Wille des Volkes über jeden Zweifel als herrschendes Prinzip anerkannt werden muß. — Auch der enge Zusammenhang zwischen der Regierung und den gesetzgebenden Kammern (alle Minister müssen Mitglieder einer der beiden Kammern sein) ist als ein Gewinn anzusehen.

In dem Frühlingsheft der „Quarterly Review" unterzieht der bekannte englische Staatsrechtslehrer A. V. Dicey das britische Regierungssystem einer eingehenden Kritik, in deren Verlauf er darauf hinweist, daß seine Landsleute Unrecht hätten, wenn sie die Herrschaft des parlamentarischen Kabinets als eine der erfolgreichsten und dankenswertesten politischen Einrichtungen Englands ansähen, dagegen das englische Parteisystem für einen demoralisierenden und den Staatsorganismus schwächenden Übelstand erklärten. Denn die beiden Dinge sind untrennbar mit einander verbunden. Das Parlament hätte niemals die ganze gesetzgebende Gewalt sowohl als auch die Führung der auswärtigen Angelegenheiten fast ohne Vorbehalt dem Kabinet anvertraut, wenn nicht die die Majoritätspartei bildenden Abgeordneten zu jeder Zeit von dem Bewußtsein erfüllt wären, daß das Kabinet aus ihren eigenen Führern besteht, Parlamentariern wie sie, die von denselben Anschauungen getragen sind und dieselben Ziele verfolgen wie sie. Lägen die Verhältnisse anders, so würden die Abgeordneten ihr Recht der gesetzgeberischen Mitarbeit ebenso geltend machen, wie es — um ein Beispiel anzuführen — kürzlich die deutschen Reichstagsabgeordneten bei Gelegenheit der Reichsfinanzreform getan haben.

Der Satz von der Identität der Kabinetsregierung mit dem Parteisystem läßt sich jedoch noch dahin einengen, daß die Vorbedingung für die Herrschaft des Kabinets gerade die Form des Parteisystems ist, die sich in England herausgebildet hat, nämlich das Zwei-Parteien-System. Dort, wo das Parlament in eine größere Anzahl von Parteien und Gruppen zerfällt, kann das im

Amt befindliche Ministerium nicht mit Sicherheit auf eine kompakte, ihm stets gefügige Majorität rechnen, es muß sich auf Koalitionen stützen und ist daher sehr viel leichter — durch Abbröckeln der einen oder der anderen Gruppe — der Gefahr eines Mißtrauensvotums ausgesetzt. Es kann unter solchen Umständen nicht zu derselben Machtentfaltung gelangen, wie das englische Kabinet. Die häufig wechselnden Ministerien in Frankreich können als ein gutes Beispiel dienen.

Eine zweite Vorbedingung für die Kabinetsregierung, wie sie sich in England entwickelt hat, ist der Ordnungssinn beider Parteien, sowie der Bevölkerung überhaupt. Wenn zwei gleich zahlreiche, mächtige Parteien, die mit gleicher Tatkraft um die Führung der Landesangelegenheiten kämpfen, nicht von dem Geiste vollkommener Loyalität der Monarchie, der Konstitution und dem Gesetz gegenüber beseelt wären, so würde die Drohung gewaltsamer Konflikte niemals schwinden und mit der ruhigen, heiteren Allmacht des Kabinets wäre es vorbei. Nur das vollständige Vertrauen jeder der beiden Parteien in die Gesetzlichkeit der anderen bewirkt das ruhige Abwechseln beider im Amt.

Die dritte Vorbedingung endlich für die Entwicklung der englischen Kabinetsherrschaft wurde durch den Umstand gegeben, daß das Parlament und sein Ausschuß, das Kabinet, in dem historischen Kampfe gegen die Krone durch den in früheren Zeiten in England geltenden, eine ausreichende politische Befähigung der Parlamentarier sichernden hohen Wahlzensus außerordentlich gestärkt wurde. Bis zum Jahre 1832 waren nur 5—6 Prozent der Bevölkerung im Unterhause vertreten. Die Reform von 1832 brachte eine große Veränderung und das Wahlrecht ist dann allmählich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch zweckmäßige Reformen noch bedeutend erweitert worden (die letzte Reform wurde in den achtziger Jahren durchgeführt), so daß es sich jetzt auf ungefähr 70 Prozent aller erwachsenen Männer erstreckt. Aber auch heute noch kann das parlamentarische Stimmrecht in England nur von Leuten ausgeübt werden, die einem gewissen, sehr geringen Vermögenszensus genügen oder den Nachweis einer regelmäßigen Beschäftigung führen können. Abgesehen von Verbrechern und Landstreichern, die in keinem Lande Wahlrechte genießen, sind daher in England auch die ganz Unbemittelten,

die Untüchtigen und die zweifelhaften Existenzen ausgeschlossen, wodurch der Charakter der Wählerschaft günstig beeinflußt wird.

Das englische Kabinet beruht also auf dem ausgebildeten und vollkommen disziplinierten Zwei-Parteien-System, und wenn in den letzten 50 bis 60 Jahren die Autorität des Kabinets noch gestiegen ist, so liegt das daran, daß die Parteidisziplin noch straffer geworden ist. Dabei ist das englische Volk einer großen Gefahr entgangen, die das Zwei-Parteien-System sehr leicht mit sich bringt, nämlich dem sogenannten „Beutesystem", welches sich in den Vereinigten Staaten eingebürgert hat, d. h. der Unsitte der nach jedem Wechsel in der obersten Staatsleitung vorzunehmenden Neubesetzung aller Beamtenstellen, die nur Parteimitgliedern zugewandt werden. In England gehört es zur Überlieferung, daß die Beamtenschaft sich von jeglicher tätigen Anteilnahme an der Politik und von allen Parteistreitigkeiten vollständig fern hält. Die Beamten werden dauernd in ihren Stellungen belassen, falls sie sie nicht durch besondere Verfehlungen verwirken. Ebenso wie in den Ländern mit starker monarchischer Gewalt ist in England der Beamte der Diener des Staates und nicht der einer Partei, und zwar gilt dies in gleicher Weise auch von den Lokal- und Kommunalbeamten. Konservative Stadträte werden allerdings meistens konservativ gesinnte städtische Beamte anstellen, aber die letzteren verlieren keineswegs ihre Posten, wenn die Majorität im Stadtrat auf die Radikalen übergeht.

Dicey schreibt über diesen Gegenstand unter anderem: „Der Minister ist der Mann der Welt, der sich viel in der Welt bewegt. Er hat sein Leben in Parteikonflikten zugebracht. Er besitzt oft die Fähigkeit des Leitens größerer Massen und das ist an sich keine geringe Gabe. Im allgemeinen ist er durch Übung ein guter Debatter, wenn nicht ein Redner. Er lebt gewissermaßen in einer Atmosphäre des Kampfes und der Öffentlichkeit. Kurz, er ist ein Parlamentarier. Doch ist er kein Sachverständiger, ausgenommen in Dingen, die das Parlament selbst angehen. Der Beamte ist der Sachverständige, dem eine Arbeit von ungeheurer Wichtigkeit anvertraut ist, von welcher die Öffentlichkeit wenig weiß, und der irgend einen Zweig der Staatsgeschäfte vollkommen beherrscht. Er verdankt seine Stellung nicht der Gunst politischer Führer, sondern seiner Tüchtigkeit. Einmal gehorcht er und gibt

seine Ratschläge einem Tory, ein anderes Mal einem Whig. Im allgemeinen hat jedes Ministerium bei seinen Untergebenen, wie sehr auch immer ihre politischen Ansichten von denen der Minister abweichen mochten, loyale Unterstützung gefunden. Die Beziehungen zwischen dem parlamentarischen Kabinet und dem in seinem Bestande sich gleich bleibenden Zivildienst bilden einen wesentlichen Zug unseres Parteisystems."

In Bezug auf England läßt sich daher die häufig gegen das parlamentarische System geltend gemachte Einwendung nicht aufrecht erhalten, daß es gefährlich sei, die sich immer komplizierter gestaltende, die Kenntnis von Verwaltungsgrundsätzen voraussetzende Leitung der Staatsmaschine einer Anzahl von Parteileuten anzuvertrauen, die, mögen sie sich auch durch bedeutende Fähigkeiten und Talente auszeichnen, doch keine fachmännische Ausbildung und Erfahrung besitzen. Wechselnde Ministerien, die ihre Existenz dem Ausgang von Parteifehden verdanken und eine unveränderliche Gesamtheit von sachverständigen Beamten, die so weit als möglich abseits vom politischen Leben stehen, sind Einrichtungen, die sich gegenseitig ergänzen.

Aber wenn der englische Staat der verhängnisvollen Unsitte des Beutesystems entronnen ist, so lasten andere Übelstände schwer auf ihm. Da es bei allen projektierten Maßnahmen schließlich auf die Entscheidung der Wählermassen ankommt, so kann nichts von Bedeutung in England ausgeführt werden ohne eine ausgebreitete, von langer Hand vorbereitete künstliche Agitation, die vielleicht das gewünschte Ziel erreicht, aber nach anderen Richtungen hin einen verwirrenden und demoralisierenden Einfluß auf die Volksseele auszuüben imstande ist. Ein Beispiel wird uns soeben geboten in der intensiven, zuweilen ans Lächerliche grenzenden, auf die ungebildete Majorität berechneten Agitation gegen Deutschland, deren Macher im Grunde hauptsächlich den Zweck verfolgen, das Volk zur Aufgabe seiner ablehnenden Haltung der allgemeinen Wehrpflicht gegenüber zu bewegen, und, um dies Ziel zu erreichen, in ihren Mitteln wenig wählerisch sind. — Bei dem beständigen systematischen Gegeneinanderarbeiten der beiden Parteien wird ferner die Kritik, die sie an einander üben, leicht zu einer Opposition sans phrase, Maßnahmen werden von der einen Seite oft gegen eine bessere Überzeugung heruntergerissen, bloß weil sie

von der anderen Seite befürwortet wurden, und es ist nicht selten vorgekommen, daß heilsame Vorschläge und Reformen auf diese Weise durchkreuzt, hingehalten oder auch ganz vereitelt worden sind.

Ungünstig wirkt auch der Umstand, daß starke politische Vereinigungen und Kliquen, denen es gelingt sich des Parteimechanismus zu bemächtigen, in dem Schatten und Schutz ihrer Unverantwortlichkeit zu unkontrollierbarer Macht gelangen können. Wenn man auch nicht zu fürchten braucht, daß es in England je zu dem amerikanischen Zerrbild der von gewissen Kliquen — es sei nur an Tammany Hall erinnert — geführter, alle politische und moralische Selbständigkeit unterjochenden Parteimaschine kommen werde, wenn auch die „Maschine" in Egland im allgemeinen von den eigentlichen Führern der Parteien, den Ministern und den Exministern, beherrscht wird, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie auch dort anfängt eine selbständige Existenz zu führen und daß diese Entwicklung unglücklicherweise dahin tendiert, die persönliche Unabhängigkeit hervorragender Politiker zu verringern.

Aber schlimmer als dies alles, sagt Prof. Dicey, ist der Umstand, daß das Parteisystem die im Amt befindlichen Staatsmänner dazu verleitet, sich als die Diener der Partei zu betrachten und nicht als die Diener der Nation. Sie „spielen um den Einsatz" und kommen schließlich fast dazu, die Politik wirklich mehr als ein Spiel denn als eine Pflicht anzusehen. Jede der beiden Parteien bedarf eines Heeres von Ungebildeten und Halbgebildeten, die sie unterstützen. Um sich diesen Anhang zu sichern, sind die Parteiführer immer bemüht sich den Massen zu empfehlen, meist durch Versprechungen materieller Hülfeleistungen, die dann oft zum Nachteil des Landes eingelöst werden müssen. So stellt sich z. B. das neue Alterspensionsgesetz, nach welchem jeder mittellose Mensch, der ein gewisses Alter erreicht hat, pensionsbedürftig ist, sowohl in ökonomischer als auch in pädagogischer Hinsicht als eine durchaus zweifelhafte Maßnahme dar, die ungeheure Kosten verursacht. Dennoch ist dieses Gesetz in der hastigsten Weise, ohne daß die notwendigen statistischen Untersuchungen angestellt worden wären, von dem jetzigen liberalen Kabinet eingeführt worden und es muß hinzugefügt werden, daß auch die konservative Opposition nur sehr geringe Anstrengungen machte, sich dieser

unvernünftigen Eile zu widersetzen, denn auch sie fürchtet die Armen. Dagegen hat die konservative Opposition in lärmender Weise gegen die Schließung einer Anzahl von Schenken Stellung genommen, weil sie Grund zur Annahme hatte, daß diese Maßnahme in breiten Schichten des einfachen Volkes sehr unpopulär sein würde.

Dicey schreibt: „Im allgemeinen ist es das Ziel der Politiker, mögen sie sich im Amt befinden oder außerhalb desselben, die einzelnen strittigen Fragen vor der Wählerschaft zu vermischen und zu verwirren. Die Wählerschaft ist der Souverän des Landes, dennoch bestehen wir mit sonderbarem Eigensinn darauf, daß ihr niemals ein einzelner klarer Fall zur Entscheidung vorgebracht werde. Man denke nur daran, wie es bei den nächsten Wahlen zugehen wird. Die Wähler werden über die rein persönliche Frage abzustimmen haben, ob sie Mr. Asquith oder Mr. Balfour zum Premierminister zu machen wünschen. Sie werden ferner die Frage entscheiden müssen, ob das Land durch angemessene Rüstungen zur See geschützt werden soll. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Majorität der Wähler entschiedene Unionisten sind (d. h. daß sie Home Rule für Irland ablehnen). Es ist, um das wenigste zu sagen, durchaus möglich, daß die Majorität der Wähler Freihändler geblieben sind. Dennoch wird bei unserem System jeder Stimmberechtigte gezwungen sein sich entweder für die Erhaltung der Union, verbunden mit der Aufgabe des Freihandels, oder aber für Erhaltung des Freihandels verbunden mit der Zerstörung der Union auszusprechen. Es ist auch durchaus nicht unmöglich, daß die Führer beider Parteien sich schon für die Revolution der Bewilligung des Frauenstimmrechts verbürgt haben, während die Masse der Wähler keinen Wunsch hegt ein Wahlexperiment anzustellen, dessen Ausgang niemand vorhersagen kann.

Dieser Zustand ist das Ergebnis eines Parteisystems, welches die führenden Männer dahin bringt, die Politik als ein Spiel zu betrachten. Es ist ein System, welches seine gute Seite hat; aber auch die höchstentwickelte Kunst in der Politik wird es niemals erreichen können, daß Parteianhänglichkeit die Funktionen des Patriotismus übernimmt."

Angesichts der gegenwärtigen Konflikte über das englische Budget muß hinzugefügt werden, daß die Wählerschaft neben allem

anderen auch die Frage zu entscheiden haben wird, ob sie einer starken Besteuerung des Grund und Bodens, namentlich des Großgrundbesitzes, ihre Zustimmung geben will, und ferner, ob sie eine weitere Einschränkung des Vetorechts des Oberhauses für wünschenswert hält.

Prof. Dicey, der sich hier so entschieden gegen die Schäden des englischen Systems ausspricht, kann keineswegs zu den Pessimisten gerechnet werden. In seinem Werk „The law of the Constitution" (Das Verfassungsgesetz) hat er in ungewöhnlich klarer Weise die staatliche Entwicklung seines Landes dargelegt und kann in vieler Hinsicht ein Schwärmer für englisches Wesen und englische Freiheit genannt werden.

Abgesehen von den Schäden, die dem englischen Regierungssystem an sich anhaften, befindet sich dasselbe im Augenblick in einer kritischen Periode, denn infolge der zunehmenden Radikalisierung des Landes haben die notwendigen Vorbedingungen für ein unbehindertes erfolgreiches Arbeiten des Systems in der allerletzten Zeit angefangen ins Wanken zu geraten. England ist nicht mehr das Land der alles umfassenden zwei Parteien, vielmehr sind neue Parteien teils schon ins Leben getreten, teils in der Bildung begriffen. Die mächtig aufstrebende Arbeiterpartei, die sozialistischen Anschauungen huldigt, hat sich von den Liberalen endgültig getrennt, ebenso bilden die irischen Nationalisten eine selbständige Gruppe. Innerhalb der unionistischen (konservativen) Partei droht wiederum die Frage über Schutzzoll oder Freihandel eine Spaltung herbeizuführen. — Zweitens kann die unumstößliche Loyalität der Bevölkerung dem Gesetz und der Verfassung gegenüber jetzt nicht mehr als so selbstverständlich vorausgesetzt werden. Bei verschiedenen Anlässen kann heute die Beobachtung gemacht werden, daß die Vorstellung immer mehr an Boden zu gewinnen scheint, daß dem Gesetz kein unbedingter Gehorsam geleistet zu werden braucht, falls es mit starken Volksströmungen im Widerspruch steht. Die Kampfesmethoden der Frauenrechtlerinnen zum Beispiel sind eine Erscheinung, die auf diese Verschiebung in den Grundanschauungen weiter Kreise hindeutet. — Schließlich ist auch die dritte Vorbedingung, das Vorhandensein eines Wahlzensus, in Frage gestellt, denn aller Wahrscheinlichkeit nach wird in nicht ferner Zukunft eine neue Erweiterung des Wahlrechts im allge-

meinen, sowie auch eine Ausdehnung desselben auf einen Teil der Frauen stattfinden. Und wenn auch diese letztere Maßnahme zunächst den Bildungsgrad der Wählerschaft nicht herabdrücken würde, da das Stimmrecht fürs erste nur auf die Frauen ausgedehnt werden soll, welche eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit genießen — nach dem von der gemäßigten Gruppe der Frauenrechtlerinnen und ihrer männlichen Vertreter aufgestellten Projekt würden auf fünf männliche Stimmen eine weibliche fallen —, so würde doch die Gewährung eines allgemeinen Wahlrechts an die gesamte männliche Bevölkerung und die in weiterer Zukunft womöglich sich daran schließende Heranziehung auch der gesamten Frauenwelt notwendigerweise dahin wirken, unerwünschte und politisch gänzlich unvorbereitete Elemente an die Wahlurnen zu führen. — Ob das englische Regierungssystem in der Zukunft unter veränderten Bedingungen und inmitten der Wirkungen der fortschreitenden Demokratisierung der europäischen Gesellschaft ebenso erfolgreich arbeiten wird wie bisher, ist ein Problem, das noch seiner Lösung harrt.

In dieser Unsicherheit liegt ein psychologisches Moment, welches das gegenwärtige energische Vorgehen des Hauses der Lords erklärlich erscheinen läßt. Die alten Grundlagen beginnen sich zu lockern und schon werden innerhalb der Nation Anstrengungen gemacht, um der biegsamen englischen Verfassung ein anderes Gefüge zu geben, nicht durch Gesetzesakte, sondern durch Taten, deren Folgen und Endergebnisse von den Beteiligten wohl mehr vorausgefühlt, als tatsächlich voll übersehen werden können.

L. S.

Literarische Rundschau.

Blicke in die Tiefe.

Unser Landsmann Graf Hermann Keyserling, Großsohn des 1891 verstorbenen Naturforschers und Dorpater Kurators Grafen Alexander Keyserling, des Jugendfreundes Bismarcks, hat, erst im dreißigsten Lebensjahre stehend, schon zwei bedeutende philosophische Werke geschrieben: „Das Gefüge der Welt. Versuch einer kritischen Philosophie" (1906)* und „Unsterblichkeit. Eine Kritik der Beziehungen zwischen Naturgeschehen und menschlicher Vorstellungswelt" (1907).

Bei weitester Umspannung von Natur und Menschengeist und bei schärfsten begrifflichen Distinktionen doch die einigende und und bleibende Idee in der Vielheit wechselnder Erscheinungen zu finden — dieser Grundzug des wahren Philosophen tritt bei Keyserling leuchtend hervor. Eine elementare Kraft der Intuition und Synthese sind für sein philosophisches Schaffen das Charakteristische. Und dann die innige Beseeltheit des Ganzen. „Gedanken als abstrakte Theoreme sind vogelfrei ., werden meist von vielen auf einmal gedacht und auch von vielen ausgesprochen: das Entscheidende, Ausschließende, die Ursprünglichkeit Schaffende ist die Seele, die im Gedanken wohnt." Bei Keyserling, von dem diese Worte stammen, wird der abstrakte Denkprozeß begleitet und gehoben von intensiver Wertempfindung, und dadurch gewinnt

*) Eine gut orientierende Besprechung dieses Werkes findet sich im Märzheft 1906 der „Balt. Monatsschrift". Das Werk ist dem berühmten Houston Stewart Chamberlain gewidmet, der seinerseits sein 1905 erschienenes monumentales Werk über Immanuel Kant „Hermann Graf Keyserling, dem Freunde" zugeeignet hatte. „Das Gefüge der Welt" ist auch in französischer Ausgabe unter dem Titel: „Essai critique sur le Système du Monde" erschienen.

sein Denken etwas so feurig Beseeltes und unablässig Gestaltendes, daß es am unermeßlichen Leben der Natur selbst teilzuhaben scheint. Wenn sich in seiner Gedankenwelt Goethischer und Kantischer Geist — beide doch so verschieden geartet! — vermählen, so wird uns auch hier wiederum die beglückende Wahrnehmung, wie die Höhepunkte des Menschlichen sich einander nähern, mit einander berühren und wie jene Einheit, nach der das Tiefste im Menschen seit je gesucht und sich gesehnt hat, nicht ins Bereich des Wahnes gehört. Werke, die aus wahrhaft philosophischem Geiste geboren sind, wecken und festigen in uns den Glauben, daß es dem Menschengeiste gegeben sein muß, dem Weltenschöpfer nachschaffend, als denkender ein Gesamtbild des universalen (Natur- und Menschen-) Seins herauszugestalten, als wollender und handelnder die zusammenhangslosen und auseinanderstrebenden Seelenkräfte symphonisch zusammenzuschließen.

Auf solchen Zusammenschluß im Denken wie in der ethischen Selbstgestaltung und Bemeisterung der Lebensaufgabe drängt bei Keyserling in strenger und schöner Richtungslinie alles hin.

Diese kraftvolle Beziehung des Denkens auf das Leben und auf den Lebenskern, das ethische Zentrum des Menschen, durchwebt und beseelt auch die der letzten Zeit angehörigen kleinen Schriften des Verfassers, die, dank Abstreifung des rein Wissenschaftlichen, für weiteste Kreise der Gebildeten bestimmt sind und sich ihnen mühelos, zugleich mit reichem Genusse und förderlichster Anregung erschließen. — Es erschienen im Jahre 1909: die am 15. Dezember 1908 in Reval gehaltene Rede: „Individuum und Zeitgeit“ [1] und „ein Mahnwort an unsere Zeit“ unter dem Titel „Entwicklungshemmungen“ [2] Nun liegt eine eben herausgegebene dritte, sehr bedeutsame Schrift von Keyserling vor: „Schopenhauer als Verbilder“ [3] So gering an Umfang diese Schriften sind, so reich sind sie doch an scharf herausgearbeiteten Gedanken, so eindrucksvoll durch die hohe Lebendigkeit der Darstellung. Es durchweht ihre Blätter überall der lebensfrische Hauch eines begnadeten Denkergeistes, der von seinen selbstgebahnten Wegen durch Vergangenes und Gegenwärtiges späht, der uns von Seite zu Seite fortreißt durch die Fülle seiner Ideen, die doch nirgends bloß äußerlich aneinander

[1]) Leipzig, Rudolf Hartmann; Reval, Kluge u. Ströhm. 21 S. Preis broch. 40 Kop.

[2]) Leipzig, Fritz Eckardt. 19 S. Preis broch. 28 Kop.

[3]) Leipzig, Fritz Eckardt. 127 S., kl. 8°. Preis geb. 1 Rbl. 20 Kop. Das Buch bildet den 2. Band der „Werdandibücherei“

gereiht sind, sondern, aus einem Grundquell fließend, wieder zusammenmünden. Und — was ihren höchsten Wert bedeutet — die seelenvolle Gedankenarbeit fördert, wie aus der Tiefe eines Schachtes, den rein menschlichen, den ethischen Gewinn herauf.

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr", dieses Goethische Wort — so echt Goethisch, daß es in nuce eigentlich Goethes ganze Lebensanschauung in sich birgt — könnte den drei kleinen Schriften Herm. Keyserlings als gemeinsames Motto vorangestellt werden. Ebenso wohl aber das Kantische Wort vom inneren, dem moralischen, Gesetz im Menschen, als Zentrum seines Wesens.

„Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch", sagt Goethe. „Die größte Angelegenheit des Menschen ist zu wissen, was man sein muß, um ein Mensch zu sein", sagt Kant. Der Mensch im Verhältnis zu sich selbst und zur Außenwelt — das ist das Thema der drei Keyserlingschen Schriften. Im Verhältnis zu sich selbst: sofern er ein wundersam zusammengesetztes Wesen ist, das seine innere Einheit erst finden, ja sie sich erschaffen und in stetem Kampfe durch Selbstzucht und Selbstgestaltung sich zum wahren Menschen machen muß. Im Verhältnis zur Außenwelt: weil diese, in ihrer sich wandelnden Gestaltung, auch auf ihn wandelnd einwirkt, vor allem aber, weil sie sein Acker ist.

Dieses Thema, in der Tat ein Grundthema der Menschheit, weil aufs engste mit allem, was menschlich ist, verbunden, wird nun in jeder der drei Schriften nach anderen, neuen Seiten hin behandelt. In der ersten, „Individuum und Zeitgeist", werden die fördernden und hemmenden, erzieherischen und verbildenden Einflüsse betrachtet, die der Zeitgeist, also die Außenwelt in ihrem jeweiligen geistigen Gesamtcharakter, auf das Individuum ausübt; insbesondere wird beleuchtet, wie der Zeitgeist, je nach dem Maßstab, den er an Menschenwert und Leistungen legt, den Einzelnen entweder zur Zusammenraffung aller seiner besten Kräfte herausfordern kann (wie es im Griechentum geschah) oder aber durch weichmütigen „Subjektkultus" (wie in unserer Zeit) die schlechthin individuellen, disparaten Eigenheiten des Menschen als wilde Schößlinge wuchern läßt. Wie der Zeitgeist gewisse Seelenkräfte lahmlegen, andere zu höchster Aktivität anfachen kann, wird in wenigen, ungemein geistvollen Zügen am Mittelalter gezeigt. „Der wahre Grund ihrer Größe", sagt Keyserling von den Griechen, „ist ethischer Natur: er besteht nicht in dem, was sie an Gaben besaßen, er liegt darin, was sie aus diesen Gaben gemacht haben."

Diese ewige sittliche Wahrheit, wie sie schon das biblische Gleichnis von den Knechten und Pfunden (Luk. 19, 12—26) enthält, bildet den Kerngedanken des Büchleins. In für uns besonders interessanter Weise — wir kommen darauf gleich zurück — ist am Schluß auch vom baltischen Menschenschlage und dem bei ihm obwaltenden Verhältnis der Begabungen zu den Leistungen die Rede.

Die zweite Schrift, „Entwicklungshemmungen", behandelt zunächst das Verhalten des Individuums zum Wandel der Zeiten, zum Alten und Neuen; es werden hier die Erscheinungen der Zeit gleichsam auf ihr Zentrales und ihr Peripheres, oder auf Gehalt und Form hin, geprüft. Dann wird die Nation unter demselben Gesichtspunkte ihres tiefsten Wesens und ihrer jeweiligen, wandlungsfähigen empirischen Gestaltung betrachtet und hierbei der Nationalismus, sofern er diesen „empirischen Volkscharakter" dünkelhaft verherrlicht, gegeißelt.

Wir bleiben hier einen Augenblick stehen, weil sich uns Einwendungen aufdrängen. Gewiß ist „das Reinmenschliche", wie der Verfasser sagt, das „unbedingt Wertvolle am Menschen." Wenn es nun aber den einzelnen Nationen, je nach ihrer Rassenseigentümlichkeit, ihrer Überlieferung und ihren heroischen Geistern*, in sehr verschiedenem Maße gegeben ist, dies Reinmenschliche in annähernder Totalität herauszugestalten? Wenn jeder unter den Nationen, wie es doch nur natürlich ist, ihre Gestaltung des Reinmenschlichen als die echteste, tiefste, umfassendste erscheint? Wenn in der Tat eine Nation mehr als eine andere zum allgemeinen geistigen Besitz der Menschheit beigesteuert hat? Wenn ihr so diese ewige Beglaubigung wahren Menschtums stärker aufgeprägt ist? Wird sie dann nicht mit Recht ihren reinmenschlichen Charakter untrennbar verbunden fühlen mit dem rassenhaftnationalen? „Das, was über die Nation hinausgeht", liegt dann eben gerade in den Wurzeln und Säften des nationalen Stammes. Wenn also dem Verdikte auch beizupflichten ist, das Keyserling über die Vergötterung des rein empirischen (bloß „zeitlich und örtlich bedingten") nationalen Charakters ausspricht, so scheint uns doch diese sehr schwierige Frage, die beim gegenwärtigen, zum Teil doch wohl durch eine dira necessitas aufgedrungenen Kampfe der Nationalitäten besonders verwickelt liegt, zu rasch erledigt zu werden. Gegen diesen Passus der „Entwicklungshemmungen" ist

*) Vgl. den höchst geistvollen und lehrreichen Aufsatz Adolf Harnacks: „Rasse, Ueberlieferung und Individuum" (Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. Dez. 1907, wiederabgedruckt in der „Balt. Monatsschr." Januarheft 1908), wo auf diese „drei Stränge" das „Gewebe der Geschichte" zurückgeführt wird.

denn auch in der Tat schon protestiert worden.* — Nur mit bedingter Zustimmung können wir es auch aufnehmen, wie der Verfasser am Schlusse seiner ersten Broschüre unsere baltische Art und Weise charakterisiert, die Menschen zu wenig nach ihren positiven Leistungen, zu ausschließlich nach ihrer natürlichen Begabung zu werten. Ohne Zweifel ist auch hierüber viel Richtiges und Beherzigenswertes gesagt. So ist ganz zutreffend Keyserlings Hinweis darauf, „wie unscheinbar sich aus gehöriger Entfernung so manches ausnimmt, was daheim den Eindruck des Grandiosen erweckt." Aber solche Gefahr der Überschätzung ist eben eine, wenn auch bedauerliche und jedenfalls zu bekämpfende, so doch verständliche Folge der isolierten Stellung, die unser Baltentum zwischen Osten und Westen einnimmt: in kleiner, abgeschlossener Welt fehlt es an Vergleichsmaßstäben. Anderseits darf wohl daran erinnert werden, daß gegenüber unseren geringeren Leistungen auf Spezialgebieten doch manches an allgemeinem Bildungsstreben in die Wagschale fällt. Eben diese liebevolle Pflege und Wertschätzung des allgemein Menschlichen und des im besten Sinne Persönlichen, wie sie bei uns auf Kosten des Spezialistentums und der alleinigen Bewertung der Leistungen noch ihre Stätte hat, trägt dazu bei, unsere innere Widerstandskraft aufrechtzuerhalten unter den fast unerträglich schweren Verhältnissen, unter denen wir zu leben und zu arbeiten berufen sind. Es liegt darin eine uns unentbehrliche geistige Nährquelle. Wo dem äußeren Tun die Grenzen so eng gesteckt sind und es durch die mangelnde Aussicht auf Erfolg niedergehalten wird, da bedarf das innere Sein um so reichlicherer Pflege. Daß eine „intensive Selbstkultur" noch viel angestrengter von uns erstrebt werden sollte, mit dieser Mahnung hat Keyserling gewiß Recht. Und wie sehr uns eine stärkere Zusammenraffung aller Kräfte nottut, davon reden ja, um nur ein wichtigstes zu erwähnen, unsere Deutschen Vereine, in dem, was sie wollen, aber noch nicht erreichen können, eine flammende Sprache. In jedem Falle ist es ein Verdienst Keyserlings, diese Fragen baltischer Art und Unart, ebenso wie das Problem des Nationalismus, durch den neuen und eindrucksvollen Zusammenhang, in den er sie stellt und der dem Denken erneuten Anreiz gibt, wieder zum Objekt des Nachsinnens und Diskutierens, vor allem aber zum Anlaß ernstester Selbstprüfung gemacht zu haben.

*) Von Graf Ernst zu Reventlow im Artikel „Der „Nationalismus", eine Entwicklungshemmung" in Heft 8/9 d. II. Jahrg. d. Ztschr. „Werdandi" (1909), in der Keyserlings „Entwicklungshemmungen" zuerst erschienen waren.

Kehren wir nun zum Gedankengange der „Entwicklungshemmungen" zurück. „Was der Nationalismus für die Nationen, das bedeutet der Individualismus für die Individuen." Beiden großen Geistesströmungen erkennt der Verfasser ihre hohe Mission zu: die Betonung der natürlichen — rassenhaften wie persönlichen — Lebensgrundlagen gegenüber abstrakt-begrifflicher Verdorrung. Aber was lebenfördernd sein wollte und sollte, ist zum Hemmnis höherer Fortentwicklung geworden. Gegen den ausgearteten und verkehrten Individualismus, an dem unsere Zeit krankt, wendet sich Keyserling im Schlußabschnitt der Schrift. Gegen ihn sendet er glühende Pfeile aus. Was auf diesen wenigen Seiten steht, verdiente in Gold geprägt zu werden. Es sind Worte, die aus dem Geiste geboren sind.

Des Menschen Verhältnis zu sich selbst, wie hat doch diese Frage, weil sie in seinem Verhältnis zu Gott und Ewigkeit beschlossen liegt, früh und spät im Mittelpunkt aller Religion gestanden! Einkehr und Umkehr, Wiedergeburt, Gewinnung wahrer Freiheit — hierher gehören alle diese tiefsten Angelegenheiten des Menschen. Keyserlings Grundgedanke ist, daß die Durchsetzung des empirischen Ich mit seinen Eigenheiten oder der „handgreiflichen Individualität" den Menschen ins rein Natürliche bannt, ihn seines Besten und Höchsten beraubt, ihn sich selbst entfremdet, unfrei macht und entwürdigt, ihn der „Flucht der Erscheinungen" unterwirft und das über Raum und Zeit Liegende, das Unvergängliche in ihm zu töten droht. Mit den „Grenzen seiner Person" soll der Mensch „wohl rechnen", aber sie sollen ihm „nicht Werte sein" sondern er soll „über sie hinausblicken", er soll „über seiner Begabung stehen"; „der freie Mensch ist nicht Individualist, er hat das Individuum überstiegen"; so sei er „immerdar ein quasi modo genitus!" Das ist das Mahnwort, das der echte Philosoph an seine Zeit richtet! Und dieses Mahnrufes, sich selbst, ihre Seele wieder zu finden, bedürfen die Menschen unserer Zeit wie keines anderen. Nur „im religiösen Glauben erleben wir jene höchste Synthese", und „das Beharrende ist das Überpersönliche" — diese Gedanken, wie sie besonders auch aus Keyserlings großem Werk „Unsterblichkeit" hervorleuchten, zeigen Richtung und Weg zu einem Leben des Geistes.

Unter den geistigen Wandlungen, die sich jetzt vor unseren Augen abspielen, ist die bedeutungsvollste: der Bankrott des ästhetisch gefärbten Individualismus. Mit reißender Schnelle sahen wir ihn

in den letzten Jahrzehnten sich entwickeln und die Herrschaft an sich ziehen. Wie unvermögend er aber war, das Grundübel unserer Zeit, den Materialismus, zu überwinden, das hat sich jetzt schon herausgestellt und wird immer mehr zur Tatsache. Weltanschauungbildende Kraft hatte der ästhetische Individualismus nicht, er konnte sie nicht haben. Die geistige Leere, die Glaubenslosigkeit und darum die Halt- und Friedlosigkeit ist größer als je, das tiefere Sehnen bleibt ungestillt. Was an „Umwertung" gewollt und versucht wurde, lief schlechterdings auf Entwertung hinaus. Materialismus und Individualismus machen unproduktiv in jedem höheren Sinne. „Die Menschen sind nur so lange produktiv", sagt Goethe, „als sie noch religiös sind." Materialismus und Individualismus führen in die Verflachung und betrügen den Menschen, der eine wie der andere, um nichts geringeres als um seine Seele.

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag" —

so nur kann, wie in Goethes „Vermächtnis", einer irrenden und suchenden Zeit zugerufen werden, einer Zeit, da mehr denn jemals die Stärkung des religiös-ethischen Zentrums im Menschen zur ersten und grundlegenden Aufgabe wird*

Seinen Gang ins Innere setzt der Verfasser fort im dritten Büchlein: „Schopenhauer als Verbilder" Es ist zugleich ein Gang zu den Höhen des Menschtums, denn der Zusammenhang des Zentrums im Menschen mit dem, was dieser an Anlagen, Fähigkeiten, Einsichten hat, wird hier am Genie, wo er am deutlichsten hervortritt, beleuchtet. Das Buch könnte daher auch heißen: „Vom Wesen und von den Bedingungen wahren Genies" oder „Wodurch wird der Mensch groß und frei?" Denn hierzu erweitert sich, weit über das im Titel stehende Thema hinaus, der Inhalt des Buches. Wer von Schopenhauers Lehre kaum etwas weiß, auch für den verliert es nichts von seinem Werte. Die Deutung der Schopenhauerschen Philosophie, im Zusammenhange mit seiner Person, und der Nachweis, wie brüchig sein System war und wie schädigend es wirken mußte, vertieft sich hier in einer Weise, die man genial nennen muß, zu allgemein menschlichen Grundproblemen.

*) Vgl. die Betrachtungen, die unter der Überschrift „Arbeit an der Weltanschauung" im Märzheft 1904 der „Balt. Monatsschr." über diese in unseren Tagen wieder besonders hervortretenden geistigen Fragen veröffentlicht wurden.

In das Seelengefüge und die Schaffensquellen größter Geister läßt uns Keyserling schauen, und es ist, als ob, durch den Blick des Denkers erhellt, die sonst undurchdringlichen Tiefen durchsichtig zu werden beginnen: Goethe, Shakespeare, Wagner, Friedrich der Große, Napoleon und andere scheinen sich in ihrer Geistesstruktur dem Auge zu entschleiern. Worin bestand in diesen Geistern die Begabung an sich und deren besondere Artung, die Talente also oder die naturgegebene „Maschinerie", und was war, davon durchaus zu trennen, die Hebel- oder Triebkraft, die diese Maschinerie allein in Bewegung zu setzen vermochte und so die geniale Anlage zu genialer Wirkung kommen ließ? Das sucht Keyserling zu ergründen, indem er so den Boden gewinnen will für die Erkennung und Wertung Schopenhauers. Durch diese Unterscheidung des eigentlichen Ich, des Grundkernes oder der Zentrierungskraft eines Menschen, von seinen speziellen Gaben und Erkenntnissen (der Sprachbeherrschung etwa, dem bildenden Talent, dem Gedächtnis, der Selbsterkenntnis 2c.) wird — gleichwie aus dem Reiche der Mütter im Faust — ein Zauberschlüssel zum Verständnis menschlichen Seelenlebens herbeigeschafft.

Bismarck hat gelegentlich jemanden dahin charakterisiert, daß er in Brutto zwar große Fähigkeiten besessen hätte, deren Nettoertrag aber auf nichts herabgesunken sei wegen der übergroßen Abzüge, die auf seine Fehler, speziell seine Eitelkeit, zu machen waren. Eine sehr geistvolle Bemerkung, die mit Keyserlings Erklärungsweise verwandt ist. Ähnlich sagte Goethe einmal von einem sehr kenntnisreichen und geschickten, aber ganz untüchtigen Manne: „Er brauchte gar kein Lump zu sein, wenn er nicht durchaus wollte."

Von manchen, so von Karl Ernst von Baer, ist es ausgesprochen worden, daß nicht der Geist, sondern der Charakter die Größe eines Menschen bestimme. In welchem Sinne nun bei verschieden gearteten Naturen, mit ihren merkwürdigen Kombinationen der seelischen Elemente, die im Charakter liegende zentrale Triebkraft wirksam werden kann, wenn sie aber nicht ausreicht, wie dann selbst die höchsten Talente brach bleiben, in dieses dunkle Gebiet läßt Keyserling uns schauen in einer Weise, die etwas Sonnenhaftes an sich hat. Eigentümlich zusammengesetzte Naturen, so Herder und Leonardo da Vinci, werden hier, immer nur mit wenigen, scharf treffenden Worten, in ihrem inneren Gefüge gleichsam durchleuchtet. Das wundersam verschlungene Bedingte und Bedingende im Genie, das rätselreiche Verhältnis seiner

geistigen Bestandteile zu einander wird zu entwirren gesucht. Über Hegel und die hohe Einheit seines Werkes finden sich wertvolle Bemerkungen. Interessant ist auch, wie Keyserling zeigt, daß zuweilen die Triebkraft nicht im Menschen selbst, sondern in den äußeren Umständen liegt. Das hängt dann wieder mit der Frage nach den vom Zeitgeiste oder auch von den Zeitverhältnissen ausgehenden Impulsen zusammen.

Wie das Genie durch die feinere Differenzierung und kräftigere Integrierung gekennzeichnet wird, ist erst kürzlich von Roderich von Engelhardt in der „Balt. Mon." (Januar- und Februarheft 1910) in sehr scharfsinniger und lichtvoller Weise, die zugleich bedeutungsvolle allgemeinpsychologische Perspektiven eröffnet, entwickelt worden. Keyserlings Auffassung berührt sich hiermit aufs engste in Hinsicht auf die betonte Intensität der Integrierung oder Zentrierung. Den Lesern der „Balt. Mon.", die Engelhardts Studie über „das Genieproblem" nebst Nachtrag kennen, wird es daher von besonderem Interesse sein, sich in Keyserlings „Schopenhauer als Verbildner" zu vertiefen.

An Goethe und Kant, die unter den Geistesgewaltigsten aller Zeiten und Völker ihren Platz haben, wird diese entscheidende Bedeutung der Zentrierungskraft von Keyserling aufs überzeugendste aufgedeckt: wie bei ihnen in großartigster Synthese ihres gesamten Wesens und Denkens, Bildens und Schaffens alles auf einen Punkt bezogen, von ihm aus beherrscht wird. Es ließe sich wohl an Luther, Bismarck und anderen von Grund aus genialen Naturen das Gleiche erkennen.

Wenn nun aber das Genie uns nur in besonders hochentwickelter Gestalt ein allgemein Menschliches zeigt, so eröffnen sich eben hierdurch die reinsten Blicke in die Tiefe menschlichen Wesens überhaupt. Denn ob auch in verschiedenster Potenz und Mischung, die konstitutiven Elemente sind doch, wie im Weltall, in der Natur, so auch im Menschen allenthalben dieselben. „Größere Menschen", sagt Goethe, „haben nur ein größeres Volumen." Und an den erreichten Höhepunkten muß der Typus und muß die Bestimmung eines Geschöpfes erkannt werden.

Ob jeder Mensch von Hause aus überhaupt ein „Ich" im eigentlichen Sinne hat, d. h. ein seelisches Zentrum als Einigungs- und Herrschaftsinstanz aller seiner Geistes- und Gemütskräfte — diese Frage ist Keyserling fast zu verneinen geneigt, wie auch schon in seinem Werke über „Unsterblichkeit" zum Ausdruck kommt. Er weist auf die grellen Widersprüche in jedem einzelnen Menschen

hin und meint, daß es wohl nur hie und da, dank günstigen inneren oder äußeren Bedingungen, gelinge, die verschiedenen Bewußtseinssphären und von einander unabhängigen Anlagen im Individuum in ein festes Dienstbarkeitsverhältnis zur seelischen Zentralkraft zu bringen. Das gemahnt an Goethes Gedanken über die Entelechie, über die regierende Hauptmonas im Menschen und die Rangordnung der Seelen. Die Frage wäre also, ob die individuelle Verfassung mehr einer Monarchie (sei es absoluten oder konstitutionellen) oder einer Republik gleiche oder gar gänzlich in Anarchie sich auflöse* Jedenfalls ist auch hiermit wieder ein überaus fördernder Betrachtungspunkt gewonnen. Mustert man daraufhin individuelle und auch Rassencharaktere, so beginnt manches sonst dunkel Erscheinende sich zu lichten, manches Rätsel geringer Leistung und Wirkung bei großer Begabung und umgekehrt wird seiner Lösung näher geführt.

Wie fruchtbar diese ganze Gedankenreihe ist, zeigt sich, wenn der Verfasser sie am Ende seines Buches in eine Beurteilung der modernen „artistischen Weltanschauung" ausmünden läßt, jener selben, die wir vorhin als den ästhetischen Individualismus bezeichneten. Was werde denn durch die bloße „Differenziertheit", deren die Modernen sich rühmen, gewonnen? Ist sie doch eben jenes „chaotisch-Vielfache" eines „primitiven Zustandes", das „auf alle Fälle zu überwinden wäre." Nur durch Einkehr in die Tiefe, vom Individuellen zum Allgemeinen, kann das geschehen. „Denn im tiefsten Grunde des Einzelnen ruht das Allgemeine; das Einzelne, tief erfaßt, ist schon allgemein." Wohin aber die artistische Weltanschauung mit ihrer Glorifizierung des Individuums und seiner Differenziertheit führt, davon, sagt Keyserling, „liegen die Folgen jedem vor Augen: unsere Zeit hat keine erhabene Dichtung, keine große Musik, keine echte Philosophie, nichts wahrhaft lebendiges hervorgebracht. Nie mehr als heute haben die Menschen an der Oberfläche gelebt." Das eben ist es, was wir mit dem Bankrott des ästhetischen Individualismus meinen.

Nun noch ein Wort über Schopenhauer, dessen Namen ja das Büchlein trägt. Die Analyse dieses seltsam zusammengewürfelten Charakters ist von erlesener Feinheit. Es widerfährt seiner genialen Veranlagung alle Gerechtigkeit. Aber indem er

*) Zur „Verfassungsfrage" der Organismen vgl. das gedankenreiche Büchlein „Stellung und Zweck des Menschen in der Natur und die Natur der Staatsverfassung" (Riga 1900) von unserem Landsmann Dr. Julius Kupffer, dem Verfasser des originellen Faustkommentars.

als Hauptrepräsentant der artistischen Weltanschauung aufgefaßt wird, auf den auch (über Nietzsche und Wagner) der spezifisch moderne „Geniekultus" zurückzuführen sei, wird sein Lebenswerk als ein verfehltes und verbildend wirkendes gekennzeichnet. —

In dem von Friedrich Seesselberg, im Namen des Werdandibundes, verfaßten Vorwort zu Keyserlings Buche heißt es: „Unsere von so viel pessimistischen und zersetzenden Strömungen erfüllte Zeit hat endlich mannhaft entschlossene Persönlichkeiten nötig, solche mit aufbauender, den Willen zur Tat festigender Haltung. Solchen Naturen freiere Bahn zu schaffen sind aber zuerst ragende Götzen niederzustoßen, die den Blick auf höhere Ziele hemmen und lähmend auf die Seelenkraft der Zeitgenossen wirken. So Schopenhauer!"

Wir fragen: ist nicht als solcher Götze Nietzsche noch viel verhängnisvoller geworden? Nietzsche, dessen schrankenloser Individualismus, wie auch Keyserling in den „Entwicklungshemmungen" sagt, „auf verderbliche Weise Schule gemacht" hat? Ist doch die neueste schöne Literatur geradezu durchsetzt und durchseucht von diesem falschen Individualitätskultus und Umwertungswahn, der in Nietzsche seinen krassesten und, weil ästhetisch glänzendsten, auch am meisten verführerischen Vertreter gefunden hat! Er sei mißverstanden worden, sagt man. Aber warum haben denn Shakespeare, Goethe und Schiller, die doch kein geringeres Gedankenreich beherrschten, nie in solcher „mißverstandenen" Richtung gewirkt? Darum: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Möge denn bei solchem, wahrlich nötigen Aufräumungswerk, in das der Werdandibund eintritt, auch Nietzsche bald an die Reihe kommen! Damit um so freier und fruchtbarer die Fortentwicklung wahrer, sittlich-religiös gegründeter Bildung in der Linie sich vollziehen könne, in welche die großen positiven Weltanschauungen weisen: das Christentum vor allem und die humane Weltanschauung in ihren klassischen, schöpferischen Pfadfindern, unter denen in neuerer Zeit Goethe und Kant allen voranstehen, denen sich Lessing, Schiller, Herder, Fichte, die Brüder Humboldt und viele andere zugesellen. Die beiden großen, ewige Wahrheit umschreibenden Geistesringe, von denen der eine durch die christliche Religion in ihrer unendlichen Tiefe und zugleich „wunderbaren Vielseitigkeit, Elastizität und Entwicklungsfähigkeit"*, der andere durch die neuklassischen Dichter und Philosophen mit ihrer gewal-

*) Worte Adolf Harnacks mit dem Zusatz: „die die Voraussetzung ihrer Universalität ist."

tigen Gedankenwelt bezeichnet wird, decken sich zwar nur zum Teil. Gemeinsam ist beiden dies wichtigste: daß sie den Menschen als „edles Glied der Geisterwelt" auffassen, zu dem er durch Ausbildung seines Innersten und Besten mehr und mehr heranreifen soll. Und bleibt zwischen ihnen auch eine gewisse Spannung, so ist diese doch vielleicht gerade heilsam und jedenfalls nicht derart, daß man nicht schon heute von einer christlich-humanen Gesittung und Bildung sprechen darf, in der alles Große und Gute beschlossen liegt, und angesichts deren das Goethische Wort — wiederum aus seinem „Vermächtnis" — gilt:

„Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß es an!"

Daß die fortentwickelnde Fruchtbarmachung dieses alten Wahren durch einen systematisch irreleitenden Individualismus gehemmt und unterbrochen worden ist, gehört zu den bösesten Erscheinungen im Geistesleben unserer Zeit.

Darum begrüßen wir Schriften, wie die des Grafen Keyserling, die den Kampf gegen die Entwicklungshemmungen und Verbildungen aufnehmen, mit wahrer Freude. Darum wünschen wir ihnen viele Leser von empfänglichem Geiste. Solche verdienen sie, weil sie gerade den Menschen von heute wirklich etwas zu sagen haben. Und weil es Schriften sind, die nicht nur vom νοῦς geleitet, sondern vom πνεῦμα beseelt sind.

Wir dürfen von Keyserling noch Großes erwarten und dürfen uns dessen freuen, daß wiederum einer unserer baltischen Landsleute, wie seine Schriften es bezeugen, in die führenden Reihen des großen geistigen Kampfes unserer Zeit zu treten berufen ist.

Zwei neue, in Vorbereitung stehende Werke aus Keyserlings Feder sind bereits angekündigt: „Prolegomena zur Naturphilosophie" (Hamburger Vorträge) und „Der Fortschritt der Metaphysik im Wandel ihrer Problemstellungen."

Möge es dem jungen genialen Philosophen vergönnt sein, jene schöpferische Synthese, die den Mittelpunkt seiner Gedankenkreise bildet, in seinem Schaffen fort und fort aufs fruchtbarste zu verwirklichen, im Dienste der ewigen Ideen, die der Menschheit voranleuchten!

B. v. S.

Vom Tage.

Zur Frage der Gewissensfreiheit.

Nachdem durch die Allerhöchsten Manifeste vom 17. April und 17. Oktober 1905 das Prinzip der Gewissensfreiheit für das Russische Reich proklamiert war, sah sich die Regierung vor die Aufgabe gestellt, eine Gesetzgebung in die Wege zu leiten, welche die von den Stufen des Thrones verkündeten Grundsätze verwirklichen sollte. Es galt dabei den Gedanken der konfessionellen Freiheit mit der nach den Grundgesetzen des Reichs der Orthodoxie zustehenden Stellung als der „herrschenden Kirche" in Einklang zu bringen. Die im Jahre 1907 vom Ministerium des Innern in die Reichsduma eingebrachten Gesetzesprojekte lösten diese Frage dergestalt, daß sie der griechisch-orthodoxen Kirche die Stellung der Landeskirche im westeuropäischen Sinne zuwiesen, was sich in einer Reihe äußerer Prärogative offenbaren sollte: der Kaiser, die Kaiserin und der Thronfolger sollten der griechischen Kirche angehören müssen; den Festtagen dieser Kirche sollte der Charakter von Staats-Feiertagen gewahrt bleiben; Schmähungen und andere Vergehen gegenüber der griechischen Geistlichkeit sollten verstärkter Ahndung unterliegen; bei Prozessionen und sonstigen öffentlichen kirchlichen Veranstaltungen sollte die Staats-Kirche gewisse Vorrechte genießen. Alle diejenigen Prärogative jedoch, welche die innere religiöse Freiheit der russischen Staatsbürger beeinträchtigten, sollten in Wegfall kommen, vor allem das ausschließliche Recht der Propaganda, das Verbot des Konfessionswechsels Orthodoxer und die durch den Reversalzwang für Mischehen geschaffene Ver-

pflichtung der orthodoxen Kindertaufe. In einer Reihe einzelner Gesetzesentwürfe entwickelte das Ministerium diese Grundsätze, deren Durchführung eine detaillierte Umarbeitung der bestehenden Gesetzgebung erforderte. Ließen sich auch gegen einzelne Spezialbestimmungen vom Standpunkte unbegrenzter Geistesfreiheit aus Einwendungen erheben, so z. B. in betreff der minimalen Altersgrenze für den Konfessionswechsel, so mußte doch anerkannt werden, daß die Regierung ernstlich bestrebt war, die Grundsätze des Manifestes vom 17. Oktober zu verwirklichen.

Die erste und die zweite Reichsduma hatten sich mit der konfessionellen Gesetzgebung nicht befassen können; nachdem das parlamentarische Leben jedoch durch das Wahlgesetz vom 3. Juni 1907 in normale Bahnen gelenkt worden war, konnte mit Energie an die Beratung der Vorlagen über die Gewissensfreiheit gegangen werden, und die ad hoc von der Duma niedergesetzte Kommission bearbeitete während der ersten Session das große Projekt „über das Verhältnis des Staates zu den einzelnen Konfessionen", während der zweiten — das Gesetz betreffend den Übertritt aus einer Konfession in die andere, welches denn auch im Mai des Jahres 1909 auf die Tagesordnung des Plenums gesetzt wurde. Nach heißen Kämpfen entschied sich die Duma mit den Stimmen der Majorität der Oktobristen und der Linken für unbedingte Anerkennung der Übertrittsfreiheit. Sie ging darin noch weiter als das Ministerium, indem sie auch das Recht des Übertritts aus einer christlichen in eine nichtchristliche Konfession anerkannte, was nach dem Regierungsprojekt verboten sein sollte; und während das Ministerium das 21. Lebensjahr als Mindestgrenze für die Übertrittsfreiheit festgesetzt hatte, beschloß die Duma, daß in jedem Lebensalter ein Religionswechsel möglich sein solle — bis zum 14. Lebensjahre sollten die Eltern oder Vormünder die Konfession ihrer Kinder bestimmen dürfen, von dann ab sollte ein jeder frei sein, sich selbst zu derjenigen Konfession zu bekennen, die seiner Überzeugung entspräche. Mit diesem Beschluß war auch die Mischehen-Frage im Prinzip im Sinne weitester Toleranz gelöst. — Während der Debatten hatte der Minister des Innern hauptsächlich gegen das Recht des Übertritts zum Nichtchristentum protestiert und es konnte den Anschein haben, als sei er geneigt sich mit den sonstigen Beschlüssen der Duma auszusöhnen. Lag doch

ein von ihm unterschriebenes Gesetzesprojekt vor, welches für die Mischehen den Reversalzwang aufhob, und außerdem den Eltern gestattete beim Übertritt Kinder bis zum 7. Jahre mit in die neue Konfession überzuführen, so daß eine prinzipielle Verschiedenheit zwischen den Auffassungen des Ministers und der Duma in diesen Fragen nicht vorlag. Das Verhalten der in starker Zahl vertretenen Geistlichkeit in der Duma und der von ihr beeinflußten Rechten, die schließlich vor der Abstimmung unter Protest den Saal verließen, ließ jedoch bereits für das weitere Schicksal des Gesetzes nichts gutes vermuten, denn immer mehr hatte sich ja in zahlreichen anderweitigen politischen Fragen der wachsende Einfluß dieser Kreise auf die Regierungsorgane gezeigt. Und wenn auch das Ministerium bislang noch von seinem ursprünglichen Standpunkt nicht abgewichen war, so war doch bereits das Gutachten des h. Synods der Duma zugegangen, welches sich unter Berufung auf die kanonischen Satzungen der orthodoxen Kirche den toleranten Vorschlägen der Regierung in der Mischehen-Frage strikt widersetzte.

Bei Eröffnung der dritten Session im Oktober 1909 wurde die Reichsduma durch die offizielle Mitteilung überrascht, das Ministerium habe die schon von der Kommission begutachtete Vorlage „über das Verhältnis des Staates zu den einzelnen Konfessionen" sowie das Gesetzesprojekt betr. die Mischehen zurückgezogen, um sie mit den Wünschen des h. Synods in Übereinstimmung zu bringen. Das Resultat dieser Beratungen ist bisher offiziell nicht bekannt gegeben worden. Der Standpunkt des Synods speziell zur Mischehen-Gesetzgebung ist jedoch von einem den Synodalkreisen sehr nahestehenden Abgeordneten in der Duma-Kommission in nachstehender Weise präzisiert worden:

Nach den kanonischen Satzungen ist die Ehe eines Gliedes der orthodoxen Kirche mit einer andersgläubigen Person überhaupt verboten. Im Laufe der Zeit hat denn die Kirche — der menschlichen Schwachheit Rechnung tragend — ihre Zustimmung zu derartigen Ehen gegeben unter der Voraussetzung, daß die Kinder orthodox getauft würden. Das geschah zu einer Zeit, als der Übertritt aus der orthodoxen in eine andere Konfession verboten war. Seitdem dieses Verbot jedoch aufgehoben worden ist, bringt jede Mischehe die Gefahr mit sich, daß der orthodoxe Teil von

Andersgläubigen zum Übertritt veranlaßt werden kann. Das „Bollwerk der Kirche", das Übertrittsverbot, ist gefallen. Daher bedeutet jede Mischehe eine Gefahr für die griechische Kirche und droht ihr den Verlust eines ihrer Glieder zu veranlassen. Unter diesen Umständen ist der Synod — nach den Ausführungen des erwähnten Abgeordneten — geneigt, sich wieder auf den rein kanonischen Standpunkt zu stellen und Mischehen überhaupt unter keiner Bedingung anzuerkennen. Den Geistlichen soll die Einsegnung solcher Ehen verboten werden, für den Fall, daß die weltliche Gesetzgebung auf dem Standpunkt der Toleranz bestehen bleibt. Und wenn sich daraus als notwendige Konsequenz die Einführung der Zivilehe ergeben sollte, so werde man das in Synodalkreisen lieber sehen, als Freigabe der Mischehen ohne Reversalzwang; denn die Zivilehe enthöbe die orthodoxe Kirche der Verantwortung für die ihren kanonischen Gesetzen widersprechenden Eheschließungen.

Die Frage der Zivilehe ist als eine der Vorbedingungen des in Zukunft vielleicht zu proklamierenden Rechts der Konfessionslosigkeit in der Duma beraten worden; die Mehrheit hat es als notwendige Konsequenz der Gewissensfreiheit im Prinzip für notwendig erachtet, den Austritt aus jeglicher Konfession überhaupt zu gestatten; die gesetzliche Anerkennung dieses Grundsatzes im gegebenen Augenblick wurde für verfrüht gehalten, weil die Schaffung von Standesämtern, Zivilstandsregistern und, damit verbunden, eine komplizierte Gesetzgebung vorauszugehen hätte. Der intransigente Standpunkt des Synods hat jedoch neuerdings diese Frage wieder in den Vordergrund gedrängt, und speziell in den Zentrums-Kreisen der Duma wird gegenwärtig der Gedanke erwogen, ob nicht die Zivilehe fakultativ zunächst zu proklamieren sei, womit orthodoxen Personen die Freiheit der Eheschließung mit Andersgläubigen ohne jegliche Einschränkung ermöglicht wäre.

Zunächst bleibt natürlich abzuwarten, wie sich der Reichsrat zu dem von der Duma angenommenen Übertrittsgesetz stellen wird. Die unveränderte Annahme dieses Gesetzes würde — die Allerhöchste Sanktion vorausgesetzt — jede weitere Gesetzgebung auf diesem Gebiete gegenstandslos machen. Es steht jedoch fest, daß sich im Reichsrat sicherlich eine Mehrheit für das Duma-Gesetz finden wird. Zunächst ist das Projekt einer Kommission über-

wiesen worden, die ihre Arbeiten noch nicht begonnen hat. Es soll offenbar abgewartet werden, bis der Synod seine Stellung klar präzisiert hat. In Synodalkreisen wiederum plädiert eine einflußreiche Gruppe für Einberufung eines allgemeinen Konzils, dem allein das Recht der Entscheidung in kanonischen Angelegenheiten zustehe. Diesem Konzil soll zugleich die Frage der inneren Gemeinde-Organisation der griechischen Kirche vorgelegt werden. Die weltlichen Glieder des Synods befürchten — dem Vernehmen nach — hiervon eine Beeinträchtigung ihrer bisherigen Machtstellung und sind dem Gedanken der Einberufung des Konzils nicht gewogen. So wird sich denn die Entscheidung der Fragen betreffend die konfessionelle Gesetzgebung noch lange hinausziehen, und es ist ungewiß, in welcher Gestalt die Projekte Gesetzeskraft erlangen werden.

Es kann nur auf das tiefste bedauert werden, daß, trotz des unzweideutig ausgesprochenen Willens Sr. Majestät des Kaisers, der Verwirklichung des Gedankens der Glaubensfreiheit Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, während sich doch gerade auf diesem Gebiet der Regierung die dankbare Aufgabe bot, ohne Opfer und Mühe ungezählten Millionen von russischen Untertanen eine unschätzbare Wohltat zu erweisen. —

H. Baron Rosen,
Reichsduma-Abgeordneter.

St. Petersburg, März 1910.

Engl. Magazin J. Redlich,

gegründet 1857. Riga.

Abteilungen:

Sämtliche Werkzeuge, Fabrik-Artikel und Stahlwaren.

Küchen- u. Wirtschafts-Einrichtungen.

Bisher sind erschienen und stehen den Interessenten zur gefl. Verfügung folgende

Spezial-Kataloge:

Bienenzucht-Artikel.
Gerber- u. Sattler-Werkzeuge.
Baubeschläge u. Sparkochherde.
Geräte für Forst- u. Gartenkultur.
Holder Gartenspritzen und Allweiler Flügelpumpen.
Petroleum-Heiz- u. Dauerbrandöfen.
Haus- u. Küchen-Geräte „Heinzelmännchen".
Selbst-Koch-Brat- u. Backapparate.
Wecks Frischhaltung aller Lebensmittel „Koche auf Vorrat".

Spezial-Abteilung in Sport-Artikeln für jede Saison.

Spezial-Kataloge:

Sport und Gymnastik. — Wintersport. — Angelsport. — Bootbeschlag und Zubehör für Yachten.

Spezial-Abteilung u. eigene Werkstätte f. Musik-Instrumente.

Prämiiert, Riga 1901, mit der Silbernen Staatsmedaille.

Solo-Instrumente für Schule und Haus.

Kunstgerechte Reparatur an Geigen und allen Streich-Instrumenten, Blas- und Schlag-Instrumenten.

Depot der Grammophone-Company.

Musik-Preiskurante gratis

Universität Heidelberg.

Das **Vorlesungsverzeichnis für das Sommerhalbjahr 1910** ist erschienen und kann durch die hiesigen Buchhandlungen oder das Universitätssekretariat bezogen werden.

Die

Müllersche Buchdruckerei

Telephon 90. gegründet **1789,** **Postfach 756.**

hervorgegangen aus der von Albrecht Hakelmann im Jahre **1658** gegründeten Buchdruckerei, verbunden mit einer

lithographischen Anstalt, Schriftgießerei, Galvanoplastik und Stereotypie

übernimmt die **Ausführung sämtlicher in oben genannten Fächern vorkommenden Arbeiten,** sowie auch den

Verlag von Werken

wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts.

Verlag der

Rigaschen Zeitung

gegründet **1778.**

Annahme von Abonnements und Inseraten für die

Baltische Wochenschrift.

Riga, Herderplatz Nr. 1.

Von der maßgebenden Kritik geradezu überschwänglich beurteilt, von der literarisch interessierten, deutschen Leserwelt mit Spannung erwartet, erscheint in Kürze:

A. Rodionow, Unser Verbrechen.

Erzählung aus dem russischen Bauerleben.

Mit Genehmigung des Autors übersetzt

von

Victor von Rautenfeld.

Preis Rbl. 1.80.

Verlag von Jonck & Poliewsky, Riga.

Postfach 237.

Die neuen Ziele der Biologie.

Von

J. von Uexküll.

Das Ziel aller Naturwissenschaft ist die Ordnung. Die Naturforscher suchen die gegebenen Tatsachen möglichst übersichtlich zu ordnen und stellen zu diesem Behufe allgemeine Lehrsätze auf, um die sich die Ergebnisse der Forschung gruppieren. Diese Leitsätze sind nur so lange gültig, als ihnen keine neuaufgefundenen Tatsachen widersprechen, die eine Neuordnung unter neue Leitsätze verlangen.

Der Laie, der es nicht begreift, daß die Leitsätze nur Hülfsmittel der Forschung sind, ist immer bereit ihren Wert zu überschätzen; er nennt sie Naturgesetze und verehrt sie wie ewige Wahrheiten.

Zu diesen Allerweltswahrheiten gehört heutzutage der Darwinismus, der als Monismus zu einer Art Religion der Halbbildung geworden ist, obgleich er längst durch neue Leitsätze in der Wissenschaft verdrängt wurde. Man kann nicht einmal sagen, der Darwinismus sei durch eine neue Theorie überwunden worden. Seine Behauptungen haben sich bloß als falsch herausgestellt und das Problem der „Entstehung der Arten" hat sich als unlösbar erwiesen. Deshalb ist man einfach zur Tagesordnung übergegangen, ohne sich über den Triumphzug besonders aufzuregen, den der tote Darwinismus, als ewige Wahrheit maskiert, in der Laienwelt feierte.

Von vielen Seiten ist es den Biologen verdacht worden, daß sie sich der Ausbreitung des pseudowissenschaftlichen Materia-

lismus nicht widersetzten. Aber das war gar nicht ihres Amtes, auch hätte es wenig genützt gegen die allgemeine Massensuggestion aufzutreten. Das Volk glaubt eben heutzutage an Haeckels „Welträtsel", wie es früher an den Katechismus glaubte. Man glaubt im Besitz einer ewigen Wahrheit zu sein. In der Tat weiß man als Monist alles: wie die Welt entstanden ist, wie sie untergehen wird, was die Tiere und Pflanzen ihrem Wesen nach für Dinge sind, daß es keine Unsterblichkeit, keine Freiheit gibt — kurz wie es auf Gottes schöner Welt zugeht, ganz natürlich nach ewigen physikalischen Gesetzen, ohne jedes geistige Wesen, das ja doch bloß ein „gasförmiges Säugetier" sein könnte. — Gegen solche Leute kämpfen Götter selbst vergebens.

War es da für die Forscher nicht angemessener, sich unbekümmert um den Lärm der Straße der Erforschung neuer Probleme zu widmen, neue Tatsachen zu finden und zu ordnen. Diese stille Arbeit hat ihre Früchte getragen. Schon beginnen die ersten zusammenfassenden Werke zu erscheinen, die nach neuen Leitsätzen die neuen Tatsachen ordnen und uns ein ganz neues Bild vom Werden und Walten der lebenden Welt entwerfen. Ich denke in erster Linie an die „Philosophie des Organischen" von Driesch, die von grundlegerder Bedeutung für die biologische Wissenschaft ist.

Aber die neuen Tatsachen sind so schwer verständlich und die Deutung, die sie gefunden haben, verläßt so sehr die Pfade des Alltäglichen, daß sich diese neue Wissenschaft niemals auf die Straße wagen darf. Sie kann wohl darauf rechnen den einzelnen Denker zu überzeugen, für die Menge hat sie kein Schlagwort zur Hand.

Wenn ich es versuchen soll den Leser in die neue experimentelle Biologie einzuführen, so muß ich ihm vorerst eine Analogie aus dem täglichen Leben an die Hand geben, die ihm immer wieder als Ariadnefaden dienen kann, wenn das Labyrinth der Evolution ihn umfängt.

Wie entsteht das Individuum? lautete die Frage, welche die Naturwissenschaft aufgriff, nachdem das Problem der Entstehung der Arten ihr als unlösbar entglitt.

Die Entstehung des Individuums können wir nur dann mit Verständnis verfolgen, wenn wir uns zugleich die Entstehung eines Hauses oder einer Maschine vergegenwärtigen. Dreierlei Vorbe-

dingungen müssen beim Hausbau erfüllt sein. Es muß 1) das Material, 2) der Arbeiter und 3) der Plan vorhanden sein. Sind diese drei Vorbedingungen auch bei der Entstehung eines Lebewesens erfüllt und wie verhalten sie sich zu den gleichen Vorbedingungen beim Hausbau?

Das Material, das die Natur verwendet, ist grundverschieden von demjenigen, das uns beim Hausbau zur Verfügung steht. Unser Baumaterial ist, wenn auch nicht der Form nach, so doch in seinen chemischen und physikalischen Eigenschaften fertig vorgebildet. Steine, Holz und Pappe brauchen nur in die richtige Form gebracht und zusammengesetzt zu werden — und das Haus ist fertig.

Ganz anders die Natur. Jedes Lebewesen baut sich aus einem protoplasmatischen Keim auf, der noch keine Spur der chemischen und physikalischen Eigenschaften aufweist, die dereinst der Körper des erwachsenen Tieres besitzen wird. Weder Knochen, noch Muskeln, noch Nerven, noch irgend eines der Gewebe, die dem Körper des Erwachsenen so große Mannigfaltigkeit verleihen, sind anfangs vorhanden. Diese Gewebe werden sich erst bilden, nachdem die Form des jungen Tieres bereits deutlich gegliedert ist.

Das Protoplasma oder die lebendige Substanz, aus der alle Lebewesen ihren Ursprung nehmen, zeigt vor allem vier höchst wunderbare Fähigkeiten. Erstens besitzt es einen Stoffwechsel, d. h. es vermag fremde Stoffe in sich aufzunehmen, sie zu verbrennen und wieder auszuscheiden. Man hat es deshalb mit einer Kerzenflamme verglichen, die auch ihre Form bewahrt und trotzdem aus stets wechselndem Stoff besteht.

Zweitens vermag das Protoplasma dauernde Teile zu fabrizieren, die durch ihre mikroskopische Struktur, ihre chemischen und physikalischen Eigenschaften sich erheblich vom Mutterboden unterscheiden. Die Eigenschaften dieser Nebenprodukte werden für das erwachsene Tier von grundlegender Bedeutung, denn sie geben die verschiedenen Gewebe, Knochen, Muskeln usw. ab.

Drittens vermag das Protoplasma sich zu teilen. Die erste Leistung eines jeden reifen Keimes besteht in einer Teilung in zwei Kugeln. Diese Teilung ist ein höchst merkwürdiger Vorgang, der durch die Bildung eines mikromechanischen Apparates eingeleitet wird. Leider sind wir über die Funktion dieses Teilungs-

apparates ganz im Unklaren — denn wer kann aus der bloßen Beobachtung entscheiden, welcher Teil der Maschine der ziehende, welcher der gezogene ist? Zum Experimentieren ist der Apparat aber viel zu klein. Die Bildung der Teilungsmaschine geht vom Kern aus, einem sowohl chemisch wie strukturell vom Protoplasma unterschiedenen Körperchen. Dieses findet sich so allgemein im Protoplasma vor, daß man die in allen Geweben nachweisbaren selbständigen Teilungsprodukte des Keimes nur dann als Zellen anerkennt, wenn sie außer den Nebenprodukten, die das Gewebe charakterisieren, noch Protoplasma und Kern enthalten.

Die vierte Tätigkeit des Protoplasmas besteht im Wachstum. Jedes Protoplasmateilchen vermag während seines Stoffwechsels mehr Stoff aufzunehmen als abzugeben und nimmt dadurch an Größe zu. Nur das Wachstum ist direkt vom Stoffwechsel abhängig, sonst sind alle Fähigkeiten des Protoplasmas ganz unabhängig von einander. So sehen wir, daß der Keim anfangs sich nur teilt; in einem späteren Studium beginnen die Teilungskugeln oder ersten Zellen an zu wachsen, wobei die Teilung rapid weitergeht. Erst ganz zuletzt, wenn bereits Tausende von Zellen vorhanden sind, treten in ihnen die differenzierten Strukturteile auf, die sie zu Gewebszellen machen. Während dessen geht der Stoffwechsel ununterbrochen weiter.

So sieht das Material aus, das der Natur zur Verfügung steht — damit läßt sich freilich besser bauen als mit Steinen, Holz und Pappe. Und doch ist manches der Natur nicht möglich, was wir leicht vollbringen können. So können wir mit unserem differenzierten Material sofort an die Ausarbeitung der Einzelheiten gehen, was für die Natur ganz ausgeschlossen ist, weil anfangs gar keine differenzierten Gewebe vorhanden sind. Auch die nötige Menge an Material entsteht erst mit der Zeit.

Wie steht es aber mit den Kräften, die das sich teilende, mehrende und differenzierende Material an die richtige Stelle rücken und aus Zellhaufen gegliederte Formen entstehen lassen. Bei unserem Hausbau besorgt dies Geschäft der Arbeiter mit seinen Armen oder eine Maschine mit Hebearm und Sperrad. Beide greifen das Material von außen an und tragen es von Ort zu Ort. Solche äußere Hilfsmittel besitzt die Natur nicht, die Kräfte, welche die einzelnen Bausteine oder die Zellen tragen,

heben und verschieben, sitzen in diesen selbst. Diese Zellkräfte sind mannigfach, außer Flüssigkeitsdruck und Oberflächenspannung kommen auch noch Eigenbewegungen in Betracht. Denn alles Protoplasma scheint die Fähigkeit zu besitzen, sich gelegentlich zusammenziehn und ausdehnen zu können. Aber damit ist unsrem Verständnis noch nicht gedient. Der Arbeiter, der einen Stein aufhebt, um ihn an eine andere Stelle zu setzen, stört sich selbst gar nicht bei der Arbeit. Wenn aber die Steine sich gegenseitig stoßen würden, wie die Zellen das tun, dann könnte nur dann ein Erfolg eintreten, wenn dieses Stoßen eine gemeinsame Richtung erhält. Deshalb hat die Natur die sogenannten formativen Reize eingeführt. Das sind Reize, die meist chemischer Art sind, welche von bestimmten Zellen erzeugt werden und auf die übrigen Zellen Richtung gebend einwirken. Und nun entdecken wir wieder eine neue Eigenschaft des Protoplasmas: es vermag sich nicht bloß zusammenzuziehen und zu bewegen, es ist auch durch äußere Mittel reizbar, d. h. es gerät in einen neuen Zustand, den man Erregung nennt und diese Erregung ist selbst wieder übertragbar von Zelle zu Zelle — sie fließt sozusagen dahin und dorthin. Die Erregung ruft die Zusammenziehung des Protoplasmas und damit die Bewegung der Zellen hervor.

So sehen wir, daß beim Aufbau eines jeden Tieres von Anfang an alle Teile des Keimes in einem labilen Erregungszustande von Wirkung und Gegenwirkung stehen, — eine ganz andere Methode des Bauens als die unsere. Das Material und die bewegenden Kräfte sind sowohl beim Hausbau wie beim Aufbau des Tierkörpers nur die notwendigen Mittel, die verwandt werden müssen. Über die Art ihrer Anwendung entscheidet der Bauplan. Ließe man die Kräfte ohne feste Leitung mit dem Material schalten und walten, so würde bald die größte Unordnung entstehen. Statt dessen geht Alles in der schönsten Ordnung vor sich, jeder Schritt vorwärts ist planmäßig festgelegt.

Die planmäßige Ordnung, die wir bei der Entstehung aller Lebewesen beobachten, ist das schwierigste Problem der gesamten Biologie. Freilich die Bildung eines Krystalls geht auch regelmäßig vor sich, sie bildet aber nicht entfernt so viel Schwierigkeiten, wie das Lebensproblem. Der Grund hierfür liegt in Folgendem: der Krystall besitzt auch eine regelmäßige Form, aber

dieſe Form iſt nicht der Ausdruck einer Funktion. Seine einzelnen Teile ſitzen wohl regelmäßig beieinander, aber ſie haben keine gemeinſame Leiſtung. Sie ſind wohl geordnet, aber nicht planmäßig geordnet. Die Anordnung eines Kryſtalls kann ſehr wohl ſeine ſichtbar gewordene Molekularſtruktur ſein. Aber ebenſowenig wir erwarten dürfen, daß jemals eine Geſteinart in Form eines menſchlichen Hauſes auskryſtalliſieren wird, ebenſowenig dürfen wir annehmen, daß die Molekularſtruktur irgend welcher Eiweißkörper die Geſtalt eines Tieres beſitzt.

Die Geſtalt eines Hauſes oder eines Tieres iſt nämlich nicht beſtimmt durch die Eigenſchaften des Baumaterials, ſondern lediglich durch ſeine Funktion. Im Gegenteil wird die Eigenſchaft des Baumaterials dazu benutzt, um der Geſamtfuktion zu dienen. Deswegen kann wohl die Molekularſtruktur eines Salzes die unſichtbare Wiedergabe des Kryſtalls ſein, zu deſſen Ausbildung ſie der bloßen Vergrößerung bedarf. Es kann aber niemals die Molekularſtruktur der Stoffe, die das Protoplasma zuſammenſetzen, die Form eines Tieres haben.

Wenn auch die chemiſche Bauart des Stoffes den Bauplan nicht enthält, ſo kann trotzdem das wunderbare Protoplasma einen, wenn auch unſichtbaren, mechaniſchen Aufbau beſitzen, der dem erwachſenen Tiere entſpricht. In dieſem Falle würde der Bauplan bereits im Keim enthalten ſein.

Sicher iſt es, daß die Materialien unſeres Hauſes den Plan des Hauſes nicht enthalten. Man kann die Ziegelſteine in ganz beliebiger Reihenfolge verwenden, man kann aus den Baumſtämmen ganz nach Belieben Türen oder Fenſter ſchneiden, der Bauplan ſelbſt erleidet dadurch nicht die geringſte Änderung. Anders liegt der Fall mit einem ſchwediſchen transportablen Holzhauſe, in welchem ſchon vor dem Aufbau alle Teile ihre beſtimmte Form haben und nur auf eine beſtimmte Weiſe zu einander paſſen. Hier liegt der Bauplan bereits im Material fertig da und die einzelnen Teile können nicht beliebig entfernt werden oder mit andern ihre Plätze tauſchen.

Liegt alſo der Bauplan des erwachſenen Tieres, wie wir annahmen, im Protoplasma des Keimes vorgebildet da, ſo dürfen ſich weder die einzelnen Teile gegeneinander vertauſchen laſſen, noch können die einzelnen Teile ungeſtraft entfernt werden.

Ganz das Gegenteil ist nun in Wirklichkeit der Fall, die einzelnen Teile eines jeden jungen Keimes lassen sich nach Belieben entfernen, ohne daß das erwachsene Tier die geringste Änderung, abgesehen von einer entsprechenden Größenabnahme, aufweist.

Bei einzelnen Tieren lassen sich selbst in einem späteren Stadium die Furchungszellen gegeneinander austauschen, ohne den Gang der Entwicklung irgendwie aufzuhalten. Wenn die Stellen nur besetzt sind, mit welchen Zellen das geschieht, ist ganz egal.

Es trägt also der junge Keim den Bauplan in irgend einer materiell ausgeprägten Form *nicht* in sich. Das Protoplasma gewinnt erst nach und nach eine planmäßige Struktur, es beherbergt sie nicht von Anfang an.

Die Periode, in der man die einzelnen Keimteile gegeneinander vertauschen kann, währt bei verschiedenen Tieren verschieden lang. Bald bilden sich bestimmte Bezirke aus, innerhalb deren sich die Teile gegenseitig vertreten können, ohne daß ein Bezirk den andern zu ersetzen vermag.

Sind einmal die Keimbezirke gegeneinander abgegrenzt, so bewahren sie eine große Unabhängigkeit von einander. Es kann z. B. der eine Bezirk operativ um die Hälfte verkleinert werden, dann liefert er ein vollständiges, aber um die Hälfte verkleinertes Organ, das zum Nachbarorgan von normaler Größe garnicht paßt. Auf diese Weise kann man bei Wirbeltieren ein Schultergelenk erhalten, in dem die Pfanne um die Hälfte zu klein für die Gelenkkugel ist oder umgekehrt.

Wenn man zwei Tischlern das Holz zumißt, damit der eine den Rahmen, der andere die Tür liefern soll und entzieht nachträglich dem einen Tischler die Hälfte seines Materials, so wird man eine kleine Tür und einen großen Rahmen oder das Umgekehrte erzielen. Überläßt man gar das entzogene Material der Tür einem dritten Tischler, so wird man zwei halbgroße Türen und einen normalgroßen Rahmen erhalten. Wenn trotz dieses Eingriffs die Tischler ihre Erzeugnisse gleichzeitig abliefern, so wird man ungeachtet des ungenügenden Resultates auf eine harmonische Abhängigkeit ihres Arbeitens schließen, die ohne den schädlichen Eingriff die schönsten Früchte zeitigen muß.

So ist es auch beim Tier: trotz der Unabhängigkeit der Keimbezirke von einander, was die Größe des Endproduktes an-

betrifft, geht doch in ihnen in der gleichen Zeit das Wachstum und die Differenzierung der Gewebe gleichmäßig vor sich. Diese Harmonie der inneren Ausbildung läßt sich manchmal auf einen direkten Reiz zurückführen, den ein Keimbezirk auf den andern ausübt. So wird bei manchen Molchen die Linse des Auges von der äußern Haut erst gebildet, nachdem die wachsende Augenblase die Haut von innen berührt hat. Wird diese Berührung verhindert, so tritt keine Linse auf. Nahverwandte Tiere sind aber von dieser Regulation unabhängig und liefern die Linse rechtzeitig auch ohne Berührungsreiz.

Es wird, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, beim Bau des Tieres das gegebene Material erst geteilt, dann in Keimbezirke geordnet, dann wachsen und differenzieren sich die Kernbezirke selbständig, und erst wenn sie die fertigen Organe geliefert haben, die zusammenpassen müssen, beginnt die Funktion. Erinnert dies Vorgehen der Natur nicht in überraschender Weise an das planmäßige Handeln der Menschen beim Hausbau? Beim Bau des Hauses gibt es eine oberste Bauleitung, welche die Pläne für die einzelnen Teile des Hauses an die einzelnen Unternehmer verteilt. Erst das fertige Haus muß zeigen, ob es bewohnbar ist. Sobald die Funktion eingegriffen hat, ist es mit der Selbständigkeit, der aus den Keimbezirken entstandenen Organen vorbei. Wohl wachsen die Organe noch weiter fort, bis sie ihre normale Größe erreicht haben, aber sie sind in ihrem Wachstum ganz von einander abhängig. Es hat sich gezeigt, daß man im Auge der jungen Kaninchen Veränderungen setzen kann, die nur die Linse und ihr Aufhängeband betreffen. Diese Veränderungen, die sich hauptsächlich auf die Lage des Aufhängebandes beziehen, haben zur Folge, daß, je nach der Art des Eingriffs, nicht nur die Linse und ihr Band größer oder kleiner werden als im normalen Auge, sondern daß auch alle andern Teile des Auges, einschließlich der zum Auge gehörigen Schädelknochen, am anormalen Wachstum teilnehmen. Der Schlußeffekt ist immer, daß man ein ganzes normal funktionierendes Auge erzielt, welches entweder größer oder kleiner ist als das andere Auge.

Auch in einem Hause, das bereits in Gebrauch ist, wird bei etwaiger Vergrößerung eines Türrahmens auch die Türe gleich

mit vergrößert werden; dadurch fallen die Unstimmigkeiten, wie sie beim Hausbau vorkommen können, fort.

Es gibt also zwei Typen des Bauens: nach dem einen arbeiten die in einem Bau- oder Keimbezirk räumlich zusammengehörigen Teile gemeinsam, nach dem zweiten arbeiten die funktionell zusammengehörigen Organe an ihrer Weiterentwicklung zusammen.

Diese beiden Bautypen finden sich auch bei der Wundheilung und der Neubildung verlorener Organe wieder vor, wo sie mannigfach ineinandergreifen. Das Auftreten anormaler Doppelbildungen wie beim zweiköpfigen Plattwurm (die man willkürlich hervorrufen kann, wenn man den dekaptierten Rumpf von der Wundstelle aus auf eine kleine Strecke hin teilt, so daß zwei selbständige Wundstellen entstehen) beweist, daß während der Neubildung eine große Unabhängigkeit der regenerierenden Bezirke herrschen kann. Auch der berühmte Fall des Krebses, dem nach Verlust des Auges ein Riechfühler nachwächst, beweist diese Unabhängigkeit.

Anderseits zeigt sich bei einem andern kleinen Krebs, der normaler Weise eine große und eine kleine Schere besitzt, der große Einfluß der Funktion. Denn schneidet man ihm die große Schere ab, so wächst, während die abgeschnittene regeneriert, die kleine Schere zur großen aus, so daß nur eine kleine Schere ersetzt zu werden braucht.

Wo steckt in all diesen Fällen der Plan, dessen Wirkung überall zu spüren ist? Bei den normalen Umbildungen wird man Plan im unverletzten Tier suchen, bei den Doppel- oder Falschbildungen dagegen in der Wundfläche. Wie soll man sich da herausfinden? Die Ergebnisse, die aus der normalen Entwicklung geschöpft werden, geben die Antwort. Der Plan steckt überhaupt nicht im Material. Denn wenn, wie wir sahen, anfangs im ganzen jungen Keim oder später in den Grenzen des Keimbezirks jeder einzelne Teil zu jeder Art von Endprodukt werden kann, dann ist der Plan keine Eigenschaft der Materie, sondern schaltet ebenso unumschränkt mit dem vorhandenen Zellmaterial, wie der Hausplan mit den Ziegelsteinen. Der Bauplan bedeutet sowohl beim Hausbau wie beim Aufbau des Tieres einen planmäßigen Ablauf der Dinge, eine festgelegte Ordnung in der Anwendung

der Mittel. Die Ordnung ist selbst weder eine Kraft noch ein Teil der Materie, sondern bloß der Weg, den die Kräfte wandeln, und die Form welche der Materie aufgezwungen wird.

Diese Ordnung der Dinge können wir von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten. Wir können die planvolle Entstehung der Lebewesen einfach als gegeben annehmen, die sich wie eine von Anfang an vorhandene Melodie durch die Zeit zieht. Dann beschränken wir uns auf die Beschreibung und verwandeln die ganze Frage in ein Problem der „statischen Zweckmäßigkeit"

Ungezwungener ist vielleicht der andere Gesichtspunkt, von dem aus man den Plan, weil er zeitlich wirkt, nicht als eine gegebene Ordnung, sondern als etwas Ordnendes auffaßt. Dann begnügt man sich nicht mit der Beschreibung des Vorhandenen, sondern sucht den verborgenen Zusammenhang zwischen der Ordnung und der Materie mit ihren Kräften aufzudecken. Dann stellt man die Frage der „dynamischen Zweckmäßigkeit"

Dies ist die Betrachtungsweise des Aristoteles, der den lebenden Wesen eine besondere Eigenschaft — die Entelechie zuschrieb, d. h. die Fähigkeit „ein Ziel in sich zu tragen" Der Vater der modernen Entwicklungsgeschichte, Karl Ernst von Baer, nannte diese Fähigkeit die „Zielstrebigkeit" Aber erst Driesch hat die Eigenschaften, welche diesen unbekannten Naturfaktor auszeichnen, näher untersucht und kommt zu höchst merkwürdigen Ergebnissen.

Die Entelechie besitzt ihre eigene Gesetzlichkeit, die keine Kausalität ist, sondern als Gesetzmäßigkeit eines Systems bezeichnet werden muß, weil sie sich nur in Beziehungen vom Teil zum Ganzen ausdrücken läßt. Sie ist, obgleich mannigfaltig, nicht im Raum vorhanden, wirkt aber auf die Dinge im Raum. Sie besitzt daher keine extensive, sondern nur eine intensive Mannigfaltigkeit. Sie gleicht darin unsrer Seele, die ja auch ein außerräumlicher Organismus ist und dennoch auf das räumlich ausgebreitete Gehirn wirkt. Sie ist aber kein subjektiver Naturfaktor. Am besten paßt auf sie die vom Spiritismus herstammende Vorstellung eines Astralleibes, denn sie berührt sich innig mit dem mechanischen System der Körpermaschine, welche von ihr erzeugt und erhalten wird. Sie ist ganz unfähig Materie oder Energie zu schaffen. Sie vermag nicht die geringste Arbeit zu leisten. Dagegen vermag

sie die von ihr selbstgesetzten Hemmungen der chemischen Prozesse im Körper zu verschieben und dadurch die Prozesse zu lenken. Diese Hemmungsmöglichkeiten stecken von Anfang an als wesentlicher Bestandteil in jeder lebenden Substanz, welche erst durch sie ihre wunderbaren Fähigkeiten erhält. Mir scheint, daß man die Entelechie am besten mit dem „genius" der Römer vergleichen kann, der überall auftritt, wo es sich um eine Neuorganisation handelt, deren erzeugendes und erhaltendes Prinzip er darstellt. Endet der Organismus, so verschwindet auch der Genius.

Das sind in Kürze die Ergebnisse, zu denen Driesch auf dem Wege einer sehr scharfsinnigen Analyse gekommen ist. Man mag sich im Einzelnen mit Driesch einverstanden erklären, die Hauptfrage scheint mir immer die zu sein, ob man überhaupt einen immateriellen Faktor in die Naturwissenschaft einführen soll oder nicht. Sicherer ist es jedenfalls, ihn möglichst zu vermeiden. Wir haben vorhin von einem zweiten Gesichtspunkt gesprochen, von dem aus man die Tatsachen der experimentellen Forschung betrachten kann. Zu diesem wollen wir jetzt zurückkehren, wir wollen die „statische Zweckmäßigkeit" erforschen, in der Hoffnung auf diesem Wege den immateriellen Naturfaktor zu vermeiden.

Wenn wir statische Zweckmäßigkeit treiben, so müssen wir von den fertigen Formen und ihren Funktionen ausgehen, denn die planmäßigen Leistungen fertiger Strukturen sind ihr eigentliches Herrschaftsgebiet. Das planmäßige Arbeiten eines Tieres müssen wir aus dem Zusammenwirken seiner Teile zu verstehen suchen. Wir nennen jeden Abschnitt des Tierkörpers, der eine in sich zusammenhängende Arbeit leistet, ein Organ. Das Zusammenarbeiten der Organe führt zur Gesamthandlung des ganzen Tieres. Nun ist jede Handlung eines Tieres die Antwort auf eine Einwirkung der Außenwelt.

„Wie geht es zu, daß die Tiere stets die richtige Antwort treffen?" Darauf gibt die Biologie eine überraschende Auskunft: „Weil ihnen immer die richtigen Fragen gestellt werden."

Wenn ein Körper den andern beeinflussen soll, so muß er durch irgend eine physikalische oder chemische Kraft auf ihn einwirken. Nun gehen von allen Körpern zahllose Wirkungen aller Art nach allen Seiten aus. Aus diesen Wirkungen wählt sich ein jedes Tier diejenige aus, die für sein Dasein von Nutzen sind.

Nur diese behandelt es als Fragen, nur auf diese erteilt es eine Antwort. Alle anderen gleiten spurlos von ihm ab. Jedes Tier besitzt bestimmte Aufnahmeorgane für die Wirkungen der Außenwelt, sie werden Receptoren oder Sinnesorgane genannt. Der Bau der Receptoren entscheidet darüber, welche Wirkungen der Außenwelt einen Reiz auf das Tier ausüben dürfen und welche nicht. Die Summe dieser Reize bildet die Umwelt des Tieres. Es lebt ein jedes Tier in einer für ihn eigens hergerichteten Welt, die mit seiner Bauart übereinstimmt und nur richtige Fragen zu stellen vermag*

„Wie findet das Tier aus der großen Anzahl der richtigen Fragen von Fall zu Fall stets die richtige Antwort?" Das ist die Leistung des Nervensystems. Bei manchen Tieren ist diese Leistung eine geringe. Es gibt Medusen, auf die kein andrer Reiz je einwirkt als ihre eigene Schwimmbewegung. Die Manteltiere kennen nur schädliche Reize, auf die sie stets in der gleichen Weise antworten, indem sie ihren Mund zumachen. In diesen Fällen ist das Nervensystem ein einfaches Netz, das alle Muskeln untereinander und mit den Receptoren verbindet. Wenn stets nur die gleiche Antwort zu erfolgen hat, so ist jeder Irrtum ausgeschlossen. Es wird einfach jeder Reiz durch den Receptor in eine Nervenerregung verwandelt und diese fließt durch das Nervennetz den Muskeln zu.

Wenn sich das Nervennetz in verschiedene Netze teilt, von denen jedes, wie das bei den Seeanemonen der Fall ist, eine bestimmte Art von Receptoren mit einer anderen Muskelgruppe verbindet, so vermag ein solches Tier bereits auf verschiedene Reize der Außenwelt verschiedene Bewegungen auszuführen.

Bei vielen Würmern zeigt das Nervensystem die Fähigkeit jede Erregung zu den Muskeln des Vorderendes hinzuleiten. Das bedeutet, daß jeder Reiz der Außenwelt mit einer Vorwärtsbewegung beantwortet wird.

Die meisten rhythmischen Bewegungen der Tiere beruhen darauf, daß die Erregung immer den gedehnten Muskeln zufließt. Zieht sich ein Muskel, der von der Erregung getroffen wurde, zusammen, so dehnt er dabei meistens einen andern Muskel, seinen

*) Näheres hierüber in „Umwelt und Sinnenwelt der Tiere" Uexküll. Berlin, Soringer, 1909.

„Antagonisten" und nun fließt die Erregung zu jenem herüber, dessen Verkürzung wieder den ersten dehnt und so fort. In diesem Falle vermag das Tier auf einen einfachen Reiz mit einer Bewegungsreihe zu antworten.

So lange die Außenreize aus einzelnen oder miteinander verbundenen chemischen und physikalischen Reizen bestehen, bleibt die Leistung des Nervensystems eine relativ leichte. Die wahre Schwierigkeit tritt erst auf, wenn die Tiere die Formen der sie umgebenden Gegenstände als Reiz aufnehmen sollen. Die Form geht bei der Wirkung von Gegenstand auf Gegenstand immer verloren, wenn sie nicht auf einen Spiegel trifft. Deshalb muß sich im Nervensystem ein Spiegel ausbilden, wenn dieses die Formen als Reize verwerten will. Dieser Nervenspiegel ist freilich ganz andrer Art als unsere Quecksilberspiegel. Die Nervenspiegel zeichnen sich dadurch aus, daß sie nur diejenigen Formen, die für das Leben des Tieres von Nutzen sind, aufnehmen, und das geschieht auch nur mit dem Grad von Genauigkeit, der für jeden Fall erforderlich ist.

Die Umwelt dieser höheren Tiere zeigt entsprechend ihrem Nervenspiegel eine sehr verschiedenartige Ausbildung, und wenn wir die verschiedenen Nervensysteme der Tiere vor unser geistiges Auge halten könnten, wie bunte Gläser vor unser leibliches, so würden wir die Welt in tausend verschiedenen Formen kennen lernen, beginnend mit der größten Einfachheit, wie sie die Umwelt des Regenwurmes aufweist, in der es nur ein Links und ein Rechts gibt, aufsteigend durch die Umwelt des Krebses Maya, die nur aus farbigen Flecken besteht, bis zu derjenigen der Insekten, die aus einem Hintergrunde heller und dunkler Flecken besteht, auf dem sich die Konturen einzelner wichtiger Gegenstände, wie z. B. die Beutetiere, abheben.

Je weiter wir in der Kenntnis der Tiere und ihrer Umwelten fortschreiten, um so mehr drängt sich uns die Frage auf: wie steht es denn mit der Welt, die uns selbst umgibt? Ist sie, die soviel reicher und mannigfaltiger ist als die Umwelt der Tiere, ist sie vielleicht auch nicht das Äußerste an Reichtum und Schönheit? Werden wir selbst nicht auch von unsrer Umwelt umgrenzt und eingeschlossen wie die Tiere von der ihrigen, die ja auch von dem Reichtum der Welt, die wir um die Tiere ausgebreitet sehen,

kaum einen Schimmer enthält? Und wenn dem so ist, gibt es irgend eine Andeutung von der Existenz einer höheren, größeren, reicheren Welt, von der wir ausgeschlossen sind, weil unsere Sinnesorgane und unser Gehirn so ärmlich gebaut sind?

Gewiß, diese Andeutung gibt es. Hermann Keyserling hat in seinem schönen Buch „Die Unsterblichkeit" darauf hingewiesen, daß wir überall von einer überpersönlichen Welt umgeben sind. Wir wissen es wohl, daß ein jedes Tier vom Keim bis zur Reife eine Einheit darstellt. Aber mit unseren kurzsichtigen Augen sehen wir nur die einzelnen Glieder, die Kette sehen wir nicht. Es werden uns nur die im Raum zusammenliegenden Teile der Organismen zum einheitlichen Gegenstand, die höheren Organisationen, deren Teile in der Zeit sich die Hand reichen, müssen wir wohl als Wirklichkeiten anerkennen, erkennen können wir sie nicht.

Plato hat Recht behalten, als er seinen übersinnlichen Ideen eine höhere Wirklichkeit als der Sinnenwelt zusprach. Sie umgeben uns wie die höchsten Spitzen eines in Nebel gehüllten Gebirges, sie beherrschen uns, denn auch unser eigenes Leben ist zu einer höheren Einheit geformt — aber wir kennen sie nicht.

So hat uns auch die Betrachtung der statischen Zweckmäßigkeit zum selben Ergebnis geführt wie die dynamische. Sobald wir das Gebiet der maschinellen Funktionen fertiger Organismen verlassen und zur Betrachtung ihrer gesetzmäßigen Entstehung übergehen, tritt uns der gleiche immaterielle Faktor entgegen, nicht mehr als aristotelische Entelechie, aber als Platonische Idee. Überall, wo Leben entsteht, herrscht ein unphysikalisches Gesetz, denn die Physik kennt bloß die Wirkung des Vorhergehenden auf das zeitlich Folgende, nie aber die Rückwirkung des zeitlich Folgenden auf das Vorhergehende. Diese Rückwirkung ist aber immer vorhanden, wenn wir das ganze Dasein als eine gegebene Einheit auffassen, wie das die statische Teleologie fordert. Es hat uns nichts genutzt die Entelechie abzulehnen, an Stelle eines immateriellen Faktors haben wir einen übermechanischen erhalten. Die materiellen Faktoren reichen nicht aus zur Deutung des Lebens — dies ist das zweifellose Ergebnis der experimentellen Biologie.

Nur mit äußerstem Widerstreben werden die Naturforscher der verwandten Fächer sich diesem Spruch fügen. Bedeutet er doch, daß die Naturwissenschaft die zur wirklichen Erkenntnis des Lebens nötigen Vorbedingungen nicht besitzt. Ein immaterieller oder übermechanischer Faktor ist allen naturwissenschaftlichen Methoden unzugänglich.

Diese internen Meinungsverschiedenheiten werden den Leser kaum berühren. Ihm wird es jedoch von höchster Wichtigkeit sein, daß endlich Naturwissenschaft und Philosophie sich begegnen.

Wenn heutzutage drei Naturforscher gemeinsam ins Freie wandern, so kann es sich treffen, daß der eine von ihnen ein Aristoteliker, der zweite ein Platoniker und der dritte ein Kantianer ist. „Leben heißt ein Ziel in sich tragen", wird der Aristoteliker sagen. Der Jünger Platos wird ruhig seinen Blick über die fernen Bergeskuppen gleiten lassen und antworten: „Ja, ein zeitloses Ziel." Und der Schüler Kants wird schweigend zustimmen.

Ein Brief von Jakob Michael Reinhold Lenz.

Mitgeteilt

von

Wilhelm Stieda — Leipzig.

Kurz vor oder am 1. April 1776 traf Lenz in Weimar ein, ungerufen, wie gewöhnlich angenommen wird, erwartet[1], vielleicht durch die Familien Waldner und Oberkirch in Straßburg veranlaßt, wie andere glauben. Unterwegs erfuhr er hinter Frankfurt die ihn aufs tiefste erschütternde Nachricht von der Verlobung des Fräulein Henriette von Waldner mit Herrn von Oberkirch[2], der bald darauf die Vermählung folgte. Von ihr hörte er erst am 16. April durch Röderer[3], und als er dann begriff, daß er durch eine Intrigue von Straßburg fortgesprengt worden war, drückte ihn diese Erkenntnis derart, daß er aus Weimar flüchtete, wo er sich zunächst verhältnismäßig behaglich gefühlt hatte. — „Ich bin hier verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofes, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin", so ließ er sich in einem Briefe an Lavater noch im April 1776 vernehmen[4]. Dann aber erfuhr er durch den Straßburger Ehrmann, der über

[1]) Joh. Froitzheim, Lenz und Goethe. 1891. S. 26/27.

[2]) a. a. O. S. 35. Frl. von Waldner-Freundstein ist geboren 5. Juni 1754 im Schloß Schweighausen im Oberelsaß, gestorben 10. Juni 1803 zu Straßburg. Ihre Memoiren, in denen indeß Lenz nicht erwähnt wird, sind vom Grafen von Montbrison 1869 herausgegeben. A. Stöber, J. G. Röderer, 1874, S. 91.

[3]) Froitzheim, a. a. O. S. 38. Über Röderer, 1749–1815, vgl. die Schrift von A. Stöber, Colmar 1874.

[4]) a. a. O. S. 39.

Weimar nach Dessau zum Philantropin reiste, den genauen Zusammenhang der Dinge, der ihn körperlich und geistig krank machte [1]. So wird es erklärlich, wenn Klinger über ihn von Weimar berichtete, „daß er in ewiger Dämmerung herumgehe" und daß Lenz sich in die Einsamkeit nach Berka begab [2]. Wahrscheinlich beabsichtigte er gar nicht dort müssig zu gehen, sondern durch Arbeit seinen Kummer zu unterdrücken, hoffte sogar auf eine militärische Anstellung, die ihm allein zuzusagen schien [3].

Man muß es dahingestellt sein lassen, ob Lenz durch eine neue Leidenschaft für eine hochgestellte Dame sich unglücklich machte [4], oder ob die „Eselei", die er sich am 26. November zu schulden kommen ließ, in einer Kränkung Goethes durch den Vortrag des auf diesen gemünzten „Waldbruders" oder eines Pasquills bestand [5] — genug, Lenz erhielt die Weisung Weimar zu verlassen und kehrte in der Tat am 1. Dezember 1776 der thüringischen Residenz den Rücken. Einen Tag länger, als ihm ursprünglich bestimmt war, durfte er noch verweilen, um seine Auszüge zur Geschichte Bernhards von Weimar im Archiv zu einem gewissen Abschluß zu bringen [6]. Lenz wandte sich nun nicht seiner Heimat zu, sondern ging an den Oberrhein zurück und wollte vor der Abreise nach Livland die Schweiz noch gründlich kennen lernen.

Das Weihnachtsfest verbrachte Lenz bei Schlosser in Emmendingen, von dort hat er an Herder geschrieben [7] Der Brief Röderers aus Göttingen am 9. Dezember 1776 an Herrn Lenz „abzugeben bey Herrn Hofrath Wieland zu Weimar" traf ihn nicht mehr in Weimar [8]. Was er in dieser Zeit trieb, ist unbekannt. Denn Briefe außer den erwähnten an Herder liegen nicht vor. Karl Weinhold nimmt an, daß damals der „Landprediger" niedergeschrieben sei, zu Ehren von Schlosser, zugleich in Erinnerung an

[1]) a. a. O. S. 40.
[2]) am 27. Juni 1776; a. a. O. S. 32.
[3]) a. a. O. S. 43. Gruppe, Reinhold Lenz, Leben und Werke. Berlin 1861, S. 62.
[4]) Gruppe, a. a. O. S. 60/61. Dorer Egloff, J. M. R. Lenz und seine Schriften. Baden 1857. S. 169 ff.
[5]) Froitzheim, a. a. O. S. 55 ff. Karl Weinhold, Gedichte von J. M. R. Lenz. 1891. S. XVII.
[6]) Froitzheim, a. a. O. S. 64.
[7]) O. F. Gruppe, a. a. O. S. 96, Briefe von und an Merck, I, 244. Froitzheim, a. a. O. S. 64.
[8]) Froitzheim, a. a. O. S. 131.

Landgeistliche seiner Heimat, die ähnlich wie Mannheim (der Held in der Erzählung) sich in praktisch-ökonomischer Tätigkeit auszeichneten[1]. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Umgang mit dem angesehenen, in großer amtlicher Wirksamkeit stehenden Schlosser ihn beruhigte[2].

Zum Frühjahr 1777 erwachte die Reiselust in ihm und er begab sich zunächst nach Basel, wo ihn die Familie Sarasin gastlich aufnahm und er auch die Bekanntschaft des allgemein verehrten Ratsschreibers von Basel, Isaak Iselin, machte[3]. Am 11. Mai und am 14. Juni war er in Zürich, von wo er an J. Sarasin und dessen Gattin schrieb und im Begriff stand sich in „die wilden Alpengebirge zu vertiefen." Ein eiliges undatiertes Zettelchen ist Abends geschrieben „um 12 Uhr vor einer Abreise, die Morgen um 4 Uhr schon vor sich gehen soll." Daran schließt sich chronologisch das Schreiben an Lavater aus Urserenthal — Lenz schreibt Ursenerthal an der Matt — vom 14. Juni 1777[4], nachdem er „müde und matt über den beschneiten Grimsel und Furka" gekommen war[5]. Bald darauf muß er die Nachricht von dem am 7. Juni 1777 in Emmendingen erfolgten Tode von Schlossers Frau[6] erfahren haben und eilte sofort zu diesem, um ihm trostreich zur Seite zu stehen[7] Von hier aus schreibt er an die Sarasins in einem undatierten Briefe, den der Baron Hohenthal überbringt, „ein alter Bekannter von Schlossern und nach der entsetzlichen Wund auf einige Tage zu ihm gekommen." Mit diesem Baron, der die Schweiz und Italien sehen wollte, machte er neue Reisepläne, die ihn nach Lausanne führen sollen[8] und am 10. Juli 1777 ist er in der Tat in Neuenburg — er schreibt Neuburg —, von wo er

---

[1]) Karl Weinhold, a. a. O. S. XVIII. Der Landprediger ist gedruckt in Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, herausgegeben von Ludw. Tieck, 1828, Bd. 3, S. 90 ff.

[2]) K. Weinhold, a. a. O. S. XVIII.

[3]) Genauere chronologische Nachweisungen über Lenzens Aufenthalt in dieser Periode siehe bei M. N. Rosanow, Jakob M. R. Lenz Kap. 13 „Heimatlos" in der deutschen Ausgabe von Gütschow, 1909, S. 371 ff.

[4]) Dorer-Egloff, J. M. R. Lenz und seine Schriften, 1857, S. 207—210.

[5]) Dorer-Egloff, a. a. O. S. 203.

[6]) Alfred Nicolovius, Joh. G. Schlossers Leben und literarisches Wirken. 1841, S. 61. Neuerdings über Frau Schlosser zu vgl. Witkowski, Cornelie Schlosser.

[7]) Gruppe, a. a. O. S. 98.

[8]) Dorer-Egloff, a. a. O. S. 217/218.

den Sarasins mitteilt, daß er nach Italien zu reisen beabsichtige[1]. Daraus wurde indeß wegen der Kränklichkeit des Barons Hohenthal, der es nicht wagen durfte in der Hitze nach Welschland zu gehen, nichts[2]. Am 7. August 1777 saß Lenz in Bern „in der Krone" und wartete auf Geld, das er von Hohenthal nicht hatte nehmen wollen und nun von Lavater erbat[3]. Zwei Tage später teilte er den Sarasins mit, daß er sich von seinem Reisegefährten getrennt und vor der Hand statt Italien aufzusuchen nach Bern linksum gemacht habe, obgleich er bereits am Fuße des St. Plomb (sic! für Simplon) gewesen sei[4]. Er beabsichtigte nun noch im laufenden Monat sich auf einen „der reizendsten Berge in Zürichs Nachbarschaft" zu begeben, wo er auf eine Zusammenkunft mit Sarasins rechnete. Am 16. September 1777 kommt dann in der Tat ein Brief an die Sarasins, dem einer vom 28. Sept. folgt. Zwischen beiden findet sich ein undatierter Brief mit der Totenklage über die verstorbene Frau Schlosser, der wahrscheinlich auch in den September fällt. An diese Schreiben schließt sich das nachstehend veröffentlichte vom 28. Sept. an, das an Isaak Iselin gerichtet ist. In dem am gleichen Tage an Frau Sarasin gerichteten Briefe erklärt er demnächst nach Appenzell sich begeben zu wollen. Dazu ist es nicht mehr gekommen, denn bald darauf brach die schwere Katastrophe über den Unglücklichen herein[5].

* * *

Orig. Iselin's Korresp. 16 S. 221—224. Staatsarchiv in Basel.

J. M. R. Lenz in Zürich an Isaak Iselin in Basel. 1777, Sept. 28.

Zürich d. 28. Sept. 1777.

Hochedelgebohrner Herr
Insonders hochzuehrender Herr Rathsschreiber.

Nur zu lange habe ichs anstehen lassen Ihnen mein verehrungswürdiger Freund und Gönner für alle Ihre mir in und

---

[1]) Dorer-Egloff, a. a. O. S. 216.
[2]) Dorer-Egloff, a. a. O. S. 224.
[3]) Dorer-Egloff, a. a. O. S. 219.
[4]) Dorer-Egloff, a. a. O. S. 220 225.
[5]) Darüber das genauere bei A. Stöber, Der Dichter Lenz und Goethe. 1842. S. 11—31, nach den Beschreibungen des Pfarrers Oberlin.

außer Basel erzeigte Gütigkeiten schriftlich meinen verbindlichsten Dank abzustatten, da ich mir diese Genugthuung bey meiner Unschlüssigkeit in Zürich zu bleiben, immer persöhnlich vorbehielt. Die Personen, an die Sie so gütig waren mir und Herrn v. Hohenthal Adressen mitzugeben, der bey seiner Rückreise seine Aufwartung zu machen nicht ermangelt haben wird, verdienen in der That alle Aufmerksamkeit und Achtung der Reisenden, besonders Herr Tscharner in Rolle[1], von dem wir viele Gegenempfehlungen zu versichern haben. Herr Schmidt in Nion[2] ist vollkommen so, wie Sie ihn beschrieben, doch hat sein lichtbraunes Auge bey all seiner Schüchternheit einen weiten Blick.

Mein gegenwärtiger Aufenthalt in Zürich wird mir täglich interessanter und ich werde mich genöthigt sehen ihn zu verlängern, wenn ich alle die Vortheile daraus ziehen will, die er mir in mehr als einer Rücksicht anbietet. Die Nachbarschaft des kleinen Cantons macht ihn mir, solange die Witterung noch günstig, doppelt so wichtig und die persöhnlichen Bekanntschaften, die sich hier wegen mehrerer Zerstreuungen langsamer machen, sind desto anziehender, je länger man sie kultivirt. Die Streittigkeiten unter den Gelehrten sind ein bloßer Nebel, den unbehutsame Reisende durch Herausdämpfung ihrer Eigenliebe um sie herumgezogen und der verschwinden würde, sobald jeder sein ganzes Verdienst kennte. Das meiste aber wie gesagt, in diesem Zauber- und Schwindeltrank ist von Fremden hineingemischt, denen ich bey Gelegenheit eine kleine Lektion zu geben hoffe, damit sie uns andern, die weniger Extrapost reisen, das Spiel nicht verderben.

Herr Brydone[3] soll, wie mir Herr Geßner sagte, in Lausanne an Briefe über die Schweitz schreiben, ohnerachtet er in Zürich nur einige Tage gewesen. Vielleicht wissen Sie mehr

---

[1]) Rolle am Genfer See. Welcher Tscharner hier gemeint ist, bleibe dahingestellt, weder Nikolaus Emanuel T. (1727—1794), noch sein Bruder Vincenz Burchard (1728 1778).

[2]) Nyon am Genfer See. Was für ein Schmidt gemeint ist, läßt sich nicht bestimmen.

[3]) Patrick Brydone (1714—1818), englischer Reisender und Schriftsteller, bereiste längere Zeit die Schweiz, mit Studien über Elektrizität beschäftigt, zu denen er durch Franklin angeregt war. Ein Werk über die Schweiz ist nicht bekannt von ihm. Ein verbreitetes Buch ist seine Reise nach Sizilien und Malta, die im Jahre 1773 in englischer Sprache erschien, 1780 neu aufgelegt, auch ins Französische (1775) und Deutsche übersetzt ist. Vgl. Leslie Stephen, Dictionary of national Biography, 1886.

davon. Der Reichtum seines Witzes und Phantasie kann uns freilich für vieles Wahre entschädigen, das indessen doch auch seinen anderweitigen Werth behält.

Von den hiesigen Unruhen werden Sie anderweitige Nachrichten haben, die ein Fremder nie mit der Gründlichkeit geben kann. Soviel dünkt mich, daß ein Kopf doppelt so wichtig seyn muß, der Plane in Republiken ausführen will und dieser Kopf dünkt mich ist an der Spitze der Züricher regierung, auf dessen persöhnliche Bekanntschaft, die ich in dieser Woche noch machen soll, ich mich zum Voraus wo nicht physiognomisch, doch Physiognomick ahndend, freue.

Daß Herr Lavater in einem Almanach von Prof. Lichtenberg [1] aus London angegriffen worden, wird Ihnen vielleicht baldigst bekannt werden. Desto besser fürs Publikum, das mit seiner Gegenwart hoffe ich zufrieden seyn wird. — Er hat neulich ein treffliches Christusgemälde von West [2] aus England zum Präsent erhalten, über die Worte: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder 2c. Ich habe mich daran nicht satt sehen können, in den nächsten Band der Physiogn. kommt ein Stich davon.

Das wären unsre hiesigen Neuigkeiten, erlauben Sie mir, daß ich mit einer Bitte beschließe. Herr Geßner [3] hat mir gesagt, es existirten noch eine ganze Sammlung von Briefen des seel. Kleist [4], die durch einen Kaufmann in Ihre Hände gekommen, in Ihrer Verwahrung. Nicht um die Beziehungen, die diese Briefe auf die Schweitz haben können, sondern nur um des Persöhnlichen willen, das von dem Charakter und Meinungen dieses mir aus

---

[1]) Lichtenberg, Professor in Göttingen (1742—99), gab den Göttingenschen Taschenkalender heraus, in dessen Jahrgang 1778 ein Aufsatz über Physiognomik sich findet

[2]) Benjamin West, englischer Historienmaler (1738—1820), vielfach überschätzt. Sein Bild Christus mit dem Kinde und der Unterschrift „Solcher ist das Reich Gottes" ist in Lavaters Physiognomischen Fragmenten, 1877, Bd. 4, S. 450 enthalten.

[3]) Johannes Geßner, Mathematiker und Naturforscher in Zürich (1709 bis 1790).

[4]) Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühling" (1715—1759), war vorübergehend 1752 und 1753 in der Schweiz. Die wenigen aus der Zeit vom 19. Nov. 1752 bis 5. April 1753 aus Zürich und Schaffhausen stammenden Briefe sind gedruckt bei Wilh. Körte, Ewald Christians von Kleists sämmtliche Werke. 1825, Bd. 1, S. 46 ff. und bei A. Sauer, Ewald von Kleists Werke. Berlin o. J., Bd. 2, S. 209 ff. In dem Iselinschen Nachlaß auf dem Baseler Staatsarchiv sind keine Briefe von Kleist.

hundert Urſachen doppelt wichtigen Dichters darinne durchſcheinen muß, münſchte ich ſie zu ſehen und zu ſtudiren. Ich wollte dieſe Neugier gern bis Baſel zähmen, wenn nicht andere dringende Urſachen mir die Anſicht dieſer Briefe in Zürich wünſchbar machte. Ich verſpräche Ihnen, wenn Sie es verlangten, die heiligſte Verſchwiegenheit und Geheimnis mit dieſen Briefen an Eydesſtatt. Er hat ſich hier eine Zeitlang aufgehalten; wie er geſehen hat, wünſchte ich zu ſehen und das gleichfalls aus Urſachen, die ich Ihnen nur erſt in der Zukunft erklären kann.

Herr Gerichtsherr Saraſin wird die Gütigkeit haben dieſe Briefe, wenn Sie ſie mir auf einige Wochen anvertrauen wollten, in Bürgſchaft zu nehmen. Nach gehorſamſten Empfehlungen an die Frau Gemalinn und verehrungswürdigen Familie verharre

Dero ergebenſter Diener

Lenz.

Einiges aus den Anfängen des Lettischen Theaters.

Erinnerungen

von

Adolf Allunan.

(Fortsetzung.)

Übersetzung seitens des Verf. vorbehalten.

Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, nach durchgemachter namenloser Angst und Aufregung konnten wir ja endlich ungehindert nach Rujen gelangen, und aus der Herzlichkeit, mit der Herr v. V. meinem Unternehmen Glück wünschte und sich ob der Verzögerung meiner Weiterreise entschuldigte, obgleich ich doch gezwungen war ihn infolge des Eintreffens der Uexküllschen Depesche aus der Nachtruhe zu stören, glaubte ich mit Bestimmtheit entnehmen zu können, daß man es in diesem Falle keineswegs mit Chikanen zu tun hatte, sondern einfach mit Vorurteilen und unangebrachtem Mißtrauen, das leider noch bis zum heutigen Tage keine Verständigung zwischen Deutschen und Letten zugelassen hat. Man wird wohl kaum bei der Annahme irren, daß dem Fortschreiten der Kultur und Bildung des lettischen Volkes deutscherseits von jeher zu wenig Aufmerksamkeit zugewandt worden ist, und daher war man überrascht und befürchtete Schlimmes, als es auch plötzlich lettische Gelehrte, Künstler und Industrielle gab, ganz abgesehen von einem Heer von Männern mit Hochschulbildung. Selbstverständlich spreche ich hier nur in meiner Eigenschaft als Lette und bin weit entfernt davon meine Ansicht andern aufzunötigen, — allein persönlich überzeugt von ihrer Richtigkeit bin ich.

Viel Angenehmes brachten diese Reisen insofern mit sich, als sie Gelegenheit boten zur Anknüpfung interessanter Bekanntschaften, namentlich mit solchen Personen, die damals im gesellschaftlichen Leben der Letten hervorragende Posten einnahmen. So z. B. konnte ich in Walk meine Bekanntschaft mit dem Seminardirektor J. Zimse erneuern, den ich bereits mehrere Jahre früher, als ich noch der deutschen Bühne angehörte, flüchtig kennen gelernt hatte. Zimse war um die Zeit von 1873/74 eine der populärsten Persönlichkeiten innerhalb des lettischen Volkes. Seine „Dseesmu rota", in welcher er die teils anmutigen, teils unendlich melancholischen lettischen Volkslieder vierstimmig harmonisiert und mit dieser Arbeit die Herzen seiner Stammesgenossen erobert hatte, war vor kurzem erschienen und hatte dem verdienstvollen Mann, wie bereits erwähnt, mit einem Schlage zu großer Popularität verholfen. Trotzdem war Zimse von einer gewinnenden Bescheidenheit, die ganz eigentümlich mit seiner aristokratischen äußeren Erscheinung kontrastierte. Selbst wenn er einem etwas Unangenehmes sagen mußte, geschah das mit einer gewissen Verbindlichkeit und in einem Ton, der sich anhörte, als mache dieser liebenswürdige Mann seinem Gegenüber Komplimente. — Auf unserem Walker Spielplan befand sich u. a. auch ein von mir verfaßtes Lustspiel „Skolotaja tupeles", dessen Helden zwei landische Schullehrer waren: ein alter, hochkonservativer Mann, den ich tatsächlich nach dem Leben gezeichnet hatte, während der jüngere Lehrer, im Stück die Verkörperung der fortschrittlichen Richtung, ein von mir — ich gestehe es offen — komponiertes Phantasiegebilde war. Nach beendeter Vorstellung kam Zimse zu mir auf die Bühne; er hatte es recht eilig, — noch nach dem Theater erwartete man ihn im Seminar und so blieben nur wenige Minuten übrig, die er mir schenken konnte. In aller Kürze gab er nun eine Kritik über meine „Skolataja tupeles" ab. Mit der Zeichnung meines Lehrers aus der alten Schule war Zimse sehr zufriedengestellt. Diesen Charakter hätte ich ja wohl ein wenig karikiert, meinte er, indessen entbehrten ja derartige Originale auch im Leben nicht des Komischen. Dagegen mußte mein junger Lehrer im Lustspiel arg herhalten, und ich fühlte es nur zu gut heraus, wie der Seminarmonarch mir zu verstehen gab, daß ähnliche Verzeichnungen von Charakterrollen nur zu leicht

Nachahmer nicht nur unter den Lehrern, sondern auch in Schriftstellerkreisen finden könnten. Obgleich Zimse das Alles nur leicht und oberflächlich hinwarf und zwar mit einer Liebenswürdigkeit, die ihresgleichen suchen konnte, wußte ich doch, daß mir in Wahrheit gründlich der Text gelesen war.

Als ich nach vielen Jahren wieder einmal zum Wanderstabe greifen mußte und mein Weg mich abermals nach Walk führte, da weilte Zimse nicht mehr unter den Lebenden. Aber es zog mich hinaus auf den Friedhof, um in stiller Andacht am Denkmal des Verewigten nur einen geringen Zoll meiner Verehrung dem Manne darzubringen, dem das lettische Volk so unendlich viel zu verdanken hat. Wurden doch die aus der Zimseschen Schule hervorgegangenen tüchtigen Lehrkräfte zum großen Teil die Erzieher fast sämtlicher Letten Livlands!

Auch mit Otto Kronwald brachten mich die häufigen Theaterreisen in nähere Berührung, obgleich meine erste Bekanntschaft mit ihm in den Sommer 1869 zurückdatiert, als ich noch am deutschen Sommertheater zu Dorpat engagiert war. Damals trafen wir zufällig in der Bürgermusse zusammen, wo Kronwald mit großer Begeisterung in mich drang, nur ja bei der deutschen Bühne auszuharren und etwas Tüchtiges zu lernen, um später oder früher zur Stelle zu sein, sobald Schritte zur Begründung eines lettischen Theaters unternommen werden würden. Diejenigen irrten ganz entschieden, die Kronwald für einen eingefleischten Deutschenhasser hielten. Das war er keineswegs. — Wiederholt hatte Kronwald in Deutschland geweilt und so Gelegenheit gehabt, sich persönlich davon zu überzeugen, wie unendlich viel wir Letten noch von unseren deutschen Nachbaren lernen konnten. Allein mit all der ihm innewohnenden Energie verlangte er den Schulunterricht in der Muttersprache, die Gründung neuer lettischer Lehranstalten und die Schaffung einer lettischen Unterrichtsliteratur. Schriftstellerisch ist Kronwald nur wenig hervorgetreten, dagegen aber war er als Redner und Agitator von großer Bedeutung. Es war tatsächlich ein Genuß, ihn sprechen zu hören und als ob er die Menge in eine Hypnose versetzt hätte, riß er seine Zuhörer unwillkürlich fort, mit einer so wahren, vollkommenen Überzeugung und klaren Logik sprach der Verstorbene, oft wuchtig und in ein donnerähnliches Fortissimo übergehend, das ihm bei seiner unendlich

großen Schar von Verehrern den Beinamen „Pehrkona tehws“ („Donnergott“ eigentlich „Vater des Donners“) eingebracht hatte. Wenn Kronwald vom Katheder herab schonungslos gegen die abtrünnigen, sogenannten verschämten Letten losdonnerte, so imponierte die Erscheinung des Redners ganz enorm, trotzdem seine Figur kaum mittlere Höhe erreichte. Daß das lettische Volk ein ganz ohne Zweifel kulturfähiges wäre, davon war Kronwald fest überzeugt und diese Ansicht hat der Verstorbene u. a. auch in seiner deutsch geschriebenen Broschüre „Nationale Bestrebungen“ verfochten.

Außer vielen Bekanntschaften mit hervorragenden Männern meines Stammes machte ich auch gelegentlich meiner Wanderungen solche mit interessanten Deutschen. Namentlich eine derartige wird mir für immer unvergeßlich bleiben, so viel Anziehendes besaß sie für mich.

Es wird wohl kein noch so kleines Städtchen bei uns zu Lande geben, das nicht seinen dünkelhaften, die dramatische Kunst maltraitierenden Dilettanten besäße. Diese Herren pflegen in der Regel selbst dafür zu sorgen, daß sie am Ort ihrer Hingehörigkeit unter den Kosenamen „unser Iffland“, „Friedrich Haase II.“ oder noch lokaleren Bezeichnungen wie z. B. „der Talsensche Butterweck“ und ähnlichen umherlaufen. Für jeden Schauspieler von Fach aber sind solche „Kollegen“ ein wahrer Schrecken, denn sie vermögen ihn der Verzweiflung nahe zu bringen. Von Natur aufdringlich bis zur Unverschämtheit, gehen sie dem Künstler nicht von der Seite, auf Schritt und Tritt sind sie dessen beständige Begleiter und langweilen ihn mit dem Aufzählen ihrer Triumphe. Man flieht daher diese Sorte von Verehrern wie die Sünde.

Wir hatten damals in Wolmar einige Vorstellungen. Während eines Zwischenaktes ließ mich ein unbekannter Herr aus der Garderobe auf die Bühne bitten. Als ich kam, fand ich einen Herrn mittleren Wuchses mit sehr angenehmen, regelmäßigen Gesichtszügen, die ein leichter Vollbart umrahmte, vor. Der Fremde verbeugte sich tadellos, indem er sich kurz mit den Worten vorstellte: „Mein Name ist Devrient!“

Wie ein Vernichteter stand ich da: ähnlich muß es jenen Unglücklichen zu Mute gewesen sein, über die in grauer Vergangenheit der Stab gebrochen wurde. Mechanisch, fast bewußtlos,

ähnlich einem in Apathie Verfallenen, lallte ich meinen Namen. An ein Entrinnen war ja doch nicht mehr zu denken, denn erstens war ich ja zunächst noch auf der Bühne beschäftigt und daß ich nach beendeter Vorstellung nicht werde entrinnen können, dafür, dachte ich mir, wird ja dieser Devrient schon bestens gesorgt haben. Ich war also erbarmungslos einem jener eben geschilderten Dilettanten einer Kleinstadt verfallen, — das bewies ja schon sein Spitzname Devrient.

Als mein neuer Bekannter und ich uns nach dem Theater verabredetermaßen ein Rendezvous in den gastlichen Räumen des „Hotel Livland" gaben, gefiel mir mein „Devrient" schon bedeutend besser: sein bescheidenes, zurückhaltendes und doch wieder ab und zu in froher Laune sich gehen lassendes Wesen, die Art und Weise seines Auftretens, die bewiesen, daß er sich stets in guter Gesellschaft bewegt hatte, — all das mußte unbedingt für ihn einnehmen; indessen war es doch unerklärlich, wie ein so ganz ohne Zweifel vernünftiger Mensch auf die verrückte Idee kommen konnte, sich „Devrient" nennen zu lassen. In diesem Sinne richtete ich denn auch eine Frage an mein Gegenüber, nachdem wir unsere erste Unterhaltung konventionellen Charakters abgebrochen hatten. —

Der Angeredete sah mich erstaunt an und aus dem Ton, in dem er mir antwortete, klang es heraus, daß meine Frage ihn verletzt hatte. — „Mein Name ist Devrient", sagte er leise, und mein verblüfftes Gesicht wahrnehmend, fügte er dann erläuternd hinzu: „Ich bin ein Sohn der Wilhelmine Schröder-Devrient."

Nun aber kam ich an die Reihe zu staunen und zwar gewaltig zu staunen. Ich vermochte es ja nicht zu fassen, daß man sich in dem kleinen, unbedeutenden Wolmar in so unmittelbarer Nähe des leiblichen Sohnes der unvergeßlichen großen Sängerin befinden konnte.

Und doch war dem so! Mit einer gewissen heiligen Scheu blickte ich zu Devrient auf, als er mir erzählte, auf welche Weise er hierher geraten.

Bekanntlich war die Schröder-Devrient in zweiter Ehe mit einem Herrn von Bock verheiratet, dem sie auf dessen Besitzlichkeit in der Umgegend Wolmars folgte. Allein auch in diesem

Falle bewahrheitete sich die Behauptung, daß die Nachtigall in der Gefangenschaft verkümmern muß. Das Entsagen der Bühne, der Verzicht auf ihre fast beispiellos dastehenden Triumphe, — das alles mag der genialen Frau den Aufenthalt in der Einsamkeit Livlands verleidet haben. Dazu kamen noch die ihr gänzlich fremdem Verhältnisse, in die sie sich nicht einzuleben vermochte. Was war da natürlicher, als daß die Gefangene eines Tages davon flatterte, wieder weit in die Welt hinaus, der die große Künstlerin angehörte und die ein Recht auf sie besaß. Ihren Sohn aus erster Ehe aber behielt dessen Stiefvater Herr v. Bock liebevoll bei sich und übergab ihm später ein Gut in der Nähe Wolmars — soviel ich mich noch erinnere Friedrichshof — und dieses bewirtschaftete Devrient, als ich mit ihm vor mehr als 35 Jahren in Wolmar bekannt wurde. Das waren einige genußreiche Tage, die dieser herrliche Mann mir damals in dem livländischen W-Städtchen schenkte. Devrient logierte in demselben Hotel, in dem mein Personal und ich Unterkunft gefunden hatten und wir beide hatten uns so rasch an einander gewöhnt, daß — wenigstens mir — der Abschied nicht leicht wurde. Unermüdlich drang ich immer aufs neue in Devrient, mir doch recht viel von seiner großen Mutter zu erzählen und in liebenswürdiger Weise erfüllte der Sohn meine Wünsche. Er entrollte ein Bild der Künstlerin, das uns die letztere so ganz anders darstellte, als wir sie uns nach der Lektüre jener zahlreichen Biographien denken. Die Schilderungen der Mutter aus dem Munde des Sohnes atmeten eine unendliche Liebe zu der vielgeprüften Frau, die Devrient als eine stille Dulderin schilderte, eine schwer Geprüfte, deren ganzes Leben von tiefem Leid verdüstert worden sei. Seine ganze, wie man annehmen kann sehr begründete Empörung wandte sich aber gegen Max Ring, der bald nach dem Tode der berühmten Künstlerin auf Bestellung des Leipziger Verlegers Ernst Keil aus kalt berechneten Geschäftsinteressen eine sensationelle Biographie der Verewigten für die „Gartenlaube" geschrieben hatte, an der auch nicht ein wahres Wort war. Besudelt habe Max Ring das Andenken seiner teuren Mutter und das ganze elende Machwerk seiner Feder wäre von Anfang bis zu Ende eine einzige große Lüge. So versicherte mich Devrient und seine Erregung sprach deutlich genug dafür, wie nah ihm diese traurige Ange-

legenheit gegangen war. Mir aber werden jene anregenden und genußreichen Stunden, die ich mit dem Sohn der großen Sängerin verbrachte, unvergeßlich bleiben.

Wenn ich hier noch eines kleinen, drolligen Erlebnisses Erwähnung tue, dessen Angliederung an das eben Erzählte freilich wenig gerechtfertigt erscheint, so tue ich es nur, weil sich mir im weiteren Verlauf dieser Aufzeichnungen keine Gelegenheit mehr zum Einschalten des mutwilligen Streiches bieten wird, der als Beweis dafür dienen möge, welche Folgen ein in jugendlichem Übermut unternommenes Spielen mit dem Feuer leicht nach sich ziehen kann.

Man hatte mich nach Alt-Pebalg gebeten, wo ich eine Theateraufführung leiten und auch selbst auftreten sollte. Mein einziger Reisegenosse von Riga aus war unser Theaterfriseur, dessen Gepäck aus einem hohen und schmalen Perrückenkasten bestand. Es war mitten im Winter — irre ich nicht, im Januar Monat — und eine bitterliche Kälte herrschte am Tage unsrer Abreise. Als weiser Mann hatte sich der Friseur mit einem Fläschchen Pomeranzenliqueur und einigen Wiener Würstchen versorgt, die in seinem Kasten wohl aufgehoben Unterkunft gefunden hatten und dazu dienen sollten, im geeigneten Augenblick als probates Mittel gegen den kolossalen Frost Verwendung zu finden. Von Kockenhusen aus ging die Reise per Post über Hirschenhof nach Alt-Pebalg. Auf der Station der deutschen Kolonie mußten die Pferde gewechselt werden und zugleich mit diesen erhielten wir einen neuen Postillon, einen jungen, redseligen, aber, wie sich später herausstellte, etwas einfältigen Burschen. Trotz der ganz entsetzlichen Kälte schwatzte der Junge ununterbrochen, sich von seinem Kutscherſitz nach uns umwendend. Schon bald, nachdem wir Hirschenhof verlassen hatten, wies er auf ein links an der Landstraße belegenes altes Gemäuer, die letzten Überbleibsel einer Ruine, hin, indem er uns geheimnisvoll zuflüsterte, daß es dort nachts „spuke“ Unser Rosselenker huldigte also auch noch dem Aberglauben und auf diese seine Schwäche hin wurde ein furchtbarer Plan entworfen. Als nämlich unser Postillon seinen Passagieren wieder einmal den Rücken zugekehrt hatte, entnahm ich, den mich die Natur mit dunklem Haar beschenkt hatte, was der Kutscher wohl schon früher bemerkt haben mußte, rasch dem Kasten

des Friseurs eine blonde Perrücke, stülpte mir diese übers Haupt, setzte meine Pelzmütze drüber und redete den Burschen auf dem Bocke an. Rasch wandte sich dieser um. Er schien freilich über mein verändertes Aussehen etwas verblüfft zu sein, kehrte sich aber wieder anscheinend beruhigt seinen Rossen zu, wohl in der Meinung, sich anfangs in der Farbe meiner Haare geirrt zu haben.

Nun ging's aber schnell an die zweite Metamorphose, zu der ich mich einer schneeweißen Perrücke bediente, meine Gesichtszüge in die nötigen Falten zog, um dann im Ton eines zahnlosen Alten zum Kutscher zu sprechen.

Die Wirkung dieses etwas gewagten Scherzes war eine geradezu verblüffende. Der arme Bursche, der doch wohl nie in seinem Leben etwas von Perrücken oder einer Schauspielkunst gehört hatte, schien bei dem, was er nun sah, an etwas Übernatürliches zu glauben, mit einem solchen Entsetzen in den Zügen stierte er mich an, um sich dann wieder langsam, fast ruckweise und das Haupt nachdenklich schüttelnd, von mir abzuwenden.

Der arme, so arg gehänselte Mensch tat mir aufrichtig leid und ich war schon im Begriff, den übereilten Scherz dadurch wieder gut zu machen, daß ich ihn dem Postillon demonstrierte, als das Treiben des Friseurs meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Dieser hatte nämlich sämtliche Perrücken aus seinem Kasten entfernt und am Boden des letzteren die Spirituslampe zur Erhitzung der Friseurschere in Aktion gesetzt, nur mit dem Unterschiede, daß auf der in der schützenden Kiste von jedem Zugwinde abgeschnittenen lustig flackernden Flamme der Lampe kein eisernes Brenneisen ruhte, sondern an Stelle des letzteren verlockend duftende Wiener Würstchen der Bratprozedur ausgesetzt waren. Dann aber tat der Haarkünstler einen tüchtigen Schluck aus seiner Pomeranzenflasche, bot dem Kutscher das edle Naß an und als auch dieser pflichtschuldigst „nachgekommen" war, offerierte ihm der liebenswürdige, gastfreundliche Friseur zwei seiner aneinander hängenden glühend heißen Würstchen. Wohl in der Absicht, ungehinderter zulangen zu können, befreite der Mann auf dem Bock seine rechte Hand vom hindernden Faustlandschuh und griff vergnügt nach der dargebotenen Delikatesse. Kaum aber hatten seine Finger dieselbe berührt, als er auch schon entsetzt zurückfuhr, die Wiener in weitem Bogen von sich warf und mit dem Aufschrei: „Nu wairs naw

labi", was zu Deutsch etwa heißen würde: „Nun geht es aber nicht mehr mit rechten Dingen zu" wie ein Wahnsinniger auf seine Pferde einhieb, die nunmehr in einem Tempo dahinsausten, als sei der leibhaftige Gottseibeiuns hinter ihnen her. Hatte schon der etwas mehr als verdächtige Perrückenwechsel den armen Schlingel stutzig und furchtsam gemacht, so vermochte er sich die Tatsache, daß man ihm bei einer Kälte von mindestens 20 Grad Reaumur heiße Bratwürste verabfolgt hatte, nur so zu erklären, daß ein böser Geist in seinem Schlitten Platz genommen hatte und nun seinen Hokuspokus mit ihm trieb. So flogen wir denn — von regelrechtem Fahren konnte nicht mehr die Rede sein — fast wie in einem Luftschiff die Strecke dahin, die zum Glück eben und ziemlich breit war, und als Dr. Blau, der sich gerade auf einer Fahrt zu seinen Patienten befand, uns so an ihm vorüberrasen sah, war er, wie er später erzählte, fest davon überzeugt, wir alle hätten den Verstand verloren, denn an ein Durchgehen der Postpferde konnte aus dem Grunde nicht gedacht werden, weil der Kutscher wie ein Verrückter unbarmherzig auf die armen Tiere einhieb. Zum Glück war der in der Nähe Alt-Pebalgs belegene Mahlenkrug nicht weit entfernt, wohin mir bekannte Herren entgegengefahren waren. Diesen gelang es die beinahe zu Schanden gefahrenen Pferde aufzuhalten und den verzweifelten Postillon zu beruhigen und wieder zur Vernunft zu bringen. Dieser fürchterlichen Fahrt mit einem halb Wahnsinnigen als Rosselenker werde ich wohl Zeit meines Lebens gedenken.

In Riga wollte unterdessen die wenig erfreuliche Lage des lettischen Theaters keine Wendung zum Besseren nehmen. Die Wurzel des Übels war leider in dem großen Mangel an gebildeten Kräften innerhalb des Vereins zu suchen. Es fällt mir als Letten nicht leicht zu gestehen, daß zu Anfang der siebziger Jahre ein ganzes Heer von Parvenüs die dominierende Rolle im Verein spielte, oder doch wenigstens spielen wollte. Baumann aber, der damalige Leiter der Institution, war, wie schon früher erwähnt, zu schwach, diese Leute, die zum Teil über Nacht zu Geld gekommen waren, in Raison zu halten. In alle Angelegenheiten mischten sie sich, natürlich in solche, von denen sie absolut nichts verstanden, erst recht, überall wollten sie eine tonangebende Rolle spielen. Um nur mit einem Beispiel der unerhörten Arroganz

dieser Herren aufzuwarten, will ich folgenden Fall erzählen. — Als nämlich die Cholera in Riga zu grassieren begann und Dr. med. J. Rulle gelegentlich eines Diskutierabends im Verein die Anwesenden mit den Verhaltungsmaßregeln bekannt machte, die beim Auftreten der Seuche streng beobachtet werden müßten, trat als Opponent ein Kupferschmied B. auf, der versicherte, daß das einzige untrügliche Mittel gegen die Cholera Schnupftaback wäre! Diesen müsse man in solchen Quantitäten in die Nasenlöcher praktisieren, bis ein heftiges Niesen einen kleinen Blutsturz herbeiführe, nach welchem die Genesung sofort erfolge!!

Der kleine Vorfall ist ja an und für sich ganz unwichtig, er charakterisiert aber eklatant die damals im lettischen Verein herrschenden Zustände. Und obgleich die Zahl der wirklich befähigten jungen Bühnenkräfte, die dem Theater in weiteren Jahren beitraten, stets im Zunehmen begriffen war, wollte das junge Unternehmen doch nicht so recht prosperieren, weil eben das frühere rege Interesse für dasselbe gerade in den dem Verein am nächsten stehenden Kreisen infolge des langandauernden inneren Zwistes fast völlig erloschen war. Selbst solche Kräfte wie ein Fräulein Wilh. Magon, eine vorzügliche Sopranistin mit gut geschulter Stimme, die zum Beispiel in einem Singspiel „Muzeneeks un Muzeneeze" u. a. sehr Beachtenswertes leistete, und einer der besten Liebhaber und Bonvivants, den die lettische Bühne je besessen, M. Krastin-Burkowsky (starb vor wenigen Jahren als Gefängnischef zu Pernau), vermochten das Publikum nicht mehr so zahlreich wie früher ins Theater zu locken.

Das waren böse Zeiten und will ich die Anfänge des lettischen Theaters mit möglichster Treue schildern, so darf nicht verschwiegen werden, wie arg mir diese schlimmen Zeiten mitgespielt haben. Verkannt von den meisten derer, mit denen ich täglich verkehren mußte, befand ich mich auch in pekuniärer Beziehung in den drückendsten Verhältnissen. Im Winter ging's ja noch an, — die Einkünfte waren freilich geringe, da meine Gage aus gewissen, den Einnahmen der Aufführungen entnommenen Prozenten bestand. Gering waren diese Prozente aber nur aus dem Grunde, weil die Vorstellungen sehr mittelmäßig besucht wurden. Indessen ging es ja noch an. Dann aber kam der wunderschöne Monat Mai und mit ihm der Beginn der herrlichen Ferien; diese aber

setzten mich alljährlich auf eine mir tatsächlich vollständig unnötige Entfettungskur; mit dem Theater war es dann für viele Monate aus, — ich war einfach der Mohr, der seine Schuldigkeit getan hatte und nun gehen konnte. Und ich ging in meine „Ferien" und — fiel, aber zum Glück nur in die Hände von Wucherern, die dann die Wintersaison dazu benutzten, mich gründlich zu schröpfen und mir das Leben durch ihre Aufdringlichkeit zu verbittern. Existierte doch damals noch der Schuldarrest, der fast beständig wie ein Damoklesschwert über meinem Haupte schwebte. Nervös von Jugend auf, brachte mich ein solcher schier unerträglicher Zustand oft der Verzweiflung nahe. Heute freilich entlockt die Erinnerung an ein Ereignis auf der Rigaer lettischen Bühne mir nur noch ein wehmütiges Lächeln, doch damals, als es passierte, hätte ich in die Erde oder doch wenigstens in eine Versenkung sinken mögen.

Eben zu jenen Zeiten, da es infolge des Parteihaders im lettischen Verein drunter und drüber ging und selbstverständlich auch auf der Bühne nur eine sehr minime Ordnung herrschte, so daß fast jedermann sie unbehindert betreten konnte, gaben wir eines Abends der Birch-Pfeiffer Schauspiel „Dorf und Stadt" in lettischer Übersetzung. Mir war die Darstellung des Professor-Malers zugefallen. Das ist eine recht angreifende Rolle, die Szenen enthält, welche sich nicht einfach „spielen" lassen, sondern die mit durchlebt werden müssen und so vermag die geringste Störung den Schauspieler unfähig zur Durchführung seiner Aufgabe zu machen. Als ich nun an jenem Abend im besten Mimen begriffen war, werfe ich zufällig einen Blick in die nächste Seitenkulisse — geschlossene Dekorationen gab es bei uns zu jenen Zeiten noch nicht — und „Blendwerk der Hölle" hätte ich ausrufen mögen: hat sich da einer meiner schonungslosesten Manichäer postiert. Im ersten Augenblick glaube ich, mich getäuscht zu haben und schiele daher noch einmal nach der Erscheinung: „Bist Du's, Hermann mein Rabe?" Aber er ist es tatsächlich, und als er wahrnimmt, daß ich ihn erkannt habe, macht der Mann mit den finsteren Zügen eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, die ich natürlich nicht erwidern durfte. Entsetzt spiele ich mich nach der entgegengesetzten Koulisse hinüber, allein aufs neue muß ich zurückprallen, denn hier steht ein Mann in einer herrlichen Maske „Nathan

des Weisen" und bietet mir seinen Gruß dar in Form eines steifen Kompliments; auch dieser ungebetene Gast ist einer meiner Herren Kreditoren. Mit Goethe hätte ich dem Scheusal zurufen mögen: „Bist Du ein Mensch, so fühle meine Not"; allein ich wußte nur zu gut, daß diese Larven weder Mitleid noch Rücksichten kannten, mir schwebte nur noch der Schuldturm vor Augen und ich fühlte, daß das ein schlimmer „Professor" war, den ich soeben verzapfte. Als aber der Zwischenakt kam, da warf ich mich wie ein Tiger auf die unverschämten Eindringlinge und sorgte für deren sofortige Entfernung von der Bühne, nicht im geringsten darnach fragend, welch eine Rache die beleidigten Wucherer schon tags darauf an mir nehmen konnten. Noch heute erinnere ich mich genau, daß als die mich auf der Bühne so höflich grüßenden Subjekte an die Luft gesetzt wurden, ich den erstaunten Leuten Heines Worte nachrief:

„Blamier' mich nicht, mein schönes Kind" usw.

Die Theaterkommission sorgte nun auch ihrerseits, daß derartige Störungen auf der Bühne in Zukunft nicht mehr vorkommen konnten. Für mich aber kamen bald sonnenhellere Tage: die lettische Journalistik in Riga entwickelte sich unverhofft rasch und für die Ferienzeit fand ich alljährlich Beschäftigung in den Redaktionen einiger lettischer Blätter, am häufigsten wohl beim „Baltijas wehstnesis", für dessen Feuilleton ich viel geschrieben habe. So war ich denn fernerhin auch für den Sommer wenigstens der drückendsten Nahrungssorgen enthoben.

In der Redaktion des letztgenannten Blattes war es nun, wo der Porträtmaler Akademiker Stanislaw Rosé zur Zeit des russisch-türkischen Krieges zum Überdruß oft unser Plagegeist wurde. Der Künstler verfügte über sehr viel freie Zeit und eine wahrhaft göttliche Grobheit. Die erstere benutzte er gewissenhaft zur Veranstaltung mannigfacher unliebsamer Szenen und Auftritte, sowie zum Führen von infolge dieser entstandenen Prozessen, während mit der letzteren jeder verschwenderisch traktiert wurde, der sich unterstand nicht derselben Meinung zu sein, die der Herr Akademiker verfocht. Als Rosé einst gelegentlich der Beisetzung einer Leiche von der St. Petri-Kirche aus im Gotteshause skandaliert hatte, zog er sich von der „Zeitung für Stadt und Land" die Epitheta „der alte, bekannte Krakehler" und „Stein

des Anstoßes" zu. Wutschnaubend stürzte der also Gekränkte zu uns in die Redaktion und polterte gegen die „Feiglinge" los, denen es an Mut gebräche, seinen Namen zu nennen und es ihm nun unmöglich machten, gegen das deutsche Blatt eine Kriminalklage anzustrengen.

Sehr häufig erschien Rosé mit umfangreichen Manuskripten beladen bei B. Dihrik und bat um Aufnahme derselben in der „Rigas Lapa" Da nun all diese Sachen von Injurien der gefährlichsten Art wimmelten, mußte ihre Aufnahme abgelehnt werden. Dann aber brach der Skandal erst recht los.

Einst hatte der „alte Hofrat" mich beauftragt eine der Zusendungen Rosés druckfertig zu machen. Da mußte nun so viel gekürzt und geändert werden, daß der Künstler seine Arbeit nach deren Abdruck nicht mehr wiedererkannte, waren doch u. a. alle seinen Gegnern zugefügten Beleidigungen in ihr weggelassen. — Als nun Rosé erfahren hatte, daß ich der Verstümmler seines Geistesprodukts gewesen war, ergoß sich eine wahre Fülle von so kräftigen Ausdrücken auf mein Haupt, daß „dummer Junge" und ähnliche schon zu den Kosenamen gerechnet werden konnten.

Bei den Behörden des alten Rigaschen Rates, die Rosé beständig mit seinen Skandalprozessen belästigte, wurde die Courtoisie zuweilen so weit getrieben, daß man Herren vom Range eines Hofrats an bis weiter hinauf zum Sitzen nötigte, wenn sie vor das Forum beschieden waren. Rosé war aber aus der Akademie in St. Petersburg nur als Titulärrat entlassen worden. Ein Advokat lettischer Nationalität hatte nun jedenfalls in der Absicht, den exzentrischen Künstler anzuulken, letzterem die Mähr aufgebunden, auch er, Rosé, besitze das Vorrecht, beim Verhör im Vogteigericht Platz nehmen zu dürfen.

„Mensch, warum haben Sie mir denn das nicht früher gesagt", jubelte der Maler auf, mit erhobener Hand drohend hinzufügend: „Nun sollen aber diese Herren was erleben!"

Sein Termin war gekommen und Rosé befand sich vor dem Rate, wo die üblichen Fragen an ihn gestellt wurden.

„Bevor ich Rede und Antwort stehe", erklärte der unverbesserliche Krakehler, „ersuche ich Sie, meine Herren, mir einen Sitzplatz anzuweisen."

„Aber aus welchem Grunde denn?" lautete die erstaunte

Frage. — „Weil ich Titulärrat bin!“ erklang es à tempo siegesbewußt aus dem Munde Rosés.

Allein mit eisiger Kälte und dem nötigen Nachdruck verkündete der Vorsitzende der Behörde: „Dann werden Sie wohl die große Gefälligkeit haben so lange zu stehen, bis Sie zum Hofrat avancieren.“

Rosé mußte diese beißende Ironie mit knirschenden Zähnen hinnehmen und konnte erst im lettischen Verein seinem Ingrimm Luft machen. Wie der bewußte Advokat dabei abkam, läßt sich leicht denken.

Ganz unerhörten Belästigungen seitens Rosés war der Redaktionsstab des Dihrikschen Tageblattes während des russisch-türkischen Krieges ausgesetzt. Fast nach jeder Stunde öffnete sich dann die Tür zu den Redaktionsgemächern, Rosé schob rasch seinen Kopf hinein, um, ohne einen Gruß, die stereotype Frage dem vielbeschäftigten Personal zuzubrüllen: „Was neues auf dem Kriegsschauplatz passiert?“ Hatten die Depeschen neue Nachrichten gebracht, so mußten diese dem Künstler mitgeteilt werden, der sie nun seinerseits in der ganzen Stadt umherkolportierte, stolz darauf, daß ihm Neuigkeiten zugänglich waren, die die meisten Sterblichen erst aus den spät Abends erscheinenden Blättern erfahren konnten. Selbstverständlich waren derartige Störungen für die Dauer unerträglich und man sann ernstlich darauf, wie denselben ein baldiges Ende zu bereiten wäre. Bereits seit längerer Zeit erwartete man damals die Kapitulation Plewnas, wenn auch vorläufig vergebens, und als Rosé eines schönen Tages wieder ins Redaktionszimmer schrie: „Was Neues auf dem Kriegsschauplatz passiert?“ rief man ihm jubelnd und unter lebhaftem Händeschwenken zu: „Plewna hat sich ergeben — hoch unsere Armee!“

Der überglückliche Künstler vermochte nur noch „Hurrah“ und „Victoria“ zu brüllen, um dann im Nu zu verschwinden. Er hatte ja Eile, große Eile, das wußten wir alle, denn an der Weiterverbreitung gerade dieser Nachricht lag ihm unendlich viel. Daß wir, schlechte Menschen, sie erfunden hatten, das ahnte ja der Überglückliche nicht.

Natürlich war Rosé andern Tages, nachdem sich seine Neuigkeit als eine fette Ente entpuppt hatte, in der ganzen Stadt die Zielscheibe der denkbar schlechtesten Witze geworden. Das hatte

ihn bis aufs Blut gekränkt. Einen Tag pauſierte er, er erſchien nicht in der Redaktion, wohl um ſich erſt die nötige Beruhigung zu verſchaffen. Als er aber dann auftauchte und ſeinen Kopf wieder durch die Türritze ſchob, donnerte er uns ſtatt der üblichen Frage: „Was Neues auf dem Kriegsſchauplatz paſſiert?“ folgendermaßen an: „Wiſſen Sie, einen ſo urgemeinen Witz, wie Sie ſich ihn mir gegenüber erlaubt haben, vermögen nur Letten gegen einen Letten vom Stapel zu laſſen, wie ſchon ein lettiſches Sprichwort lehrt: Sie alle ſind eben die entſetzlichſten Dummköpfe, die mir je im Leben begegnet ſind!“

Sprach's, ſchlug die Tür mit einer fürchterlichen Gewalt ins Schloß und verſchwand.

Seine Redaktionsbeſuche hatte er aber für immer eingeſtellt.

(Schluß folgt.)

Wie verhalten wir uns zu unserer heimischen Natur?

Von

K. Grevé.

Man hört mit Recht darüber klagen, daß bei uns im Baltikum das Interesse für die Naturwissenschaften leider noch immer ein sehr geringes ist. Dieses muß natürlich doch irgend einen Grund haben und der liegt so ziemlich klar zu Tage. In den meisten Schulen wurde überhaupt kein naturwissenschaftlicher Unterricht erteilt, oder aber nur in den unteren Klassen und meist als trockene Systematik, die bei den Kindern begreiflicher Weise kein Interesse für den Gegenstand erwecken konnte. Besonders für dieses Fach vorgebildete Lehrer gab es nicht, die Stunden — wo solche eingeführt waren — wurden meistens dem jüngsten, unerfahrensten Lehrer übertragen, auch eben frisch von der Universität gekommenen Theologen. Glücklich konnten sich die Schüler schätzen, denen irgend ein Lehrer aus Liebhaberei gelegentlich etwas aus der Naturgeschichte erzählte, sich mit ihnen auf Gespräche über etwa von den Jungen mitgebrachte, ihnen merkwürdig erscheinende Pflanzen, Tiere und Mineralien einließ. Neuerdings ist es in dieser Hinsicht freilich besser geworden und nicht bloß in Volks- und Realschulen, sondern auch in klassischen Gymnasien wird dem Naturgeschichtsunterricht die nötige Aufmerksamkeit zugewandt, mit vollster Berücksichtigung der neuesten Anforderungen auf diesem Gebiet, mit hauptsächlicher Betonung der biologischen Seite. — Unsere heranwachsende Jugend wird also hoffentlich in naturwissenschaftlicher Hinsicht besser beschlagen sein und man wird nicht mehr so merkwürdige Fragen zu beantworten haben, wie sie einem

unsrer bekannten Botaniker vorgelegt wurde: „ob die Kornblume die Blüte des Roggens oder der Gerste sei?“!

Doch wir wollen hier nicht von der Behandlung der Naturwissenschaften in unseren Schulen handeln, sondern davon, wie unter unseren erwachsenen Zeitgenossen das Interesse für die heimischen Naturschätze gehoben werden könnte, welcher Weg einzuschlagen ist, um das in der Jugend Versäumte einigermaßen einzuholen, sich die Kenntnisse zu erwerben, die es einem möglich machen die heimische Natur mit Verständnis zu betrachten, ihre oft verkannte Schönheit voll und ganz zu genießen. Denn die Wenigen, welche sich für naturwissenschaftliche Dinge interessieren und sich in ihren Mußestunden mit dem einen oder andern Zweige dieser Disziplin näher beschäftigen, bilden eine sehr kleine Gemeinde; weitere Kreise glauben freilich auch dem „Zeitgeiste“ nachgeben zu müssen, greifen wohl auch zu naturwissenschaftlicher Lektüre, aber nur nach solcher, die sensationell oder ganz oberflächlich-populär ist. Die Oberflächlichkeit ist überhaupt eine unsrer schwachen Seiten. Wir lieben es über alles mitzusprechen, „gebildet“ zu scheinen, nur muß das nicht mit irgend welchen Mühen verbunden, kein tieferes Eindringen in den Gegenstand erforderlich sein. Schlagworte, nichtssagende, scheinbar geistreiche Wendungen und Phrasen, wie sie in der Tagespresse und von der Legion der Popularisatoren in reicher Fülle geboten werden, müssen herhalten, um den Mangel an positivem Wissen zu verdecken. Daher sehen wir denn auch Veranstaltungen, Vorlesungen schwach besucht, wenn es sich um Dinge handelt, die wenn auch nur ein geringes Wissensfundament erfordern. Vorträge, Bücher, die die heimische Geschichte, die Naturgeschichte unsrer Provinzen zum Gegenstande haben, finden bei weitem nicht den Anklang wie die Erzeugnisse der sogenannten schönen Literatur, mystisch-philosophisch angehauchte Exkurse, Abhandlungen über die Kunst, überhaupt alles „Schöngeistige“, weil bei letzterem auch der Unwissendste mitreden kann, läuft er doch höchstens Gefahr bei der Äußerung irgend einer, sagen wir, abweichenden Ansicht für originell zu gelten, während die beiden erstangeführten Wissenschaften faktisches Wissen verlangen. So sehen wir denn auch die meisten, welche für Naturwissenschaften Interesse zu haben meinen, sich mit dem Lesen von Büchern begnügen, welche durch populäre Behandlung von Dingen den

Leser zu fesseln suchen, die unter den Gelehrten noch als höchst gewagte Hypothesen angesehen werden oder aber in poetischer Verbrämung Tieren und Pflanzen Absichten, Gedanken und Funktionen andichten, die rein menschlich sind. Wer das nötige fachwissenschaftliche Fundament besitzt, wird auch solche Werke ungestraft lesen, weil er die erforderliche Kritik anlegen kann, aber der Laie eignet sich ein Scheinwissen an, das ihn zu falschen Schlüssen und irrtümlichen Anschauungen führen muß. Und das ist schlimmer als gar kein Wissen. Daher sind solche Bücher wie die äußerst fesselnd geschriebenen Werke von Bölsche, die Tierromane eines Jack London oder Seton Thompson, die anthropomorphisierenden Abhandlungen Zells aus dem Seelenleben der Tiere usw. eine unsrer Ansicht nach eher schädliche Lektüre, die aber leider sehr verbreitet ist, zumal viele dieser Bücher als Beilagen zum „Kosmos" erscheinen, der die Naturwissenschaften in breitere Schichten tragen, popularisieren will. Eine andere Kategorie von Liebhabern der Naturwissenschaften bei uns stürzt sich ohne die nötigen Vorkenntnisse auf Häckel. Weil er in seinen Ausführungen seine Gegner und besonders die Theologen in oft hämischer Weise scharf hernimmt, gefällt er, werden alle seine Behauptungen für bare Münze genommen und man kommt sich kolossal gebildet vor, wenn man sich zu ihm, zum Monismus in krassester Form, bekennt.

Wie viele sind es, die sich durch Selbststudium das in der Schule nicht Gebotene anzueignen suchen, indem sie ein vernünftiges naturwissenschaftliches Handbuch sich beschaffen, sei es nun über Zoologie, Botanik, Erdgeschichte oder Heimatskunde? Freilich sind solche Werke auf den ersten Blick trocken und lassen sich nicht so glatt lesen wie ein populäres Feuilleton über Kometenfurcht oder „fleischfressende" Pflanzen. Hat man aber die Energie und den Willen sich hineinzuarbeiten, dann merkt man bald, daß sie sogar sehr fesselnd sein können, weil mit jeder weiteren durchstudierten Seite das Gefühl positiven Wissenserwerbens wächst, die Gewißheit zunimmt, daß man auf festem Boden steht, auf dem der weitere Aufbau leicht von statten geht. Der Genuß, den ein solches Sichbekanntmachen mit den verschiedenen Formen der organischen und anorganischen Natur, den ihr Werden und Vergehen regulierenden Gesetzen gewährt, die daraus erwachsende

Erkenntnis der Einheitlichkeit des Schöpfungsgedankens, die doch von hohem sittlichem Wert ist, entschädigen uns reichlich für die Bewältigung mancher trockenen Partie des Stoffes. Wir gewinnen einen bleibenden Schatz, der uns eine tröstliche Weltanschauung und einen in allen Lebenslagen sich gleichbleibenden, seelischen Gleichgewichtszustand sichert, während das aus einzelnen popularisierenden wissenschaftlichen Flickern zusammengestapelte Kunterbunt momentan vielleicht befriedigt, aber keinen bleibenden Wert besitzt.

Der Hang der Menschheit dem Exotischen nachzujagen, sich wenigstens im Geiste in ferne Länder tragen zu lassen, sich mit fremden Ländern, ihren Bewohnern, ihrer Natur bekannt zu machen, ist ja ein angeborener und besonders der germanischen Rasse eigen und soll auch nicht in seiner Berechtigung angefochten werden; doch kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß man daneben die Heimat, wie das meist geschieht, vernachlässigt, dem großen Irrtum sich hingibt, daß es bei uns nichts Beachtenswertes zu sehen gibt, daß unsere Natur eine arme, vom Schöpfer stiefmütterlich behandelte sei. Sie bietet ungeahnt viel des Schönen in mancher Beziehung, in Tier- und Pflanzenwelt, in ihrer landschaftlichen Konfiguration, den geologischen Hinweisen auf die allmähliche Entstehung und Bildung dessen, was sie in ihrer heutigen Gesamtheit dem Beschauer darstellt. Unsere Pflicht muß es daher sein, diesen oft verborgenen, in ihrer Bescheidenheit sich nicht aufdrängenden Schönheiten der heimischen Natur nachzugehen, sie aufzusuchen, um sich an ihnen freuen zu können. Und auch speziell hierfür besitzen wir eine Reihe von Werken und Abhandlungen, die — vorausgesetzt daß man sich mit den allgemeinen Grundzügen der Naturgeschichte der drei Reiche bekannt gemacht hat — uns den Genuß unsrer heimischen Natur vermitteln. Diese Arbeiten heimischer Naturforscher werden leider nur allzu selten in den Bücherschränken unsrer „guten Familien“ gefunden. Die neueren sind im Buchhandel zu haben, so vor allen Dingen die Werke O. v. Löwis, Über unsere Vogelwelt, unsere Reptilien und Amphibien; ältere Sachen (Russow, Fischer usw.) können antiquarisch beschafft werden. Neuerdings sind auch eingehende Arbeiten über unsere Säugetiere erschienen. An floristischen und geologischen Abhandlungen fehlt es auch nicht — viele interessante und wichtige Zusammenstellungen sind in

einheimischen Zeitschriften („Baltische Monatsschrift", ältere Jahrgänge; Arbeiten der Naturforschervereine in Riga und Dorpat usw.) zerstreut.

Wir lieben es vom Gesang der Vögel zu schwärmen, die Blütenpracht des Frühlings und Sommers zu preisen, aber angenommen, daß wir sie wirklich in den Ferien, bei Ausflügen und ähnlichen Gelegenheiten genießen können, sie zu hören und zu sehen bekommen — wäre die Freude und der Genuß nicht viel größer, wenn wir wissen, wer der Sänger ist, wem die schöne Blüte gehört? Gewährt uns doch die Begegnung mit einem guten Freunde, einem Bekannten ein weit größeres Vergnügen als mit einem Fremden. So geht es uns auch mit den Lebewesen in Flur und Wald: sind wir imstande sie zu erkennen, sie bei Namen zu nennen, so freuen wir uns doppelt der Begegnung und tragen eine reichere Fülle von Eindrücken heim, als wenn wir sie bloß wie Bilder ohne Unterschrift an uns vorüberziehen lassen.

Sind uns aber die Repräsentanten unsrer Tier- und Pflanzenwelt lauter liebe, alte Bekannte, kann uns der sanft abgerundete Hügel, die steile Kalkuferwand, der Moränenrest von der Vergangenheit unsrer heimischen Scholle, von den mancherlei Veränderungen ihres Antlitzes im Laufe der Jahrzehntausende erzählen, bilden sie für uns nicht bloß eine momentan als hübsch empfundene Staffage der Landschaft, dann werden sie uns auch soweit teuer sein, daß wir um ihre Erhaltung besorgt sein werden, daß wir sie nach Kräften zu schützen, vor Ausrottung und Zerstörung zu behüten bestrebt sein werden, weil ohne sie die Heimat nicht das wäre, was sie ist, weil ihr so mancher charakteristische Zug genommen würde.

Schritte zu solchem Naturschutz sollen ja auch bei uns getan werden. Der Naturforscherverein zu Riga und erfreulicher Weise auch einige Gutsbesitzer haben teils schon den Gedanken verwirklicht, teils die Wege zu seiner Verwirklichung beschritten. Es ist aber wünschenswert, ja Pflicht, daß diese Bewegung in weitestem Maße Eingang findet, ehe es zu spät ist. Einige Vertreter unsrer Fauna sind schon verschwunden, wie Wildschwein, Vielfraß und Biber, so manchen droht dasselbe Schicksal und unter den Pflanzen gibt es auch manche, die nur noch als Raritäten hier und da ihr Dasein fristen, z. B. die Eibe.

Besonders bei unserer Jugend wird in der Schule schon die Liebe zur Natur, die Freude am Beobachten, das Verlangen sich mit den verschiedenartigen Geschöpfen bekannt zu machen, gepflegt werden müssen, denn es ist eine Vorbedingung für deren späteres Verhalten zur Natur. Kinder, denen Liebe und Interesse für diese Dinge anerzogen sind, werden nicht zwecklos töten und ausrotten, zerstören. Wer aber gegen Pflanzen und Tiere sich freundlich verhält, der wird auch seinen Mitmenschen mehr Mitgefühl und Rücksicht entgegenbringen.

Allen, die für unsere heimische Natur Sinn besitzen, die es wissen wollen, welche Bedeutung die Natur für die sittliche Erziehung des Volkes im weiteren Umfange hat, empfehlen wir angelegentlichst das Buch unseres Landsmannes Dr. Konrad Günther „Der Naturschutz" (Freiburg i. Br., F. E. Fehlenfeld, 1910). Aus ihm kann man sehr viel lernen und es ist nicht nur mit tiefer Sachkenntnis, sondern auch mit Wärme geschrieben und wohl geeignet neue Freunde für die gute Sache zu werben.

Wir glauben unseren Aufruf zu mehr Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und zu tätiger Mitarbeit an dem daraus resultierenden Naturschutz nicht besser schließen zu können als mit den Versen, die Dr. K. Günther seinem ersten Kapitel voranstellt:

Ein Gut bleibt immer dir, magst alles du verlieren,
Die Heimaterde ist's mit Pflanzen und mit Tieren.
O liebe die Natur, 's gibt Schön'res nicht auf Erden,
Und sie allein bleibt jung in ewig frischem Werden!
Sie sei dein wahres Heim, kein Sturm kann dir's verletzen,
Bist du auch noch so arm, sie macht dich reich an Schätzen.
Denn dem, der sich ihr naht, gibt sie mit vollen Händen
Und fragt nach Reichtum nicht, nach Stellung, noch nach Ständen.
Wenn je dich Müdigkeit und Krankheit überwinden,
In der Natur wirst du Gesundheit wiederfinden,
Und wenn du Sorgen hast und Kummer ohne Ende —
Es gibt kein Herzeleid, das dort nicht Lind'rung fände!

Graf Matthias von Thurn und seine Nachkommen.*

Von

A. von Bodisco.

Jedem Besucher der alten Ritter- und Domkirche in Reval springt die Tatsache in die Augen, daß der Fußboden der Kirche zum großen Teil aus Grabsteinen gebildet wird, weil einer Sitte alter Zeiten gemäß die Bestattung von Personen, die in sozialer Hinsicht hervorragten, in der Kirche selbst stattfand. Von diesen Grabsteinen sind viele mit mehr oder weniger erhaltenen Inschriften versehen, die ein direktes Zeugnis als Erinnerung an die Bestatteten bewahren. Allein unter diesen Gräbern befinden sich auch solche, denen der Lauf der Zeiten jedes sichtbare Merkmal genommen und welche nur im Gedächtnis der Nachfahren, in der historischen Erinnerung fortleben ohne jedes äußere Erkennungszeichen. Unter diesen letzteren Grabstätten nehmen diejenigen des Grafen Matthias von Thurn, des bekannten Feldherrn aus der Zeit des 30jährigen Krieges und seines in jungen Jahren verstorbenen Enkels des Grafen Christian von Thurn einen beachtenswerten Platz ein.

Die erwähnten Grabstätten liegen auf der rechten Seite des Eingangs in den Altarraum der Kirche und befinden sich ungefähr gegenüber der Kanzel. Heute stützen sie die Sitze, auf welchen der Ritterschaftshauptmann und die Landräte der Estländischen Ritterschaft bei gottesdienstlichen Gelegenheiten ihren Platz einnehmen. Die Existenz dieses fast vergessenen Grabsteins in der

*) Vortrag, gehalten am 9. März d. J. in der Literarischen Gesellschaft in Reval.

Domkirche ist für mich die Veranlassung das Bild des Mannes neu erstehen zu lassen, der unter diesem begraben liegt und mit ihm ein biographisches Kapitel aus der Zeit jenes furchtbaren Religionskrieges vorzutragen, der 30 Jahre in Deutschland gewütet und für Jahrhunderte in politischer und volkswirtschaftlicher Beziehung für Deutschland die unheilvollsten Folgen gehabt hat.

Der Graf Heinrich Matthias von Thurn entstammt dem fürstlichen Hause der Thurn und Taxis; dieses Geschlecht ist aus Frankreich, wo es „de la Tour" hieß, nach Italien gekommen, wo es den Namen „della Torre" annahm. Von Italien ist das Geschlecht nach Deutschland gekommen, wo es sich, wie in ganz Europa, um die Einführung des Postwesens große Verdienste erworben hat. Der Graf Matthias von Thurn ist, wie aus seiner in Reval in der Domkirche gehaltenen Leichenpredigt ersichtlich, am 14. Februar 1567 zu Lipnik in Böhmen geboren als fünfter und jüngster Sohn des Grafen Franciskus von Thurn und seiner zweiten Gemahlin Barbara, geborenen Gräfin von Schlick, der Tochter des Grafen Hieronymus von Schlick. Im Widerspruch zu der angeführten, bis heute erhaltenen literarischen Spezialquelle erzählt Schlick in seiner Geschichte des 30jährigen Krieges, daß der Graf Matthias von Thurn nicht Böhme von Geburt gewesen sei und begeht damit offenbar einen Irrtum. Sein in Böhmen begüterter Vater ließ ihm eine sehr gute Erziehung geben und schickte ihn im Jahre 1584, nachdem er sein 17tes Lebensjahr erreicht, auf Reisen, die ihn nach Ungarn, Siebenbürgen, Griechenland und Konstantinopel führten. In Konstantinopel machte er sich mit den staatlichen Verhältnissen der orientalischen Christen bekannt, sowie mit der Verfassung der Türkei und verkehrte mit dem griechischen Patriarchen. Über Armenien, Syrien, Persien und Arabien ging er nach Palästina. Von dort setzte er seine Reise nach Afrika fort, wo er Ägypten und Abessinien besuchte. Seine Rückreise nahm er über Italien, dessen Sprache er sich während eines längeren Aufenthalts in Venedig aneignete. Auch lernte er die Verfassung der Republik Venedig kennen. Im Jahre 1586 verließ er Venedig und langte, über Tirol, Salzburg und Österreich reisend, wieder in Böhmen an, wo er die Nachricht von dem ein halbes Jahr früher erfolgten Tode seines Vaters erhielt. Gadebusch berichtet in seinen „Versuchen in der livländischen Ge-

schichtskunde" daß der Graf Matthias von Thurn zwei Mal vermählt gewesen ist. Er war 24 Jahre alt, als er im J. 1591 die Tochter des Freiherrn Bernhard Leo Gallen, Pfandhalters der Herrschaft Aspern und Oberkriegspräsidenten des Herzogtums Österreich, Magdalene Gallen heiratete. Seine Gattin starb bereits 1592, wenige Stunden nach der Geburt seines einzigen Sohnes, des Grafen Franz Bernhard von Thurn. Im Jahre 1603 schritt Graf Matthias von Thurn zur zweiten Ehe mit Susanna Elisabeth von Tieffenbach, einer Tochter des Herrn Off von Tieffenbach, Freiherrn von Kranichsfeld. Diese Ehe blieb kinderlos und seine zweite Gemahlin hat ihn überlebt, sich aber größtenteils, fern von ihrem Gatten, auf ihrem Gute in Böhmen und in Wien aufgehalten, ohne ihm zur Zeit der böhmischen Unruhen und auf seinen späteren weiten Reisen folgen zu können.

Graf Matthias von Thurn trat 1588, also mit 21 Jahren in österreichische Militärdienste, in denen er 30 Jahre geblieben ist. In den ungarischen Kriegen von 1592 bis 1607 erwies er sich als tüchtig und wurde zum Hauptmann und Oberstlieutenant ernannt. Bei der Eroberung der Städte Gran 1595 und Raab 1598 zeichnete er sich so sehr aus, daß der Freiherr Christoph von Teuffenbach, der Graf Carl von Mansfeld und der Graf Adolf von Schwarzenberg ihn dem Kaiser Rudolf als brauchbaren Kriegsmann empfahlen, worauf der Kaiser ihn zunächst zum Obersten über 1000 Pferde ernannte, in der Folge aber zum Burggrafen von Karlstein und zum General-Oberstlieutenant des Königreichs Böhmen avancieren ließ. Bei Gelegenheit der Vermählung des Polenkönigs Sigismund III., der zuerst die österreichische Erzherzogin Anna und später deren Schwester Constantia heiratete, die beide Töchter des Erzherzogs Karl waren, befand sich Graf Thurn im Gefolge beider Bräute, als letztere zu ihrer Vermählungsfeier nach Krakau reisten. — Im J. 1604 entstand in Österreich ein gefährlicher Aufruhr unter den Bauern, an dessen Bekämpfung Graf Thurn erfolgreichen Anteil nahm. Außerdem beteiligte er sich an den Kämpfen gegen die aufständischen Ungarn, die sich mit den Türken verbündet hatten und verwüstend in Mähren einfielen. Die Mähren wandten sich an die Böhmen um Hülfe, welche letztere schleunig ein beträchtliches Heer zusammenbrachten und die Feinde nach Ungarn zurückschlugen. Ein kaiser-

licher Gnadenbrief belohnte den Grafen für seine tapfere Mitwirkung bei diesem Feldzuge.

Im Jahre 1608 ergriff Graf Thurn bei den zwischen dem Kaiser Rudolf und seinem Bruder Matthias entstandenen Streitigkeiten für den letzteren Partei und suchte bei dieser Gelegenheit für sich und seine lutherischen Glaubensgenossen volle Religionsfreiheit zu erlangen. Schon hier sehen wir den Grafen an leitender Stelle, wie später so oft, für den Protestantismus gegen die Katholiken Front machen. Auf der Neustadt zu Prag fand eine Versammlung der Protestanten statt, die 30 Direktoren aus ihrer Mitte als Vertreter der Interessen der Evangelischen wählten und den Grafen Thurn nebst einigen anderen Parteigängern zu Anführern der bereits unter der Hand angeworbenen Truppen erwählten, deren Zahl 5000 Mann nach Vereinigung der Schlesier mit den Böhmen erreichte. Der Kaiser wurde durch dieses gewaltsame Vorgehen eingeschreckt und erließ zur Beruhigung der erregten Protestanten zu deren Gunsten den sogenannten Majestätsbrief, welcher den Reichsprivilegien inkorporiert wurde und den evangelischen Ständen in Böhmen und Schlesien freie Religionsausübung zusicherte. Den Erlaß dieses Majestätsbriefes bedauerte der Kaiser in der Folge und entschloß sich zu energischen Gegenmaßregeln gegen die Protestanten. Der Kaiser veranlaßte im J. 1611 seinen Vetter den Erzherzog Leopold, Bischof von Straßburg, mit 12,000 Mann in Böhmen einzurücken und Prag zu überfallen. Wieder sehen wir hier den Grafen Thurn an der Spitze einer Abteilung Reiterei den bedrängten Einwohnern von Prag zu Hülfe eilen. Es gelang ihm auch den Feind zum Weichen zu bringen. Während des Kampfes wurde Graf Thurn schwer am Arm verwundet und mußte sich auf das Schloß in Prag zurückziehen. Später erlitt das Kaiserliche Heer außerhalb Prags eine Niederlage und verließ Böhmen ganz, als die Nachricht eintraf, daß der Erzherzog Matthias auf dem Wege nach Böhmen wäre. Matthias traf auch wirklich in Prag ein und wurde dort von dem Grafen Thurn in dessen Eigenschaft als oberster Befehlshaber der Truppen der evangelischen Stände empfangen. Kaiser Rudolf sah sich nun unter dem Druck der herrschenden Machtverhältnisse gezwungen, seinem Bruder Matthias die böhmische Krone abzutreten. Matthias bestätigte in schriftlicher Form den evangelischen

Ständen in Böhmen ihre Religionsprivilegien und wurde deutscher Kaiser, nachdem sein Bruder Rudolf am 10. Januar 1612 gestorben war. Als deutscher Kaiser ließ Matthias im J. 1616 seinen Vetter den Erzherzog Ferdinand zum König von Böhmen krönen, wodurch er sich in Widerspruch zu dem Grafen Turn und dessen Parteigenossen setzte, welche letztere betonten, daß die Herrscher in Böhmen auf Grund eines Wahlrechts die Königswürde zu erlangen hätten. Diesen oppositionellen Standpunkt praktisch dem Kaiser gegenüber zu verfechten gelang Graf Thurn und seinen Anhängern nicht. Nach der Krönung Ferdinands reiste der Kaiser nach Wien zurück, nachdem er vorher die Führung der laufenden Verwaltungsgeschäfte für Böhmen 10 Statthaltern übertragen hatte, von denen 7 Katholiken und 3 Reformierte waren.

Infolge der von neuem erfolgten Bestätigung des Majestätsbriefes wuchs nicht nur die Zahl der Protestanten in Böhmen, sondern auch die protestantischen Kirchen erhielten einen bedeutenden Zuwachs. Allein infolge des Wechsels in der Person des Regenten machte sich auf Seiten der Reichsregierung sofort eine Neigung zum Katholizismus geltend und es wurden direkt auf Veranlassung der Staatsregierung protestantische Kirchen in Böhmen geschlossen. Die evangelischen Stände Böhmens befürchteten den Verlust der ihnen durch den Majestätsbrief garantierten Privilegien. Am 25. Mai 1618 kam es auf dem Prager Schlosse zu der bekannten historischen Katastrophe, die von der Geschichtsschreibung gewöhnlich als der Anfangsmoment des 30jährigen Krieges bezeichnet wird. Die Eingänge des Schlosses zu Prag, in dem die kaiserlichen Statthalter waren, wurden von der Partei der Unzufriedenen, an deren Spitze wieder Graf Thurn stand, dicht besetzt. Den katholischen Regierungsvertretern wurde in höchst gereizter Weise der Vorwurf gemacht, daß sie Friedensstörer wären und die Geltung des Majestätsbriefes ignorierten. Ich gestatte mir hier die überaus anschauliche Schilderung dieses Vorganges, die sich in der Geschichte des 30jährigen Krieges von Schiller vorfindet, wörtlich anzuführen:

„Am 25. Mai 1618 erschienen die Deputierten bewaffnet und in zahlreicher Begleitung auf dem königlichen Schloß und drangen mit Ungestüm in den Saal, wo die Statthalter Stern-

berg, Martinitz, Lobkowitz und Slawata versammelt waren. Mit drohendem Tone verlangten sie eine Erklärung von jedem einzelnen, ob er an dem kaiserlichen Schreiben einen Anteil gehabt und seine Stimme dazu gegeben? Mit Mäßigung empfing sie Sternberg, Martinitz und Slawata antworteten trotzig. Dieses bestimmte ihr Geschick. Sternberg und Lobkowitz, weniger gehaßt und mehr gefürchtet, wurden beim Arme aus dem Zimmer geführt, und nun ergriff man Slawata und Martinitz, schleppte sie an ein Fenster und stürzte sie, 80 Fuß tief, in den Schloßgraben herunter. Den Sekretären Fabricius, eine Kreatur von beiden, schickte man ihnen nach. Über eine so seltsame Art zu exequieren verwunderte sich die ganze gesittete Welt, wie billig; die Böhmen entschuldigten sie als einen landüblichen Brauch und fanden an diesem ganzen Vorfall nichts wunderbar, als daß man von einem so großen Sprunge so gesund wieder aufstehen konnte. Ein Misthaufen, auf den die kaiserliche Statthalterschaft zu liegen kam, hatte sie vor Beschädigung gerettet."

So weit Schiller. Durch diese brutale Handlung war der Unentschlossenheit und Reue jeder Rückweg versperrt. Trotzdem begab sich hierauf Graf Thurn zu Pferde in die Altstadt und suchte die erregte Bevölkerung durch die Erklärung zu beruhigen, daß das Vorgefallene bei dem Kaiser von den evangelischen Ständen in das rechte Licht gesetzt und wohl verantwortet werden könne. Es wurden im ganzen Lande Truppen geworben, an deren Spitze wieder Graf Thurn trat. Jetzt schickte der Kaiser einen Gesandten nach Prag, um die entstandene feindselige Bewegung friedlich beizulegen und forderte Graf Thurn auf, die angeworbenen Truppen zu entwaffnen. Diesem kaiserlichen Befehl widersetzte sich Graf Thurn und der Kaiser setzte ein Heer von 10,000 Mann auf Kriegsfuß, das unter dem Kommando des Grafen Dampierre in Böhmen einrückte und anfangs seine militärischen Aktionen mit Erfolg ausführte, aber schließlich in der Schlacht bei Czaslau eine Niederlage erlitt. Gestützt auf aus Schlesien herbeigeeilte Verstärkung, wußte sich Graf Thurn dauernd gegen das Kaiserliche Heer zu behaupten. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen wollte den Kampf friedlich beilegen, allein am 20. März des Jahres 1619 starb der Kaiser Matthias, bevor der Kurfürst seine Friedenspläne verwirklichen konnte. Der Versuch einer friedlichen

Erledigung dieser Konflikte wurde bald darauf von dem neu erwählten Kaiser Ferdinand wieder aufgenommen, welcher zu diesem Zweck den Oberstlandhofmeister Adam Waldstein an die böhmischen Stände sandte mit einem längeren Schreiben, in welchem der Kaiser den Majestätsbrief und die freie Königswahl bestätigen zu wollen versprach, wenn die Böhmen die Waffen niederlegten. Dieses Schreiben hätte vielleicht den vom Kaiser gewünschten Erfolg gehabt, wenn es nicht zu allererst in die Hände des Grafen Thurn geraten wäre, der die Aussöhnung des Herrschers mit seinen Untertanen vermutlich deswegen verhinderte, weil er als Anführer der Empörung auch im Falle friedlicher Beilegung der Kämpfe für seine Person den Zorn und die Strafe des Kaisers befürchtete. Da der Kaiser aus dem erwähnten Grunde auf sein versöhnliches Schreiben keine Antwort erhielt, setzte sein Heer den Kampf in Böhmen mit gutem Erfolge fort und eroberte dort mehrere Städte. Graf Thurn marschierte mit seinen böhmischen Truppen nach Mähren, wo er neue Hülfstruppen gewann und nahm seinen Weg nach Österreich. Er erschien sogar mit seinen Soldaten vor Wien und seine Parteigänger drangen schon in die kaiserlichen Gemächer, um sich der Person des Kaisers zu bemächtigen, als es dem Grafen Dampierre gelang mit einer Abteilung kaiserlicher Reiterei den Angriff zurückzuschlagen. Zwei Wochen belagerte Graf Thurn, allerdings nur von einer Seite, die Stadt Wien und beschoß sie, so daß seine Stückkugeln die Residenz des Kaisers trafen. Nachdem Graf Thurn mit seinen Truppen zwei Wochen vor Wien gelegen hatte, mußte er sich wieder nach Böhmen zurückziehen, um seinem Parteigenossen dem Grafen Mansfeld zu helfen, der unterdessen von dem Kaiserlichen Heer in Böhmen geschlagen worden war.

Im August des Jahres 1619 war der Erzherzog Ferdinand zum römischen Kaiser erwählt worden. In einem längeren Schreiben, welches sie im Druck erscheinen ließen, erklärten Böhmen, Mähren und Schlesien ihre abweichende Meinung zu dieser Kaiserwahl und erwählten den Pfalzgrafen Friedrich V., das Haupt der Reformierten, zum König von Böhmen. Der Pfalzgraf nahm die Wahl an und seine Krönung zum König von Böhmen wurde in Prag mit großer Pracht vollzogen. Nach der Krönung legten die Direktoren, die bisher das Land regiert hatten,

ihre Ämter nieder und der neue König ernannte den Fürsten Christian von Anhalt-Bernburg zum Generalbefehlshaber seines Heeres. Diese Ernennung empfand Graf Thurn als persönliche Kränkung, weil er im Hinblick auf seine Verdienste bei der Wahl des Königs auf diese Stellung Anspruch zu haben glaubte. Die vom Grafen Thurn befehligten Truppen vereinigten sich mit dem Heere Bethlen Gabors, des Fürsten von Siebenbürgen, und bildeten zusammen 60,000 Mann. Das Kaiserliche Heer zog sich zur Deckung Wiens nach Österreich zurück, wohin die Böhmen folgten und wo es am 24. Oktober 1619 zu einem Zusammenstoß kam. Nach längerem Kampfe zog sich das Kaiserliche Heer über die Donaubrücke zurück, über welche es gekommen und die es nach beendetem Rückzuge abbrach. Infolge letzteren Umstandes gelang es Graf Thurn nicht die sehr angeschwollene Donau zu überschreiten, deren Ufer mit Truppen und Kanonen dicht besetzt waren.

Das Herannahen des Winters und das eingetretene rauhe Wetter veranlaßten Graf Thurn den Feldzug abzubrechen und sich nach Böhmen in die Winterquartiere zurückzuziehen. Im J. 1620 rüstete sich zwar der neue König von Böhmen unter Beihülfe des Grafen Thurn zu dem bevorstehenden Kampfe mit dem Kaiser, der seinerseits sehr energische Vorbereitungen zum Kriege traf und sich nach tatkräftigen Bundesgenossen umsah. Das kaiserliche Heer repräsentierte auch tatsächlich schon zu Beginn des von neuem ausgebrochenen Kampfes jedenfalls die stärkere Macht und errang am 2. Dezember 1620 in der Schlacht am weißen Berge bei Prag einen entscheidenden Sieg. In dieser Schlacht hat auch der einzige Sohn des Grafen Thurn, der Graf Franz Bernhard von Thurn, tapfer sich am Kampfe beteiligt, mußte aber schließlich sich gleich den übrigen Mitkämpfenden nach Prag zurückziehen und riet dem König nicht zu verzagen, sondern sich von Prag aus weiter zu verteidigen. Der König aber, der persönlich nicht in der Schlacht gewesen war, ergriff schleunig die Flucht und entkam nach Breslau. — Durch diese siegreiche Schlacht seines Gegners verlor der König seine Krone und sein Reich und erhielt in der Folge den spöttischen Beinamen des „Winterkönigs", weil seine Herrschaftszeit kaum einen Winter gedauert hatte. Auch Graf Thurn hatte infolge dieser für seinen König unglücklichen Schlacht

seine Rolle in Böhmen ausgespielt und verlor alle seine in Böhmen befindlichen Güter und auch die früher ihm vom Kaiser verliehene Burggrafschaft Karlstein. Den flüchtig gewordenen König begleitete er zunächst nach Breslau und begab sich dann zu seinem ehemaligen Bundesgenossen, dem Fürsten Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der die Ungarn bekriegte und ihn in seinem Feldzuge gegen die Ungarn mit einem Truppenkommando betraute. Auch hier kämpfte Graf Thurn im J. 1621 gegen einen Teil des Kaiserlichen Heeres, welches in Ungarn aufgerieben und vernichtet wurde.

Nach Beendigung seines siegreichen Feldzuges, der ihm die Wiedererlangung Böhmens eintrug, ließ der Kaiser im J. 1621 die Anführer des gegen ihn in Aktion getretenen böhmischen Heeres in das Gefängnis setzen, soweit er ihrer habhaft werden konnte. Die geflüchteten Anführer, unter denen sich auch Graf Matthias von Thurn befand, wurden durch öffentliche Vorladung vor den Kaiser gerufen. Graf Thurn leistete gleich seinen flüchtigen Parteigenossen dieser Vorladung keine Folge, worauf sein Name auf eine schwarze Tafel geschrieben wurde und durch einen Scharfrichter an den Pranger gehängt wurde. Außerdem wurde er gleichzeitig seiner Güter für verlustig erklärt.

Zu Beginn des J. 1622 schloß der Kaiser zu Nicolsburg in Mähren Frieden mit dem Fürsten von Siebenbürgen, der aber nur von kurzer Dauer war, weil Bethlen Gabor schon 1623 den Kampf wieder aufnahm, da der Kaiser die Friedensbedingungen nicht einhielt. Als Gesandter Bethlen Gabors ging Graf Thurn nach Konstantinopel, um von dort Hülfe zu erhalten, was ihm auch gelang. Mit türkischen Truppen und böhmischen Soldaten fiel Graf Thurn alsdann in Mähren ein und brachte dem kaiserlichen Heere empfindliche Verluste bei. Im J. 1624 kam endlich ein definitiver Friede zwischen dem Kaiser und dem Fürsten von Siebenbürgen zustande, dessen Dienste Graf Thurn nach diesem Friedensschlusse quittierte und nach Holland ging, um dort weitere Kriegsdienste zu übernehmen. Hier in Holland weilte er nur kurze Zeit und es scheint ihm dort ebenso wenig behagt zu haben, wie in der Republik Venedig, wo er im J. 1625 als General Anstellung und Anerkennung fand und nur ungern entlassen wurde, als er im J. 1627 auf Veranlassung der niedersächsischen

Stände in dänische Dienste trat. Als er sich in dänischen Diensten befand, wurde Graf Thurn von dem Administrator von Magdeburg Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg nach Schlesien geschickt, wo die von ihm kommandierten Truppen mit dem von Wallenstein geführten kaiserlichen Heere in Konflikt gerieten, besiegt und aus Schlesien vertrieben wurden, wobei es Wallenstein gelang eine Reihe schlesischer Städte zu erobern. Die aus Schlesien verdrängten Dänen nahmen ihren Rückzug über Brandenburg nach Holstein, wo Graf Thurn die Deiche durchstechen ließ, um sein Heer vor feindlichen Angriffen zu schützen — eine Maßregel, die infolge eingetretener heftiger Ostwinde erfolglos blieb. Darauf zog Graf Thurn seine Truppen nach Jütland zurück und setzte sie dann auf Schiffe, um sie zu retten, wurde aber durch ungünstige Winde nach Holland verschlagen, von wo er nach Fünen segelte und in Fünen seine Soldaten wieder ausschiffte.

Am 6. März 1628 schrieb er an den König von Dänemark Christian IV einen Brief, in dem er das Mißlingen seiner militärischen Unternehmungen beklagte. Allein schon am Ende des Jahres 1627 hatte Graf Thurn die dänischen Dienste verlassen und sich zu seinem Sohne begeben, der in der schwedischen Armee diente, die damals in Preußen stand. Die Gunst, die der König Gustav Adolf von Schweden dem Grafen Franz Bernhard von Thurn hatte zuteil werden lassen, wandte der König nun auch dessen Vater zu, weil der König in ihm einen bewährten, der evangelischen Lehre halber vertriebenen Kriegsmann achtete. — Gustav Adolf versprach dem Grafen Matthias von Thurn dieselbe Besoldung auf Lebenszeit, die er bisher in Dänemark erhalten hatte und der Graf entschloß sich auf diese Versprechungen des Königs hin in schwedische Kriegsdienste, gleich seinem Sohne, einzutreten, wurde im J. 1828 schwedischer General und hat bis zum J. 1635 unter schwedischen Fahnen gedient und an allen schwedischen Feldzügen in diesen Jahren teilgenommen. Im Jahre 1630 stand er mit dem schwedischen Heere in Pommern und kommandierte die Nachhut und Artillerie des vom schwedischen General Gustav Horn befehligten Heeres und fungierte dann in demselben Jahre als schwedischer Gesandter in Berlin. An den historisch bedeutungsvollen Schlachten bei Leipzig und Lützen, in welch letzterer im J. 1632 der König Gustav Adolf den Heldentod

fand, hat er tapferen Anteil genommen. Im J. 1633 erhielt er nach dem Tode Gustav Adolfs das Kommando über die schwedische Armee in Schlesien. Hier entstanden Differenzen zwischen Graf Thurn und seinem militärischen Kollegen, dem kursächsischen General Arnnheim, welche der Herzog von Lauenburg friedlich beilegte. — In der offenbaren Absicht, den Grafen Thurn zu überlisten, versuchte Wallenstein mit ihm in direkte persönliche Verhandlung zu treten. Obgleich der schwedische Kanzler Graf Axel Oxenstierna den Grafen Thurn vor allzu vertrauensseliger Verhandlung mit Wallenstein warnte und ersterer kaum von einem Krankenlager, auf welchem er in Liegnitz gelegen, aufgestanden war, begab er sich doch selbst zu Wallenstein, um mit ihm persönlich zu verhandeln. Wallenstein erklärte bei dieser Verhandlung die Absicht zu haben, mit Schweden und den Reichsfürsten einen definitiven Frieden zu schließen, die Soldaten zu bezahlen und jedem Genugtuung zu verschaffen. Alle Privilegien sollten aufs neue bestätigt werden, die vertriebenen böhmischen Grundherren ihre Güter zurückerhalten und er, Wallenstein, wolle der erste sein, seinen Anteil an denselben herauszugeben. Die Jesuiten sollten verjagt werden und ihm, Wallenstein, nicht nur die böhmische Krone zuteil werden, sondern auch die Markgrafschaft Mähren an Stelle des ihm verloren gegangenen Mecklenburg eingeräumt werden. — In Böhmen solle alsdann vollkommene Freiheit in religiöser Beziehung herrschen und die alliierten Armeen würden dann unter Wallensteins Führung den Kaiser in Wien mit bewaffneter Hand zum Abschluß des Traktats nötigen. Die Anführer der schlesischen Armeen hatten von ihren Prinzipalen keine so weitgehende Vollmacht, um einen solchen Frieden abzuschließen. Trotzdem folgte Graf Thurn den verführerischen Vorschlägen Wallensteins so weit, daß er sich verstand mit ihm am 12. August einen Waffenstillstand auf vier Wochen abzuschließen. Nach aufgehobenem Waffenstillstand machte Wallenstein einen Vormarsch, der den Eindruck erweckte, daß er durch die Lausitz in Sachsen einfallen wollte, woher General Arnheim Schlesien verließ, um dem Kurfürsten von Sachsen zu helfen. Dadurch schmolz das Heer der Alliierten, das aus 8000 Mann bestanden hatte, auf 2600 Mann zusammen, die, als Schweden, unter dem Kommando des Grafen Thurn standen und bei Steinau an der Oder lagerten. Nachdem Wallenstein beob-

achtet hatte, daß General Arnheim 16 Meilen weit in der Richtung nach Meißen vorgerückt war, überraschte er nach unmittelbarem Ablauf der Waffenruhe die Schweden bei Steinau. Die schwedische Reiterei wurde durch den vorangeschickten General Schaffgotsch geschlagen und die Infanterie von der nachfolgenden stärkeren Armee des Herzogs von Friedland völlig eingeschlossen. Die ganze kleine schwedische Armee mußte ohne Schwertstreich kapitulieren und Graf Thurn geriet nach 14tägigen Kämpfen unter den Fahnen der Gegner des Kaisers in die Gewalt seiner Feinde. Mit Ungeduld erwartete man in Wien die Ankunft des gefangenen Gegners, den Wallenstein anfänglich in Stücke hauen lassen wollte, allein nach einer Gefangenschaft von zwei Tagen wieder frei gab. Es war eben, wie Schiller in seinem 30jährigen Kriege sagt, „ein Glück für den Grafen Thurn, daß er mehr wußte, als man in Wien erfahren durfte und daß Wallensteins Feinde auch die seinigen waren!“ Die Freilassung des gefangenen Grafen Thurn rechtfertigte Wallenstein dem kaiserlichen Minister gegenüber durch die Worte: „Was aber hätte ich denn sonst mit diesem Rasenden machen sollen? Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist! An der Spitze des schwedischen Heeres wird er uns weit bessere Dienste tun, als im Gefängnis.“ — Bald nach seiner Freilassung verwertete der schwedische Kanzler Graf Oxenstierna den Grafen Thurn als Unterhändler bei den inzwischen gepflogenen Verhandlungen mit Siebenbürgen.

Im J. 1635 verließ der Graf Matthias von Thurn als fast siebzigjähriger ergrauter Kriegsmann Deutschland für immer und begab sich nach Schweden. Hier hat er fast ein Jahr in Stockholm gelebt und benutzte die ihm zuteil gewordene Muße, um eine längere Schrift zu schreiben, die dem Druck übergeben wurde und eine Apologie seiner Taten und Denkweise bieten soll. Diese Schrift verfolgt seinen Zweck, nämlich seine Handlungsweise und Gesinnung, die von dem deutschen Kaiser gebrandmarkt worden waren, vor der objektiven Kritik in das rechte Licht zu setzen und ihn nach Gebühr zu verteidigen. In seinem eigenen und seiner Parteigenossenschaft Interesse hat er alles dafür getan, um die konfiszierten Güter der Protestanten in Böhmen, die ihm und seinen Glaubensgenossen gehört hatten, wieder zurück zu erlangen. Jedoch blieben alle darauf hinzielenden Schritte erfolglos. Auch

sein einziger Sohn war inzwischen gestorben. Ich erwähnte bereits, daß dieser Sohn, Graf Franz Bernhard von Thurn, im J. 1592 geboren wurde. Schon in jungen Jahren trat letzterer als Generalwachtmeister in schwedische Dienste, als er gleich seinem Vater im J. 1620 nach der Schlacht am Weißen Berge gezwungen war Böhmen zu verlassen. Im J. 1625 kämpfte Graf Franz Bernhard von Thurn unter schwedischen Fahnen in Livland und im J. 1626 in der Schlacht bei Wallhof in Semgallen gegen den litauischen Feldherrn Leo Sapieha. In der letzteren Schlacht wurde er schwer verwundet und wäre beinahe durch den Betrug eines kurländischen Bauern in die Hände der Polen gefallen, wenn nicht ein schwedischer Reiter ihn gerettet hätte. Im Jahre 1627 wurde er nochmals gleichzeitig mit dem König Gustav Adolf verwundet und starb schon im Alter von 36 Jahren im J. 1628 in Straßburg an dem Fleckennervenfieber, das damals im schwedischen Heere epidemisch auftrat. Sein frühzeitiger Tod betrübte nicht nur seinen alten Vater, sondern auch den König Gustav Adolf, der ihm persönlich sehr zugetan war. Im J. 1629 geleitete der schwedische Feldmarschall Wrangell die Leiche des Verstorbenen aus Straßburg nach Elbing, wo sie in der Pfarrkirche feierlich bestattet wurde. Im J. 1623 hatte der König Gustav Adolf dem Grafen Franz Bernhard von Thurn die Grafschaft Pernau in Livland als Geschenk in Aussicht gestellt, allein diese Grafschaft ist erst am 16. Oktober 1627 dem Beschenkten von seiten des Königs förmlich verliehen worden. Diese Grafschaft bildete eine Neuschöpfung des Königs und Hagemeister gibt in seiner Geschichte der Landgüter Livlands an, daß sie im J. 1641 82½ Hacken bildete und nachstehende heutige Rittergüter umfaßte: Tackerort, Audern, Wölla, Inswyck, Torgel, Pörrafer, Kailas, Koddes und Kokenkau. Der jung verstorbene Graf Franz Bernhard von Turn hat die ihm von dem König von Schweden verliehene Grafschaft Pernau offenbar nie betreten und nie von ihr Besitz ergriffen. Allein im J. 1632 nach seinem Tode zog seine Witwe, die Gräfin Magdalene Thurn, geborene Gräfin Hardeck, mit seinen beiden jungen Söhnen Christian und Heinrich nach Livland und nahm als Erbin ihres Mannes die Grafschaft für sich und ihre Kinder in Anspruch und wählte das Schloß zu Pernau zu ihrem ferneren Wohnsitz, welches letztere sich noch aus der Zeit des deutschen

Ordens erhalten hatte und damals Sitz des Comthurs gewesen war. Im J. 1632 verpfändete die Gräfin eines der zur Grafschaft gehörigen Güter „Wölla" ihrem Hofmeister Johann Liphard, der 16 Jahre, vielleicht auch als Erzieher ihrer Söhne in ihren Diensten gestanden hatte. Die Gräfin Magdalene von Thurn hat auf dem Schlosse zu Pernau längere Zeit gelebt und soll gegenüber der ihr unterworfenen bäuerlichen Bevölkerung durch übergroße Härte und Strenge, ja sogar Grausamkeit in unliebsamer Weise sich bekannt gemacht haben. Sie hat zahlreiche Klagen seitens der Bauern beim livländischen Hofgericht veranlaßt, bestritt aber für ihre Person die Kompetenz letzteren Gerichtshofes, bis sie aus Stockholm eine diesbezügliche spezielle Vorschrift erhielt und sich den Urteilen des livländischen Hofgerichts fügen mußte. In der Umgegend von Pernau lebt diese strenge Gebieterin in der Sage der Bauern noch eben fort. Die bis heute lebendi e lokale Tradition hat aus ihr eine grausame Königin „Torm" oder „Turm" gemacht. Auf dem heute der Krone gehörigen Gute „Wölla", welches 20 Werst von Pernau entfernt ist, lebte die Gräfin im Sommer und ließ auf diesem Gute zur vermeintlichen exemplarischen Bestrafung der Bauern einen Galgen errichten, woher das Gut seinen Namen „Wölla-Mois", d. h. Galgengut, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Trotz der übergroßen Härte gegen das Landvolk suchte sie dessen Religiosität zu heben und glaubte diese Absicht durch Errichtung von Kirchen am besten zu verwirklichen. Sie ließ eine alte Kapelle zu St. Martin bei Saarahof eingehen und baute in Audern eine neue Kirche, welche ihr bisheriger Hofprediger Ludovicus Raspe als erster Prediger dieses Gotteshauses einweihte. Später baute sie in Tackerort eine Kapelle. Bei diesen Bauten sind wohl die Kräfte der Landbevölkerung über Gebühr in Kontribution gesetzt worden, so daß diese, wohl auch gewaltsam zu kirchlichen Zwecken aufgeführten Bauten um das Andenken der Gräfin bei der betreffenden Arbeiterbevölkerung keinen Glorienschein gewoben haben.

Wie Gadebusch, den ich vielfach als Quelle herangezogen habe, ebenfalls berichtet, soll der Graf Matthias von Thurn 8 Bände Defensionsschriften verfaßt haben, die als Manuskript in böhmischer Sprache sich in der Bibliothek des Prinzen von Fürstenberg befinden. Wann diese Schriften entstanden sind, läßt

sich nicht feststellen. Wohl aber wissen wir, daß der aus dem Deutschen Reiche verbannte Graf, nachdem er ein Jahr in Schweden gelebt hatte, den Entschluß faßte zu seiner Schwiegertochter und seinen Enkeln nach Livland zu gehen. Am 14. August 1636 traf er in Pernau ein, wo er seine Verwandten bei guter Gesundheit vorfand. Den Rest seines Lebens hat er bei diesen Verwandten in Pernau zugebracht. In seiner uns erhaltenen Leichenpredigt, die auch eine detaillierte Biographie des Grafen enthält, wird berichtet, daß er seine letzten Lebensjahre mit Beten, Lesen und freundlichen, lehrreichen Gesprächen zubrachte. Seine Ergötzlichkeiten waren die Jagd und der Federball. Er dankte Gott, daß er ihn aus den Händen seiner Feinde errettet und an einen sicheren Ort gebracht, wo er im Schoße seiner Familie die Wohltaten dankbar betrachten konnte, welche die Krone Schweden seinem Hause bewiesen. Seine Krankheit war ein Flußfieber, wovon er am 14. Januar 1640 überfallen wurde. Am 26. Januar 1640 starb er auf dem Schlosse zu Pernau. Auf seinen Wunsch hin erfolgte seine feierliche Bestattung in der Domkirche zu Reval, aber erst nach einem Jahre, am 6. März 1641. Der damalige Pastor an der Domkirche Heinrich Stahl, Dompropst und erster Beisitzer des königlichen Konsistoriums, hielt ihm eine Leichenpredigt über den Text 2. Tim. IV, Vers 6, 7 u. 8, die zu Reval gedruckt wurde und noch heute erhalten ist. In dieser Leichenpredigt befindet sich auch der Sitte der damaligen Zeit gemäß eine sehr eingehende Lebensbeschreibung des Verstorbenen, bei der die entschiedene Tendenz hervortritt, seine in den böhmischen Kriegen nicht nur sehr aggressiven, sondern auch eigenmächtigen Taten in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen und seine intellektuelle Urheberschaft bei der Empörung Böhmens gegen den deutschen Kaiser so gut wie ganz zu verleugnen. Magister Nicolaus Specht schrieb dem Grafen Matthias von Thurn eine lateinische Lobrede.

Sein ältester Enkel Graf Christian von Thurn starb 1640, bald nach dem Tode seines Großvaters auf dem Schlosse zu Pernau und wurde gleichzeitig mit ihm in der Domkirche beigesetzt. Er war nur 16 Jahre alt geworden. Sein zweiter Enkel, Graf Heinrich von Thurn, wurde später schwedischer Reichsrat und Gouverneur von Estland. Er war Freiherr auf Krautz, Herr auf Willisch, Winteritz, Götting, Löbdorff und Wennegärder. —

Im J. 1696 verteidigte er bei einem Einfall der Russen in Livland mit 1800 Mann eine Schanze an der Ewst, mußte sich aber bei Annäherung des Feindes nach Groß-Jungfernhof zurückziehen und dann in die Kirchholmsche Schanze, von welcher er bei der Kupfermühle Stellung zu nehmen suchte und dann nach Riga einrückte. Am 19. August 1656 war die russische Armee vorgerückt und am 20. August nachmittags rekognoszierten der Generalgouverneur de la Gardie nebst dem Grafen Heinrich von Thurn das russische Lager. Beim Zurückreiten trennte sich der Graf Heinrich von Thurn von den anderen Generalen und nahm seinen Weg in die Moskausche Vorstadt. Hier traf er am Sandberge eine schwedische Truppenabteilung, die mit den Feinden im Kampfe lag, schloß sich den Schweden an, die er zu neuem Vorgehen zu bewegen suchte, wurde aber zurückgedrängt. An der Spitze von 30 Freiwilligen unternahm Graf Heinrich von Thurn einen neuen Angriff auf den Feind, der ihn umzingelte, so daß er nach tapferer Gegenwehr mit 27 Mann niedergehauen wurde. Seine Frau Johanna Margareta, geborene Markgräfin von Baden-Durlach und Witwe des schwedischen Generals Grafen Johann Banner, die mit ihm im J. 1648 zu Uckermünde getraut worden war, war über den Verlust ihres Gatten untröstlich. Seine Leiche, deren Kopf vom Rumpfe getrennt war, wurde auf dem Schlachtfelde aufgesucht und später auch sein Kopf gefunden. Seine sterblichen Reste wurden in der Petri-Kirche in Riga neben dem Grabe seiner Mutter beigesetzt. Die Witwe des Grafen Heinrich von Thurn wurde nach ihrem Tode im J. 1661 ebenfalls neben ihrem Manne in der Petri-Kirche zu Riga bestattet. Damit war die Linie des Grafen von Thurn in Livland erloschen und die Grafschaft Pernau befand sich bereits im J. 1666 im Besitz des schwedischen Reichsschatzmeisters Grafen Magnus Gabriel de la Gardie.

Vom Tage.

Zur Reform der Hochschulen.*

Von

M. J. Kapustin.

(Übersetzt von A. und V. v. Villebois.)

Die Hochschulen, vor allem die Universitäten und ebenso die Spezialllehranstalten haben in den letzten Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf sich gezogen. Diese Aufmerksamkeit wandte sich nicht so sehr den Hauptaufgaben der Lehranstalten, als den besonderen Ereignissen zu, die in ihnen vorfielen, in Verbindung mit der Bewegung und der Krisis in unserem Leben, die in dem letzten Jahre des japanischen Krieges und durch die folgenden Erscheinungen hervorgerufen wurde.

Die Verhältnisse in den Lehranstalten jener Zeit haben in vielen besseren und ruhigeren Gemütern lediglich Unwillen und

*) Der Aufsatz des Reichsdumaabgeordneten Professor Kapustin in den „Nachrichten der Fraktion des 17. Oktober" (April 1910) hat in mir die lebhafte Erinnerung an eine Rede des Professors Dehio auf dem Oktobristenkongreß in Moskau im vorigen Oktober hervorgerufen. Prof. Dehio schilderte, unter sichtlichem Interesse der Versammlung, in einer Sitzung der Sektion für Volksbildung die wissenschaftliche Bedeutung unsrer früheren autonomen Universität Dorpat und die nachfolgenden Verhältnisse der reorganisierten Universität Jurjew. Vielleicht ist vorliegende Arbeit nicht ganz ohne Zusammenhang mit jenen Darstellungen Professor Dehios. Doch das nebenbei; es erschien mir von besonderem allgemeinen Interesse, daß ein Russe einmal nicht nur Kritik an dem Bestehenden ausübt, sondern auch ein positives Programm der notwendigen Reformen aufstellt, und in uns Balten, die wir gegenwärtig dem ferneren Geschick unsrer Landesuniversität mit schwerster Sorge entgegensehen, muß dieses Programm, das die wesentlichsten Verhältnisse unsrer einstigen alma mater Dorpatensis in sich aufgenommen, eine hoffnungsfreudige Anerkennung finden.

A. v. V.

Verzweiflung hervorgerufen. Man sagte, daß die Blüte der Intelligenz sich auf einen zum blutigen Terrorismus führenden Weg begeben, daß die Jugend, die Hoffnung unsrer Zukunft, und ihre Führer den Herd der Revolution bilden, daß deren Kämpfer aus ihrer Mitte hervorgehen. Ob dem so ist oder nicht, die Ereignisse der letzten Jahre auf unseren Hochschulen haben aber natürlicherweise die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sie gelenkt. Jetzt, wo wir uns am Vorabend der Reform des Universitätsstatuts befinden, welches zugleich auch eine Reform der Hochschulen überhaupt enthalten wird, müssen wir unsere Aufmerksamkeit mit besonderer Energie unterschiedslos allen Hochschulen zuwenden, da deren hauptsächliche Lebensbedingungen einheitlich erscheinen.

Angesichts der fortschrittlichen Entwicklung, der unser Vaterland zur Förderung aller Lebensverhältnisse entgegengeführt werden soll, muß vom allgemein-staatlichen Gesichtspunkte aus diese Entwicklung als mit dem Leben und der Tätigkeit der Hochschule eng verbunden angesehen werden. Und tatsächlich stand die Verwaltung im Staate nicht nur früher, sondern steht sie auch jetzt immer den höchstgebildeten Personen der Gesellschaft zu. Nur im fernsten Altertum dominierten die kräftigsten, tapfersten und deshalb einflußreichsten Männer, aber auch sie ließen sich von Klügeren und und Personen mit mehr Erfahrung leiten. In gegenwärtiger Zeit gebührt die praktische Verwaltung im Staate unbedingt den höchstbefähigten und höchstgebildeten Leuten. Das war von jeher so klar, daß auch in unsrem damals kulturfremden Reiche, als es sich eben unter Peter d. Gr. dem europäischen Leben angeschlossen hatte, die Regierung erkannte, daß ohne gebildete Menschen ein Vorwärtsschreiten unmöglich war. Deshalb sandte der energische Kaiser die jungen Leute, da er sie zu Hause im Innern des Vaterlandes nicht ausbilden lassen konnte, ins Ausland, damit sie nachher an der Verwaltung des Reiches teilzunehmen befähigt waren. Dieses System dauerte auch ferner fort und führte folgerichtig zur Errichtung der ersten Universität in Rußland — der Moskauschen, die nun schon mehr als 150 Jahre besteht. Die Regierung stellte sich das praktische Ziel der Ausbildung von Personen, deren die staatlichen Aufgaben bedurften; solche Arbeitskräfte mußten vorbereitet werden, und deshalb entstanden nacheinander die Universitäten Kasan, Charkow usw. und andere Hochschulen mehr speziellen Charakters.

Das Streben nach höherer Kultur führte schon früh zur Erkenntnis der Bedeutung der höheren Bildung. Wenn seinerzeit Nikolai I. gesagt

hatte, daß Rußland von Tischvorstehern verwaltet wird, so hatte er insofern Recht, als die Tischvorsteher immerhin Leute mit höherer Bildung waren. Gewiß sehen wir in den erleuchteten Tischvorstehern kein Ideal, und nachdem die bureaukratische Periode sich überlebt hat und wir endlich in die konstitutionelle Ära eingetreten sind, ist es klar geworden, daß alle Schichten der Gesellschaft einer höheren Bildung bedürfen. Die Gegenwart erfordert, daß die Volksvertreter auch ihrem Bildungsstande nach den Vertretern der Regierung gleichstehen müssen. Solche Repräsentanten mit höchster Bildung sind durchaus notwendig in den gesetzgeberischen Institutionen, um allen im Reiche auftauchenden Fragen gerecht werden zu können. Es zeigte sich, daß schon früher die lokale Tätigkeit der Landschaften und Städte, nachdem seit den 60er bis 70er Jahren die Prinzipien der Selbstverwaltung eine breitere Entwicklung erlangten, eine immer größere Anzahl Arbeiter mit weiterem Gesichtskreise erforderte. In der Wirksamkeit der Landschaften und Städte, in der kulturellen Förderung der Massen, in der Landwirtschaft, in den Gewerbebetrieben spielen die Hochschulen jetzt eine große Rolle, aus ihnen gehen die sachkundigen Leiter hervor.

Die Sorge für die Hebung der allgemeinen Bildung muß deshalb Aufgabe des Staates und der Gesellschaft zum Wohle der gesamten Bevölkerung sein. Es reicht nicht aus, nur für den ausführenden Dienst, zur leitenden Tätigkeit gebildete Männer zu haben. Mit der Entwicklung der Kultur, mit der Festigung der konstitutionellen Ordnung stellt sich dieses Bedürfnis immer unabweislicher heraus. Deshalb muß die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, des Staates und der gesetzgeberischen Instanzen sich schon jetzt auf eine normale Organisation aller Stufen der Volksbildung konzentrieren. Wenn wir diese Angelegenheit nicht erledigen, wenn sie nicht schleunig vorwärts schreitet, werden wir unbedingt auf allen Gebieten zurückbleiben. Diese Überzeugung muß der Ausgangspunkt sein, von welchem wir an die Organisation der Hochschule heranzutreten haben.

Die Hochschule ist eine Institution eigenster Art. Sie muß in engster Verbindung mit der Wissenschaft stehen, und die Wissenschaft soll ihr vornehmster Inhalt sein. Die höchste Bildung trägt ihren Zweck in sich selbst, sie deckt die Weltgesetze auf, erklärt die Geschichte der Menschheit, die Geschichte menschlichen Denkens. Die Aufgaben der Wissenschaft sind allgemein menschliche Aufgaben. –

Dieses Gebiet ist streng genommen weder lokal noch national begrenzt, ist unbedingt frei und darf keiner Reglementierung unterzogen werden. In der Wissenschaft gibt es nichts Verbotenes, die Entdeckungen des wissenschaftlichen Forschers und Denkers können nicht eingeschränkt oder begrenzt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus nimmt die Wissenschaft in gewissem Maße dieselbe Stellung wie die Religion oder die Kirche ein. Es kann vorkommen, daß die Kirche einen Einfluß auf den Staat ausübt, der Staat kann und darf aber nie in der Kirche regieren.

Die Religion, die kanonischen Kirchengesetze sind selbständige Gebiete und keine staatliche Gewalt kann in Glaubenssachen eindringen. Es erscheint zulässig und denkbar, daß der Staat auf das Leben der Kirchengemeinde, auf eine kirchliche Organisation seinen Einfluß erstreckt, in rein religiösen Fragen ist der Staat machtlos und die Kirche allein ist Quelle ihrer Entwicklung und ihres Fortschritts. Genau ebenso kann die Wissenschaft nicht dem Staate unterworfen sein.

Als mit der Zunahme höherer Bildung in Rußland und bei der wachsenden Zahl der nach ihrer Ausbildung im Auslande ins Vaterland Zurückkehrenden die Regierung des alten Regimes der Zeiten Nikolai I. einzusehen begann, daß die Universitäten Herde des Freidenkertums, freiheitlicher Anschauungen wurden, beschloß sie dem ein Ende zu machen. Es zeigte sich das Streben, den Universitäten Zügel anzulegen und die Fortschritte der Wissenschaft, die Quelle schädlicher Ideen, zu hemmen. Man stellte sich eine ganz unmögliche Aufgabe: man wollte die schädlichen Ideen in Bande legen und ihnen die Möglichkeit der Verbreitung nehmen. Indem sie in den Ideen das größte Unheil sah, beging die Regierungsgewalt den größten Fehler eines Staates, denn wenn schon der Gedanke und die Wissenschaft unbegrenzt frei sind, so muß auch ihre Mitteilung und Verbreitung freistehen. Dagegen werden Handlungen der Menschen nie vollkommen frei sein können, denn die in Gesellschaften und Staaten lebenden Menschen müssen dem Zwange der gesellschaftlichen oder staatlichen Interessen unterstellt sein. Freiheit des Gedankens oder der Handlung haben nichts miteinander gemein. Der Unterschied dieser Begriffe ist immer zu berücksichtigen; unsere frühere Regierung sah das nicht ein und verfiel deshalb in den Fehler. Es entstand und äußerte sich die Tendenz, die Denkfreiheit und Bildungsfreiheit einzuengen. Noch vor Kurzem, in den 80er Jahren, schloß das reformierte Universitätsreglement das Staatsrecht, d. i. die allgemeine Lehre

vom Staatsrecht, aus den Lehrfächern der Universitäten aus und konservierte ausschließlich das russische Staatsrecht, nämlich die Darstellung des in Rußland bestehenden staatlichen Organismus. War es nur denkbar, daß der Lehrer und seine jungen Schüler mit der Prüfung der staatlichen Einrichtung ihres Vaterlandes nicht auch ein Interesse für die Staatsverhältnisse andrer Länder verbanden?

Daraus entspringt aber unabweislich eine Gegenüberstellung und der Vergleich, und folgt die Schlußbetrachtung: dort ist es besser, bei uns schlechter, oder umgekehrt. Die Universitäten wurden vor die ganz unmögliche Aufgabe gestellt, das Studium auf ein bestimmtes Maß zu beschränken. Natürlicherweise drang die Forschung aber doch in die Massen der Studierenden, jedoch oft nicht mehr durch Vermittlung des gelehrten Dozenten, sondern auf illegalem Wege, aus einer unwissenschaftlichen Literatur, aus Druckerzeugnissen geheimer Typographien. Dabei waren die Lehren schon absichtlich gefärbt und verfolgten den praktischen Zweck des Widerstrebens. Das waren die Resultate des Versuches die freie Wissenschaft zu zügeln, der Hochschule Fesseln anzulegen.

Dasselbe Schicksal widerfuhr auch anderen Zwecken des reaktionären Universitätsstatuts von 1884. Das Statut unterwarf die Verwaltung der Universität der regelmäßigen Aufsicht des Kurators und übertrug die Aufsicht über die Studenten einer besonderen, von der Universitätsobrigkeit unabhängigen Inspektion. — Diese Reform erreichte gänzlich entgegengesetzte Ziele. Es entwickelte sich lediglich eine verschärfte oppositionelle Erregung, die Sucht in jeder Administration eine unnütze Bedrückung zu empfinden, und eine massenhafte Verleitung zu extremen Lehren sozialer und staatlicher Natur. Unsere Regierung hatte selbst staatsfeindliche und gesellschaftsgefährliche Elemente im Schoße der Universitäten geschaffen. Jetzt ist man sich darüber klar geworden und kann der Fehler nicht fortdauern. Die Universität ist eine Einrichtung, deren Grundlage das Studium sein muß, ein unbedingt freies Studium, das Ziel aber soll die Mitteilung und Übertragung des wissenschaftlichen Materials und der Mittel zu wissenschaftlicher Urteilsfähigkeit auf die Schüler sein. Zugleich muß das ganze Leben der Universität in den Grenzen staatlicher Gesetze und in bewußter Achtung vor diesen verlaufen. Wir wissen, welche Kraft die moralische Stimmung einer sozialen Gemeinschaft hat. Die Geschichte zeigt uns, daß die moralische Erregung der Gesellschaft die tiefsten Umwälzungen im Staatsleben hervorbringen kann.

Betrachten wir beispielsweise die Geschichte der Befreiung der Bauern in Rußland. Hatten etwa die Vorkämpfer des 18. Jahrhunderts, die gebildetsten Leute jener Zeit, die Notwendigkeit derselben nicht erkannt?

Hatten solche Erscheinungen, wie der Pugatschewsche Aufstand, nicht erwiesen, daß die Zeit der Befreiung herangekommen, war das nicht ein Protest wider die Leibeigenschaft?

Solche Bewegungen hatten damals noch keine Folgen, weil die Idee moralisch noch nicht in den weiteren Kreisen des Volkes und der leitenden Sphären gereift war; aber es kam das Jahr 1861 und am 19. Februar erhielt diese Idee allgemeine Anerkennung und wurde in dem Willen des großherzigen Kaisers zur Tatsache. Von da ab ist der Gedanke einer persönlichen Knechtschaft in der gesamten russischen Gesellschaft unmöglich geworden.

Dieselbe Erscheinung läßt sich an verschiedenen Beispielen nachweisen. So hat mich, den Vertreter einer Spezialwissenschaft, den Professor der Hygiene, immer die Frage des zögernden Heranreifens der Grundlagen öffentlicher Hygiene interessiert. Die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit lebte seit den ältesten Zeiten in allen Menschen, in allen Völkern und menschlichen Verbindungen. Seit jeher erforschte man Mittel, um Leiden zu lindern, Krankheiten zu heilen; die Medizin führt ihre Geschichte ins fernste Altertum zurück. Und doch sind Maßnahmen zur Erhaltung der Gesundheit der Volksmassen, der Prophylaxis gegen Krankheiten erst eine Errungenschaft vorherrschend neuerer Zeit. Erst im 18. Jahrhundert begegnen wir in den Werken der französischen Enzyclopädisten einer formulirten Untersuchung öffentlicher Hygiene. Es bedurfte einer Masse abstrakten Wissens, der Organisation akademischer Forschung, philosophischer Systeme, um die Bedeutung einer gesunden menschlichen Gesellschaft zu erkennen. Erst das Bewußtsein des Wertes allgemeinen physischen Wohls verbreitet praktisch die Grundsätze der öffentlichen Hygiene, welche heutzutage zu den Aufgaben staatlicher Wohleinrichtung gehören.

Die wissenschaftliche Forschung, der moralische Einfluß, die Macht der Sitte ist selbstverständlich stärker als die materielle Gewalt. Die sittliche Idee herrscht zu normalen Zeiten im Staate. Nur in Kriegslagen und während einer Revolution treten die materiellen Mächte des Staates in den Vordergrund. Die Wirkung der moralischen oder sittlichen Kraft schreitet vorwärts und entwickelt sich unter dem Einfluß der Wissenschaft und Bildung. Zweifellos wird auch in unserer Gesellschaft die Erkenntnis eines

friedlichen Fortschritts sittlicher Entwicklung reifen, und früher oder später werden beide Seiten, die regierende oder regierte von solcher moralischen Ueberzeugung durchdrungen sein. In unsrem christlichen Staate haben wir ein Recht darauf zu hoffen, daß unsere bessere Zukunft in einer freien ruhigen Entwicklung des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, mit Unterstützung aller Kräfte höchster Bildung bestehen wird.

Als unabweisliche Bedingung normaler Verhältnisse jeder Hochschule muß ihre Unabhängigkeit, die sog. akademische Autonomie gelten. Darunter ist zu verstehen die freie Bestimmung darüber, welche Wissenschaften und in welchem Umfange sie gelehrt werden sollen, die Feststellung der Zeit und Folgeordnung aller Studien, der an die Studierenden zu stellenden Anforderungen.

Das sind eigene Angelegenheiten der Hochschule und die Verantwortung für sie tragen die Lehrer, die Professoren. Der Beruf des Professors muß so hoch stehen, daß er nicht zu leicht erlangt werden kann, im Gebiete der Forschung sollen die dazu befähigten Personen die Aufrichtigkeit ihres Strebens in der Arbeit für die Wissenschaft nachweisen. Zur Besetzung der vakanten Katheder soll eine Konkurrenz die Wahlen des akademischen Kollegiums regeln. Die Glieder des Kollegiums müssen einen unabhängigen, in gesetzlicher Ordnung tätigen Organismus bilden. Das Trachten, dieses Kollegium von Oben her besonderen Weisungen zu unterwerfen, seine Tätigkeit bis in die Details zu reglementieren, wie es bisher geschah, muß vollständig aufgegeben werden. — Anders steht die Mittelschule, wo die elementaren, bereits vorher festumgrenzten Unterrichtsfächer zu lehren sind. Es giebt doch im Unterrichte, z. B. der Algebra keinerlei Neuentdeckungen, hier sind die Elemente des Faches fertig bearbeitet und können in Regeln festgestellt werden, um jedem Schüler ein Pensum des Lernstoffes zuzuweisen. Im Universitätsstudium ist solch eine Reglementierung unmöglich, denn dies ist das Gebiet der in ewiger Bewegung und Ergänzung befindlichen Wissenschaft. An die Hochschule dürfen nur gewisse formale Forderungen des Staates gelangen, welche die Lehrer wie die Schüler angehen, und solche Anforderungen müssen natürlich obligatorisch sein.

Da die im Studium erworbenen Kenntnisse im bürgerlichen Leben zur Erlangung der Berufe eines Arztes, eines Untersuchungsrichters, Lehrers u. a. befähigen sollen, kann das Gesetz für solche Zwecke das Minimum an Kenntnissen und Erfahrungen feststellen. Aber wie und in welcher Weise solche Kenntnisse erworben werden,

was die Universität ihren Schülern außerhalb jenes Programmes zu lehren nötig findet, darin soll die Regierung sich nicht mischen. Der Staat versorgt die Universitäten mit den materiellen Mitteln und kann deshalb auch deren Verbrauch mit Rücksicht auf das Maß der Kosten und ihrer Zweckmäßigkeit kontrollieren. Endlich hat der Staat das Recht zu verlangen, daß das Leben der Universität ihrer Bestimmung entsprechen und die Hochschule nicht eine Arena politischer Bewegung sein soll. Das politische Leben eines Landes soll sich in Parteien, Vereinen, gesellschaftlichen Organisationen der Landschaften und Städte, in freien Privat-Versammlungen konzentriren, was wir voraussichtlich erleben werden, es soll sich aber nicht in der Aula der Universität entfalten. Die Universität soll u. a. ihre Schüler wissenschaftlich für das politische Leben des Staates vorbereiten, freie, in ihrer künftigen Tätigkeit verantwortliche Staatsbürger erziehen. Zu solcher Vorbereitung muß den Studierenden eine weite Freiheit gewährt werden. Mögen sie sich für das politische Leben ihres Vaterlandes interessieren, mögen sie von allen aktuellen Bewegungen des politischen und ökonomischen Lebens Kenntnis erhalten, das wird keinen Schaden bringen, eher ihre geistige und sittliche Entwicklung fördern. Eine tätige Teilnahme am politischen Leben ist aber keinenfalls Sache der Studierenden auf den Hochschulen. Das muß den Leitern bewußt sein und für die Aufrechterhaltung der erforderlichen Ordnung soll die autonome Verwaltung der Universität vor dem Staate die Verantwortung tragen. In der Universität kann und soll die Ausbildung politischer Kräfte stattfinden, aber die Universität selbst darf nicht eine politische Einrichtung sein. Bei solcher Remedur werden die Universitäten zweifellos nicht mehr in die Rolle verfallen, welche sie in der jüngsten Vergangenheit einnahmen, und das um so mehr, als das Zentrum der Bewegung des politischen Lebens sich heute bereits aus der Hochschule entfernt hat.

In meiner Jugend lag der Schwerpunkt der gesellschaftlich-politischen Interessen in einzelnen Zeitschriften sowie in Klubs an den Universitäten. Die gebildeten Leute erkannten schon damals eine so große Dissonanz zwischen den obwaltenden Lebensverhältnissen und den schreienden Kulturbedürfnissen, daß sie, ohne sich einer Agitation hinzugeben, unwillkürlich ihrer Unzufriedenheit Ausdruck geben mußten, und die bei uns herrschenden Zustände weder billigen noch verteidigen konnten. Diese oppositionelle Strömung der reifen Kreise übertrug sich von selbst auch auf die Jugend. Wenn die auf Grund ihrer Lebenserfahrungen zurückhaltenden Lehrer

dieser Jugend ihre Stimmung auch zu verdecken wußten, indem sie die legalen Formen ihrer Wirksamkeit bewahrten, so äußerte die von größerer Empfindlichkeit fortgerissene Jugend ihre Erregung lärmend in allerart politischen Demonstrationen, welche die Gesellschaft und die Regierung in Furcht versetzten. Es darf erhofft werden, daß mit der Festigung konstitutioneller Verfassung und Herstellung bürgerlicher Freiheiten in gesetzlichen Grenzen, jene anormale Erscheinung für immer ein Ende gefunden haben wird. Solche Reformen werden der Hochschule eine ruhige Existenz und die Herrschaft wissenschaftlicher und akademischer Interessen sichern, die ihre Hauptaufgabe bilden.

Es entsteht gegenwärtig aber die große Gefahr, daß sobald die Reform des Universitätsstatuts auf die Tagesordnung gestellt wird, Vielen die von uns in den wirren Jahren durchlebten traurigen Erscheinungen als Ausgangspunkt erscheinen können. Die verschiedenen Gewalttaten, Widersetzlichkeiten gegen die Obrigkeit, die Kämpfe mit der militärischen Macht, tätliche Angriffe, all das kann in der Reichsduma und im Reichsrat bei der Beratung des Gesetzprojektes der Reform des Universitätsstatuts in den Vordergrund gestellt werden. Und wenn die Verhandlung der Reform damit beginnen sollte, daß es vor allem notwendig sei, die Möglichkeit solcher Unordnungen wegzuschaffen, so werden wir wieder auf dem Standpunkte des „Im-Zaume-haltens" des „Unterdrückens", des „Verbietens" u. s. w. verharren, mit dem ganzen Arsenal der bereits genugsam erprobten und nur unfruchtbaren Maßregeln. In solcher Richtung war die Reform des Universitätsstatuts 1884 ins Auge gefaßt und ins Werk gesetzt worden. Nicht die Bedürfnisse der Universität hatten jenes Statut hervorgerufen, in ihm machte sich lediglich die nach der Katastrophe des 1. März herrschende Stellung der Regierung geltend. Man kehrte zur verschärften administrativen Verwaltung aller Zweige des Hochschulorganismus zurück. Die politische Angst und die Absicht den Freigeist auszurotten, hatten die Reform diktiert. Die Folgen zeigten sich bald: das Wahlrecht der Professoren verschwand, Rektor und Dekane wurden ernannt, der Kurator des Lehrbezirks wurde direkter Chef der Universitäten. Einem Beamten, der in keinerlei Beziehung zum Wesen des akademischen Lebens stand, wurde das Recht zuerkannt, die Professoren der Universität zu zensieren, zu belohnen, ihre Beförderung oder Entlassung in die Wege zu leiten. Es ist klar, daß das viele Glieder der Universität in große Versuchung brachte. Es fanden sich schwache

Elemente, die der Kurator für seine Zwecke heranzog und ihnen verschiedene Wohltaten erwies. Im Resultate ergriff eine dumpfe Unzufriedenheit die gesamte Professur und unter dem äußeren Schein der Ergebenheit regte sich eine fortwährende Opposition. Zwischen den Professoren und den Studenten entstand ein Riß, der sich dadurch noch erweiterte, daß zum Besten der Professoren eine besondere Zahlung für den Besuch der Kollegia, das Professorenhonorar, eingeführt wurde. Es war das Gebräuchen in Deutschland entnommen und künstlich hier appliziert, um den Säckel der Krone auf Kosten der Studierenden von einzelnen Ausgaben zu entlasten. Die Studenten schätzten nun die Professoren nach Maßgabe der gezahlten Rubel. Anderseits mußte in den Professoren der Wunsch sich regen, möglichst viel Kollegia und Hörer, also — Rubel zu haben. Das ist eine im höchsten Grade anormale und unsittliche Erscheinung in unserem Leben. Sodann verbot man in Fakultäts- und Konseilsitzungen über Angelegenheiten der Studenten zu verhandeln. Noch vor Kurzem, etwa vor 10 Jahren forderte der Minister von mir und einigen meiner Kollegen Erklärungen darüber ein, auf welcher Grundlage wir uns auf einer Sitzung des Konseils erlaubt hätten, studentische Unordnungen und Maßnahmen zu deren Beseitigung in Verhandlung zu ziehen. Die Aeußerung eines Interesses an den Angelegenheiten der Studenten erschien als Amtsvergehen, das große Unannehmlichkeiten für die Schuldigen nach sich ziehen konnte. Allgemeines Schweigen herrschte, aber auch ein verstecktes dumpfes Murren, immer höher stieg die Unzufriedenheit bei Professoren wie Studenten und machte sich weit außerhalb der Universitätsmauern geltend. Es folgten die Studentenunruhen und die darauf gerichteten Repressalien, man ging so weit, dem Gesetze zuwider, Studenten zum Militärdienst abzugeben, und so das geheiligte Recht der Verteidigung des Vaterlandes zu einer Strafe herabzuwürdigen. Endlich nach den gröbsten Ereignissen auf den Universitäten wurde der alte General Wannowski, der frühere Kriegsminister zum Minister der Volksaufklärung ernannt. Ein Mann, der wenig Beziehungen zur Wissenschaft gehabt, ein Mann der Pflicht und strenger Disziplin. Immerhin erkannte er gleich, daß die Universität nicht Kaserne und nicht ein Disziplinarbataillon sein kann, daß hier eine Ordnung eigener Art herzustellen war. Allem zuvor wandte er sich an die Universitätskonseils und befragte die Professoren, ob sie mit der bestehenden Organisation zufrieden wären und in welcher Richtung eine Reform erwünscht sei. Achtzehn spezielle Fragen waren

aufgestellt, auf welche Wannowski wertvolle Erklärungen erhielt. Darauf wurden Delegirte der Professoren aller Universitäten einberufen und von ihnen alle Gutachten geprüft und in Einklang gebracht.

Das Material dieser Kommission findet sich jetzt in fünf Bänden, in welchen die vergangenen Geschicke der Universitäten detaillirt geschildert und Daten für alles bei einer Reform der Hochschulen zu Vermeidende gesammelt sind. In Bezug auf die meisten Fragen stimmen die Meinungen und Gutachten aller Konseils überein. Alle erkennen an, daß die Universität eine autonome Institution sein muß, daß ihr Hauptzweck in der Wissenschaft liegt, und daß die Lehrer nur in diesem Gesichtskreise eine strenge Verantwortung vor der Staatsverwaltung tragen. Fast alle Kuratoren der Lehrbezirke haben Gutachten abgegeben, welche die Forderungen des Konseils einschränkten oder abschwächten. Nur ein Kurator, der Geheimrat Schwartz, sprach sich voll und ganz für eine absolute Autonomie der Universität aus. Wollen wir hoffen, daß der einstige Kurator und derzeitige Minister der Volksaufklärung inzwischen seine Ueberzeugung nicht geändert hat und daß in dem jetzt vorbereiteten Projekt eines neuen Statuts seine damalige Anschauung Ausdruck erhält. In welcher Form dieses Statut verfaßt wird, wie seine Bestimmungen lauten werden, wissen wir ja noch nicht. Ich will Gerüchten keinen Wert beimessen und spreche nur meine Ueberzeugung aus, daß die Grundlagen der Autonomie erhalten bleiben, die materiellen Verhältnisse der Universität aufgebessert, die Zahl der Lehrstühle vermehrt werden. Gewiß ist auch eine Erhöhung des Gehaltes der Professoren an Stelle der Honorare, eine Steigerung des Unterhalts ihrer Gehülfen, eine Besserung der Etats aller Hülfsinstitutionen zu erwarten.

Es besteht aber noch eine große Schwierigkeit, — das gesellschaftliche Leben der Studenten und dessen Ordnung. Meiner Ansicht nach muß die Leitung dem autonomen Universitätskonseil und der von diesem eingesetzten Administration anheimgegeben werden. Natürlich kann es nie und Niemandem einfallen, daß die Studenten auf der Universität tun und lassen dürfen, was sie wollen. Ich glaube, die Studenten selbst haben daran nie gedacht. Die Gesellschaft und der Staat werden selbstverständlich ausreichende Garantien dafür haben wollen, daß betrübliche Erscheinungen der Vergangenheit sich nicht wiederholen können. Eine dahinzielende Ordnung ist mit der autonomen und verant-

wortlichen Organisation der Universität sehr wohl vereinbar. Die Frage ist ferner nicht zu umgehen, ob Verbindungen der Studenten zulässig sind? Das hat neuerdings viel Streit hervorgerufen. Man sagt, die Studenten sind erwachsene Menschen und können sich wie andere Staatsbürger organisieren. Mögen sie Vereine gründen auf allgemeinen Grundlagen, wie es die bestehenden Gesetze allen Bürgern freistellen, keinenfalls aber in Verbindung mit der Arbeit auf der Hochschule und in den Mauern der Universität. Vielleicht wäre das sehr schön, wenn faktisch die bürgerliche Freiheit bestände, deren wir noch lange nicht teilhaftig sind, aus Gründen, deren Gewichtigkeit noch großen Zweifeln unterliegt. Gegenwärtig klingt die Behauptung der Möglichkeit bürgerlicher Organisation unter den Studenten noch wie eine boshafte Ironie und hat nicht mehr Bedeutung als ein vollständiges Verbot. Solche Vereinigungen sind aber nicht zu vermeiden. Wenn einige Tausend junger Leute in der Universität vorhanden sind, werden sich unter ihnen auch gemeinschaftliche Interessen finden. Alle Schüler stehen in ziemlich gleichem Alter, gleichen Bildungsverhältnissen und es kann ein Streben nach irgend welcher Vereinigung nicht ausbleiben. Sogar unter Passagieren in einem Waggon zeigen sich gleiche Interessen, eine Art von Verbindung. Wieviel mehr treten solche Bedürfnisse in dem geschlossenen Leben von Tausend Personen auf. Eine leitende Verwaltung des Universitätskonseils und seiner Organe wird zweifellos den studentischen Verbindungen im gesellschaftlichen akademischen Leben eine gewisse Freiheit gewähren. Aber gewaltsame Handlungen, oder Agitationen oder Demonstrationen außerhalb der Universität werden weder vom Konseil, noch vom Gesetze, noch von der Staatsgewalt zugelassen werden. Wir können jetzt schon bemerken, daß mit den neuen Lebensverhältnissen in Rußland auch neue Verhältnisse in den Universitäten sich zeigen. In den letzten zwei Jahren bieten unsere Hochschulen ein wesentlich ruhigeres Bild. Die Wissenschaft und das Studium sind auf den Hauptplan der Bestrebungen getreten. Fragen, welche so heftig das Studententum in der vorigen Periode bewegten, sind in den Hintergrund geraten. Ich will nicht behaupten, daß Fragen der Politik den Studierenden fremd bleiben, ihnen Augen und Ohren verbunden werden sollen; das kann man nicht einmal im Mädcheninternate versuchen. In der heranreifenden Jugend soll im Gegenteil die Erkenntnis, daß sie russische Staatsbürger und in der Zukunft zur Beteiligung am öffentlichen und politischen Leben berufen sind, anerzogen werden. Aber Alles zu seiner Zeit.

Ich kann nicht schließen, ohne mich dahin auszusprechen, daß die Universitätsjugend, wie auch die gesamte russische Intelligenz sich von der seit altersher vorgefaßten Meinung loszusagen hat, als ob in Rußland zwei kämpfende Lager bestehen — eine Regierung, die nur unterdrücken will, und die gesamte Bevölkerung, welche murrt, protestiert und sich nur der Gewalt unterwirft. Die Regierung der neuen Aera muß sich auf die leitenden Klassen des Volkes stützen, sonst kann sie nicht bestehen. Anderseits muß die ganze Bevölkerung sich als Staatsbürger ansehen. Meinungsverschiedenheiten können nicht nur, sie müssen vorhanden sein: die Jungen werden vorwärtsstreben und auf das Heil in der Zukunft weisen, die Reiferen werden sie zügeln, aber mit ihnen auf geebneten Wegen vorschreiten. Auf der äußersten Rechten werden sich die Wächter des Bestehenden und Warner vor Gefahren finden. Das liegt in der Ordnung der Dinge, und man kann es auch nicht anders wünschen.

Die Zukunft gehört natürlich unseren Kindern und Enkeln. Wenn wir die Universitäten der Freiheit akademischen Lebens öffnen, wird dort das Beste entstehen und Wurzel fassen, — das geistige Band zwischen Lehrern und Schülern. Wer das nicht selbst erfahren hat, vermag nicht die Höhe der Befriedigung zu ermessen, wenn Professor und Studenten moralisch verbunden sind, der Lehrer in der Jugend seine geistigen Kinder erkennt, sie als die zukünftige Kraft des Vaterlandes ansieht, welche den Fortschritt, die Entwicklung freiheitlicher Einrichtungen, die Verschönerung der Existenz der ganzen in Kultur erwachsenen, ihrem teuren Vaterlande in Liebe ergebenen Bevölkerungsmasse sichert. Solch eine Jugend zu pflegen und zu erziehen — das ist das große Ziel der Hochschule, welches sie auch, so Gott will, erreichen wird.

Literariſche Rundſchau.

Kultur und Natur in der Gartenkunſt.

Seit einigen Jahren iſt ein beſonders lebhaftes Intereſſe an den Problemen der Gartenkunſt in Deutſchland durch literariſche und praktiſche Darbietungen wachgerufen worden. Den erſten, erfolgreicher wirkenden Anſtoß hierzu dürfte wohl Schultze-Naumburg mit ſeinen „Kulturarbeiten“ und Kunſtwartaufſätzen gegeben haben. Seine Schriften ſind ihrer draſtiſchen Beweisführung wegen in weiteren Kreiſen populärer geworden, als die beachtenswerten Arbeiten mancher anderer, nicht minder verdienſtvoller Männer, wie z. B. J. v. Folke, Alfred Lichtwark, Camillo Schneider u. a.

Heute gehört die „Gartenkunſt“ zum Programm einer jeden modernen deutſchen Kunſtzeitſchrift. In dem heftigen Meinungsaustauſch, ja in dem Kampf, der zur Zeit auf dieſem Gebiet ſtattfindet, treten zwei entgegengeſetzte Richtungen beſonders in den Vordergrund: die fachmänniſch-gärtneriſche und die architektoniſche. „*Den Garten pflanzen oder bauen?*“ — ſo lautet die knappe Formel der Streitfrage, die von beiden Gegnern, den Architekten und den Gartenkünſtlern verſchieden gelöſt wird.

Zu den konſequenteſten Vertretern der Architekten in der Gartenreformfrage gehört ohne Zweifel Hermann Muthesius. In ſeinem vielgenannten Buch „Landhaus und Garten“ äußert er ſich folgendermaßen: „Unbedingt muß daran feſtgehalten werden, daß *Garten und Haus eine Einheit* ſind, deren Grundzüge von demſelben Geiſt erſonnen ſein müſſen. Die Beziehungen zu einander ſind ſo intimer Natur, daß es eine blanke Unmöglichkeit iſt, daß zwei einander fremde Perſonen, der *Architekt und*

der Gärtner, wie es bisher der Fall war, das Haus und seine Umgebung gestalten. Erst ganz neuerdings hat man in Deutschland dies zu erkennen begonnen. Die Gärtner haben sich aufs heftigste gegen die Neuerung gewehrt und auf ihren Versammlungen durch ganz Deutschland Proteste auf Proteste gegen die neue Bewegung aufgestellt. Es läßt sich erhoffen, daß im Verlauf einiger weiterer Jahre der Gedanke der Einheit von Haus und Garten allgemeiner geworden sein wird, und daß auch die Gärtner dann sich bemühen werden, sich dem Gedankenkreis der Künstler dienstbar zu machen." Es ist selbstverständlich, daß diese Invasion in gärtnerische Gebiete von den berufenen Fachleuten aufs energischste zurückgewiesen worden ist. Willy Lange, ein namhafter Vertreter der Gartenspezialisten, faßt den Garten seinem Wesen nach nicht als mit dem Hause zu einer Einheit gehörig auf, sondern betrachtet beide wie eine Zweiheit mit verschiedenen Funktionen. Das Haus sei zum Wohnen von Menschen, der Garten zum Wohnen von Pflanzen bestimmt. Daher seien es keineswegs architektonische Gesetze der Statik, noch geometrische Gesetze der Proportion, überhaupt keine formalen Gesetze, die den Garten bestimmen, sondern lediglich die Gesetze der Lebensgemeinschaften von Pflanzen in der Natur. Darum sei auch nicht das Gliedern und Bauen das Wichtigste im Garten, sondern das Pflanzen.

Außer den theoretischen Erörterungen haben die in den letzten Jahren stattgehabten Gartenbau-Ausstellungen in Mannheim, Darmstadt u. s. w. interessante praktische Beispiele für die modernen Reformvorschläge geliefert.

Ganz besonders ist hier der streng geometrisch-tektonische Garten im Sinne von Muthesius gepflegt worden. Diese Richtung trägt durchaus den Charakter einer Reaktion gegen die bisher allein herrschende Form des sogenannten „landschaftlichen Gartens" Die Karrikatur dieser Gartenform ist von Schultze-Naumburg mit aller Schärfe gebrandmarkt worden. Er schildert den entarteten Typus solcher „Landschaftsgärten" in zahllosen Beispielen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands.

Zu jedem Hause gehört eine Miniatur-Landschaft, in der auf winzigen Rasenflächen oder eigentlich Rasenfetzen verstreute Gebüschgruppen, Grotten, „Felspartieen" und ähnliche Motive

systemlos angeordnet sind. Dazwischen schlängeln sich malerisch sein sollende „Bretzelwege“ um „Warzenberge“ und künstliche Seen, d. h. Pfützen. So viele Nummern eine Straße hat, soviel „Landschaften“ giebt es. Um den Reiz der Natürlichkeit zu erhöhen werden häufig noch bemalte Tonfiguren: Fliegenpilze, rauchende Gnomen, Hasen oder Rehe und ähnliche, entsetzliche Geschmacksungetüme in das bunte Bild eingefügt. Dieses „Gartenelend“ ist nicht nur typisch für Deutschland — ich glaube, auch wir können bei uns ein Lied davon singen.

Daß die hier zum Ausdruck kommende, ungesunde romantische Verkennung eines an sich berechtigten Gartentypus einer Reform dringend bedarf, haben einsichtsvolle Leute überall eingesehn. Leider aber hat die von den Architekten angeregte Reformbewegung vielfach die Tendenz gezeigt ins andere Extrem zu verfallen, und an Stelle der „landschaftlichen Manier“ eine ebenfalls oberflächliche „geometrisch-architektonische Manier“ zu schaffen. Dieser großen Gefahr sind die erwähnten Gartenbau-Ausstellungen keineswegs entgangen, auch ist beispielsweise der bekannte, von der Woche veranstaltete Wettbewerb für Hausgärten vielfach zu stark unter dem Einfluß der „Architektonik der Gartengestaltung“ Es wird im Allgemeinen zu viel Gewicht auf die Weganlage gelegt. Wozu durchaus nur schnurgerade Wege und keinerlei Kurven? Die äußere Form ist doch nicht das entscheidende. Wenn man auch den Hausgarten nach Schultze-Naumburg einerseits als vermenschlichte Form der freien Natur, andererseits als organische Weiterentwicklung des Hausinneren anzusehen hat, liegt doch noch kein Grund vor die konstruktiv wohl motivirte Geradlinigkeit der Hausarchitektur auf das viel gefügigere Gartenbaumaterial zu übertragen und jeden kleinen Winkel monumental zu gestalten. Nicht auf die Platzform, nicht auf die Wegeführungen kommt es an, sondern auf das künstlerische Leitmotiv, das dem Geiste innerer Wahrhaftigkeit in zweckentsprechender Weise gerecht zu werden versucht. Ob nun die „landschaftliche“ oder die „architektonische“ Gartenform als die künstlerisch höher stehende zu betrachten sei, ist eine Frage, die sich prinzipiell garnicht entscheiden läßt. Man sollte sich in Kunstfragen nie auf Dogmata einlassen — das führt zur Schablone und Charakterlosigkeit. Der Garten als Kunstwerk ist eine organische Schöpfung, die von Fall zu Fall mit stetig

wechselnden Daseinsbedingungen zu rechnen hat und daher individuell behandelt werden muß. Es ist dabei gleichgültig ob der Gestalter ein Gärtner oder ein Architekt ist — er muß nur im Stande sein, die Lösung der Aufgabe mit künstlerischem Takt durchzuführen.

Ich möchte im Anschluß an diese einleitenden Ausführungen auf eine soeben erschienene wertvolle kleine Schrift hinweisen, die von unserem Landsmann, dem Düsseldorfer Stadtgarten-Direktor Walter Baron Engelhardt stammt. Hier werden die allgemeinen Grundsätze künstlerischen Gestaltens im Gartenbau in überaus feinsinniger und klarer Weise im Sinne der obigen Ausführungen zusammenfassend dargelegt.

Entsprechend dem Titel: Kultur und Natur in der Gartenkunst*) — werden zunächst die beiden, sich ergänzenden Elemente: Kultur und Natur in ihrer Bedeutung für die Formensprache der Gartenkunst eingehend untersucht.

„Zwei unterschiedliche Arten der Ausdrucksform finden in der Gartenkunst ensprechende Anwendung. In der einen Gruppe der Kulturformen fassen sie dabei alle die Gebilde zusammen, in denen der beherrschende Wille des Menschen durch gestaltendes Können zum Ausdruck gebracht wird. In die Gruppe der Naturformen ordnen wir alle die Gebilde ein, die ohne Unterordnung unter menschliche Gesetze ihrem eigenen Werdegang überlassen sind und sich frei entwickeln können, einerseits weil der Mensch, sein Nichtkönnen einsehend, auf ihre Beherrschung verzichten muß, andererseits aber, weil er zu der geheimnisvollen Entwicklungsarbeit der Naturgebilde ehrfurchtsvolle Liebe hegt und, so weit es seiner Erkenntnis gelingt, diese Naturarbeit mit bewußter Freude unterstützt, um jene geheimnisvollen Fähigkeiten mit höchster Intensität in Erscheinung treten zu lassen."

Bei der Aufgabe einen Garten künstlerisch zu gestalten wird der dazu Berufene sich vor allen Dingen mit den Zweckanforderungen bekannt zu machen haben, denen der Garten entsprechen soll, um darnach die Wahl für die geeignetsten Ausdrucksformen zu treffen. „Wenn früher der Privatpark und die öffentlichen Gartenanlagen eines Sanatoriums, der zoologische Garten und

*) Erschienen 1910 in der von W. v. Oettingen herausgegebenen Sammlung: Kunst und Kultur. Bd. 6. (Strecker und Schroeder, Stuttgart).

der Hausgarten fast die gleiche Tonart in der Gliederung des Geländes, der Wegeführung und Pflanzung zeigten, so werden heute gänzlich verschiedene Ausdrucksformen für diese verschiedenen Zwecke gewählt werden müssen"

Sehr zutreffend sind die weiteren Ausführungen des Verfassers, in denen er neben der Zweckfrage drei andere Punkte berücksichtigt wissen will: die Höhe der verfügbaren Geldmittel, die klimatischen, topographischen und sonstigen Milieuverhältnisse und schließlich den Grad von Liebe und Verständnis für die Pflanzen bei den Nutznießern des Gartens — kurz zusammengefaßt sind es: Geld, Land und Liebe. Sie werden die Entscheidung des Künstlers betreffs der Wahl der Formen wesentlich beeinflussen und dadurch die Richtlinien für die Art des Leitmotives, der künstlerischen Dominante angeben.

Indem der Verfasser die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Kultur- und Naturformen als Einzelerscheinung und in harmonischem Kontrast einer bilderreichen Analyse unterzieht, geht er dazu über die künstlerische Bedeutung einer organischen Verbindung beider Formgruppen deren willkürlicher Vermischung gegenüber zu stellen.

Das Zusammenspiel der Kultur und Naturformen bei einem Gartengebilde giebt ihm die Gelegenheit eine interessante Paralelle zum menschlichen Leben zu ziehen: „Es ist merkwürdig, wieviel Ähnlichkeit diese Erscheinungsform — der völligen Ausschließung der einen Ausdrucksform — in der Gartenkunst mit den Menschen hat, die entweder ihre Herrscherkraft in tyrannischer Einseitigkeit steigern oder in tatenlos passive Resignation versinken — und wenn das Leben statt dieser ungesunden Trennung zur Berücksichtigung beider Kraftzentren drängt, so entsteht nur allzu leicht der Konflickt, der zur disharmonischen Vermischung beider Prinzipien führt. Wie aber im Leben der Persönlichkeit die unparteiische Förderung beider Gegenpole zu gesteigerter Spannkraft führen kann, so dürfe auch in der Gartenkunst eine analog organische Verbindung von Kultur und Natur besonders günstige Möglichkeiten bieten, um den verschiedenen Zweckkombinationen künstlerisch gerecht zu werden."

* * *

Durch die vorliegende, lesenswerte kleine Schrift Walter von Engelhardts hat die Gartenkunst-Literatur einen hübschen Beitrag erhalten. In der Stellungnahme des Verfassers kennzeichnet sich eine vornehme Denkweise und ein ausgeprägter künstlerischer Sinn. Bei der von fachlichen Sonderinteressen völlig freien, objektiven Beurteilung gartenkünstlerischer Probleme ist der leidigen Personalfrage — Gartenkünstler oder Architekt — eigentlich die Spitze abgebrochen. Es kommt dem Verfasser lediglich auf die künstlerische Gesinnung des Gartengestalters an. Da er ganz besonders die spezifisch moderne Differenzierungscharakteristik betont und untendenziöse Gestaltungsprinzipien vertritt, tragen seine Gedanken bei einer praktisch-konkreten Durchführung eine gewisse stilbildende Kraft in sich. Denn — nur wo die Tendenz aufhört, beginnt der Stil, und nur, wo die Differenzierung nach Form und Inhalt hinzukommt, erfährt das Kunstwerk eine stilistische Wertsteigerung.

Zum Schluß eine Bemerkung, die ich nicht unterdrücken möchte. Es ist schade, daß dem Buche Illustrationen fehlen. Ich bin überzeugt, daß so mancher Gebildete, der dem vorgetragenen Stoff ganz unvorbereitet gegenüber steht, dem Gedankengange nicht immer folgen können wird.

Heinz Pirang,
Architekt.

Pastor Schillings Predigten.

Karl Schilling, Pastor zu Mitau, den am 10. September 1905 die mörderische Kugel traf, wird unter uns nicht vergessen werden. Er war der erste baltische Pastor, der der Schreckenszeit zum Opfer fiel, weil er, mannhaft und treu, bis zum Tode auf seinem Posten blieb. Zimmermann, Taurit, Grün und andere sind ihm gefolgt, ihrer aller Namen bleiben mit leuchtenden Zügen in die Geschichte unsrer Heimatkirche verzeichnet. Es stünde schlimm um uns, wenn wir derer vergäßen, die Märtyrer ihres heiligen Berufes in den Zeiten größter Gefahr geworden sind.

Ein Denkmal, das einem dieser Blutzeugen gesetzt worden, ist das vor einigen Monaten erschienene Buch: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, — wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden. Zum Gedächtnis an Karl Theophil Schilling †, Pastor zu Mitau (Livland). Seine Predigten, herausgegeben mit Zeitschilderungen und Beschreibung seines tragischen Todes im Revolutionsjahre 1905 von Maximilian Stephany, Pastor am Dom zu Riga. Riga 1910. Georg Neuner, Suworowstraße 40." (270 Seiten. Preis hübsch gebunden Rbl. 2.70).

Der ausführliche, fast an den Stil des 17. Jahrhunderts gemahnende Titel sagt schon, was das Buch uns bietet. Wer unter uns ließe sich nicht mit warmer Teilnahme erzählen von den Vorgängen, die einen der treuesten Söhne unsrer Heimat dahingerafft. Wir können nur bedauern, daß der Herausgeber so knapp gewesen ist. Alle Mitteilungen, die er bringt, sind überaus fesselnd, und wir hätten gerne viel mehr über Karl Schilling gehört, als sich auf den wenigen Seiten sagen ließ. Der Herausgeber hat seine Aufgabe freilich nur so gefaßt, „denen, die den Verblichenen gekannt, noch einmal seinen letzten Kampf in schwerer Zeit ins Gedächtnis zu rufen und ein Andenken an ihn zu geben." Schade. Er hätte sie weiter fassen sollen. Es galt, ein historisches Dokument zu schaffen, das um so größeres Interesse beanspruchen konnte, da alle einzelnen Tatsachen um eine konkrete männlich-treue Persönlichkeit gruppiert werden konnten.

Doch auch so wollen wir dem Herausgeber Dank wissen für die Arbeit, die er getan. Er hat den Hauptwert des Buches in den 47 deutschen Predigten aus Schillings Nachlaß gesehen, die es bringt. Von ihnen sagt er: „Wer sie aufmerksam liest, dem wird der Dahingeschiedene lebendig vor Augen stehen in seiner klaren, kernigen, scharfumrissenen Wesensart. „Die Predigten führen so ziemlich durch das ganze Kirchenjahr, indem sie mit Weihnachten beginnen, mit dem Totenfest schließen. Rührend und zugleich erhebend ist es, in dieser letzten Predigt das zu finden, was bei Schilling nicht bloß Wort, sondern Kraft und Wahrheit gewesen ist. Ja, er durfte wirklich reden von Todesfreudigkeit, da er sie durch Leben und Tod bewährt hat. Die letzten Worte der Predigten: „wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn".

— wie schön berühren sie sich mit den Worten, die der schon von tödlicher Kugel Getroffene noch ausgesprochen hat!

Schillings Predigten zeichnen sich aus durch Kürze, Klarheit und guten Stil. Originelle und geistreiche Gedanken soll man nicht in ihnen suchen. Wer aber die großen evangelischen Wahrheiten in ganz schlichter Weise sich verkündigen zu lassen das Bedürfnis hat, der wird sie nicht ohne Segen lesen. Daß die Texte nur angeführt, aber nicht abgedruckt sind, ist eine Unterlassungssünde des Herausgebers. Doch ersetzt meist schon ein Neues Testament, das man ja stets zur Hand hat, den Mangel.

Möge denn das Buch dazu beitragen, daß des Gerechten Andenken auch in unsrer Mitte im Segen bleibe und fortwirke. Es liegt nahe, nicht bloß an Schillings Freunde, sondern namentlich an die baltischen Edelhöfe zu denken. Möge da dies Buch nicht fehlen, vielmehr an Sonn- und Festtagen Groß und Klein um sich versammeln. Möge es auch andere Freunde finden.

Erich v. Schrenck.

Wien, 2. April (20. März) 1910.

Nietzsche und das Problem des Hellenismus.*

Von

Hugo Semel.

Es ist ein bestimmtes, fest umrissenes Problem aus dem reichen Gedanken- und Ideenkreise Friedrich Nietzsches, das ich mit kurzen Strichen in dieser Studie zu behandeln versuche; ein Problem freilich, welches ihn von den ersten Jahren inneren Erwachens an beschäftigt hat bis in jene dunkeln Tage hinein, wo ihm „das Licht erlosch" Bei meiner Darstellung werde ich mich indessen auf seine Jugendwerke beschränken, ohne seine späteren Gedankengänge über Griechentum und griechisches Wesen mit in Betracht zu ziehen. Der Nietzsche, welcher die „Geburt der Tragödie" verfaßte, und der, welcher den „Zarathustra" schrieb, sind zwei so verschieden gestimmte Persönlichkeiten, daß auch ihre historischen Werturteile vielfach vollständig divergieren mußten. — Ich wähle einen zeitlich fest umgrenzten Rahmen und opfere die Vollständigkeit der größeren Einheitlichkeit.

Nietzsche ist eine durch und durch eigenartige Erscheinung. Das zeigt sich schon in dem Ausgangspunkt seiner Philosophie.

*) Die vorliegende Abhandlung ist der fast wörtliche Abdruck eines Vortrags, den ich am 27. November 1909 im Dorpater Handwerkerverein gehalten habe. Ich füge aus der reichen Nietzscheliteratur ein paar literarische Hinweise hinzu. — Die nachfolgende Darstellung baut sich natürlich vor allem auf den im 1. Bande von Nietzsches Werken (Taschenausgabe) vereinigten Abhandlungen und Bruchstücken auf. Die wissenschaftlichen — im „Hermes", den „Acta societatis philologicae Lipsiensis" ꝛc veröffentlichten — Arbeiten Nietzsches konnten wegen ihres zu speziellen Charakters nicht mit berücksichtigt werden. Eine ungemein wertvolle Ergänzung für die Kenntnis seiner Ideen und Stimmungen in jenen Jugendjahren bietet dagegen der prachtvolle „Briefwechsel mit Erwin Rohde" (Berlin und Leipzig 1902). Auch Rohdes eigene Werke, vor allem die „Psyche", sind für die Beurteilung von Nietzsches Gesamtauffassung der griechischen Kultur von grundlegender Bedeutung. Was bei ihm eine großartige, künstlerische Konzeption war, wurde durch seines berühmten Freundes glänzende Forschungen in vieler Hinsicht zum Rang einer wissenschaftlichen Erkenntnis erhoben.

Es ist auffallend und doch erklärlich, daß kaum einer der großen Denker von den formalen Problemen der Logik und der Erkenntnistheorie ausgegangen ist. Das pflegt eigentlich nur bei Philosophieprofessoren der Fall zu sein, und unter dieser Bezeichnung verstand zum mindesten der böse Schopenhauer nichts Schmeichelhaftes. Die wahrhaft fruchtbaren Gebiete in der Wissenschaft sind stets die Grenzgebiete. Wer zwei oder drei Disziplinen überschaut, der vermag Beziehungen herzustellen, der arbeitet somit an der Grundaufgabe der Wissenschaft.

Solche Grenzgebiete waren nun für die weitaus überwiegende Mehrzahl der großen Denker die Mathematik und die Naturwissenschaften. Ich erinnere aus dem Altertum an alle vorsokratischen Philosophen, sodann aber auch in mancher Beziehung an Plato und Aristoteles. Die Geschichte der neuen Philosophie beginnt mit Descartes. Er war ein bahnbrechender Optiker und Physiker, ein genialer Mathematiker. Noch glänzender waren vielleicht die mathematischen Leistungen von Leibniz. Spinoza schrieb seine Ethik in der Form eines Lehrbuches der Geometrie. Der Name Kants ist mit einem kosmogonischen System verknüpft, das ein Jahrhundert lang eine ebenso unerschütterliche Geltung behaupten zu können schien, wie das Kopernikanische Weltbild. Und wohl der größte unter den lebenden Philosophen, Wilh. Wundt, hat Medizin studiert und die experimentelle physiologische Psychologie begründet.

Wie anders Nietzsche! Man hat, um seine Eigenart zu kennzeichnen, ihn einen Künstler im Philosophenmantel genannt. Und wahr ist es: seiner ganzen psychischen Struktur nach war er mehr Seher als Forscher, er formt mehr, als er zergliedert, er beweist nicht, er behauptet. Das „Also sprach Zarathustra" erklingt immer apodiktischer, je mehr er sich dem Ende seiner Ikaruslaufbahn nähert.

Gemein hat er mit den großen Forschern, deren Namen ich vorhin erwähnte, nur den einen Zug: auch er will — oder wollte wenigstens zeitweilig — vordringen bis zum Urgrund der Dinge. „Daß ich erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält." Auch in ihm ertönt unablässig diese Frage des Faust.

Aber sein Weg, ja schon sein Ausgangspunkt ist ein anderer. Er will nichts hören von einer mühsamen Analyse der psychischen Eigenschaften und Kräfte. Nur keine Laboratoriumsluft, nur kein Herbarium anlegen! Der gesamte geistleibliche Mensch, hineingesetzt in diese Welt, als soziales Wesen zwischen und über seines-

gleichen stehend; dieser Mensch mit dem Komplex seiner Leidenschaften, Ziele und Leistungen bildet den Mittelpunkt, ja den ausschließlichen Gegenstand seines Interesses.

Und noch ein weiteres Moment ist charakteristisch für Nietzsches Denken: er suchte nicht von irgend welchen theoretischen Erwägungen ausgehend den Typus des „höchsten Menschen" zu konstruieren, um einen Ausdruck Hermann Keyserlings zu gebrauchen. Er glaubte diesen Typus bereits gefunden zu haben: die große Bildnerin, die Natur, sie hat ihn bereits einmal erstehen lassen, einmal ist ihr der große Wurf gelungen. Und die liebevolle, künstlerisch nachbildende Versenkung in diese einzigartige historische Erscheinung erschließt uns mehr von den innersten Absichten der Natur, als alle Spekulation. Die hierbei gewonnenen Erkenntnisse müssen wir versuchen für unser Innenleben, für den Aufbau unserer Persönlichkeit und unserer Ideale nutzbar zu machen. Es waren die Ausstrahlungen der griechischen Kultur, für welche Nietzsche eine solche normative Bedeutung beanspruchen zu können glaubte. So erwuchs in seinen Augen das scheinbar rein wissenschaftliche Problem des Hellenismus zu einer Lebensfrage für die moderne Menschheit.

Es war der Zug zu etwas Wesensverwandtem, was Nietzsche dem Studium der Philologie zugeführt hatte. Er war 1844 in Röcken an der preußisch-sächsischen Grenze als der Sohn eines protestantischen Pfarrers geboren, besuchte die Schulen zu Naumburg und Schulpforta und bezog 1864 die Universität Bonn. Er hatte anfangs im Sinn, gleichzeitig Theologie und Philologie zu studieren, gab aber die Theologie nach kurzer Zeit auf. Unter den akademischen Lehrern gewann der berühmte Philolog Friedrich Ritschl auf ihn den größten Einfluß, er folgte dem verehrten Meister bereits 1865 an die Universität Leipzig. Allerdings war Ritschl hauptsächlich ein kritischer, kein eigentlich schöpferischer Geist, und in späteren Jahren trat eine Abkühlung der anfangs sehr herzlichen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler ein. — In Leipzig entstand auch der Freundschaftsbund zwischen Nietzsche und Erwin Rohde, dem genialen Verfasser der „Psyche". Der Gedankenaustausch zwischen den beiden geistesverwandten Naturen war ein ungemein fruchtbarer, und noch in Rohdes großem Hauptwerk finden sich vielfach Stellen, die auf Anregungen zurückgehn, welche er in goldnen Jugendtagen von seinem Leipziger Genossen empfangen hatte. Das schönste Denkmal ihrer Freundschaft ist uns aber durch die vor kurzem erfolgte Veröffentlichung ihres

Briefwechsels zu teil geworden. Wie sprüht es in diesem köstlichen Buch von Geist und Feuer! Und wie treten uns die beiden Briefschreiber auch menschlich so nahe! Es greift einem ans Herz, die schließlich auch zwischen ihnen eintretende Entfremdung herannahen zu fühlen, völlig vereinsamt hat namentlich Nietzsche die letzten Jahre vor seiner Erkrankung zugebracht. Diesem Briefwechsel habe ich den Ausdruck „das Problem des Hellenismus" entnommen.

Doch ich habe vorausgegriffen. Bereits 1869 wurde Nietzsche im Alter von 24 Jahren auf eine glänzende Empfehlung Ritschls hin als Professor an die Universität Basel berufen. Er hatte noch nicht einmal seine Doktorprüfung bestanden, deren er nunmehr enthoben wurde. Seine Antrittsvorlesung „Homer und die klassische Philologie" war inhaltlich und formal eine Musterleistung und erregte berechtigtes Aufsehen. In Basel trat Nietzsche dem berühmten Kulturhistoriker Jakob Burckhardt näher, vor allem aber schloß er sich mit allem Ueberschwang seiner Begeisterung an Richard Wagner an, der sich damals in die Schweizer Einsamkeit nach Triebschen zurückgezogen hatte. Ohne den Einfluß Wagners wäre die „Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" nicht geschrieben worden, jedenfalls nicht in der Form, die sie erhalten hat.

Auf die weitere Laufbahn Nietzsches will ich nicht näher eingehn. Nur so viel sei bemerkt, daß in Basel die kritischen und streng wissenschaftlichen Spezialfragen, denen in Leipzig seine Arbeit noch größtenteils gegolten hatte, durch eine Fülle neu aufsteigender Gedankenketten allmählich in den Hintergrund gedrängt wurden. Nietzsche rang darnach, die Formeln für all' die großen Zusammenhänge zu finden, die er zu durchschauen glaubte. In einem groß angelegten Werk wollte er seine Auffassung des Griechentums darlegen. Von diesem umfassenden Plane ist allerdings nur ein Teil ausgeführt worden, und auch er nur in skizzenhafter Form: es war das die „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik", Nietzsches oben erwähnte größere Erstlingsschrift. Alles übrige ist nur in den allgemeinsten Umrissen angedeutet, gleichsam eine Reihe von Motiven aus der Ouvertüre einer Oper. Es sind Bruchstücke, „Vorreden zu ungeschriebenen Büchern" wie Nietzsche einige derselben genannt hat, welche er 1872 als Weihnachtsgabe Frau Cosima Wagner übersandt hat. Sie sind erst aus seinem Nachlaß veröffentlicht worden. Die Sprache zeigt bereits überall den künftigen Großmeister der Darstellung: so werde ich an entscheidenden Stellen mich nach Möglichkeit der scharf pointierten Sätze bedienen, in denen Nietzsche seine

Ausführungen zusammenfaßt, ohne mich stets ausdrücklich auf ihn zu berufen.

Nietzsches eigene Interessen lagen vorzugsweise auf philosophischem und künstlerischem Gebiet, und so hat er denn vor allen Dingen diesen Seiten des griechischen Lebens seine Aufmerksamkeit zugewandt. Die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse betrachtete er nur als Fundament, als Unterbau, ohne freilich die einschneidende Wichtigkeit dieses Unterbaues und seinen spezifisch griechischen Charakter zu verkennen: auch hier handelte es sich eben für ihn um Erscheinungsformen des Hellenismus. Was er über diese Frage äußert, ist eine interessante Mischung von Schopenhauerschen Gedanken und selbständig erarbeiteten Anschauungen, die er später zu Postulaten in seiner „Machtphilosophie" erhob.

Als die Grundtatsache in der wirtschaftlich-sozialen Geschichte Griechenlands betrachtet Nietzsche die Sklaverei. Seine meisterhafte Studie „Der griechische Staat" zeugt davon, wieviel er von Jugend auf über das hier verhüllte Problem nachgedacht hat. Auf zwanzig Seiten sind hier die Grundgedanken einer Gesellschaftstheorie ausgesprochen, wie sie heutzutage von Gumplowicz, Otto Ammon und einer Reihe anderer Forscher vertreten wird. Nietzsche hat gelitten unter der Vorstellung all' der Leiden, welche die zur Sklaverei Verurteilten, diese blinden Maulwürfe der Kultur auf sich zu nehmen haben. Aber er glaubte hier eine eherne Notwendigkeit walten zu sehen. Wie in der Natur das Leben der einen an den Tod und die Vernichtung von andern geknüpft ist, so ist die Erzeugung der Kultur gebunden an die mehr oder weniger verhüllte Unterdrückung der großen Masse. Denn was ist auch der vielfach in idealem Lichte dargestellte Staat anders, als eine Form der menschlichen Gesellschaft, wo die Stärkeren ihre Waffen gegen die Schwächeren gekehrt, sie ihren Zwecken dienstbar gemacht haben? Spartaner und Heloten, die militärische rücksichtslose Diktatur, das ist die Urform jedes Staatswesens. Und es ist nicht nur das passive Verlangen nach Sicherheit, es ist mehr noch die wilde, aktive Lust an Kampf und Verwüstung und Herrschaft, welche die Staaten geschaffen hat. Es wäre feige, sich dieser Kette herber Wahrheiten gegenüber verschließen zu wollen. Feige und verderblich! Die großen Zwecke des Staates und der Kultur stehen eben höher als Glück und Existenz der Individuen, was auch eine flach liberalisierende, optimistisch-verlogene Weltanschauung dagegen sagen mag.

Diese Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Sklaverei, von der alles überragenden Hoheit des Staates haben die Griechen in ihren großen Zeiten sich immer bewahrt und sie offen bekannt, in schroffster Form ausgesprochen findet sie sich noch im Platonischen Staat,

Aber nicht nur die niederen Volksschichten zwang der hellenische Staatsgedanke in seinen harten Dienst, er verlangte dieselben Opfer von jedem seiner Vollbürger, wenn auch in anderer Form. Er verlangte von ihnen nicht nur den Einsatz ihres Lebens auf dem Schlachtfelde, sondern eine bewußte und völlige Hingabe dieses Lebens an die staatlichen Zwecke. „Vom Staate hat der einzelne alles empfangen, um ihm alles wiederzugeben", ist eine griechische Grundmaxime.

Denken wir an die griechische Familie: wie beschränkt waren die Ansprüche, welche sie an den Mann, ja an die Kinder stellen durfte. In seiner Skizze: „Das griechische Weib" kommt Nietzsche auf die Stellung der Frau in Griechenland zu sprechen. Sie lebte nach seiner Meinung ein engumfriedetes, aber naturgemäßes, also würdiges Dasein. An der fortschreitenden Kultur nahm sie nur indirekt, nur sporadisch Anteil. Aber sie war überhaupt mehr als der Mann verwandt der ewig gleichen, unwandelbaren Natur in ihrem stillen Wirken. „Das Weib", sagt Nietzsche, „bedeutet für den Staat, was der Schlaf für den Menschen. In ihrem Wesen liegt die heilende Kraft, die das Verbrauchte wieder ersetzt, die wohltätige Ruhe, in der sich alles Maßlose begrenzt, das ewig Gleiche, an dem sich alles Ausschreitende, Ueberflüssige reguliert. In ihm träumt die künftige Generation" „Wem diese Aufgaben zu begrenzt dünken" fährt Nietzsche fort, „wem die Ziele der modernen Frauenemanzipation erstrebenswerter scheinen, der möge bedenken, ob je die modernen Frauen verherrlicht worden sind in Gestalten, wie Penelope, Antigone, Elektra." Das griechische Weib fühlte sich dem Staat gegenüber in der richtigen Stellung. Darum hatte es mehr Würde, als je ein Weib gehabt hat. Wir fühlen, daß die stolze Resignation der Spartanerin bei der Nachricht vom Schlachtentode ihres Sohnes keine Fabel sein kann.

Und auch die ganz vom Staat geleitete Erziehung des Knaben und Jünglings war in strenge Beziehung gesetzt zu den obersten Zielen des hellenischen Willens. Jeden einzelnen auf die Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu bringen, um so seine Dienste dem Staat möglichst nutzbringend zu machen — das war die Parole. Zu diesem Zweck wurden die Eifersucht, die Ruhmbegier,

der Neid entfesselt. Nietzsche bemerkt hierzu ungemein treffend, daß die ethische Wertung dieser Regungen bei den Griechen eine ganz andere war, als die bei uns herrschende. Aus ihnen leiteten sie alles große Tun und Handeln ab. So wurde der Wettkampf, der ἀγών, zu derjenigen Form, in die alle Äußerungen des öffentlichen Lebens sich ergossen. Man denke an die Gymnasien und die Palästren, die musikalischen und die lyrischen Wettkämpfe, an die Aufführungen der Tragödienzyklen in Athen. Und nicht genug damit! Auch zwischen den einzelnen Städten, den πόλεις, herrschte ein beständiger ἀγών. Die höchste Aufgabe für den Hellenen war es somit, im Wettkampf der Städte ein hervorragendes Werkzeug zum Heil seiner Stadt zu sein: darin war seine Selbstsucht entflammt, darin war sie gezügelt und eingeschränkt — während der moderne Ehrgeiz dazu verurteilt ist, ins Schrankenlose zu schweifen.

Aus diesem umfassenden Prinzip des Wettkampfes leitet Nietzsche in feinsinniger Weise jene eigentümliche Sitte im politischen Leben der Griechen, den Ostrakismus, ab. Er war ursprünglich nicht als Ventil, sondern als Stimulanzmittel gedacht. Er ist gegen die Alleinherrschaft gerichtet, welche dem wahren Hellenen immer als etwas Unnatürliches erschien. Denn ihren Inhaber führt sie dem Untergang entgegen, indem sie ihn der Hybris verfallen läßt, und — was für den Staat das Verderbliche ist — sie bricht dem Wettkampf die Spitze ab. Im Wettkampf aber wird die Leistungsfähigkeit gesteigert und das Genie erzeugt — aber gerade deswegen darf er nie aufhören.

Blicken wir zurück. Hervorgegangen aus den blutigen Unterjochungskämpfen der Vorzeit materiell sichergestellt durch die erzwungene Arbeit der unfreien Bevölkerung, der Mittelpunkt für alle Ziele und Bestrebungen seiner Bürger, die ihm ihre Tätigkeit, ihre Familie, ihr Leben weihen, — so steht der griechische Staat vor uns in grausiger Majestät. Hekatomben von Menschenglück werden ihm hingeopfert. Kann er seine Existenz überhaupt rechtfertigen? Ist er, in all' dieser imponierenden Machtfülle Selbstzweck? Oder dient er, vielleicht unbewußt, einem höheren Ziel, einer höheren Macht?

Die Griechen hätten vielleicht, ja sicher, die erste Frage bejaht. Sehen wir was Nietzsche hierzu sagt. Die Antwort gibt uns seine — ästhetisch-philosophische Fragen behandelnde — Erstlingsschrift: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik", welche ich zu erwähnen bereits Gelegenheit hatte. — Wir nähern uns jetzt dem Kernpunkt im Problem des Hellenismus: denn wer

die Griechen nicht vor allem als Volk der Denker und Künstler zu erfassen sucht, wird immer in peripheren Regionen stecken bleiben.

* * *

Wenn man von griechischer Kultur und griechischem Volkscharakter sprach, so stieg noch vor wenigen Jahrzehnten vor den Augen des Gebildeten eine heitere „Fata morgana" empor. Vorzugsmenschen im Vollbesitz geistiger und leiblicher Gaben, von glücklichem Gleichgewicht aller Kräfte, schwelgend in den Lichtseiten des Lebens; eine Kultur von olympischer Abgeklärtheit und Ruhe. Jene Vision des Griechentums hatte Schiller gefeiert in den hinreißenden Versen seiner „Götter Griechenlands", und ihren Abglanz glaubte man in Goethes Tasso und Iphigenie zu erkennen.

Auch Nietzsche hat jene Züge im Bilde des Hellenen keineswegs fortzuleugnen versucht, sondern im Gegenteil sie vielfach in vollendeter Weise zur Darstellung gebracht. Aber wenn schon die bisherigen Darlegungen den düsteren Hintergrund zeigten, von welchem jene leuchtende Vision sich abhebt, so war der zweite Schritt, den Nietzsche tat, um zu einer Gesamtcharakteristik des Hellenismus zu gelangen, noch ungleich bedeutender. Er ging von der Oberfläche in die Tiefe; er fragte nach all' dem psychischen Erleben, das diesem sieghaften Bejahen des Lebens vorausgegangen war. Er tauchte hinab in die stillen, glänzenden Wasser und traf unten auf Strudel und grauenvolle Untiefen. Und indem er so die Frage nach der Genesis der griechischen Heiterkeit stellte, gewann er die Vorstellung von ihrem labilen Gleichgewicht: nicht als ein Geschenk der Götter war sie den Griechen in die Wiege gelegt; sie war ein Resultat unermüdlichen Strebens, ein Siegespreis nach verzweiflungsvollem Ringen mit feindlichen Mächten, wo auch der Sieger Wunden davonträgt, die nie völlig vernarben. Und was erworben, nicht angeboren ist, das kann auch wieder verloren gehn, oder zum mindestens verkümmern, entarten.

Die hier angedeutete Erkenntnis hat Nietzsche die Möglichkeit gegeben, von einer Grundanschauung aus das ganze griechische Geistesleben organisch zu begreifen, historisch zu entwickeln.

Ich muß hier kurz auf Nietzsches eigene Grundstimmung und seinen philosophischen Standpunkt in jenen Jahren eingehn, als er seine klassischen Studien am eifrigsten betrieb.

Er stand damals ganz unter dem Einfluß von Schopenhauer. Kein Werk wird von ihm häufiger zitiert, als „Die Welt

als Wille und Vorstellung." Nietzsche ging vom radikalsten Pessimismus aus, und es bedurfte einer jahrelangen Entwicklung, ehe aus ihm der Lebensbejaher wurde, der den Schopenhauerschen Willen zum Leben in potenzierter Form als Willen zur Macht wiedererstehn ließ.

Diese pessimistische Stimmung war bei Nietzsche verknüpft mit einer Metaphysik, für welche der Urgrund der Dinge eine rein ästhetische Potenz ist. Wir dürfen nicht nach Recht und Unrecht im Weltgeschehen fragen, nicht von Strafe und Belohnung träumen.

„Ohne Wahl verteilt die Gaben
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Protroklus liegt begraben,
Und Thersites kehrt zurück —"

sagt schon der Dichter. Verwundert darüber wird aber nur derjenige sein, der noch nicht begriffen hat, daß es sich in der Welt nur um ein regelloses Spiel der Kräfte handelt, und daß über ihr, nach Nietzsches Worten „nur ein gänzlich unbedenklicher Künstlergott herrscht, der im Bauen wie Zerstören, im Guten wie im Schlimmen seiner gleichen Lust und Selbstherrlichkeit inne werden will, der sich — Welten schaffend — von der Not und Fülle und Ueberfülle der in ihm gedrängten Gegensätze löst."

Wie stellen sich nun die Hellenen zu dieser Erkenntnis, dieses so reizbar empfindende, so ungestüm begehrende, zum Leiden so einzig befähigte Volk?

Uralte Sagen sind es, die zu uns herüberklingen, abgerissene, oft nur halb verständliche Aussprüche, die uns Kunde davon geben, wie sich die Welt im Kopf des primitiven, des vorhomerischen Griechen spiegelte. Nur ein Beispiel: König Midas hat lange Zeit dem weisen Silen, dem Begleiter des Bakchus, nachgestellt, ohne ihn zu fangen. Als er ihm schließlich in die Hände fällt, fragt er den Dämon, was das Beste für den Menschen sei. Und die nur widerwillig, unter gellem Lachen gegebene Antwort lautet: „Elendes Eintagsgeschlecht, des Zufalls Kinder und der Mühsal, was zwingst Du mich, Dir zu sagen, was nicht zu hören für Dich das Ersprießlichste ist? Das Allerbeste für Dich wäre, nie geboren zu sein! Das Zweitbeste aber ist, bald zu sterben "

Grausig sind auch die Bilder, welche die altgriechische Theogonie uns entwirft: Verrat und Heuchelei, Akte finsterer Wollust und Mord sind an der Tagesordnung, bis schließlich Zeus seinen Vater Kronos stürzt und samt den übrigen olympischen

Göttern die Herrschaft über die Welt antritt, eine neue Epoche begründend. Wie ist nun die alte titanische Götterordnung des Schreckens innerlich überwunden worden, im Gemüte der Griechen. Denn alle Mythen sind ja nur Spiegelungen, Korrelate zu psychischen Vorgängen in der Volksseele?

Hier muß ich zum zweiten Mal auf modern-philosophische Anschauungen eingehn, mit denen Nietzsche an die Enträtselung der schwierigsten Probleme griechischer Geistesgeschichte herantritt, — gewiß kein unbedenkliches Verfahren.

Der pessimistische Aesthetizismus, als dessen zeitweiligen Anhänger ich Nietzsche soeben gezeichnet habe, hat neben einer eigenen Metaphysik auch eine untrennbar dazu gehörende Erlösungslehre.

Die Welt ist leidend und zerrissen, in Widerspruch mit sich selbst zerfallen. Sie sehnt sich zurück in den Zustand der Einheit und Vollkommenheit, in dem sie sich einst befunden. Um sich vom Leiden des Gegenwärtigen zu lösen, bedarf sie der Befreiung von der Wirklichkeit, der Illusion, des Scheines. Der Schein aber ist identisch mit dem Schönen. Sobald der Strahl des Schönen über dem Chaos erglänzt, geht ein Hauch von Frieden durch das Weltall. Diesem metaphysisch gedachten Prozesse entsprechen analoge Vorgänge in der Brust des Menschen. Daher die zentrale Bedeutung, welche der Kunst bei dieser Weltanschauungsweise zukommt, und welche auch in Nietzsches Beleuchtung der griechischen Kulturgeschichte voll zum Ausdruck gelangt.

Da nun außerdem bei wenig entwickelten Völkern sich Kunst, Religion und Philosophie überhaupt noch nicht differenziert haben, so enthält die scheinbar rein literarhistorische Abhandlung Nietzsches über die Geburt der Tragödie seine Antwort auf die Frage nach Entwicklung des griechischen Geistes überhaupt.

In einem wuchtigen Satz stellt er gleich zu Anfang den Grundgedanken hin, der die ganze Schrift durchzieht: „Die Fortentwicklung der Kunst ist an die Duplizität des Apollinischen und Dionysischen gebunden, wie die Generation von der Zweiheit der Geschlechter abhängt, bei fortwährendem Kampf und nur zeitweilig eintretender Versöhnung."

Diese beiden Bezeichnungen, welche seitdem ihren Weg durch die Literatur gemacht haben, hat Nietzsche der hellenischen Mythenwelt entlehnt und sie auf Grunderscheinungsformen der Kunst, auf gegensätzliche Kräfte der menschlichen Psyche angewandt. Das apollinische Element ist enthalten in der klaren, durchsichtigen, zu unserem Farben- und Formensinn sprechenden Kunst des Malers

und Bildhauers. Das Dionysische gelangt zum Ausdruck in der formlosen, direkt auf unsere innersten Gefühle wirkenden Welt der Musik.

Um das Wesen dieser beiden Erscheinungsformen der Kunst uns verständlicher zu machen, knüpft Nietzsche an die physiologisch bedingten Zustände des Traumes und Rausches an.

Der Traum zaubert uns bald heitere, bald traurige Bilder von gegenständlicher Deutlichkeit vor die Seele, verbunden mit der leise aus dem Unterbewußtsein heraufklingenden Ueberzeugung, daß alles nicht harte drückende Wirklichkeit sei. „Im Bilde Apollos und in der Welt des Traumes," sagt Nietzsche, „darf jene zarte Linie nicht fehlen, jene maßvolle Begrenzung, jene Freiheit von wilderen Regungen." In ihrem methaphysischen Untergrund ist die bildende Kunst und die Traumwelt verwandt mit dem Prinzip der Abgrenzung, der Trennung, der Individuation.

In völligem Gegensatz hierzu beruht das Gefühl des Rausches auf einem Zurücktreten der Schranken, einer Ausgleichung der Unterschiede, einer verzückten Empfindung der Einheit alles Seienden. Es ist dionysischer Freudentaumel, der aus Schillers Hymnus „An die Freude," aus Beethovens Musik zu diesem Hymnus spricht. „Ihr stürzt nieder, Millionen? Ahnest Du den Schöpfer, Welt?" Fesselos wogen und wallen hier die Gefühle.

Zwischen diesen beiden Grundtrieben und Grundstimmungen verläuft nun nach Nietzsche die Entwicklung alles künstlerischen und — vergessen wir es nicht — auch alles religiösen Lebens: Kunst und Kultur waren ja noch nicht getrennt. — Ihr einigendes Merkmal aber haben das Apollinische und das Dionysische darin, daß sie beide der schönen Welt des Scheines angehören; zur Wirklichkeit verhalten sie sich nach Nietzsches Ausdruck, „wie die entzückungsreiche Vision des Märtyrers zu seinen Peinigungen."

Und damit haben wir auch die Antwort auf die Frage, wie aus dem Grausen und der Nacht des vorhomerischen Griechentums die Welt der olympischen Götter emporsteigen konnte, ein Lichtbild über dem Abgrund. Um die Schrecken des Daseins zu überwinden, um leben zu können, mußten die Griechen diese Götter, aus tiefster Nötigung, schaffen. Derselbe Trieb, der die Kunst ins Leben ruft, als die zum Weiterleben verführende Ergänzung und Vollendung des Daseins, ließ auch die olympische Welt entstehn, in der sich der hellenische „Wille" einen verklärenden Spiegel vorhielt.

Und nicht als Dichter eines primitiven Volkes, oder gar der Urmenschheit, sondern als höchster Repräsentant dieser apollinischen Kultur und Weltbetrachtung steht Homer vor uns, der naive Künstler in dem von Schiller gebrauchten Sinn dieses Ausdrucks. Hier treten die Nachtseiten des Daseins zurück, und selbst wo Frevel und Rachsucht und Haß ihr Haupt erheben, erscheinen ihre Aeußerungen gemildert durch die künstlerische Ruhe, die über der ganzen Dichtung ausgebreitet liegt: wie Perseus den Anblick der Meduſa in der Spiegelung seines Schildes ertragen konnte, ohne zu erstarren. Diese ganze apollinische Kultur hat sich dann nach Nietzsche durch Jahrhunderte fortgepflanzt und hat ihre konsequente und schroffe Ausbildung in den dorischen Staaten und der dorischen Kunst gefunden. Das Begrenzte und Scharfumrissene, das vor allem dem Wesen der Spartaner zu Grunde liegt, ihre Selbstzucht und nüchterne Verständigkeit, es erinnert an die schmucklosen Säulen, die strengen Linien des dorischen Tempels. Und auf demselben Boden ist auch die praktisch-vernünftige Weltbetrachtung der sieben Weisen Griechenlands erwachsen „Γνῶθι σεαυτόν“ (Erkenne Dich selbst) stand über dem Eingang in den delphischen Tempel zu lesen, und das „Μηδὲν ἄγαν“ (Nichts im Uebermaß) wurde zu einer Grundmaxime des Griechentums. Das Ueberschreiten der Grenzen, der dem Individuum gesetzten Schranken, die ὕβρις, begann als der Grundfrevel zu gelten: durch ihn riefen Tantalus und Prometheus und Oedipus den Fluch auf ihr Haupt herab.

Aber die Erfahrung, daß allem auf Erden Schranken gesetzt sind, sie mußte der apollinische Gott auch an sich selber machen. Denn es gelang ihm nicht einmal über das kleine Griechenland eine dauernde Alleinherrschaft zu behaupten, geschweige denn diese Herrschaft auf den Orient auszudehnen, dem das Maßhalten stets fremd und unverständlich geblieben ist. Auch in der Brust der Griechen schlummerten Kräfte und Leidenschaften, die durch den durchsichtig-lichten Kultus des Apollinischen nicht befriedigt werden konnten. Und der sie zum Erwachen, zum jubelnden Zersprengen aller Fesseln brachte, das war Dionysos der orientalische Gott.

„Das Evoe muntrer Thyrsusschwinger
Und der Panther prächtiges Gespann
Kündigten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran“

so beschreibt Schiller den Siegeszug des Gottes. Wir stehen hier auf dem Boden historischer Tatsachen.

Ursprünglich wohl von Asien nach Thrakien hinübergekommen, breitete sich etwa seit dem IX. oder VIII. Jahrhundert der Kultus des Bakchus oder Dionysos mit unwiderstehlicher Gewalt auch in Griechenland aus. Er führte eine Welt neuer religiöser Erregungen und Gebräuche mit sich, die dem homerischen Hellenen fremd waren. Zu nächtlicher Stunde fanden die Opferfeste statt, beim Scheine der Fackeln, nicht in Tempeln, sondern auf einsamer Bergeshöhe. Bei den orgiastischen Tönen der Flöte schwangen sich die Teilnehmer in wildestem Tanz: und was angestrebt ward, ist die höchste, halb bewußtlose Wonne, die Sehnsucht aller Mystik: aus sich selber herauszutreten in der ἔκστασις, und als ἔνθεος aufzugehn in der Gottheit.

* * *

Und auch diese Religion gebar ihre Kunst, oder vielmehr, nach Nietzsches Auffassung, ein Grundtrieb in der Seele des Menschen, seine Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem Urgrund der Dinge brachte mit innerer Notwendigkeit diese Religion und diese Kunst hervor. Die dionysische Kunst wurzelt, wie wir bereits sahen, in dem Reiche der Töne, in der Musik. Ihre Ausdrucksmittel sind so eigenartig, ihre Wirkung so tiefgehend, daß Nietzsche ihr nach Schopenhauers Vorgang auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht eine besondere Stellung zubilligen zu können glaubt. Aus der Musik herausgeboren wird dann die schon nicht mehr rein dionysische Lyrik. Beide aber, der Musiker und der lyrische Dichter versuchen ihre innerste Gefühlswelt zu verobjektivieren, das, was sie in rauschähnlichem Zustande erlebt, zu künstlerisch vollendetem Ausdruck zu bringen. In der griechischen Literaturgeschichte aber tritt nunmehr neben Homer Archilochus, neben den apollinisch gestimmten Epiker der dionysisch erregte Lyriker.

Blicken wir zurück und vergegenwärtigen wir uns noch einmal unsern Ausgangspunkt. „Die Fortentwicklung der Kunst," sagte Nietzsche in dem vorhin zitierten Satz, „ist an die Duplizität des Apollinischen und Dionysischen gebunden, in ähnlicher Weise, wie die Generation von der Zweiheit der Geschlechter abhängt, bei fortwährendem Kampf und nur periodisch eintretender Versöhnung." — Wir haben den Ursprung und den Gegensatz der beiden Grundelemente im Kunstschaffen historisch-genetisch verfolgt. Ist nun jener große Moment der Versöhnung zwischen beiden einmal in die Erscheinung getreten, zur Wirklichkeit geworden?

Wenn schon die Lyrik eine gewisse Annäherung zwischen dem Apollinischen und Dionysischen bezeichnet, so erfolgte ihre

Verschmelzung mit dem Augenblick, wo die griechische Tragödie entstand. Unsere Aufgabe wird es zunächst sein, den Prozeß dieser Verschmelzung zu betrachten, um schließlich noch ihre Auflösung und deren Folgen kennen zu lernen.

Jedes griechische Drama zerfällt in die Szenen, welche die eigentliche Handlung enthalten und fortführen, und in die gleichsam ein lyrisch gehaltenes Intermezzo bildenden Chorgesänge. Dieser Chor in der griechischen Tragödie hat von jeher das Erstaunen und die Verlegenheit der Altertumsforscher hervorgerufen, da er vom modernen Leser als etwas absolut Fremdartiges empfunden wird. Man hat verschiedene, meist nicht sehr glückliche Erklärungsversuche angestellt. Man hat gemeint, der Chor repräsentiere die warnende Stimme des Volkes gegenüber den Ausschreitungen der auf der Bühne agierenden Fürsten und Könige. Neben dieser mit liberal-politischen Ingredienzien arbeitenden, ziemlich abgeschmackten Hypothese steht die allgemeiner gefaßte Erklärung Schlegels, im Chor habe man den idealischen Zuschauer zu sehen, der am Schluß jeder Szene in pathetischen Worten die Moral von der Geschichte verkündige. Aber diese ebenfalls recht hausbackene Deutung scheitert an der ausdrücklichen Behauptung Aristoteles, die Tragödie sei aus dem Chor hervorgegangen. Es wäre widersinnig, das Drama vom Zuschauerraum aus entstehen zu lassen.

Um seine eigene Auffassung über die Entstehung der Tragödie zu begründen, verknüpft Nietzsche zunächst den soeben erwähnten Ausspruch des Aristoteles mit den früher gewonnenen Erkenntnissen über den dionysischen Kultus und die dionysische Kunst. Bei jenen orgiastischen Festen war für die Anhänger des Gottes die Wirklichkeit aufgehoben, mit all' ihren Schranken, mit ihrem Scheinwesen, ihrer Kultur und Konvention. Sie wähnten sich wieder als bärtige Satyrn. In dem griechischen Satyr verkörpert sich die Sehnsucht nach dem starken, ungebrochenen Naturdasein in so kraftvoller Weise, daß wir sein Gegenstück, den modernen Schäfer, nur um so peinlicher als klägliche Karrikatur empfinden. *Dieser Zustand des Rausches, der Verzauberung ist das dramatische Urphänomen.* Der Teilnehmer am dionysischen Festesjubel, der Choreut, fühlte sich dem eigenen „Selbst entrückt, und indem er seines Gottes gedachte, verdichtete sich die Vorstellung bei ihm zu einem Traumbilde. Er meinte die Schicksale des Dionys mit sinnenfälliger Deutlichkeit wahrzunehmen, wie die Mythologie sie uns schildert, seine Leiden und Verfolgungen

seinen Sieg und Triumphzug. So gebiert der dionysische Rausch die apollinische Vision.

Dieser — zunächst rein psychologisch gefaßten — Deutung entspricht nun auch der historische Verlauf der Entwicklung. Der Festesjubel der Choreuten erscheint in der Ueberlieferung vielfach getragen von dithyrambischen Gesängen zu Ehren des Gottes. Ob sie zu Anfang rein lyrischen Charakters waren, mag dahingestellt bleiben. Bald traten epische Bestandteile hinzu, Berichte über die Schicksale des Gottes. Diese Partieen trug der Chorführer als Solorezitationen vor: in den Bewegungen, dem Geberdenspiel der Teilnehmer begann die hierdurch hervorgerufene Stimmung sich zu symbolisieren. Die bei Festaufzügen allgemein üblichen Verkleidungen traten als ein die Wirklichkeitsillusion verstärkendes Moment hinzu.

So lösten sich allmählich aus dem Chorgesang die Elemente des Festspiels. Man begnügte sich nicht mehr damit, vom Gotte zu hören, ihn selber wollte man hören und sehen. Und mit dem Momente, wo der Schauspieler den Platz betrat, der durch ihn zur Bühne wurde, der Schauspieler, der seine Persönlichkeit aufgegeben hat und in einer andern aufgeht, war die Geburt der Tragödie vollendet. Die Vorgänge auf der Szene waren eine Versinnlichung der ursprünglichen Vision der Choreuten — mit andern Worten, die Tragödie ist aus dem Chor hervorgegangen.

Daß dem ersten Schauspieler bald ein zweiter und dritter hinzugefügt wurden, daß man vervollkommnete Bühneneinrichtungen schuf und Zuschauerplätze errichtete, ja selbst daß man zu Trägern des Dramas bald auch andere Götter und Heroen außer Dionysos wählte, das alles waren nur sekundäre Momente, technische Fragen gegenüber dem entscheidenden Schritt.

Freilich, wenn wir den bisher eingenommenen psychologisch-ästhetischen Standpunkt verlassen und statt dessen den kulturgeschichtlichen einnehmen, dann wächst die Einführung der gesamten Götter- und Heroenwelt in die Tragödie zu einer Tatsache von ungeheurer Bedeutung empor. Jene innige Verknüpfung der verschiedenen Lebensgebiete zu einer Einheit, wie wir sie in der griechischen Geschichte bereits beobachtet haben, sie verleiht der griechischen Kultur den organischen Charakter, ja sie macht vielleicht sogar deren konstitutives Merkmal aus. Kultur im höchsten Sinne ist eben vielleicht gerade Einklang des Lebens. Und so war die Einfügung der gesamten jonischen Mythen- und Sagenwelt in die

Dionysosfeste mit ihren dithyrambischen Gesängen ein Ereignis, das der Schöpfung einer hellenischen Gesamtkultur gleichkam. Das kostbarste geistige Erbe der Nation aus der Zeit Homers, das bereits in Gefahr stand innerlich zu verflachen und zu zerbröckeln, es wurde nunmehr mit aufgenommen in die mächtige dionysische Bewegung, umgebildet, verjüngt, durchgeistigt. Und umgekehrt gewannen die dionysisch gestimmten Tragödiendichter an den episch breiten Stoffen eine ganz andere Grundlage, auf der sie weit und machtvoll ihre Grundideen verkörpern, zu Weltanschauungsbildern ausbauen konnten.

Die Tragödie war eben nie bloß Dichtung, bloß Kunst; sie hörte nie auf, Religion, methaphysische Lebensdeutung zu sein. Wir sahen, wie Nietzsche die homerische Götterwelt als eine Überwindung des Schreckens und des Leidens durch die Kunst, durch die Welt des Scheines, gedeutet hatte. Aber diese Überwindung kann nicht als eine abschließende und gewissermaßen für alle späteren Geschlechter gültige Tat gedeutet werden. Sie mußte innerlich immer wieder von neuem vollzogen werden. Nun hatte der Dionysoskultus seine eigene neue Weltanschauung gebracht. Und wie nunmehr das Apollinische und Dionysische in Sprache und Stilisierung äußerlich gegen einander abgetönt und ausgeglichen werden mußten, so mußten sie auch in ihrem innern Wesen und Wirken sich innerhalb des Dramas auseinandersetzen. Aus ihrem Gegensatz entspringen vielfach die tiefsten tragischen Konflikte. Alle Welträtsel wurden hineingezogen in den Kreis der Tragödie, das Verhältnis zwischen Menschen und Göttern und Schicksal, zwischen der Individuation und dem All-Einen, die Frage nach der Gerechtigkeit im Weltgeschehen, nach dem Begriff des Frevels, nach Leid und Sühne und Tod. Soll der Mensch in apollinischer Weisheit sich beschränken, maßhalten und verzichten, oder in dionysischem Ueberschwang diese Grenzen durchbrechen, auf die Gefahr hin, der Hybris und dem Untergange zu verfallen? In Tragödien wie Prometheus oder der Ödipustrilogie haben die atheniſchen Dichter an diese Fragen der Sphinx gerührt, welche freilich einer Lösung nicht zugänglich sind.

Als das stärkere Element mußte sich schließlich das Dionysische erweisen: es hatte die Tragödie aus sich erzeugt, — die apollinische Vision war gewissermaßen als Schutzmittel dazwischen getreten um den äußersten Ansturm der Gefühle zu mildern. Die Wirkung der Tragödie auf den Zuschauer ist eine höchst eigenartige, eine unvergleichliche. Es ist hier nicht bloß der schöne

Schein, der eine befreiende Wirkung ausübt, wie beim Betrachten eines Gemäldes oder einer Statue. Die tragische Erregung hebt uns hinaus über Raum und Zeit, über Leid und Schmerz der Erde. Der Fluch der Vergänglichkeit scheint uns nicht mehr zu berühren. Der Untergang des Individuellen scheint uns nicht mehr schrecklich. Wir schauen lustgebannt auf die schöne Erscheinung, und sehnen uns zugleich über sie hinaus, nach dem Ureinen. Aus diesem Schweben über dem Abgrund des Unendlichen erwächst als herrlichste Frucht die Heiterkeit des tragischen Menschen, des klassischen Hellenen zur Zeit seiner höchsten Kultur.

Wenn wir nunmehr zurückblicken auf den zurückgelegten weiten Weg und noch einmal die Frage stellen: „War der griechische Staat Selbstzweck? Oder gibt es eine höhere Macht, in deren Dienst er unbewußt wirkte?" — so ergibt sich die Antwort aus dem Vorhergehenden von selbst. Der Staat ist bloß ein Mittel, um die Kultur aus sich zu erzeugen; die Kultur in jenem höchsten, aller äußeren Zivilisation direkt entgegengesetzten Sinne, wo sie, wie in Hellas, eine Einheit von Philosophie, Religion und Kunst darstellt. Hier können wir einen Satz Nietzsches zitieren: „Wir ahnen einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen Staat und Kunst, politischer Gier und künstlerischer Zeugung, zwischen Schlachtfeld und Kunstwerk."

Vergessen wir es nicht: es war das Zeitalter der Perserkriege, des glorreichen nationalen Zusammenschlusses der Griechen, als die Tragödie geboren wurde. Der Zeitraum höchster politischer Spannung fiel zusammen mit der Periode höchster Kunstentfaltung.

* * *

Wie die attische Tragödie sich relativ schnell zu ihrer unvergleichlichen Blüte entfaltet hat, so ist sie auch rasch und unvermittelt zu Grunde gegangen, ohne ein allmähliches Altern und Verbleichen, wie wir es bei allen übrigen Kunstgattungen beobachten. Und mit ihrem Tode trat eine ungeheure Umwälzung in der griechischen Welt, der griechischen Weltanschauung ein.

Der Mann, der Carlyles Anschauung von der ausschlaggebenden Bedeutung der großen Persönlichkeit bis ins Paradoxe entwickelt hat und über den Typus des Helden hinaus zum Begriff des Herrenmenschen gelangte, er verschmäht es auch bei der Erörterung des vorliegenden historischen Problems viel vom Zeitgeist und den Zeitströmungen zu sprechen; er berichtet nichts von den großen Wirkungen ungezählter kleiner Verschiebungen und

Ursachen. Zwei Männer sind es, welche Nietzsche für den Untergang der Tragödie verantwortlich macht. Und zum mindesten vom Standpunkte künstlerischer Symbolistik läßt sich so ein Verfahren immer rechtfertigen, trotz aller Fortschritte der wissenschaftlich-evolutionistischen Anschauungsweise. Diese beiden Männer sind Euripides und Sokrates. Ihre Charakteristik gehört zu den interessantesten und packendsten Partien in der „Geburt der Tragödie."

Euripides, der dritte in der Reihe der großen Tragiker, verfügte über eine außerordentliche Fülle kritischen Talentes, über eine seltene Schärfe des Gedankens, über die Fähigkeit zu feinster psychologischer Analyse. Aber gerade diese Eigenschaften prädestinierten ihn zu der verhängnisvollen Rolle, die er gespielt hat. „Mit aller Behendigkeit und Helligkeit seines Denkens," sagt Nietzsche, „hatte Euripides im Theater gesessen und sich angestrengt, an den Meisterwerken seiner großen Vorgänger — wie an dunkelgewordenen Gemälden — Zug um Zug, Linie um Linie wiederzuerkennen. Und hier nun war ihm begegnet, was dem in die tieferen Geheimnisse der äschyleischen Tragödie Eingeweihten nicht unerwartet sein darf: er gewahrte etwas Inkommensurables in jedem Zug und in jeder Linie, eine gewisse täuschende Bestimmtheit und zugleich eine rätselhafte Tiefe, ja Unendlichkeit des Hintergrundes. — Und während eines langen Lebens rang Euripides darnach, aus seinen eigenen Werken alles Unklare, Geheimnisvolle zu verdrängen, alle Tiefen mit seiner kritischen Sonde zu ermessen, alles Zwielicht mit der hellen Kerze seines Intellekts zu verscheuchen. Als er seine lange, äußerlich mehr von Mißerfolgen als von Triumphen begleitete Laufbahn beschloß, da hatte seine Tendenz gesiegt, die Tragödie war entseelt, an der Rationalisierung gestorben. An ihrer Stelle fristete das bürgerliche Intriguenspiel ein kümmerliches Scheindasein. — Auf Grund der vorhin gewonnenen Erkenntnisse können wir uns aber noch anders ausdrücken: die wunderbare Doppeleinheit, auf der die Tragödie ruhte, war gesprengt. An dieser Trennung war aber nicht nur das Dionysische, gegen das sich Euripides vor allen Dingen gewandt hatte, zu Grunde gegangen, sondern auch das Apollinische hatte sich nicht in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten können. Es war ebenfalls depotenziert, entweiht, entwertet. An die Stelle der künstlerischen Reize traten Erregungsmittel. „Diese Erregungsmittel," sagt Nietzsche, „sind kühle paradoxe Gedanken — an Stelle der apollinischen Anschauungen, und feurige Affekte an Stelle der

dionysischen Entzückungen." — Euripides endete in rationalistischem Naturalismus, nach Nietzsche dem Widerspiel jeder echten Kunst.

Aber auch Euripides war nicht der eigentliche Urheber dieses Umwandlungsprozesses. Er, der die Masse verachtete, wie selten ein anderer, er fürchtete das Urteil *eines* Mannes unter den Tausenden, die das athenische Theater besuchten: das Urteil des Sokrates. Und wie nach dem Ausspruch des delphischen Orakels Sokrates der Weiseste, Euripides aber der Zweit-weiseste unter den Griechen war, so war auch der Grundsatz des Euripides: „Alles muß bewußt sein, um *schön* zu sein" nur ein Korrelat zum Grundsatz des Sokrates: „Alles muß bewußt sein, um *gut* zu sein."

Sokrates, diese fragwürdigste Erscheinung des Altertums, wie Nietzsche ihn einmal nennt, erscheint vor uns als ein ganz neuer Typus von Mensch: der theoretische Mensch. Der Dialektiker, der da meint, daß Denken und *Sein* kommensurable Größen seien; daß aufs Denken und Erkennen sich das ganze menschliche Leben begründen lassen müsse, alle Ethik Religion und Kultur. Zuerst logisch erkennen, dann tugendhaft handeln. Und dieser Mann richtet nun sein großes Zyklopenauge auf die ihn umgebende Wirklichkeit, auf die quellende Fülle griechischen Lebens. Er sieht die großen Staatsmänner vor sich, die Künstler, die Dichter. Er fragt sie nach ihren Zielen, ihren Wegen. Und sie schauen den unermüdlichen Fragesteller verwundert an, mit den Kinderaugen des Genies. Ihre Antworten klingen unsicher, verdutzt, ja verständnislos. Und da merkt Sokrates den abgrundtiefen Unterschied zwischen ihrem Wesen und dem seinigen. Sie lebten und schufen unbewußt, ohne Tendenz, ohne Reflexion. Sie vollendeten ihre Bahn, getragen von der Vergangenheit ihres Volkes, im Einklang mit ihren Zeitgenossen, deren tiefstes Fühlen und Wollen sie verkörperten. Sie waren sich selbst unverständlich, denn sie hatten sich nie unter die Lupe genommen, hatten „nur aus Instinkt" gehandelt.

„Nur aus Instinkt!" In diese Formel faßt Nietzsche das Verdammungsurteil zusammen, welches Sokrates über die ganze altgriechische Kultur fällte, die durch ihn zu Grabe getragen wurde. Die Athener hatten recht, den Sokrates zu verurteilen. Denn er zersetzte, was die Jahrhunderte geheiligt hatten. Nur hätten sie ihn verbannen sollen, nicht ihm den Schierlingsbecher reichen. Denn durch diesen tragischen Abschluß wurde seinem Leben die letzte Weihe gegeben, die ihm überhaupt noch zu teil werden

konnte. Der sterbende Sokrates in seiner olympischen Ruhe wurde nunmehr zum Ideal der ganzen griechischen Jugend.

Der ungeheure, wenn auch nach Nietzsches Meinung verderbliche Einfluß des Sokrates tritt vielleicht in keiner dickleibigen Geschichte der Philosophie so überwältigend hervor, wie durch die aphoristischen Bemerkungen in der „Geburt der Tragödie." Wir haben bereits gesehen, wie die Rationalisierung den Verfall der Tragödie hervorrufen mußte. Sokrates, der nur eine Gattung der Poesie zu würdigen verstand, die äsopische Fabel, er konnte natürlich den dionysischen Überschwang der Tragödie nur als etwas Sinnloses, Anormales empfinden. Bei seiner aufs Moralisch-Nützliche gerichteten Denkungsart wollte sich für die Kunst überhaupt nicht mehr so recht ein passender Platz finden lassen. Unter dem Einfluß des Sokrates gab der schwärmerisch veranlagte Plato das Tragödienschreiben auf: freilich nur, um in seinen Dialogen die Philosophie zur Weihe der höchsten Kunst zu erheben, aber gleichsam wider besseres Wissen und Wollen. Ihrer metaphysischen Würde war die Kunst enthoben, sie sollte didaktischen Zwecken dienen, als Magd der Erkenntnis und Moral wurde sie noch geduldet.

Mit der Tragödie mußte aber auch der von ihr noch einmal zum Leben erweckte Mythos hinsterben, und überhaupt die ganze aus den organischen Instinkten des griechischen Volkes herausgewachsene Kultur. Der Mythos verkörpert das Bestreben eines jugendlichen kraftvollen Volkes, seine tiefsten Erkenntnisse in der Sprache der Symbole und Bilder darzustellen, die dem Wesen der Dinge näher zu kommen vermag, als die nüchterne und dazu noch unentwickelte Sprache des Verstandes. „Ohne Mythos," sagt Nietzsche an einer der schönsten Stellen seines Buches, „geht jede Kultur ihrer gesunden schöpferischen Naturkraft verloren. Erst ein mit Mythen umstellter Horizont schließt eine ganze Kulturbewegung zur Einheit ab. Bis zum Untergang der Tragödie waren die Griechen genötigt, alles Erlebte sofort an ihre Mythen anzuknüpfen, ja es nur durch diese Anknüpfung zu begreifen: wodurch auch die nächste Vergangenheit ihnen sofort „sub specie aeterni" und in gewissem Sinne als zeitlos erscheinen mußte. Und gerade nur so viel ist ein Volk — wie übrigens auch ein Mensch — wert, als es auf seine Erlebnisse den Stempel des Ewigen zu drücken vermag."

Sogar die vorsokratischen Denker, in denen Nietzsche die Prototypen aller innerhalb der Philosophie möglichen Richtungen

verehrte, waren in ihrer ästhetisch-pessimistischen Konzeption des Weltalls, in ihrem mehr intuitiven als logischem Erfassen der Zusammenhänge den tragischen Dichtern und ihrem ganzen Zeitalter durchaus verwandt, innerlich mit ihnen verwachsen.

Der Sokratiker aber konnte sich mit dieser mythisch-philosophischen Erkenntnisart nicht begnügen, ebensowenig als Euripides beim Helldunkel der äschyleischen Tragödie Halt machen konnte. Er mußte die Wahrheit in gangbarer Münze besitzen, in Begriffen, Schlüssen und Formeln. Und sie mußte auch praktisch verwendbare Konsequenzen aufweisen.

So begann die Zeit der als Tugendlehre gedachten Dialektik. Der Mythos starb unter ihren gewaltsam zugreifenden Händen, und wurde den Grammatikern und Lexikographen zur Einbalsamierung und Konservierung übergeben. Der Dialektiker aber begann sich auf das Nahe und Faßliche zu beschränken, allerdings in der Hoffnung, auch auf diesem Wege allmählich ans Ziel zu gelangen. Immer mehr verlor sich das Gefühl für die ungeheuren Widersprüche im Leben und Denken, unter deren beständig anreizendem Stachel der tragische Mensch gelebt hatte. Mit Zuversicht erwartete man, daß — so bald erst die Philosophen die Göttin der Erkenntnis vom Himmel herabgeholt hätten — auch die Göttin der Tugend freiwillig zu den Menschen niedersteigen würde. Und dann konnte ja auch die Göttin des Glücks als dritte im Bunde nicht fehlen — als „deux ex machina" betrat sie im bürgerlichen Rührspiel bereits häufig genug die Szene. Des metaphysischen Trostes durch die Tragödie bedurfte man jetzt nicht mehr. Alles Herbe, alles Harte, alles Große ging in den Zügen des Weltbildes, im Gefühlsleben der Menschen verloren. Ein liberal-optimistischer, rosafarbener Schein begann alle Dinge zu umfließen, Es war gleichzeitig ein Abendrot und ein Morgenrot, ein Sterben und eine Geburt. Es starb der alte Grieche, aus der Zeit des Perikles und Heraklit und Aeschylos, und der Allerweltshellene, der heiter-genügsame Alexandriner wurde geboren. Die Mazedonierkönige waren seine politischen Taufpaten. Seine direkten Nachkommen aber sah Nietzsche im modernen „gebildeten" Menschen.

* * *

Ich bin am Schluß meiner Darlegungen angelangt. Zwar erheben sich ungesucht zwei weitere Fragen: wie weit enthalten die hier entwickelten geschichtsphilosophischen Anschauungen Nietzsches

die Keime zu seinen späteren theoretisch aufgestellten Postulaten? — eine Gedankenverbindung, die ich am Eingang meines Vortrags bereits andeutete; — und zweitens: wie weit steht Nietzsches Auffassung der griechischen Kulturgeschichte in Einklang mit der exakten historischen Forschung von damals oder heutzutage?

Doch ich ziehe es vor, auf diese Fragen im speziellen nicht mehr einzugehn. Was die erste betrifft, so wird jeder, der mit den Grundzügen von Nietzsches späterer Lehre bekannt ist, eine Reihe seiner Hauptprobleme in der historischen Verhüllung wiedererkannt haben. Das Problem des Hellenismus war damals übrigens für Nietzsche aufs engste verknüpft mit der Hoffnung auf eine Wiedergeburt der deutschen Kultur im Anschluß an die Wagnersche Musik und Oper. „Die Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik" ist zu einem reichlichen Dritteil der Erörterungen dieser Hoffnung und dieser Träume gewidmet. Sie ist eine Streitschrift, und die stark subjektive Färbung, welche die Beurteilung der verschiedenen Epochen und Persönlichkeiten trägt, rührt zum Teil von diesem Umstand her.

An die Beantwortung der zweiten Frage nach der historischen Richtigkeit und Berechtigung der Nietzscheschen Konzeption kann sich streng genommen nur ein Fachmann auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft machen, aber auch ihm möchte ich nicht gern den Urteilsspruch in letzter Instanz überlassen. Die klassischen Philologen haben seinerzeit der „Geburt der Tragödie", wie ich nicht verschweigen will, einen durchaus unfreundlichen Empfang bereitet. Neben ziemlich vereinzelten abfälligen Notizen in den Fachzeitschriften erschien eine geharnischte Sonderbroschüre von Wilamowitz-Moellendorf, dem berühmten Philologen, jetzt Professor in Berlin, unter dem Titel: „Zukunftsphilologie." Zwar antwortete Erwin Rohde, der durchaus die Grundanschauungen seines Freundes teilte, mit einer nicht minder resoluten Gegenschrift: „Afterphilologie" *. Aber auch sie änderte die Sachlage nicht, und man begann in Philologenkreisen Nietzsche gegenüber die beliebte Politik des Totschweigens anzuwenden.

Diese Stellung der Fachgenossen darf uns nicht zu sehr überraschen. Eine solche großzügige Konstruktion, wie die „Geburt der Tragödie" und die Fragmente aus dem Nachlaß sie darstellen, bietet natürlich der Kritik unzählige dankbare Angriffspunkte, ohne

*) Leider scheinen diese beiden, für mein Thema hochinteressanten Broschüren vom Büchermarkt verschwunden zu sein, so daß ich mir kein Exemplar derselben habe verschaffen können.

daß der Gesamtwert einer derartigen Leistung dadurch in Frage gestellt werden würde. Die Fachleute stehen eben den Dingen meist zu nah, um neben dem vielen Verzeichneten die stolzen Grundlinien einer neuen Gesamtauffassung wahrnehmen zu können — eine sehr alte Erfahrung, die nur insofern eine Art von Neuheit beanspruchen darf, als jede Generation sie mit mathematischer Regelmäßigkeit an neuen Einzelfällen zu erproben hat.

Nietzsches Auffassung der griechischen Kulturgeschichte scheint mir so viel Eigenartiges, Wertvolles und Fortwirkendes zu enthalten, daß ich persönlich geneigt wäre, ihn im Bunde mit Jakob Burckhardt und Erwin Rohde als den Begründer einer neuen Epoche anzusehn, in der das Problem des Hellenismus sich uns wieder von einer neuen, unerwarteten Seite gezeigt hat. Eines steht fest: wäre Nietzsche mit seinem harten, klaren Blick in die Welt des Tatsächlichen, mit seiner Kraft der Phantasie und seiner leuchtenden Darstellungsgabe bei der Geschichte geblieben, er wäre einer der genialsten Kulturhistoriker aller Zeiten geworden. Aber freilich, mit einem so bescheidenen Kranze wäre einer Natur wie der seinigen kaum gedient gewesen.

* * *

Mit einer Art von Nutzanwendung möchte ich schließen. Das mag vielleicht am Schluß einer Nietzschestudie stilwidrig erscheinen, aber gerade *diese* Nutzanwendung würde der Verfasser der „Geburt der Tragödie" am ehesten gestattet haben.

Nietzsches Verhältnis zum Hellenentum scheint mir ein besonders schlagendes Beispiel der fortdauernden Bedeutsamkeit der Antike für unser modernes Geistesleben zu sein. Man vergegenwärtige sich das Eine: die augenblicklich herrschende Tendenz, das gesamte Schulwesen vom klassischen Boden loszulösen, bedeutet nicht nur einen Verzicht auf die *Bildungsschätze des Altertums*, sondern bedroht überhaupt jede wahrhafte historische Bildung mit dem Untergang, und versperrt uns den Zugang zu einem tieferen Verständnis der eigenen nationalen Vergangenheit und Kultur. Man weist häufig darauf hin, daß ohne eine gründliche Kenntnis des Altertums vieles in Goethes und Schillers *Werken*, und vielleicht noch mehr in ihrem *Werden*, uns unverständlich bleibe. Das ist ein wichtiges, aber vereinzeltes Beispiel. Jede Generation der westeuropäischen Kulturvölker hat bisher mit dem Problem des Hellenismus gerungen, allgemeiner gefaßt, mit dem Problem der

Antike. Das Bestreben, eine rein germanische Bildung und Weltanschauung zu begründen, beruht — abgesehen von den höchst bedenklichen Folgen, welche die Verwirklichung dieses Versuches nach sich ziehen würde — auf einer unmöglichen Voraussetzung. Denn wir besitzen keinerlei Geistesdenkmäler aus einer Zeit, wo die Deutschen sich noch nicht unter dem tiefgehenden Einfluß der antiken Kultur befunden hätten. Aus Aristotelischer Dialektik war schon im Mittelalter die Scholastik hervorgegangen, die ihre Maschen über ganz Westeuropa spann; aus dem in weiterem Umfange wiedererschlossenen Altertum erblühte die Kultur der Renaissance; die tonangebende klassische Literatur der Franzosen fußte auf strengster Innehaltung, zum Teil mißverstandener antiker Regeln. Und die deutsche Hochkultur um die Wende des 18. Jahrhunderts hatte sich von den Formen der Antike gelöst, um desto tiefer aus ihrem Geist zu schöpfen.

Die Zeit, wo wir für unsere Bildung des klassischen Altertums werden entraten können, dünkt mir ebenso fern, ebenso irreal zu sein, wie diejenige, wo Goethe und Schiller von unsern Bücherbrettern verschwinden werden.

Ein großer Toter über die Gewissensfreiheit.

Im Jahre 1894 veröffentlichte Wladimir Sergejewitsch Ssolowjew im „Westnik Jewropy“ unter dem Titel: „Eine Kulturfrage: Die historische Sphinx“ einen Artikel, den gerade in unsern Tagen, wo wir von einer wirklichen Durchführung der Gewissensfreiheit, trotz der Allerhöchsten Manifeste vom 17. April und 17. Oktober, noch weit, sehr weit entfernt zu sein scheinen, wiederum zu lesen von höchstem Interesse ist. Noch ist die Frage eine brennende und eine ungelöste und es ist ein echter Russe und ein überzeugter Sohn der griechisch-orthodoxen Kirche, einer der allerbedeutendsten russischen Denker, der hier seiner tiefsten Überzeugung Ausdruck verliehen hat, und zugleich eine so durch und durch edle und reine Persönlichkeit, dessen geistige Bedeutung die Zukunft immer höher wird einschätzen und bewerten lernen. Wir geben diesen bedeutsamen Artikel hier nach der Übersetzung wieder, die damals in der „Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung“ (1894 Nr. 56) erschien. Der Artikel wird ohne Zweifel den allermeisten unsrer Leser bisher noch unbekannt geblieben sein.

* * *

„Bei Gelegenheit der fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier der St. Petersburger Slavischen Gesellschaft ist von den Zeitungen u. a. eine von dem bekannten Geschichtsprofessor und leitenden Mitgliede dieser Gesellschaft* gegebene Erklärung der „slavischen Idee“ reproduziert worden. In Übereinstimmung mit anderen Slavophilen (Panslavisten), sowie mit den Publizisten der „konser-

*) Der Professor und Akademiker Bestuschew-Rjumin.

nativen" Presse, erblickt der geehrte Professor das Wesen der slavischen Idee in der „Orthodoxie", die er folgendermaßen definiert: „Die Orthodoxie, wie sie von dem russischen Volke verstanden wird, ist die Abwesenheit jeglicher geistigen Alleinherrschaft, die völlige Toleranz, verbunden mit Achtung vor dem fremden Glauben. Eine solche Orthodoxie kann keineswegs zur Trennung der einzelnen slavischen Stämme führen, sondern muß sogar ihre Vereinigung erleichtern. Die Eigentümlichkeit unsrer Orthodoxie besteht in der vollen Harmonie mit den anderen Grundprinzipien der russischen Geschichte. Diese Prinzipien sind: auf dem Gebiet der politischen Geschichte — die Ständelosigkeit, auf dem wirtschaftlichen — das Gemeindewesen und insbesondere der Gemeindebesitz des Bodens."

Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Definitionsform: „die Orthodoxie ist die Abwesentheit" nicht als mustergültig angesehen werden kann, daß der Zusammenhang zwischen Toleranz und Gemeindebesitz ein wenig an den Haaren herbeigezogen erscheint, und daß es besser gewesen wäre, von der slavischen Idee gar nicht zu reden, als sie nur deshalb zu erwähnen, um ihr sofort die Grundprinzipien der russischen Geschichte unterzuschieben, d. h. mit anderen Worten, um zu proklamieren, daß alle übrigen slavischen Völkerschaften der russischen Nationalität nur als nichtssagendes und gleichgültiges Material zu dienen hätten. Wenn man jedoch von allem diesem absieht, so kann man in der angeführten panslavistischen Formel einen bestimmten Hinweis herausfinden, den nämlich, daß die wesentliche unterscheidende Eigentümlichkeit der „Orthodoxie", nicht im theologischen Sinne, sondern als kulturhistorischen Prinzips, in Toleranz und Achtung gegen andere Konfessionen bestehe. Daß diese wichtige und auch, abgesehen von ihrem vorgeblichen Zusammenhange mit dem Gemeindebesitz, ausgezeichnete Eigenschaft der Orthodoxie zugesprochen werden müsse, haben wir schon längst von den älteren Slavophilen zu hören bekommen. Viele beredte Seiten des IV Bandes der Werke Aksakows sind der Entwicklung der These gewidmet, daß die Orthodoxie ohne religiöse Freiheit nicht denkbar sei. Zu demselben Resultat führt unbedingt der Hinweis Ssamarins auf das Fehlen jeglichen äußeren Kriteriums der Wahrheit in der Orthodoxie.

Somit hätten wir uns scheinbar eines hohen Vorzugs vor den anderen Völkern Europa's zu rühmen: diese haben sich erst durch einen langwierigen und beschwerlichen historischen Prozeß bis zum Prinzip der Toleranz hindurchgearbeitet, während es uns umsonst geschenkt wurde, einfach kraft unserer Zugehörigkeit zur orientalen Hälfte der christlichen Welt. Wenn es uns aber einfiele, über diesen unsern Vorzug in Freude auszubrechen, so würde sich, sogar in den angeführten Worten des panslavistischen Redners, ein Hinweis darauf finden, daß eine solche Freude verfrüht sei. „Eine solche Orthodoxie", sagt er; folglich gibt es auch noch eine andere? Welche denn? Diese Frage wird uns von anderen Patrioten beantwortet, die auch für die Orthodoxie eifern, in ihr ebenfalls das Wesen, wenn nicht der slavischen, so doch der russischen Idee sehen und sich dabei gleichfalls auf die Meinung des russischen Volkes berufen. So z. B. bringen die Patrioten der „Moskauer Nachrichten" („Moskowskija Wedomosti") im Namen aller dieser Faktoren folgende Handlungsweise in Bezug auf die nichtorthodoxe Bevölkerung in Vorschlag: „Die katholischen Polen des ganzen Territoriums der neun westlichen Gouvernements müssen so weit gebracht werden, daß sie sich gezwungen sehen, auszuwandern. Zu diesem Zwecke muß zuvörderst allen Personen nichtorthodoxer Konfession verboten werden, nicht nur Ländereien in diesem Gebiete anzukaufen, sondern auch solche zu pachten oder Güter zu verwalten, und dieses Verbot muß in praxi mit Festigkeit durchgeführt werden."

Hier handelt es sich offenbar nicht um jene Orthodoxie, welche nach den Worten des Professors Bestushew-Rjumin, kraft der ihr innewohnenden Toleranz, „nicht zur Trennung der einzelnen slavischen Stämme führt, sondern vielmehr ihre Vereinigung erleichtern muß." Unsre „zerstörungssüchtigen" Patrioten verfechten ja auch eine Verschmelzung, aber eine im Sinne Tamerlans. Sie verstehen unter Einheit die Vernichtung aller Unterschiede, und das konfessionelle Prinzip dient ihnen nur als Banner des Hasses und als Werkzeug der Ausrottung. Dieselbe Handlungsweise, welche sie in Bezug auf die katholischen Polen vorschlagen, haben sie früher gegen Andere ebenfalls in Anwendung gebracht sehen wollen, und sie bestehen auch jetzt noch auf dieser Forderung: gegen die deutschen Protestanten, gegen die russischen Stundisten

und Sektirer, gegen die Juden, in letzter Zeit auch gegen die Kalmücken und burjätischen Buddhisten, gegen die mohammedanischen Tataren, endlich sogar gegen die Armenier. Mit einem Wort, es gibt auf dem ganzen ungeheuren Territorium des russischen Reiches keine religiöse oder nationale Sondergemeinschaft, die nicht im Namen derselben erhabenen Grundelemente unsres Glaubens und unsrer Nationalität, auf welche von den Rednern der Slavischen Gesellschaft hingewiesen wird, der Vertilgung zu unterliegen hätte.

Somit werden uns unter einem und demselben bedeutsamen Namen der Orthodoxie zwei einander diametral entgegengesetzte Prinzipien vorgeführt: auf wahren Patriotismus und volles Einverständnis mit dem russischen Volke erheben solche Leute ganz analogen und ausschließlichen Anspruch, die in Bezug auf die grundlegende sittliche Frage über gut oder böse, Recht und Unrecht vollkommen auseinandergehen. Die „West-Europäer" und „Liberalen" unter uns mögen getrost sein; indem unsere „Orientalen" und „Selbständigseinwollenden" ihnen Mangel an Patriotismus vorwerfen, erweisen sie selbst sich als übermäßig reich; anstatt eines Patriotismus haben sie gar zwei, und zwar sind diese zwei einander entgegengesetzt: der versöhnliche Patriotismus der St. Petersburger Redner der Slavischen Gesellschaft und der zerstörende Patriotismus der neu-moskowischen Publizisten. Und doch sehen die einen, wie die andern Patrioten das Wesen der russischen Nationalität, und folglich auch das begeisternde Element ihres Patriotismus, in der „Orthodoxie", die somit die Gestalt eines eigentümlichen, zweigesichtigen Janus annimmt, oder noch eher einer Sphinx mit weiblichem Antlitz und tierischen Krallen. Aber Sphinxe sind nur dann dauerhaft, wenn man sie aus Stein meißelt. Das Leben eines Volkes, sobald es einigermaßen zum Bewußtsein erwacht, kann nicht unter dem Druck eines innerlichen Widerspruches bleiben; und wenn wirklich unser konfessionelles Wesen in seiner historischen Erscheinung jene zwei einander entgegengesetzte Elemente enthält, welche die Ideologen des Panslavismus und die Patrioten der Vernichtung unter sich verteilt haben, so entsteht im Interesse unsrer nationalen Selbsterkenntnis die dringliche Frage, von deren Entscheidung in der einen oder anderen Richtung unsre ganze kulturhistorische Zukunft abhängt, — die

Frage nämlich: Welche dieser beiden Anschauungen ist als wesentlich, welche als zufällig zu betrachten? Was muß schwinden, was bleiben? die Tierkrallen oder das weibliche Antlitz?

Hier liegt ein Umstand vor, der in den Augen eines Pessimisten als unheilverkündend erscheinen könnte. Trotz des prinzipiellen Gegensatzes zwischen unsern beiden Nationalitätsanschauungen, der menschlichen und der tierischen, wird in der Praxis der Unterschied zwischen ihnen beständig auf irgend welche Weise verwischt, und zwar immer zu Gunsten der letzteren. Sowie man aus dem Gebiet abstrakter Formeln und Definitionen auf den konkreten Boden der Wirklichkeit hinüberkommt und irgend eine bestimmte Frage der unaufschiebbaren Entscheidung bedarf, beginnt sofort das menschliche Antlitz unsrer nationalen Idee abzublassen, zu vergehen, die Züge verschwimmen, werden formlos und nebelhaft, zuletzt verschwindet das Antlitz spurlos; von unsrer Sphinx bleiben nur die durchaus nicht rätselhaften Krallen zurück. Ich rede hier keineswegs von dem faktischen Siege der schlechteren Patrioten bei Entscheidung praktischer Fragen über die besseren; das könnte eine rein äußerliche Zufälligkeit sein. Nein das Verschlingen des menschlichen Gebildes durch das tierische geschah und geschieht im Innern der Repräsentanten der panslavistischen Ideologie selbst; sie selbst sagen sich, bewußt oder unbewußt, von der konkreten Verkörperung ihrer Idee los und stellen sich auf die Seite ihrer Gegner. Außer zwei oder drei der ältesten Panslavisten, die keine Gelegenheit hatten, die Sphäre der Abstraktion zu verlassen, gibt es unter allen übrigen keinen einzigen, der gewagt oder verstanden hätte, seine ganz ausgezeichneten Prinzipien bis ans Ende durchzuführen, sie folgerecht auf die Entscheidung aller wesentlichen Fragen des russischen Lebens anzuwenden. Ssamarin z. B., der so weitherzig und richtig über geistige Freiheit zu urteilen verstand, ließ sich zugleich durch konfessionellen und nationalen Fanatismus so sehr fortreißen, daß er eine wohlverdiente Rüge vom Kaiser Nikolaus anhören mußte, der ihm den grundsätzlichen Unterschied zwischen christlichem und mohammedanischem Geiste sehr schön klar machte. Ebenso ging es Dostojewski, der in seiner Rede über Puschkin entschiedener als alle Panslavisten auf den universellen, allgemein menschlichen Charakter der russischen Idee hingewiesen hat; bei jeder konkreten Stellungnahme

gegenüber der nationalen Frage aber wurde er zum Träger des elementarsten Chauvinismus.

Wir finden also faktisch sogar im Kreise der nationalistischen Ideologen selbst keine wirklichen Repräsentanten desjenigen menschlichen versöhnenden Elements der russischen Idee, welches in einigen Briefen und Festreden hervorgehoben wird. Ist nun daraus der pessimistische Schluß zu ziehen, daß das menschliche Antlitz unsrer Sphinx überhaupt nur ein Trugbild ist, während in Wirklichkeit ausschließlich die Tierkrallen vorhanden sind und weiter nichts? Diese Frage kann nur auf historischem Boden entschieden werden; aber vorläufig möchte ich sie von einigen Trugschlüssen befreien, durch welche, mit und ohne Absicht, das Wesen der Sache verdunkelt wird.

„Die Grundlage eines vernünftig-sittlichen Lebens jedes einzelnen Menschen sowohl, als auch eines ganzen Volkes muß das Christentum sein, das uns in seiner reinsten Gestaltung, der Orthodoxie, herniedergesandt wurde, das unser heiliges Rußland geschaffen, es in Zeiten schwerer Prüfungen beschützt hat und mit dem russischen Volke verwachsen ist." Dieses klare und entschiedene Wort des jetzigen Präsidenten der Slavischen Gesellschaft mag uns als Ausgangspunkt dienen, um die Lüge aufzudecken, mit welcher unsre Patrioten beider Nuancen sich bemühen, das antichristliche und folglich auch anti-orthodoxe Wesen ihrer Bestrebungen und ihres Verfahrens zu verdecken.

Das Christentum, als „Grundlage eines vernünftig-sittlichen Lebens", wendet sich an den Menschen (und gleichfalls an das ganze Volk, nach der richtigen Bemerkung des bezeichneten Redners) mit ganz bestimmten Forderungen, die zwischen zwei Grenzlinien liegen. Die höhere, maximale Grenze, das absolute Ideal, wird durch die Forderung ausgedrückt: „seid vollkommen, wie Euer Vater im Himmel vollkommen ist"; während die niedrigste, minimale, mit dem natürlich-menschlichen Grundsatz der Gerechtigkeit zusammenfällt: „füge anderen nichts zu, was Du nicht wünschest, daß Dir zugefügt werde." Die Grade der Annäherung an die Vollkommenheit sind verschieden und veränderlich, das Gesetz der Gerechtigkeit aber ist für alle und zu jeder Zeit dasselbe. Das absolute Ideal besteht für uns nur im Streben und im Prozeß des Werdens, während die Gerechtigkeit die reale, schon gewordene

Grundlage des menschlichen Lebens sein muß, ohne welche dieses Leben gar keinen Wert haben kann. Indem das christliche Ideal uns noch über die einfachen Forderungen der Gerechtigkeit erhebt, setzt es letztere als schon verwirklicht voraus. Sie machen das Minimum der Sittlichkeit aus, und das Leben und die Tätigkeit, sei es nun des Einzelnen oder eines ganzen Volkes, welche auch dieses minimale Niveau nicht erreichen, haben durchaus gar keine vernünftig-sittliche Bedeutung; ein solches Leben ist nichts weiter, als das Produkt und der Ausdruck schlechter tierischer Instinkte, welche Maske dieselben sich auch vorsetzen mögen.

Eine der direkten und unumgänglichen Anwendungen des allgemeinen Grundsatzes der Gerechtigkeit ist die Pflicht der Toleranz und der Achtung vor dem Glauben Anderer und vor der fremden Nationalität. Diese Pflicht ist vollständig unabhängig davon, wie wir subjektiv uns zum Inhalt der Glaubenslehren der Anderen, zum Charakter der fremden Nationalität verhalten, wie wir deren inneren Wert beurteilen; hier wird die Achtung nicht vor der Eigenschaft des Fremden, sondern vor dessen Recht verlangt. Wir müssen den Andersgläubigen und den fremden Nationalitäten, wie sie auch beschaffen sein mögen, das Recht auf Existenz, auf freie Betätigung und Entwicklung zuerkennen und müssen das tun nicht auf der partiellen und materiellen Grundlage unsrer Meinung über sie, sondern auf der allgemeinen und formellen Grundlage, daß wir selbst von Andern eine solche Anerkennung unsres Glaubens und unsrer Nationalität unbedingt fordern. Dies ist eine einfache und direkte Folgerung aus dem allgemeinen und objektiven Prinzip der Gerechtigkeit; ebenso wie wir keine gewaltsame Unterdrückung unsres Glaubens nnd unsrer Nationalität von Seiten Fremder wünschen können, dürfen wir uns auch unsrerseits keine Gewalttat Anderen gegenüber erlauben. Diese elementare Wahrheit, die von den ersten christlichen Apologeten mit voller Klarheit ausgesprochen wurde, die nachher im Mittelalter verloren ging und mit großer Mühe in der Neuzeit wieder hergestellt worden ist, beginnt in unsern Tagen wiederum durch das blinde Treiben der Leidenschaften und tierischen Instinkte verdunkelt zu werden. Tröstlich ist es jedoch, daß es nur wenige verwilderte Leute gibt, die sich dazu entschließen, sie direkt abzuleugnen; die Mehrzahl bewahrt noch so viel Schamgefühl, daß sie

zu allerlei Listen und Kunstgriffen eines lügnerischen Verstandes ihre Zuflucht nimmt, um das Prinzip der Gerechtigkeit in der Tat zur Null zu reduzieren, ohne es in Worten zu verleugnen. Einige dieser Kunstgriffe sind zu gangbaren Gemeinplätzen, einigermaßen zu Axiomen der pseudo-patriotischen Argumentation geworden. Ich denke, daß es an der Zeit ist, solche Gemeinplätze hervorzuheben und ihren grob-sophistischen Charakter zu entlarven.

Der erste der Kunstgriffe, durch welche die schamhaften Anhänger der Gewaltakte sich von den Forderungen der Toleranz in Glaubenssachen* loszumachen suchen, beruht auf einem Spiel mit Wörtern. Da religiöse oder konfessionelle Freiheit auch Gewissensfreiheit genannt wird, so gestattet dies eine Fälschung der Frage. Das Gewissen ist ein innerlicher Vorgang in der Seele, solche Vorgänge aber unterliegen keinem äußeren Zwange; jeder Einzelne hat das Recht, zu denken und zu glauben, was er will, so lange er seine Gedanken nicht in die Außenwelt treten läßt. Diejenigen, die sich auf solch innere Freiheit des Geistes berufen, wissen jedoch sehr wol, daß es in diesem Fall sich gar nicht um diese handelt, sondern gerade um die Freiheit der äußeren Betätigung, um Freiheit des Bekenntnisses und der Verbreitung des Glaubens. Und da wir selbst uns mit der innerlichen Freiheit nicht begnügen, im tiefsten Innern unsrer Seele zu denken, was uns beliebt, sondern auch so reden und handeln wollen, wie es dem, was wir für Wahrheit halten, entspricht, — so müßten wir, scheint es, eben dieselbe und keine andere Freiheit auch den andern Menschen gönnen.

Ein zweiter, weniger grober Sophismus besteht auch in Fälschung von anderer Seite. Man weist auf die Zulassung verschiedener konstituierter Kulte hin, schreibt diese Zulassung der Toleranz zu und gibt sie für wirkliche religiöse Freiheit aus. Die äußere Konstituierung einer Religionsgemeinschaft, deren Mitgliedschaft ausschließlich durch faktische Vererbung von den Eltern an die Kinder und nicht durch freie Ueberzeugungswahl bestimmt wird, — diese äußere Konstituierung füllt aber noch nicht den Begriff des Glaubens, der Religion aus, und folglich ist die un-

*) Der Kürze wegen rede ich hier nur von dieser Art der Toleranz, weil dieselben Auseinandersetzungen leicht auch auf Nationalitätsrechte bezogen werden können.

behinderte Existenz einer solchen Religionsgemeinschaft noch keine religiöse, keine Glaubens-Freiheit. Das Subjekt des Glaubens ist vor allem die lebendige Persönlichkeit, und darnach erst die soziale Gruppe oder Institution, und die religiöse Freiheit ist vor allem die Freiheit jedes einzelnen Individuums, das zu bekennen und zu predigen, woran es glaubt. Es ist die Freiheit nicht nur in Bezug auf eine Institution, sondern auch in Bezug auf eine Überzeugung, die Freiheit eines Jeden, nach eigener Wahl zu einer oder der anderen aus der Zahl der gegebenen Institutionen zu gehören oder nicht zu gehören. Unsre religiöse Überzeugung halten wir nicht allein für eine vererbte Tatsache, sondern auch für den Gegenstand eines lebendigen, persönlichen Glaubens; wir begnügen uns nicht mit der Forderung, daß die Kinder orthodoxer Eltern das Recht haben sollen, orthodox zu sein, wir verlangen auch, daß jeglicher Mensch, welcher Konfession er auch seiner Geburt nach zugehören möge, sobald er nach eigener Überzeugung bis zur Anerkennung der Wahrheit der Orthodoxie durchgedrungen, unbehindert sich an dieselbe anschließen könne; folglich ist es ein Erfordernis der Gerechtigkeit, daß allen Andern grade dieselbe und keine andere Freiheit eingeräumt werde.

Aber, sagt man drittens, das legale Gefühl nationaler Selbsterhaltung macht uns zur Pflicht, unsre konfessionelle Einheit als Grundlage und Heiligung der Einheit und Kraft des Volkes zu beschützen. Abgesehen davon, daß bei solcher Beweisführung die Religion offen als Mittel zur Erreichung von Nebenzwecken anerkannt und daß willkürlich im voraus angenommen wird, daß im Fall eines Konfliktes zwischen Gerechtigkeit und nationalem Egoismus der letztere die Oberhand behalten müsse, — abgesehen davon liegt in der Voraussetzung einer solchen Rolle der konfessionellen Einheit selbst sowol eine historische Unrichtigkeit, als auch ein innerer Widerspruch. Der Zwiespalt zwischen dem katholischen und dem protestantischen Teil des deutschen Volkes hat Deutschland nicht daran gehindert, eine große Nation und ein mächtiger Staat zu werden, wie die gewaltsame Unterdrückung dieses Zwiespaltes in Spanien nicht daran gehindert hat, daß dies Land aufgehört hat, eine große Nation und ein mächtiger Staat zu sein; auch gelingt es nicht immer, das Faktum des Zwiespaltes selbst durch Zwangsmaßregeln zu beseitigen, wie das durch die

Geschichte des russischen Sektenwesens bezeugt wird. Aber die Unhaltbarkeit dieses dritten Arguments zeigt sich hauptsächlich darin, daß hier die äußere konfessionelle Einheit von dem inneren Gehalt der Konfession gesondert wird. Wir bekennen uns zur Orthodoxie als zur reinsten Gestaltung des Christentums; aber das Christentum hat bestimmte Gebote, und der äußerliche Kampf gegen andere Konfessionen gehört keineswegs zu ihrer Zahl, wie schon der Kaiser Nikolaus mit Recht H. Ssamarin auseinandergesetzt hat. Die Gebote des Christentums sind Gebote der Gerechtigkeit und Menschenliebe, und es wäre ein schreiender Widerspruch, diese Religion, diese Gebote mit ungerechten und unmenschlichen Mitteln verteidigen zu wollen. Wenn wirklich unsre nationale Kraft auf dem Christentum in seiner reinsten Gestalt beruht, so kann dieselbe mit Erfolg nur durch rein christliche Mittel erhalten und gefestigt werden, d. h. durch solche, die dem Geist des Christentums entsprechen und ihm nicht direkt entgegengesetzt sind; letztere würden sie innerlich weit schlimmer untergraben, als jegliche äußere Kirchenspaltung. Die Leute, welche mit Unverstand für Beschützung der Orthodoxie eifern, machen sich von ihr ein Bild, als sei sie etwas in der Art eines äußerlichen Dinges, in Bezug auf welches es ganz auf Eins herauskommt, wie und wodurch es geschützt wird, wenn es nur unversehrt bleibt. Wenn ich einen mir anvertrauten Kasten mit Staatsgeldern zu transportiren habe, so muß ich gewiß für den Fall eines räuberischen Angriffs einen geladenen Revolver in die Tasche stecken. Sind aber ähnliche Vorsichtsmaßregeln in der Ordnung, wenn es sich nicht um einen Geldkasten, sondern um die „reinste Gestaltung des Christentums" handelt? Das Christentum überhaupt, und insbesondere das Christentum in seiner „reinsten Gestalt", ist vor allem ein geistiges Prinzip, das seine Bekenner innerlich beseelt und sie von jeglichen gewalttätigen oder bedrückenden Handlungen gegen wen es auch sein mag zurückhält. Ein „reines Christentum", welches die Mittel des Selbstschutzes, die z. B. von den „Moskauer Nachrichten" in Vorschlag gebracht sind, zuließe, gibt es nicht und kann es nicht geben, und folglich ist in diesem Blatte von der Beschützung nicht der Orthodoxie, sondern irgend einer abgekarteten Fiktion der Zeitung die Rede, einer Fiktion, die sehr wenig anziehend ist und die Niemand brauchen kann.

Weiter wird der Zwangsschutz und die Verbreitung der vorgeblichen Wahrheit den staatlichen Autoritäten zur Pflicht gemacht. Eine solche Pflicht wäre möglich bei gleichzeitigem Vorhandensein zweier Bedingungen: erstens, wenn die Beschützer der Wahrheit in ihrem Urteil darüber, was innerlich mit der Wahrheit übereinstimmt oder nicht übereinstimmt, was ihrer Entwicklung förderlich oder hinderlich ist, sich Unfehlbarkeit zusprechen könnten; denn ohne unfehlbares Urteil dürfte man im Resultat anstatt Beschützung — Zerstörung und anstatt Entwicklung — Unterdrückung erhalten. Die zweite Bedingung aber wäre, daß die zu schützende Wahrheit ihrem Wesen nach die gewaltsame Art des Schutzes zuließe. Da aber beide Bedingungen im gegebenen Falle nicht vorhanden sind und nicht vorhanden sein können, so muß folglich diese vorgebliche Pflicht des Zwangsschutzes zu den Sophistereien gerechnet werden, die nur dazu ausgeklügelt worden sind um die Forderung der Toleranz zu umgehen.

Zu demselben Zweck ist es sehr üblich, auch noch einen anderen Kunstgriff zu gebrauchen: man verwechselt die Toleranz mit der Gleichgültigkeit, dem Indifferentismus in Glaubenssachen. Es ist zweifellos, daß ich, wenn ich an die Wahrheit glaube, nicht gleichgültig dagegen sein kann, wenn ein Anderer sie ableugnet; folgt aber darnus, daß ich diesem Anderen gleich an die Kehle fahre? Das Eifern für das Rechte muß selbst gerecht sein. Die Mittel, solchen Eifer zu betätigen, sind bekannt: das überzeugende Wort, Bekenntnis und Predigt der Wahrheit und, wenn nötig, Selbstaufopferung und Martyrium. Wo ist denn da Raum für Gewalttätigkeit gegen Andere? Die Anwendung von Zwang anstatt der Überzeugung entspringt nicht aus starkem Glauben, sondern aus schwachem Verstande, und manchmal aus der Schwäche ees eigenen Glaubens, oder sogar aus dessen vollkommener Abwesenheit. Als grelles Beispiel der letzteren können die Gewalthaber des Römischen Reiches dienen, die, selbst vollständige Zweifler in Sachen der Religion, nichtsdestoweniger die Christen zu Tode brachten, um die Staatsreligion zu beschützen. Und wie zu damaligen Zeiten die allgemeinen Maßregeln zur Verfolgung der Christen u. a. in der Anklage auf ganz besondere Verbrechen ihre Begründung suchten, so wird auch jetzt die Intoleranz gegen andere Bekenntnisse gewöhnlich durch generalisierende Hinweise auf

den verbrecherischen Charakter einiger besonderen Sekten gerechtfertigt. Dieser Sophismus ist schon von den christlichen Apologeten widerlegt worden: ist Jemand eines Verbrechens überwiesen worden, so möge er der gesetzlichen Vergeltung unterliegen. Die Schlußfolgerung: einige Sekten regen zu Freveltaten an, folglich dürfen alle Secten nicht geduldet werden — ist ebenso logisch, wie die folgende: einige Menschen begehen Verbrechen, ergo müssen alle Menschen hingerichtet werden.

Wir fügen den bisher behandelten Sophismen gegen die Toleranz zum Schluß noch einen letzten hinzu, in welchem der antichristliche Geist als Wolf in Schafsverkleidung erscheint. Man gibt zu, daß jeglicher Zwang in Sachen der Religion ungerecht, nicht wünschenswert und in direkter Beziehung auf den leiden Teil nutzlos sei: Niemand könne mit Gewalt zum wirklich Gläubigen gemacht werden. Aber man sagt, die Zwangseinführung der Orthodoxie habe auch gar nicht die Generationen im Auge, auf die sie sich erstreckt, sondern ihr Ziel sei das Heil der nachfolgenden Geschlechter, die des wahren Glaubens nicht mehr zwangsweise, sondern auf natürlichem Wege, durch die Tatsache ihrer Geburt, teilhaftig sein werden. In diesem Falle also erscheint eine Generation als leidendes, unpersönliches Mittel zur Erreichung des Heiles einer anderen. Eine solche Anschauung stimmt vielleicht mit einer der materialistischen Evolutionstheorien überein, aber mit dem Christentum ist sie unbedingt nicht vereinbar. Vom christlichen Standpunkt sind alle Menschen und alle Generationen vollkommen gleichwertig, und die Einen können nicht als leidende Werkzeuge zum Nutzen der Anderen dienen. Überhaupt ist die Theorie, welche zur Erreichung sogenannter guter Zwecke zweifellos schlechte Mittel zuläßt und welche im Westen Macchiavellismus genannt wird, sowohl dem russischen National-Charakter als dem Geiste des Evangeliums gleich zuwider.

Einiges aus den Anfängen des Lettischen Theaters.

Erinnerungen

von

Adolf Allunan.

(Schluß.)

Übersetzung seitens des Verf. vorbehalten.

Endlich — es war in der Saison 1874/75 — begannen die Verhältnisse im lettischen Verein wieder in ebenere Bahnen zu lenken, man schien des ewigen Zwistes und Haders müde zu sein und so brach denn auch für die weitere Entwicklung des Theaters eine neue Zeit heran, eine Zeit frischer Arbeit und goldener Früchte. Erst jetzt stellte es sich heraus, von welch' einem unendlich großen Nutzen die in den kleinen Städten und in den Vereinen auf dem flachen Lande vom Personal des Rigaer lett. Theaters veranstalteten Vorstellungen für das junge Institut in Riga gewesen waren. Aller Orten außerhalb Livlands Metropole hatte das etwas kühne Unternehmen Anklang gefunden und Liebe und einiges Verständnis für die dramatische Kunst erweckt, so daß nun, da das Theater im Rigaer Lettischen Verein unter günstigeren Auspizien wieder aufzublühen begann, das Publikum vom Lande und aus den kleineren Städten sich in großer Anzahl zu unseren Aufführungen einzufinden pflegte. Es war, als ob ein junger Lenz bei uns Einzug gehalten hätte und ein frischer, erquickender Luftzug durch die Vereinsräume wehte! Zu unseren Besuchern von auswärts zählten in erster Linie die Angehörigen und Dilettanten jener Vereine, die unsere Vorstellungen besuchten, um die in Riga aufgeführten Stücke sich anzusehen und dann daheim nach Vorbildern besser darstellen zu können. Auf diese Art aber fand die Idee für die Notwendigkeit einer lettischen Bühne die weit-

gehendste Verbreitung und man konnte nun mit bedeutend besserem Erfolge wirken. Das Alles aber hatte man den Reisen zu verdanken!

Von großer Bedeutung für die Propagandierung des Theaters war auch der glückliche Umstand, daß die Zahl der Buchhändler, die in Riga mit einigem Erfolg aufgeführten Stücke verlegten, nach und nach ansehnlich zunahm. War J. Schablowsky in Mitau der erste gewesen, der den Druck lettischer Stücke, zumeist Einackter, riskierte, so fand er schon nach einigen Jahren in den Gebr. K. und M. Busch in Riga Nachahmer, die sich bereits mit dem Verlage größerer, einen ganzen Abend ausfüllenden dramatischen Arbeiten befaßten. Zu diesen gesellte sich bald H. Allunan in Mitau. Auch er verlegte außer einer bedeutenden Anzahl meist sehr zugkräftiger Einackter, viele drei- und mehracktige Schauspiele, darunter die von ihm selbst übersetzte Gogolsche Komödie „Der Revisor." Des Ferneren fanden Erzeugnisse der dramatischen Literatur in G. Puhzit-Eulenberg in Riga einen unternehmenden Verleger. Dieser Buchhändler gehörte zu den gebildeteren und intelligenteren unter seinen Berufsgenossen und so verstand er sich denn auch leicht zum Druck der damaligen besseren dramatischen Arbeiten. Ihm an die Seite läßt sich der Mann stellen, der sich so unendlich große Verdienste um die Entwicklung des lettischen Buchdruckes erwarb, Sieslack in Mitau. Dieser uneigennützige Mann war der erste Buchdruckereibesitzer der Ostseeprovinzen, aus dessen Offizin alle dort hergestellten lettischen Drucksachen und größeren Werke in vollendet sauberer Ausstattung hervorgingen, während es bis dahin Usus gewesen war fast allen lettischen Druckerzeugnissen ohne Ausnahme ein Aussehen zu verleihen, das nur zu lebhaft an gebundene Bürstenabzüge erinnerte. So wird Sieslack für alle Zeiten unstreitig als der Mann in unserer Erinnerung fortleben, dem wir Letten eine bedeutende Aufbesserung des Buchdruckes zu verdanken haben, denn sein Vorgehen mußte ja schon aus einfachen Geschäftsrücksichten unter den Kollegen Nacheiferer finden, die dem lettischen Buchdruck fast unbewußt zu der im Vergleich zu früher ganz respektablen Höhe verholfen haben, auf der er sich gegenwärtig tatsächlich befindet. Auch Sieslack verlegte von dramatischen Werken nur die größeren, — u. a. die erste Auflage meines

Schauspiels aus dem lettischen Volksleben „Kas tee tahdi, kas djudaja," das nunmehr weit über 700 Aufführungen an verschiedenen Bühnen hinter sich hat. Leider war es Sieslack nicht mehr vergönnt, sich an den Früchten seiner Arbeit zu erfreuen: in der Blüte der Jahre raffte ihn eine heimtückische Krankheit ganz unerwartet aus dem Bereiche seiner Tätigkeit. Der Umstand aber, daß die eben genannten Verleger alle besseren, über die lettische Bühne in Riga gegangenen dramatischen Werke bald nach deren Aufführungen im Druck erscheinen ließen, verhalfen unserem Theater zu rascherem Aufblühen, denn nun war es den Dilettanten der vielen auswärtigen Vereinsbühnen möglich, sich im Buchhandel gerade jene Stücke leicht verschaffen zu können, deren Darstellung ihnen dadurch bedeutend erleichtert wurde, daß sie sich dieselben bereits im Rigaschen lettischen Theater angesehen hatten.

Aber auch die Zahl der Schriftsteller, die für die junge Bühne schrieben, nahm erfreulicher Weise zu. Außer den schon früher genannten Uebersetzern von Dramen und Lustspielen — meist aus dem Deutschen — unter denen Paul Plawneek unbedingt der bedeutenste und auch produktivste war, fanden sich nun auch neue, zum Teil recht talentvolle junge Schriftsteller ein, die ihre Federn in den Dienst des Theaters stellten. Da wäre in erster Reihe Robert Bodneek-Jaunsem zu nennen, der direkt aus der Sekunda des Rigaer Stadt-Gymnasiums in der Absicht zu mir kam, sich später ganz der dramatischen Kunst zu widmen. Er wollte sich bei der lettischen Bühne erst einige Routine aneignen, dann aber zum deutschen Theater übergehen und sein Glück in Deutschland versuchen. Wohl an die fünf Jahre gehörte Bodneek der Rigaer lettischen Bühne an, spielte darauf in mehreren kleineren deutschen Theatern, sagte aber schließlich dem Schauspielerleben valet und ist gegenwärtig Buchhalter in einem der größten Geschäfte der baltischen Provinzen. Von ihm sind mehrere Uebersetzungen aus dem Deutschen im Druck erschienen, von denen die bekannteste Holtey's bis auf den heutigen Tag noch oft gegebene sehr sentimentale „Leonore" ist.

Eine sehr sympatische Erscheinung unter den damaligen jungen Schriftstellern war Frl. Marie Pehkschen. Die wissenschaftliche Kommission des lettischen Vereins hatte bereits im Jahre 1871 einen für jene Zeiten ganz ansehnlichen Preis

von hundert Rubeln für das beste Schauspiel ausgeschrieben, um den sich ca. 8—10 junge Dichter, — oder doch wenigstens solche, die es zu sein vermeinten, beworben hatten. Das Durchsehen der eingesandten Manuskripte hatte viel Zeit in Anspruch genommen, so daß der Preis dem 5-aktigen Schauspiel „Gertrude" verhältnismäßig erst sehr spät zugesprochen werden konnte, zur Aufführung des Stückes aber erst nach einigen Jahren geschritten wurde. Beim Oeffnen des Couverts erwies sich Frl. Marie Pehkschen als Verfasserin der „Gertrude"; den ihr zugefallenen Preis, den einzigen, den der Rig. Lett. Verein im Verlaufe von beinahe 39 Jahren einem dramatischen Erzeugnis erteilt hat, spendete die Verfasserin hochherzig einem auf dem Felde der Barmherzigkeit tätigen Institut. In Riga erlebte die „Gertrude", die in Kreisen der besseren lettischen Gesellschaft spielte und, wie man sich zuraunte, Selbsterlebtes der Verfasserin behandelte, mehrere Aufführungen, desgleichen auch in Mitau. Außerdem wurde sie aber auch noch auf den größeren Vereinsbühnen einiger anderer Städte und auf dem flachen Lande gegeben. Jedenfalls machte das Stück verdientes Aufsehen. Ermutigt durch einen so guten Erfolg, schrieb Frl. Pehkschen noch ein zweites Schauspiel „Weenu stahstu" dessen Handlung sich gleichfalls innerhalb der Kreise der lettischen Intelligenz zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bewegte, jedoch fand diese Arbeit nicht mehr den anhaltenden Beifall, dessen sich die „Gertrude" erfreut hatte.

Auch Andreas Sterste, gegenwärtig vereidigter Rechtsanwalt in Mitau, beschenkte die lettische Bühne mit einigem sehr brauchbaren Material, das namentlich in sprachlicher Beziehung zu dem Hervorragenden gezählt werden mußte, mit dem wir unseren Spielplan schmücken konnten. Ganz besonders bezieht sich das auf Wolfs „Preciosa" die A. Sterste vollendet schön übersetzt hatte — so daß die Verse in der lettischen Uebertragung entschieden besser klangen, als die etwas altväterischen und hausbackenen im deutschen Original und so erlebte denn die von den „Jungen" vollständig in Acht und Bann erklärte „Preciosa" mit ihrer herrlichen Weberschen Musik eine ganz treffliche Anzahl von Aufführungen nicht nur in Riga und Mitau, sondern auch noch auf vielen kleineren Bühnen. Schon allein der Weberschen Musik wegen, die doch nie veralten kann, ist das Verschwinden der

„Precioſa" vom Repertoir der lettiſchen Bühne recht ſehr zu bedauern. Laſſen ſich ja auch ſchon Stimmen vernehmen, die von einem lettiſchen „Freiſchütz" nichts mehr wiſſen wollen, weil er vielen kindiſch und unmodern erſcheint. Als ob Webers unſterbliche Muſik je unmodern werden könnte!

Des Weiteren hatte A. Sterste auch Louis Schneider's uraltes Liederſpiel „Der reiſende Student" unter dem Titel „Zalojoſchs ſtudents" in's Lettiſche überſetzt und die hübſche, friſche Muſik dieſes übermütigen Zweiakters hat gewiß viel dazu beigetragen, daß der „Zalojoſchs ſtudents" lange Jahre hindurch vom Publikum gern geſehen wurde. Eine ganz vorzügliche Arbeit lieferte ferner der Dozent der lettiſchen Sprache an der Univerſität Moskau, Welme, mit der Ueberſetzung von Leſſings „Minna von Barnhelm" — (auch lettiſch „Minna fon Barnhelm"). — Leider wird dieſes ewig jung bleibende Leſſingſche Luſtſpiel von den lettiſchen Theatern faſt gar nicht mehr gegeben, was um ſo mehr zu bedauern iſt, als die Welmeſche Uebertragung der „Minna von Barnhelm" eine anerkanntermaßen höchſt lobenswerte iſt. Andreas Dihrik brachte uns ja auch noch in ſpäteren Jahren gute Arbeiten, allein da er eine große Vorliebe zu Gerſtärker zu haben ſchien, für den doch die Bühne ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch war, wollten ſich Gerſtärkers Dramen im lettiſchen Gewande, wie z. B. „Der Wilderer" und „s'Liesli" („Aiſgajeji") bei uns nicht akklimatiſieren laſſen, gleich wie Schillers „Der Paraſit" den A. Dihrik ſchon früher unter dem Titel „Diwejadi zeliuſ laimi" in's Lettiſche übertragen und der Firma „Gebr. K. u. M. Buſch" in Verlag übergeben hatte, vom Publikum entſchieden abgelehnt wurde. Mit einer beträchtlichen Anzahl ſehr brauchbarer Ueberſetzungen größerer Stücke verſorgte die lettiſche Bühne der von den „Modernen" in letzterer Zeit ſtark überſchätzte Lyriker J. Eſſenberg. Von ſeinen Uebertragungen haben ſich noch viele bis zum heutigen Tage auf dem Repertoir erhalten.

Gleichen Schritt mit dem Wachſen und Emporblühen der lettiſchen dramatiſchen Literatur hielt der Eintritt junger, brauchbarer Bühnenmitglieder in den Verband unſeres Theaters. Von den Damen jener Epoche, die dem jungen Kunſtinſtitut alle Ehre machten, müſſen in erſter Reihe genannt werden Anna Spo-

drite, Frau Wihtol-Upeneek, Bertha Ruhmneek, die lange Jahre hindurch zu den hervorragendsten Kräften des Rigaer „alten" Theaters zählte, während sie seit zwei Jahren eine Zierde des „neuen" Theaters in Riga ist, vor allen aber Anna Brigader-Maija, die, als sie noch ihren Mädchennamen Maija führte, bereits der gute Geist des ganzen Unternehmens war. Ihre glockenreine Sopranstimme, in allen Registern gleich gut ausgebildet und leicht funktionierend, schauspielerisch reich begabt und daher fast in allen Rollen verwendbar, anspruchslos, still und zurückhaltend im Verkehr außerhalb der Bühne, vereinte Anna Brigader-Maija alles in ihrer Person, was sie dem Theater geradezu unentbehrlich machte und wenn einst in der Geschichte des lettischen Theaters die Besten ihrer Zeit genannt werden, so wird auch der Name dieser vorzüglichen Kraft unter ihnen nicht fehlen. Zu den Mitgliedern des Herrenpersonals, die vom Jahre 1875 bis zu meinem Rücktritt von der Leitung des Theaters reliefartig aus dem Rahmen der Bühne hervortraten, gehörten außer den bereits genannten Krasting-Burkowsky und Bodneek-Jaunsem auch der sehr beliebte Komiker J. Steglaw, der vorzügliche Sänger Lepschewitz, wohl der erste Sänger am lettischen Theater mit gut geschulter Stimme, J. Brigader, der seine ersten dramatischen Versuche unter meiner Leitung begann, dann aber rasch zu einem hervorragenden Charakterspieler und Sänger emporklimmte, um darauf jahrelang als Präses des Theaterkomites eine rührige und erfolgreiche Tätigkeit zu entwickeln, ferner der erste Liebhaber und spätere Begründer des Thorensberger lett. Sommertheaters A. Stihnus, sowie der jugendliche Liebhaber J. Birsgal — (gegenwärtig Buchhändler in Tuckum) — ein Bruder der bekannten Heroine am Interimstheater zu Riga, Frau Julie Skaidrit, die ihre Bühnenlaufbahn gleichfalls bei mir begann und schließlich der Charakterkomiker J. Kasimir-Feil, ein Liebling des Rigaer lettischen Publikums. Es wäre ungerecht, wollte ich hier nicht auch des Kapellmeisters Louis Wölfert lobend gedenken, der in seiner Art und durch eine unermüdliche Tätigkeit viel zur Hebung der lettischen Bühne beigetragen hat. Noch lange nach meinem Abgange blieb Wölfert dem lettischen Theater treu.

Nun hatten wir also doch die Freude, unser junges Institut endlich wieder aufblühen zu sehen und in so hohem Maße nahm das Interesse für dasselbe zu, daß auch Deutsche, namentlich Gutsbesitzer und Pastoren von auswärts, oft in beträchtlicher Zahl zu unseren Besuchern zählten. Daß nur die Neugierde diese Herren in's lettische Theater trieb, war ja wohl sehr wahrscheinlich, immerhin konnte man bei uns froh sein, wahrzunehmen, wie dem Unternehmen zunehmende Aufmerksamkeit zugewandt wurde. Die Geistlichkeit aber wünschte sich — wie mir gesagt wurde — ab und zu persönlich davon zu überzeugen, welche Wege das neubegründete Theater wandelte und was eigentlich für das Volkswohl und -wehe von ihm für die Zukunft zu erwarten war.

Einst sah ich auch den Oberpastor an der St. Jacobikirche zu Riga, Berckholz, im Saale des lettischen Theaters. Damals ahnte ich wohl kaum, daß ein Zufall mich schon in allernächster Zeit mit diesem geistreichen Original in nähere Berührung bringen sollte, von dem man sich in Riga viel Gutes und Charakteristisches ausgeprägt humoristischen Genres erzählte. Meine Begegnung mit diesem entschieden sehr bedeutenden Mann rechtfertigte nur die über ihn in Hülle und Fülle in Umlauf gesetzten Erzählungen und Bonmots.

In einer Trauungsangelegenheit hatte ich mich zu Oberpastor B. zu begeben. Als ich eintrat, meinen Namen nannte und eben mein Anliegen vorbringen wollte, unterbrach mich B.

„Also jung sind Sie noch, sehr jung!" rief er aus, mich einer strengen Musterung unterziehend. „Ich habe Sie nur auf der Bühne gesehen, aber Ihr Alter auf ungefähr 40 Jahre taxiert. Hm, — und doch sind Sie noch so jung! Ja, wo stammen Sie denn eigentlich her?" Als ich aber erwiderte, daß ich in Mitau das Licht der Welt erblickt habe, zuckte B. einige Mal rasch hintereinander zusammen, als ob ein Schüttelfrost über ihn gekommen wäre und antwortete dann in einem ungemein komisch wirkenden tiefen Ton: „Dort möcht' ich nicht begraben sein!"

Und nun lenkte B. das Gespräch auf's Theater im Allgemeinen, sich so fest an dieses Thema anklammernd, daß all' meine Ansätze, dem Herrn Oberpastor endlich zu erklären, was eigentlich der Zweck meines Erscheinens bei ihm war, mißlangen: immer und immer

stellte er wieder neue, das Theater berührende Fragen an mich. Plötzlich sprang er auf, stellte sich dicht vor meinen Stuhl und indem er seine Hand wie unter alten Bekannten sehr intim auf meine Schulter legte, fragte der alte Herr: „Ja, — was ich schon immer wissen wollte, sagen Sie mir doch, bitte, wie ist das nur möglich, daß die Opernsänger so unvergleichlich sicher in ihren Partien sind. Nie habe ich es bemerkt, daß auch nur einer von ihnen je um eine Note zu früh oder zu spät begonnen hätte und ebenso ist es mir noch nie aufgefallen, daß der Chor jemals verfrüht oder verspätet eingesprungen wäre." (Ich zitiere hier Pastor B. wörtlich: genau so — wenn man sagen darf — untechnisch drückte er sich aus, über ein Opernensemble im Allgemeinen redend).

Natürlich kam ich nun auf die sorgfältigen Studien zu sprechen, die ein Opernsänger machen müsse, wie aber die häufigen Wiederholungen der einzelnen Partien das Gedächtnis der Sänger stärkten und daß schließlich doch noch Alles vom Kapellmeister abhinge, der den Damen und Herren da oben auf der Bühne, ebenso dem Chorpersonal, jeden Einsatz mit seinem Taktstocke zuzuwinken habe.

Da geriet aber der Herr Oberpastor aus dem Häuschen.

„Sie irren, Sie irren!" rief er einmal um das andere. „Jahrelang bin ich Abonnent im Stadttheater gewesen und speziell die Oper besuchte ich häufig. Nie aber habe ich bemerkt, daß der Kapellmeister den Sängern etwas zugewinkt hätte. Sie irren, Sie irren ganz entchieden!"

Und dabei blieb Pastor B.. Aufrichtig gesagt, — ich fühlte mich beschämt und verletzt zugleich. Glaubte ich doch annehmen zu dürfen, mein eifriger Widersacher müßte einsehen, daß ich auf dem Felde des von ihm zum Gesprächsthema gewählten Stoffes besser gesattelt sein würde, als er. Ich schwieg aber, ließ B. bei seinem guten Glauben und nachdem meine Privatangelegenheiten erledigt waren, empfahl ich mich kurz.

Einige Wochen später führte mich mein Weg abermals zu Oberpastor B., in dessen Wohnung ich einer Trauung als Zeuge beizuwohnen hatte. Bei meiner Ankunft im Pastorat war die Versammlung bereis beisammen und Pastor B., angetan im vollen Ornat, schien eben im Begriff zu sein, mit dem heiligen Akt beginnen zu wollen. Als er aber mich bemerkte, hielt er inne,

verließ seinen bereits eingenommenen Platz, schritt auf mich zu, beugte sich über mich und ohne mich auf meine Verbeugung hin zu begrüßen, flüsterte er mir die Worte in's Ohr: „Sie haben recht, — der Kapellmeister winkt denen da oben auf der Bühne jeden Einsatz zu!"

Erst dann stellte er sich wieder vor das Brautpaar und begann mit der Trauung. Offenbar hatte Pastor B. inzwischen eine Opernvorstellung im Stadttheater besucht, um sich persönlich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu überzeugen. Nun aber hielt er es für seine Pflicht, zuzugeben, daß er sich im Irrtum befunden hätte.

In gewisser Beziehung war es für den lettischen Verein ein wahres Glück, daß Christian Kalnin gleich nach Absolvierung seines juristischen Studiums in Moskau sich gerade in Riga als Rechtsanwalt niederließ, wo er am Vereinsleben der jungen Gesellschaft einen regen Anteil nahm und sich bei mannigfacher Gelegenheit so vorteilhaft hervortat, daß man ihn bald zum Präses dieser Institution erwählte. Das war aber ein sehr glücklicher Griff, den man mit dieser Wahl getan hatte. Kalnin war ja, gelinde gesagt, eine recht brutal veranlagte Natur, ein Mann von zuweilen ganz ungenießbaren Umgangsformen, aber er verstand es aus dem Grunde, jede Situation rasch zu überblicken und sich zum Beherrscher derselben zu machen. In den Vorstandssitzungen und denen der Ausschußmänner hatte Kalnin sich von vorneherein eine große Autorität zu sichern gewußt. Seine Ansicht war stets ausschlaggebend und wurde von jedem ohne vorherige Prüfung blindlings akzeptiert. Das war der Mann, wie geschaffen dazu, alle im Lettischen Verein auf einander platzenden Elemente zur Folgsamkeit zu zwingen und unter einen Hut zu bringen. Und so trat denn auch bald unter Kalnin's Leitung eine Periode der Beruhigung und segensreicher Arbeit ein, die ein rasches Aufblühen aller Zweige des Vereins zur Folge hatte.

Kalnin war, meiner Ansicht nach, wenn nicht gerade zum Feldherrn, so doch zu einem Mann geboren, der alles Zeug in sich hatte, das zum Beherrschen großer Massen dienen kann. Von gedrungener, mittlerer Figur, mit Gesichtszügen, die Härte und große Energie ausdrückten, war sein Auftreten ein so bestimmtes, ich möchte sagen, keinen Widerspruch duldendes, daß ihm die

Menge blindlings, fast unterwürfig zu gehorchen pflegte. Das war aber auch damals, zur Zeit der Wirren im Verein, unbedingt nötig. Für die Interessen seines Volkes trat ja Kalnin stets rücksichtslos und mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit ein; trotzdem konnte man ihn doch nicht für einen außergewöhnlich reich begabten Menschen halten, dem sich Alles seiner geistigen Überlegenheit wegen unterwarf. Vielmehr besaß er etwas Fascinierendes, seine Umgebung Hypnotisierendes, Eigenschaften, denen er seine großen Erfolge zu verdanken hatte. Infolge dieser aber wurde der Verblichene sowohl von zahlreichen Gegnern, namentlich den Deutschen, als auch von seinen Verehrern und Bewunderern für viel bedeutender gehalten, als er es tatsächlich war. Es gab aber auch solche Leute, die Kalnin über alle Maßen hinaus haßten und schmähten. So hatte ihm ein deutsches Blatt einst das Epitheton „Leithammel" verliehen und als Beweis für die Unbedeutendheit des letzteren die Tatsache angeführt, daß Kalnin nie schriftstellerisch hervorgetreten wäre. Das trifft ja nun freilich zu und noch zu Lebzeiten des Verewigten wurde ihm wiederholt von seinen eigenen Volksgenossen der Vorwurf gemacht, er schade der lettischen Sache dadurch viel, daß er seine Feder nicht in den Dienst der Agitation stelle. Allein Kalnin's Zurückhaltung vor der Presse und dem gedruckten Wort im Allgemeinen mag wohl einen ganz anderen Grund gehabt haben. Der verstorbene Rechtsanwalt war nämlich ein äußerst berechnender Mann und als solcher war es ihm nicht schwer zum Facit zu gelangen, daß jeder für seine Klienten getane Federzug ihm zwanzig mal mehr eintragen würde, als wenn er ihn der Presse und dem Allgemeinwohl geopfert hätte. Kalnin war eben eine durch und durch praktisch veranlagte Natur. Aus diesem Grunde vermochte er sich auch nie für irgend welche, die Kunst berührenden Fragen zu erwärmen und auch das Theater besuchte er nicht sehr oft, — am häufigsten wohl gelegentlich der Aufführungen von Novitäten. So ist es denn leicht erklärlich, daß sein der lettischen Bühne entgegengebrachtes Interesse sich nur in gewissen engen Grenzen bewegte. Davon wußte am besten der Oberlehrer und spätere Inspektor am Krons-Gymnasium zu Riga, G. Passit, ein Lied aus jenen Zeiten zu singen, da er noch Präses unserer lettischen Theater-Kommission war. Passit versah sein Amt mit großer Hingabe

an das junge Institut, und mit bedeutenden Opfern an Zeit und Arbeit. Wurden aber in der Theater-Kommission Beschlüsse gefaßt, die zur Aufbesserung der Bühnenverhältnisse dienen sollten, jedoch mit Geldausgaben verbunden waren, so mußte Passit in seiner Eigenschaft als Präses der Kommission an den Vorstand, bei wichtigeren Angelegenheiten aber an den Ausschuß wandern und um Sanctionierung unserer Anliegen ersuchen. In dem einen wie in dem anderen Falle war aber Kalnin die Ausschlag gebende Person und Passit konnte eins gegen zehn wetten, daß Kalnin eine jede Forderung der dem Verein nach Ansicht einiger Vorstandsglieder zu wenig einbringenden Bühne stets mit den Worten begrüßen würde: „Sind die mit ihrem Theater schon wieder da!" Um aber nicht erfolglos wirken zu müssen, nahm Passit in der Regel zu einer kleinen List seine Zuflucht. Von bestrickender Liebenswürdigkeit im Umgang, hatten ihn alle im Verein sehr gern. Mußte er nun mit einem neuen Projekt vor den Ausschuß, so verstand Passit es ganz vorzüglich, die Glieder desselben oft Wochen vorher in privaten Gesprächen von der Notwendigkeit und Nützlichkeit seiner bevorstehenden Forderungen zu überzeugen und infolge dessen geschah es nur äußerst selten, daß Passit trotz des üblichen rauhen Empfanges in den Sitzungen mit seinem Anliegen abgewiesen wurde. So war denn seine Tätigkeit für unser Theater eine überaus segensreiche.

Jeder Mensch besitzt seine Schwächen und auch Kalning machte keine Ausnahme von der Regel. Trotzdem war er aber der vorzüglichste und verdienstvollste Leiter des Rigaer lettischen Vereins, unerreicht von seinen Vorgängern wie von seinen Nachfolgern. Einer wie unendlich großen Popularität sich der Verblichene erfreut hatte, dafür legte u. u. auch Kalnin's Beisetzung im Dezember des Jahres 1885 beredtes Zeugnis ab. Das war ein Leichenkonduкt, so pompös und doch buntscheckig in seiner Zusammenstellung, wie ihn die alten Mauern Rigas wohl kaum je zuvor geschaut haben dürften. Selbst als die Leiche des Generals Todleben einige Wochen früher unter großem militärischem Gepränge die Straßen Rigas passierte, war der Andrang der Leute aus dem Volke noch lange nicht so lebhaft, wie bei der Bestattung des lettischen Advokaten. Allein wie bald verrann dieser, zum Teil auch von einem Blatt, dessen Mitbesitzer Kalnin

war, künstlich angefachte Enthusiasmus! Kaum hatte sich die Gruft über den irdischen Resten des einstigen Präses des lettischen Vereins geschlossen, als auch schon Stimmen laut wurden, die energisch ein würdiges Denkmal für den Entschlafenen forderten. Aber noch bis auf den heutigen Tag ist dieses Verlangen ein frommer Wunsch geblieben, ein Wunsch, der wie so viele andere bereits längst der Vergessenheit übergeben ist. Und warum? Nun, einfach aus dem Grunde, weil die Tätigkeit Kalnin's keine, weiteren Kreisen sichtbare Spuren hinterlassen hat, der Verewigte war nie dazu gekommen, schriftstellerisch tätig zu sein und Werke zu hinterlassen, an denen sich eine spätere Generation kräftigen oder gar begeistern könnte, oder doch wenigstens solche, die an den Verstorbenen erinnern. Jetzt aber sterben Kalnin's Zeitgenossen nach und nach aus, ihre Nachkommen wissen kaum noch etwas Genaueres von den Verdiensten Christian Kalnin's um den Rigaschen lettischen Verein, dessen Stern bereits nicht mehr seinen intensiven früheren Glanz besitzt und nur in der Geschichte des Rigaer lettischen Vereins wird der Name seines energischen Präsidenten fortleben.

Mit jedem Jahr nahm die Zahl der gebildeten Letten, die nach Riga zogen und sich um den lettischen Verein gruppierten, zu. Jeder der Intelligenz Angehörende hielt es für seine Pflicht, mit Hand an's Werk zu legen und nach Kräften mitzuwirken am geistigen Ausbau der „mahmuliņa", wie der Verein im Volksmunde genannt wurde.

Zu den sympatischsten Erscheinungen im Lettischen Verein gehörte unstreitig der Hofgerichtsadvokat J. Klawinsch, der sich als Untersuchungsrichter aus Kowno nach Riga versetzen ließ, darauf Prokureursgehilfe in Mitau wurde, dann aber endgültig in die Metropole Livlands zurückkehrte, um sich ganz der Advokatur zu widmen. Klawinsch verfügte über eine eminente Arbeitslust und viel Ausdauer. So z. B. war er in fast allen Kommissionen des Vereins tätig, was ihn trotzdem nicht hinderte, eine ganz vorzüglich redigierte illustrierte Familien-Wochenschrift „Rota" herauszugeben, ein Unternehmen, das ihn leider große pekuniäre Verluste erleiden ließ, zum Teil wohl auch aus dem Grunde, weil Klawinsch es verstanden hatte, so ziemlich die besten lettischen Schriftsteller um sich zu scharen, diese dann aber auch so hoch

honorierte, wie kein anderer unserer Redakteure Überhaupt besaß der verstorbene Advokat eine durchaus generös und nobel angelegte Natur, die sich bei jeder Gelegenheit offenbarte, ihm viel Anziehendes verlieh und große Liebe und Popularität — namentlich unter der studierenden Jugend — verschaffte, in deren Kreisen er schlechtweg der „Onkel" genannt wurde. Viel Anregendes hatte der Verkehr im Klawinschen Hause, in welchem sich oft interessante Persönlichkeiten ein Rendezvous zu geben pflegten und trotzdem die Gattin des jovialen Hausherrn die Tochter eines St. Petersburger hohen Würdenträgers war, ging es im Heim des Herrn Hofgerichtsadvokaten nicht steif her, vielmehr bewegte man sich ungezwungen und fühlte sich durchaus wohl, — erst recht dann, wenn die anmutige Frau vom Hause ihren Gästen in liebenswürdigster Weise die Honneurs machte. Ich hatte die Freude, daß Klawinsch mir aufrichtig zugetan war und indirekt unserem Theater mehr genützt hat, als vielleicht zehn andere, die als Komité-Glieder sich um das Wohlergehn der Bühne zu interessiren hatten. Klawinsch hatte es aber heraus, einen großen Einfluß auf die oberen Zehn im Verein auszuüben und so wirkte er — wenn man sich so ausdrücken könnte — ganz hinter den Kouliſſen für das Theater zu dessen Stammgästen er übrigens zählte. Lange, nachdem ich bereits Riga verlassen hatte, einte uns noch ein herzlicher Briefwechsel, der bis zum Tode des Mannes dauerte, welcher, uneigennützig wie selten ein anderer und ein goldner Charakter durch und durch, bis zum letzten Atemszuge zum wahren Wohle des Volkes tätig war, dem er angehörte.

Noch in intimere Beziehungen, als zu Klawinsch, stellte mich das Leben zu Alexander Waeber, dessen Name gerade jetzt nach seinem Tode wieder in Aller Erinnerung steht und als Waeber zum Präses der Theater-Kommission ernannt wurde und mit mir, als dem artistischen Leiter der Bühne, gemeinsam zu wirken hatte, standen wir uns nicht zum ersten Mal gegenüber, vielmehr hatte uns schon früher eine innige Jugendfreundschaft verbunden, die sich weit, weit bis ins Kindesalter zurückdatierte. Noch Quartaner des Mitauer Gymnasiums, verbrachte Waeber wiederholt seine Ferien auf dem Arrendegut meiner Eltern, wo wir Spielgenossen wurden und große Pläne für die Zukunft ausheckten. Wie oft gelobte mein Jugendfreund damals, einst etwas

Außergewöhnliches werden zu wollen. Ehrgeizig bis in die höchste Potenz, dabei aber ein Jüngling von durchaus nobler und edler Gesinnung, ausgerüstet mit einer großen Ausdauer und Zähigkeit, malte sich der Verewigte seine Zukunft in den rosigsten Farben aus. Ich aber lauschte andächtig den Ausführungen meines Freundes, setzte ein festes Vertrauen in die Pläne desselben und sah Waeber im Geiste schon als einen bedeutenden Mann vor mir, auf den sich all' die Augen unserer engeren Heimat konzentrierten, mit so großer Überzeugung, mit so viel begeisterndem Feuer schilderte mir mein Alexander die Dinge, die einst kommen würden und müßten. Trotz seiner großen Begeisterung, tappte Waeber dennoch mit seinen weit reichenden Plänen sehr im Ungewissen umher: er hatte sich ja zwar ein, wenn auch etwas unklares Bild von seinem zukünftigen Wirken entworfen, nur vermochte er mit sich darüber nicht einig werden zu können, wem eigentlich sein einstiges Streben gelten, wem die Früchte seiner Arbeit zu gute kommen sollten, mit einem Worte, für wen er leben und arbeiten sollte. Lange suchte Waeber vergebens nach einem Ausgange, bis sich endlich die nötige Klärung einstellte und der Jüngling sonnenklar die Wege vor sich zu sehen glaubte, die er fernerhin wandeln mußte, wollte er das Ziel erreichen, das ihm in nebelhafter Ferne vorschwebte und das er in gewisser Beziehung für sein Ideal ansehen durfte. Das kam aber so.

In der ziemlich reichhaltigen Bibliothek meines Vaters war Waeber — ich glaube er war zu jener Zeit Sekundaner des Gymnasiums — zufällig auf Otto von Rutenbergs „Geschichte der Ostseeprovinzen" gestoßen. Er las es nicht, nein, er verschlang das Werk, um sich erst später einer besonnereren Lektüre desselben hinzugeben. „Heureka!" konnte der glückliche junge Mensch rufen, endlich wurde es klar um ihn, seine Phantasiegebilde begannen festere Formen anzunehmen, mit geistigem Auge vermeinte er sein künftiges Arbeitsfeld vor sich liegen zu sehen, freilich noch fast unbebaut: der Lette war's, für dessen Rechte und Interessen Waeber einzutreten beschloß und mit der ihm eigenen Energie begann er sich sofort für die Inangriffnahme seines Vorhabens vorzubereiten. Mußten doch mein jüngerer Bruder und ich fest versprechen, fernerhin im Verkehr mit ihm

uns ausschließlich des Lettischen zu bedienen, das er überaus mangelhaft beherrschte. Auch mit den Knechten des Gutes begann er häufig Gespräche anzuknüpfen, in der Hoffnung, sich auf diese Art schneller die lettische Sprache anzueignen, nicht achtend des Hohnes und der schlechten Witze seitens des Dienstpersonals, das den jungen, „wahzeetis" und „pruhsitis" seines schlechten Lettisch wegen mit plumpen Spötteleien überhäufte. Wie oft tat mir dann der brave Junge bei derartigen Gelegenheiten bis in die Seele leid, allein er blieb stets erhaben und versicherte mich, — sprach ich ihm Trost zu — da ließe sich nun einmal nichts machen, das müsse man ruhig ertragen denn die Lage der Dinge bringe derartige Szenen mit sich. Er holte sich Bielensteins lettische Grammatik aus dem Büchervorrat meines Vaters, studierte sie mit eisernem Fleiß, las nur noch lettische Bücher, war begeistert von G. Merkels „Die Letten" und träumte von Dingen, die er selbst, — wie sich das ja auch vorhersehen ließ — noch lange vor seinem Tode zu Grabe getragen hat.

Nach Mitau zurückgekehrt, gründete Waeber dort und zwar in Gemeinschaft mit anderen Gymnasiasten, einen „lettischen Schülerabend", der wohl zehn oder mehr Jahre bestand, sich mit der Zeit eine ganz hübsche Bibliothek anschaffte, an den Vereinsabenden literarische Arbeiten seiner Mitglieder zum Vortrag brachte und überhaupt die Aufgabe hatte, seine Glieder neben der Pflege der Nationalität für das Leben auf der Hochschule vorzubereiten. Aus diesen „Schülerabenden" ist ganz ohne Zweifel eine große Anzahl für's lettische Volk bedeutender Männer hervorgegangen.

Das Mitausche Gymnasium verlassend, hatte Waeber bei der Aktusfeier einen sehr freisinnig ausgefallenen Vortrag über das Thema „Herzog Jacob von Kurland" gehalten. Als der junge Studiosus nun im Semester darauf nach Dorpat ging, erhielt er dort bald den Spitznamen „Herzog Jacob von Kurland" Das aber kränkte Waeber derartig, daß er der Landesuniversität den Rücken kehrte und sein Studium in Petersburg fortsetzte, unter dem Pseudonym „Waraidoschu Sanderis" viel für lettische Blätter, ganz besonders aber für den neubegründeten „Baltijas Wehstnesis" schrieb und viel in der lettischen Kolonie der Residenz verkehrte. Von Hause erhielt Waeber fast

gar keine Mittel, er mußte sich also in Petersburg sehr schwer durchschlagen, seine einflußreichen und gutsituierten Verwandten mütterlicherseits — (u. a. ist der frühere Ministerpräsident Graf von Witte ein Vetter Waebers) — unterstützten ihn allerdings anfangs, als aber ihrem Verlangen, Alexander möge Deutscher bleiben, seitens des Herrn Studio nicht gewillfahrt wurde, mögen sie sich wohl nach und nach von dem Trotzkopf abgewandt haben, denn fortan mußte er seinen Unterhalt durch das Erteilen von Stunden, als Repititor und Turnlehrer, sowie als Mitarbeiter lettischer Zeitschriften sauer erwerben.

Während seines ganzen späteren Lebenslaufes hat W. es bewiesen, daß er eigentlich aus lauter Widersprüchen bestand. Leicht begeistert für irgend ein Vorhaben, war er bereit, dasselbe schon im nächsten Augenblick fallen zu lassen, wenn es Jemandem gelungen war, in diesem Sinne auf ihn einzuwirken. Und wie leicht war es, diesen „Volksführer" umzustimmen, als ihm im Mannesalter all' die Zähigkeit und Energie seiner Jugend abhanden gekommen zu sein schienen! Der so reich veranlagte, mit allen Tugenden und Vorzügen der Schöpfung ausgestattete Mann schien in Riga kein Glück in der Wahl seiner Freunde und näherer Berater gehabt zu haben, denn Jeder, der ihn so durch und durch genau kannte, wie der Aufzeichner dieser Erinnerungen, würde W. in der Metropole Livlands kaum mehr wiedererkannt haben, so wetterwendisch war er geworden, auffallend gerne mit dem Strome schwimmend, nach dem Beifall der Menge angelnd und sich häufig nur zu der Partei haltend, die über eine absolute Majorität verfügte und im entscheidenden Momente auch eines Sieges gewiß sein konnte. Das waren alles Eigenschaften die W. noch als Student und junger Rechtsanwalt verdammt und bekämpft hatte. Als z. B. die neue Städteordnung in den baltischen Provinzen eingeführt worden war, da war W. einer der ersten, die im Rig. lett. Verein vom Katheder herab eine donnernde Philipikka nach der anderen in die Menge sandte, die Letten mögen jetzt dafür Sorge tragen, daß der willkürlichen Alleinherrschaft der Deutschen in der Stadtverwaltung endlich einmal ein Ende gemacht werden möge. W. war nun der Held des Tages und das Resultat seiner Poltereien war, das man ihn zum Stadtverordneten wählte. Nun saß er da, jahrelang, fand alles in schönster Ordnung und schwieg

sich aus. Auch in der Theater-Kommission war W.'s Tätigkeit von keinen besonders großen Erfolgen gekrönt, weil er eben unsicher und seine eigenen Vorschläge oft wieder zurücknehmend auftrat. In den Sitzungen der Kommission war ja unser Präses zuweilen Feuer und Flamme für unaufschiebbare Neueinführungen, hatte er aber dann dieselben Projekte beim Ausschuß zu verfechten, so fehlte es ihm nicht selten an Mut dazu. Daher hinterließen auch seine Handlungen ab und zu den wenig erquickenden Eindruck, als ob ihm alles daran läge, sich nur ja keine Feinde zuzuziehen.

Es ist bekannt, daß Waeber seinen früheren Freunden, den Letten, denen er in seiner Jugend so unendlich große Opfer gebracht hatte, den Rücken kehrte, seine Besitzlichkeit in Livland veräußerte, nach Deutschland zog und dort eine gegen die Existenzberechtigung der Kleinvölker — folglich auch gegen die Letten — gerichtete Broschüre erscheinen ließ. — Man kann es nur schwer begreifen, wie dieser Mann, der so vielen feinen Takt besaß, es fertig bekam, ein Jahr darauf wieder — gelegentlich eines Zechgelages — im Kreise der lettischen Intelligenz in Riga aufzutauchen, wo er doch einer überaus kühlen Aufnahme sicher sein konnte. Wenn auch einige ältere Herren an jenem Abend feinfühlend genug waren, die liebenswürdigen Wirte zu spielen und sich den Anschein gaben, als ob nichts vorgefallen wäre, — der größere Teil der jungen Welt und namentlich der Presse war ganz anderer Meinung und gab ihrem Unwillen deutlichen Ausdruck.

Es ist doch sonderbar, wie die Ansichten oft auseinander gehn können! Während Waebers Zurückkehr zu den Seinigen von deutscher Seite Worte der Anerkennung gezollt wurden und man in seiner politischen Umkehr eine Läuterung sah, die in und mit ihm vorgegangen war, einen Büßer, der nach Canossa ging, wurde im lettischen Lager über den Verewigten weniger milde geurteilt. Wenn das eigene Gewissen Waeber's — so sagt man noch heute — durchaus eine solche Häutung verlangte, so hätte es sich schon bedeutend früher regen sollen, aber nicht erst zu einer Zeit da ihm das Zusammenleben mit der lettischen Nation bereits ein nicht ganz gering anzuschlagendes Vermögen eingebracht hatte. So trat die Metamorphose für anständig denkende Leute ein wenig zu spät ein und der Abgang von der Szene hatte wenig

Heldenhaftes an sich. Allein trotz all seiner großen Schwächen, die sich übrigens erst im vorschreitenden Alter immer mehr und mehr bemerkbar machten, sind Waebers Verdienste um das Wohl des lettischen Volkes ganz bedeutende, — zu mannigfache, um hier aufgezählt zu werden, wenn auch Goethes bekannter Ausspruch: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt" selten so ganz und voll auf Jemand bezogen werden kann, wie auf den vor kurzem zur ewigen Ruhe Eingegangenen.

Eine Person, die sich viel in die internen Angelegenheiten des lettischen Theaters mischte, journalistisch für dasselbe zu wirken suchte und häufig in Angelegenheiten das Wort ergriff, von denen sie absolut nichts verstand, so viel mehr Unheil anrichtend, als Gutes erreichend, war der in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts oft genannte Georg Mather (Materu Juris), dem leider von der jüngeren Generation angehörenden Leuten eine Bedeutung beigelegt wird, die er nie besessen hat. Es ist in der Tat höchst betrübend, daß unter uns Letten sich in letzterer Zeit junge Menschen gefunden haben, die verstorbenen, von ihnen nie gekannten Publizisten u. s. w. Ruhmeslieder zu singen beginnen und für sie den Lorbeer beanspruchen, ohne daß die von ihnen Verehrten einer solchen Auszeichnung auch nur im geringsten würdig wären. Zu den während der letzten Jahre gänzlich unverdienter Weise Emporgehobenen und Gelobhudelten gehört in erster Reihe Georg Mather, den man u. a. auch — trotzdem er nie einen Funken von Humor hat aufleuchten lassen — gern zu einem Satyriker stempeln möchte. Ich bin gewiß weit davon entfernt, das „De mortuis nil nisi bene" nicht gelten zu lassen; wenn man aber offenbar darauf ausgeht, heimatliche Geschichtsfälschungen im engeren Sinne zu begehn, so muß dagegen energisch protestiert werden. Mather war eine äußerst gewöhnlich angelegte Natur, ein Mensch von sehr mangelhafter Bildung aber großen Geistesgaben, durch und durch ein Mitläufer und Mitschreier, der es ganz vorzüglich verstand, sich immer in die vorderen Positionen zu drängen, um dann mehr aufzufallen, mehr von sich reden zu machen. In seinem „Semkopis", einer landwirtschaftlichen Wochenschrift, die hauptsächlich die Interessen der Rigaer Firma „Ziegler u. Comp." — (landwirtschaftliche Maschinen und Geräte) — wahrzunehmen hatte, balgte sich M. beständig mit

aller Welt umher, sich mit vollem Munde als eifrigen Verfechter der lettischen Sache aufspielend und auf den damals in hoher Blüte stehenden „Grünfesten" war er ein gerne gehörter Orator, weil er Dinge zu prophezeihen verstand, die sich zwar sehr schön anhörten, dennoch selten in Erfüllung gingen. Ein Autodidakt vom reinsten Wasser, vermochte er es nicht zu verhindern, sich öfter, als ihm lieb sein konnte, Blößen zu geben. So z. B. blamierte er sich einst unsterblich in einer Polemik, die er in seinem „Semkopis" mit der „Rigas Lapa" führte und in welcher er das rechte Ufer der kurländischen Aa nicht von der Quelle des Flusses, sondern von dessen Mündung aus bestimmte. In die Enge getrieben von seiner Gegnerin, berief er sich dann auf Meyers kleines Konversations-Lexikon, wo er diesen Unsinn gelesen haben wollte, so erst recht der Lächerlichkeit verfallend.

Bei einer anderen Gelegenheit war die Blamage keine geringere.

Mathers Schwiegervater war Bierbrauereibesitzer in der Umgegend Mitaus und daher herrschte in der Redaktion des „Semkopis" an der Katholischen Straße in Mitau nie ein Mangel an schäumendem Gerstensaft. Der liebenswürdige Hausherr sah sehr gern Besuch bei sich, namentlich solchen von Leuten, die ihm an Bildung überlegen waren und denen gegenüber er dann mit seinen Geistesgaben zu renommieren liebte. Am häufigsten sah man — namentlich während der Sommerferien — Studenten bei ihm, denen er prächtige Zechgelage arrangierte. So auch einst, als der Schreiber dieser Zeilen an einer solchen „Sitzung" mit teil nahm und ein lettischer Student aus Dorpat sich in gehobener Stimmung herbeiließ, in längerer Rede der Landesuniversität dankbar zu gedenken und ihr das übliche „Hoch" auszubringen. Mather hörte offenbar nur wenig auf die Worte des Studenten, als leidenschaftlicher Redner fühlte er aber instinktmäßig, daß nun der geeignete Moment für ihn zum „Loslegen" gekommen sei und mit vorgebeugtem Haupt sann er noch augenscheinlich darüber nach, was er eigentlich sprechen solle, als der junge Musensohn bereits das Glas emporhob und seine begeisterte Rede mit dem Ausruf: „Hoch unsre alma mater!" abschloß. Mather aber, der ganz ohne Zweifel nur die letzten Worte klar vernommen hatte, erhob sich tief ernst und indem er sich höflich verbeugte, begann

der Unglückliche: „Meine Herren! Empfangen Sie, bitte, in Abwesenheit meiner Frau meinen verbindlichsten Dank! Nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß meine Gattin nicht Alma, sondern Alide heißt."

Weiter kam er nicht: ein homerisches Gelächter bereitete diesem unseligen Quidproquo ein erlösendes Ende. Den wahren Grund der unbändigen Heiterkeit aber hat Mather wohl nie erraten.

In aller Kürze läßt sich die Tätigkeit Mathers mit dem Ausspruch eines mir befreundeten Letten charakterisieren, der ihn die „kustige Person" während der lettisch-nationalen Bewegung der 70er Jahre nannte. Ernst hat ihn wohl niemand genommen, — am allerwenigsten seine Gegner deutscher Nationalität. Und wie es in Schillers „Mädchen aus der Fremde" heißt: „Man wußte nicht, woher sie kam und schnell war ihre Spur entflohn", so fand sich auch Mather bei uns ein, — „man wußte nicht, woher er kam" und in einer überaus kurzen Zeit hatte er seine Rolle bereits ausgespielt, Hals über Kopf ging es mit ihm bergab, vergessen und verlassen lag er auf seinem Schmerzenslager, wo der Tod für ihn nichts Abschreckendes mehr haben konnte. Wie unrecht diejenigen handeln, die aus dem Verstorbenen gerne etwas Großes machen möchten, ihn dabei aber erst recht erniedrigen, und zwar mehr, als er es verdient hätte, das bewiesen sie noch am 28. Februar d. J. im Rigaer „Apollo-Theater" wo eine Gedächtnisfeier zu Ehren Mathers veranstaltet wurde. Bei dieser Gelegenheit erwies es sich nun als unmöglich, auch nun eine Zeile aus Mathers hinterlassenen Schriften — hatte er sich doch nur mit Zeitungspolemiken abgegeben — ausfindig zu machen, die sich zum Vortrag an diesem Abend geeignet hätte. Und diese Feier sollte einem beachtenswerten Schriftsteller, Humoristen und Satiriker gelten!!!

Neben dem schon früher genannten Oberlehrer G. Passit war wohl der tätigste Präses der Theater-Kommission A. Spunde, Vorsteher einer Vorbereitungsschule für das Gymnasium. Was Spunde alles für das Aufblühen der lettischen Bühne getan hat, steht einfach unerreicht da. Um zum Ziele zu gelangen scheute er keine Unannehmlichkeiten und Hindernisse, selbst solche nicht, die ihm Feindschaften zuzogen. Von der Vorsehung mit einem unver-

wüstlichen Humor ausgestattet, setzte er sich leicht über alle Schwierigkeiten hinweg, denen er nicht selten beim Vorbringen seiner Anliegen in den oberen Instanzen des Vereins ausgesetzt war. Es wäre ungerecht, hier auch nicht der Ausschußmänner Silberfeil, Albrandt und des alten Ballod als unermüdlicher Protektoren des lettischen Theaters zu gedenken. So hatten wir denn die Freude, zu Anfang der 80 er Jahre einen erheblichen Fortschritt in dem gesammten Bühnenwesen konstatieren zu können: die darstellenden Kräfte vermochten auch schon an sie gestellten gesteigerten Anforderungen zu genügen und sich an immer schwerere Aufgaben zu wagen — brachten wir doch schon damals u. a. die für unsre Gesangskräfte gewiß nicht leicht zu nehmende Schenksche Spieloper „Der Dorfbarbier" lettisch „Sahdschu dakteris" mit verhältnismäßig sehr gutem Erfolge heraus —, das Interesse der Theaterbesucher wurde wieder ein reges und selbstverständlich wuchsen auch die Einnahmen, Spunde aber ermunterte mich, jetzt, wo die Leistungsfähigkeit des Personals schon eine vollkommenere Stufe erklommen, breitere Schichten des Publikums außerhalb Rigas durch Veranstaltung häufigerer Gastspiele immer mehr für das Theater zu gewinnen. Waren wir doch bereits in Riga so weit, daß außer den üblichen Sonntagsvorstellungen versuchsweise auch schon Aufführungen an den Wochentagen veranstaltet werden konnten, ohne daß solche mit einem Defizit abschlossen, was für den Anfang als aufmunternder Erfolg zu betrachten war. Andreas Jurjan, gegenwärtig Professor an der kaiserlichen Musikschule zu Charkow, hatte eben, wohl als erster Lette, mit besonderer Auszeichnung und als „freier Künstler" das St. Petersburger Konservatorium verlassen, schrieb ab und zu Kompositionen über lettische Motive für unser Orchester, die, in den Zwischenakten mit einem geradezu tobenden Beifall vorgetragen, dem Theater einen immer mehr nationalen Anstrich verliehen und unserem Unternehmen neue Freunde zuführten.

Nun ging es also wieder häufiger auf Reisen, — namentlich während der Sommerferien, wo unser Theater in Riga selbstverständlich geschlossen war. Hatte ich mich in früheren Jahren hauptsächlich den Städten Livlands zugewandt, so galten meine späteren Besuche mehr Kurland: Mitau, Libau, — aber auch die kleineren Orte Tuckum, Bauske und viele andere wurden

von uns zur Veranstaltung von Aufführungen gewählt, — am häufigsten aber fanden wir uns in Mitau ein, wo fast alle in Riga besonders sorgfältig vorbereiteten und mit Beifall gegebenen Novitäten zur Darstellung gelangten. In Mitau war ich auch so glücklich, mich der weitgehendsten Gunst des damaligen Gouverneurs von Kurland, Paul von Lilienfeld zu erfreuen, der fast nie in einer Vorstellung fehlte und mir wiederholt in für mich schmeichelhaftester Weise seine Anerkennung aussprach. Schließlich bewies Lilienfeld mir sein großes Wohlwollen durch Erteilung einer Theater-Konzession für das ganze kurländische Gouvernement, eine Auszeichnung, die mir um so wertvoller sein konnte, als vor und nach mir niemand ihrer mehr teilhaftig geworden ist. Diese Konzession hat mir denn auch viele Hindernisse und Weitläufigkeiten bei dem Arrangement von Vorstellungen in der Provinz aus dem Wege geräumt.

Bekanntlich änderte von Lilienfeld kurz vor dem Verlassen Kurlands seine frühere lettenfreundliche Politik, ja er bestand sogar auf seiner Streichung als Ehrenmitglied aus dem Verbande des Mitauer lettischen Vereins. Was den von Allen so sehr verehrten Gouvernementschef zu einem so plötzlichen Umschwung in seinen bisherigen Ansichten veranlaßt hatte, wird wohl weiteren Kreisen für immer ein Geheimnis bleiben.

Obgleich ich nun unter dem Schutze der Konzession reiste, hatte ich doch noch viel mit den Polizeigewaltigen der verschiedenen Ortschaften zu tun. Freilich waren diese Herren fast ohne Ausnahme große Originale und die Reminiscenzen an sie sind daher meist heiteren Charakters. So waltete damals in Libau ein von Ramadlow seines Amtes als Polizeimeister, ein Mann, dessen Ruf als Veranstalter von Willkürlichkeiten weit über die Mauern Libaus hinausreichte. Dort, in Libau, hatten eben die ersten, sich noch in sehr bescheidenen Grenzen bewegenden Judenhetzen stattgefunden — (Hafenarbeiter hatten einige Israeliten gemißhandelt und dann ins Wasser geworfen) — als ich mit einem für mehrere Tage berechneten Gastspiel in Libau beginnen sollte. Nun wollte es der Zufall, daß sich auf dem Spielplan auch mein Zweiakter „Izig Moses" befand. Ramadlow beschied mich zu sich und erklärte mir, er befürchte den Ausbruch größerer Unruhen, ein die Juden tangierendes Stück könnte aber

die letzteren nur fördern. Im „Izig Moses“ wird nun ganz im Gegenteil für die Israeliten eine Lanze gebrochen. Das hielt ich denn auch dem Polizeimeister vor und dieser ließ sich schließlich herbei, mein Stück unter dem von ihm, Ramadlow selbst, gewählten Titel „Naudas maiss“ segeln zu lassen. Ob gerade in Folge dieses Arrangements in Libau keine größeren Belästigungen der Juden vorkamen, ist wohl sehr zu bezweifeln.

Unvergeßlich bleibt mir der Repräsentant der heiligen Hermandad in Tuckum, seines Zeichens ein würdiger Schuhmacher J., ein Riese mit dem gutmütigsten Gesicht der Welt. Einst hatte ich Herrn J. zwei von der Oberpreßverwaltung genehmigte Theaterstücke zugeschickt, um dieselben zur Aufführung in Tuckum anzumelden. Wie verwundert war ich aber, als die Manuskripte zurückkamen und man neben dem Petschaft der Oberpreßverwaltung auch das Siegel des Tuckumer Stadt-Magistrats abgedruckt und unter dem Vermerk der Petersburger Zensur über die Zulassung der dramatischen Arbeiten zur Aufführung die Bemerkung fand: „Zur Darstellung genehmigt vom Tuckumer Stadt-Magistrat.“ Ziemlich verblüfft fragte ich Herrn J., was denn das wohl zu bedeuten habe und erhielt nun folgende Belehrung: „Ja, sehen Sie, — wir haben die Stücke noch einmal zensieren müssen, denn die Herren in der Oberpreßverwaltung können ja unmöglich wissen, ob sich in den Dramen doch nicht Stellen befinden, die in Tuckum Anstoß erregen könnten!“

Heiliges Gewitter, — ich war einfach starr! Eine wie nichtige Institution mußte doch wohl die Oberpreßverwaltung in den Augen des Herrn J. sein!

Ein in seiner Art sehr origineller Kollege des Herrn J. war der Polizeigewaltige von Bauske, D., der, eine aristokratische Erscheinung, auch viel Gewicht auf kleine Äußerlichkeiten legte und sich in Fällen, in denen er sich entschieden im Irrtum befand, nie zu einer anderen Ansicht bekehren lassen wollte. Führte mich mein Weg nach Bauske, so beehrte mich der alte Herr unausbleiblich mit einem Frühstücksbesuche, bei dem dann die Tagesneuigkeiten Revue passieren mußten. Als wir uns nun eines Tages an einer Flasche Rotwein labten, probte das Theaterpersonal im Nebengemach eben die russische Volkshymne, mit der

die Aufführung abends, als an einem höheren Kronsfeiertage eröffnet werden mußte.

Mein Gegenüber stutzte, als besinne es sich plötzlich einer wichtigen Angelegenheit und fragte dann, sich zur mir hinüberneigend, geheimnisvoll: „Bitte, sagen Sie mir doch, wie ist es eigentlich mit der Hymne? Hört sich das Publikum dieselbe stehend an?“

„Aber doch ganz ganz selbstverständlich“, erwiederte ich.

Kaum hatte aber der Herr Polizeichef das erfahren, was er zu wissen wünschte, als er auch schon eine sehr selbstbewußte Amtsmine aufsetzte und in herablassendem und zugleich erläuterndem Tone sagte: „Ja, — in Bauske erhebt man sich ja ganz selbstverständlich während des Gesanges der Volkshymne. Ich wollte nur wissen, ob man in Riga ein Gleiches tut!“ —

Alter Schlaukopf!

Es würde natürlich zu weit führen, wollte ich hier fast unzähliger ähnlicher Fälle gedenken, die viel dazu beitrugen, eine erheiternde Abwechslung in das fast ewige Einerlei der Reisen zu bringen. Daher genüge es zu konstatieren, daß diese letzteren vollauf ihren Zweck erfüllten und wir überall gerne gesehene Gäste wurden.

Während nun das Theaterwesen sich in Riga immer mehr entwickelte und die ausgestreute Saat goldene Früchte zu tragen begann, mehrte sich dort die Zahl meiner Widersacher in nicht unbeträchtlicher Menge. Ich sei ein unverträglicher Mensch, — das und Ähnliches begann man mir öffentlich, noch mehr aber hinterrücks zum Vorwurf zu machen. Die Wahrheit war aber wohl die, daß ich viele tonangebende Leute im Verein in meinen humoristischen Feuilletons und anderen literarischen Arbeiten so geärgert hatte, daß man mich lieber gehen als kommen sah. Da indessen die bei weitem größere Hälfte der Vereinsmitglieder mir zugetan war, so mußte zu einer List gegriffen werden, um mir den Stuhl vor die Tür setzen zu können. Als nämlich meine Freunde und alle mir aufrichtig wohlwollenden Vorstandsglieder während der Sommerferien am Strande und im Grünen weilten, hatte eine Handvoll mir übelgesinnter Ausschußmänner in einer Sitzung beschlossen, meine Einnahmen ansehnlich zu reduzieren, angeblich, um die Schauspieler des Theaters besser versorgen zu

können. Wie gut hatten mich doch jene Herren gekannt, als sie, ohne mich selbst von der Sitzung zu benachrichtigen, in welcher geradezu über mein „Sein oder Nichtsein" entschieden wurde, sich der schlimmsten Mittel bedienten, um einen Akt der gröbsten Willkür und Ungerechtigkeit zu vollziehen! Sie wußten nur zu genau, daß gerade ich der letzte wäre, der sich eine derartige Behandlung gefallen lassen und ihnen daher schlennigst den Rücken kehren würde. In der Tat fiel ich denn auch aus allen Himmeln, als man erst im August 1885 von diesem, irre ich nicht, schon Ende Mai desselben Jahres gefaßten Beschluß weniger Leute im Verein erfuhr. Von Jahr zu Jahr waren die Einnahmen des Theaters gestiegen, wie war es dann nur möglich, mir, der ich fast das ganze Leben hindurch meiner Idee halber gedarbt hatte, nun, da meine Arbeit auch einigen pekuniären Erfolg aufwies, die schon so wie so bescheidenen Einkünfte noch zu beschneiden, ohne mich eines Vergehens anzuklagen, ohne mich vor das Forum des Vereins zu laden! Das Alles vermochte ich einfach nicht zu fassen! Auch der Präses der Theater-Kommission A. Spunde, an den ich mich wandte, wußte desgleichen nichts von der stattgehabten mysteriösen Sitzung und ihren Beschlüssen. Das war denn doch noch immer besser! Ich beschloß also mich zu Chr. Kalnin zu begeben und da es sich vorhersehen ließ, daß dem Resultat dieses Ganges einige Bedeutung beizumessen sein würde, bat ich Professor A. Jurjan, mich zu begleiten und Zeuge der Verhandlungen zu sein. Zu meiner Freude willigte der Künstler ein. Es war einige Monate vor Kalnins Tode. Krank und mürrisch empfing mich der Vereinspräses. Es habe seine Richtigkeit mit dem Beschlusse, sagte er kurz, ich möge mir daher die Angelegenheit überlegen. Am anderen Tage würde er einer Kur wegen Riga verlassen und meinen Entschluß sollte ich daher seinem Stellvertreter Herrn Großwald übermitteln. Ganz ebenso kurz fiel meine Antwort aus: ich möchte, erklärte ich, nicht erst Herrn Großwalds Zeit in Anspruch nehmen und könne daher gleich erklären, daß ich auf den hinter meinem Rücken beschlossenen, mich geradezu beleidigenden Vorschlag nicht eingehen werde. Damit empfahl ich mich als Direktor des lettischen Theaters, Kalnin sprach anstandshalber sein Bedauern über mein Scheiden aus, wir reichten uns zum

Abschied die Hände, — zum letzten Mal in diesem Leben, Kalnin habe ich nie wiedergesehen, im Dezember desselben Jahres starb er bereits.

Dem lettischen Verein als solchem habe ich dieses Vorfalles wegen nie gezürnt, — waren es ja doch nur wenige mir Übelgesinnte, die mir meine langjährige mühevolle Arbeit mit einem so heimtückischen „Danke" lohnten.

Über zehn Jahre hindurch habe ich dann später das lettische Theater in Mitau geleitet.

Über den Volksschulunterricht in Estland.

1561—1710.

Nach dem Schwedischen* des Rektors

G. O. F. Westling.

Als Estland 1561 unter schwedische Herrschaft kam, zeichnete sich das Volk dort durch einen hohen Grad von Unkenntnis aus und in den folgenden Jahrzehnten wurde es damit noch schlimmer. Am Schluß des 16. und Anfang des 17. Jahrh. lastete eine wahrhaft erschreckende Finsternis auf den Bauern, vornehmlich auf denen estnischer Nationalität, die so unwissend waren, wie ein Zeitgenosse sagt, auf dessen Worte man großes Gewicht legen muß, daß die Mehrzahl nicht wußte, wer sie geschaffen und ihnen das Leben gegeben und noch weniger, was sie von Gott glauben sollten[1]. In einer Predigt vom Anfang des 17. Jahrh. sagt ein Revalscher Prediger, daß das beklagenswerte Bauernvolk meistenteils nicht an die Auferstehung glaube. Es schien das reine Heidentum hereinzubrechen.

Dieser traurige Zustand hatte seine Ursache vor allem in dem furchtbaren Kriege, der nach 1558 so lange die Provinzen heimsuchte und dessen einzelne Phasen aller Beschreibung spotten. In dem J. 1558—83 fiel ein ansehnlicher Teil der Bevölkerung

*) In der „Kyrklig Tidskrift" (Upsala) 1896 S. 341 ff. — Dieser interessante Aufsatz ist bei uns bisher leider ganz unbekannt geblieben. Wir geben ihn daher hier in einer meist wörtlichen Übersetzung, mit unwesentlichen Kürzungen wieder. Die Arbeit Westlings beruht hauptsächlich auf Archivalien des Schwedischen Reichsarchivs (Schw. R:Arch.) sowie des Konsistorial- (K:Arch.) und Ritterschaftsarchivs (Ritt:Arch.) in Reval. Wir geben von seinen Zitaten an dieser Stelle, um die Lektüre des interessanten Aufsatzes nicht zu beschweren, nur die wichtigsten wieder.

[1]) Dubberchs Worte in seinem Visitationsprotokoll 1586. Schw. R: Arch. Livonica 353.

den Seuchen, der Hungersnot oder dem Schwert des Feindes zum Opfer und unaufhörlich mußten die Landbewohner von ihren Heimstätten flüchten und Schutz suchen hinter den Mauern der Städte oder in der Tiefe der Wälder. Unter ihnen Seelsorge zu treiben, das war in diesen Jahren für die Prediger, die ihr eigenes Leben zu retten vermochten, kaum möglich. Erst nach dem Waffenstillstand mit Rußland 1583 konnte man damit beginnen, etwas zur Hebung der Volksbildung zu tun. Die damals begonnene Arbeit nahm dann während der ganzen Periode der schwedischen Herrschaft ihren Fortgang, wenn sie auch zu gewissen Zeiten mit geringerer Kraft geschah als in andren, ja bisweilen vielleicht beinahe ganz aufhörte.

Unmittelbar nach dem Waffenstillstand mit Rußland ging man an die Wiederherstellung der verfallenen Kirche Estlands. Hierbei waren vor allem zwei Männer wirksam. Der eine war der eifrige Bischof Christian Agricola in Reval, der 1584 in die Provinz gekommen zu sein scheint, leider jedoch schon 1586 starb; der andre der Pastor am Dom David Dubberch, ein kraftvoller und tüchtiger Mann mit warmem Interesse „für die armen unteutschen, albern und einfältigen Leuthen“ Ihm war ein längeres Wirken vergönnt. Er war schon 1582 von Pontus De la Gardie zum Visitator in Estland bestimmt worden und war als solcher bis zu Agricolas Ankunft tätig gewesen. Nach dessen Tode wurde ihm der Auftrag abermals zu teil und er verwaltete sodann das Bischofsamt unter dem Namen eines Visitators bis an seinen Tod, der wahrscheinlich 1603 erfolgte.

Für die Volksaufklärung hatten beide, wie wir annehmen dürfen, ein lebhaftes Interesse und suchten sie nach bestem Vermögen zu fördern. Der Unterricht wurde sowohl zu ihrer Zeit als auch noch lange danach so gut wie ausschließlich von den Predigern geleistet und hatte wohl zum eigentlichen Zweck die Religionskenntnis der reiferen Jugend und der erwachsenen Gemeindeglieder zu fördern. Und sollte diese erweitert werden, dann war es doch notwendig, daß der Pastor sich nicht darauf beschränkte, seiner Gemeinde über Sonn- und Feiertagstexte zu predigen, sondern er mußte auch fleißig katechisieren. Es ist ja klar, daß das halbheidnische Volk sich nicht den Inhalt der Predigten aneignen konnte, bevor es die Grundlagen der christlichen Religion erfaßt hatte. Aber das Einprägen dieser war doch keines-

wegs eine leichte Sache. Da die Leute allgemein nicht zu lesen verstanden, so mußten die Pastoren Mal für Mal ihren Zuhörern wiederholen, was sie ihnen einzuschärfen wünschten und dann hatten sie Erklärungen dazu zu geben und sich durch Überhören davon zu überzeugen, daß das Vorgelesene auch im Gedächtnis haften geblieben.

Wie billig begriffen die Leiter der Kirche Estlands am Schluß des 16. Jahrh. vollkommen die große Bedeutung der Katechisationen. Wir sehen das daraus, daß sie immer wieder die Pastoren ermahnten, nicht bloß zu predigen, sondern auch zu katechisieren. Eine Instruktion für den Bischof Agricola, die 1586 von einigen in der Provinz anwesenden Kommissaren aus Schweden aufgesetzt wurde, zeigt, daß es für eine Pflicht der Pastoren gehalten wurde, bei dem Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen aus dem Katechismus vorzulesen und zum wenigsten während der Fastenzeit in der Kirche Prüfung zu halten[1]. Dubberch forderte nicht nur sonntägliches Vorlesen des Katechismus, sondern wie es scheint auch eine ebenso oft wiederkehrende Prüfung[2], ermahnte jedoch die Pastoren, daß sie dabei milde verfahren sollten, namentlich mit der Jugend.

Trotz Dubberchs und anderer Anstrengungen war es gleichwohl noch 1638 mit dem Volksunterricht in Estland noch sehr schlecht bestellt. Dazu trugen verschiedene Umstände bei, doch begnügen wir uns hier, bloß drei aufzuführen, nämlich daß die Landschaft erst nach 1617 wirklich zu Ruhe kam, daß die Leitung der kirchlichen Dinge nach Dubberchs Tod einer ganz untauglichen Person anvertraut wurde, dem 1638 abgesetzten Superintendenten Nils Gaza, und daß die Zusammensetzung der Pastorenschaft als eine minder gute angesehen werden mußte. Dies Urteil über den geistlichen Stand kann keineswegs für zu streng gehalten werden, denn er bestand fast ausschließlich aus Ausländern mit mehr oder weniger mangelhaften Kenntnissen der estnischen Sprache und recht viele von ihnen zeichneten sich durch zügelloses Leben, geringe Bildung und grobe Nachlässigkeit im Amte aus. Daher kam es, daß der Volksunterricht nicht mit der wünschenswerten Kraft und

[1] Instruktion vom 6. Januar 1586. A. a. O.

[2] Visitation in Kirrefer 1593. Ebenda.

Sorgfalt betrieben wurde. Die Predigten wurden wahrscheinlich sehr oft in einer dem Volke unverständlichen Sprache gehalten und die Katechesen vernachlässigt. Es ist freilich wahr, daß Psalmen und die Textworte aus Luthers kleinem Katechismus bei den Gottesdiensten gelegentlich vorgelesen wurden, vielleicht sogar allgemein, aber viel war damit nicht erreicht, da die Pastoren gewöhnlich versäumten das wichtige prüfende Abhören vorzunehmen[1], wenigstens mit denen, die nicht zur Beichte gingen. Katechismuspredigten wurden in der Tat in einigen Städten gehalten, auf dem Lande waren sie dagegen nicht üblich[2].

In solch einem unbefriedigenden Zustand befand sich der Volksunterricht in Estland, als 1638 Ihering zum Bischof daselbst ernannt wurde. Als Pastor im Stifte Strengnäs hatte er lange den berühmten Paulinus zum Vorgesetzten gehabt und ohne Zweifel viel von ihm gelernt. Wir finden es daher ganz natürlich, daß er für die Aufklärung des Volkes das wärmste Interesse hatte. Er meinte kurz und gut, daß die Katechismusübungen den wichtigsten Teil des Seelsorgerberufes ausmachten. Da er von einer solchen Anschauung beherrscht war, so konnte man erwarten, daß er alle seine Kräfte anstrengen werde, um das Dunkel der Unwissenheit zu lichten, in dem die Hauptmassen der Bevölkerung Estlands noch lebten. Ganz gewiß hat auch die schwedische Regierung, die ihn zu deren Hirten einsetzte, nicht wenig von seinem Eifer und seiner Tüchtigkeit erhofft. Aber trotz glänzender Proben von seinen erwähnten Eigenschaften hat er gleichwohl das Unterrichtswesen nicht so zu fördern vermocht, wie die Regierung es wünschte. Seine Bemühungen auf dem Lande Volksschulen zu errichten mißglückten fast vollständig, wie wir sehen werden und geringen Erfolg hatte sein damit zusammenhängender Vorschlag, in den Kirchspielen geschulte Küster und Schulmeister anzustellen. Sowohl zu seiner Zeit als auch noch lange darnach blieben die Pastoren so gut wie die einzigen Lehrer des niederen Volkes.

---

[1]) Das läßt sich u. a. aus den Einwänden schließen, die die Prediger zur Zeit des Bischofs Ihering gegen die Sonntagsexamina erhoben.

[2]) Ihering sagt in einem Schreiben an die Regierung vom 24. Nov. 1638, daß der Katechismus bis jetzt niemals im Lande gepredigt werde, „sondern die 5 Hauptstücke werden allein ohne Luthers Erklärung dem Volke vorgelesen." Schw. R:Arch. Liv. 116. Diese Behauptung ist jedoch etwas übertrieben.

Ganz resultatlos war indessen Jherings Wirksamkeit für die Förderung der Volksaufklärung nicht, denn es ist ihm in der Tat gelungen, den pastoralen Unterricht zu heben, und, wie es scheint, gar nicht so unbedeutend. Was er vor allem zu wege zu bringen suchte, war eine Verbesserung der Predigten und Katechesen in den Kirchen. Einmal übers andere ordnete er bei seinen Visitationen an, daß der Gemeinde nicht bloß die Textworte des Lutherschen kleinen Katechismus vorgelesen werden sollten, sondern auch die Erklärungen dazu nebst dem Sündenbekenntnis, gewisse Gebete und die im ersten Teil von Stahls bekanntem „Hand-, Haus- und Kirchenbuch" enthaltenen Fragen für die Abendmahlsgäste. Auch führte er Katechismuspredigten auf dem Lande ein und arbeitete darauf hin, fleißigere Prüfungen einzuführen. Auf der Synode 1645 schlug er eine Katechisationsordnung vor. Nach dieser sollten die Pastoren an Sonn- und Feiertagen vor der Predigt, aber von der Kanzel aus, einige Stücke von dem Pensum vorlesen, das das Volk sich aneignen sollte, und dann am folgenden Sonntag die Kommunikanten und diejenigen die sich vor Beginn des Gottesdienstes einfanden, über das Vorgelesene abfragen. Nach dem Vorlesen sollte der Pastor $^1/_4$ oder $^1/_2$ Stunde zur Erklärung des eben Vorgelesenen verwenden und dann zur Predigt über das Tagesevangelium übergehen, aber auch in dieser darauf achten, solche „loci doctrinales" auszuwählen, die den Katechismus erklären. Endlich sollten sie auch nach dem allgemeinen Gebet für die Jugend Gebete und Teile des Katechismus vorlesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde diese Ordnung von der Synode angenommen. Später wurde sie, 1656, durch eine neue ersetzt deren Inhalt wir nicht kennen[1].

Inzwischen gab sich Jhering keineswegs damit zufrieden, daß der Unterricht dem Volke in den Kirchen erteilt wurde. Er konnte das um so weniger, als viele es unterließen davon zu vorteilen. Es ist in Estland oft von Personen die Rede, die selten oder nie in die Kirche gingen. Sollte das Licht des Evangeliums auch für diese wahrnehmbar werden, so mußte der Prediger es ihnen ins Haus tragen. Der Nutzen und die Wichtigkeit eines solchen Verfahrens hatte man in den Ostseeprovinzen lange vor

[1]) Knüpfer, Beitr. z. Gesch. d. Estn. Prediger-Synodus. S. 12. 13.

Jherings Zeit zur Genüge eingesehen. Schon in der kurländischen Kirchenordnung von 1572, die auch in Estland etwas angewandt wurde, wurde vorgeschrieben, daß der Pastor zu passender Zeit sein Kirchspiel bereisen und dabei prüfen und unterrichten sollte, aber es dürfte unsicher sein, ob dergleichen Lokalvisitationen oder, wie wir sagen wollen, Hausprüfungen im Revaler Bistum vorkamen bevor Jhering die Leitung übernahm. Dagegen wissen wir, daß dieser gleich nach seiner Ankunft aus Schweden solche anordnete, er hatte aus seiner Heimat die Überzeugung von ihrer Vortrefflichkeit mitgebracht. Jhering drang darauf, daß die Pastoren jährlich ein oder zwei Mal in Begleitung des Küsters sich von Dorf zu Dorf und von Haushalt zu Haushalt begeben sollten, um den Lebenswandel des Volkes und seine Einsicht in die Hauptwahrheiten der christlichen Religion zu erforschen [1].

So mahnte der Bischof seine Amtsbrüder zu fleißiger Unterweisung, aber er war auch darauf bedacht, daß die Zuhörer genau auf deren Worte merkten. Man kann das aus seiner Forderung ersehen, daß einige Kenntnis des Christentums für gewisse kirchliche Vorteile, wie die Trauung oder das Abendmahl verlangt werden solle. Was das letztere betrifft, so scheint es schon vordem ganz gewöhnlich gewesen zu sein, daß man es nicht ohne vorhergehende Unterweisung und Prüfung jemandem austeilte und dieser Brauch dürfte auch in den Kirchspielen beobachtet worden sein, wo die Pastoren im Übrigen das Katechisieren unterließen. Daß in der älteren Zeit Unkenntnis ein Hindernis für eine kirchliche Ehe bildete, haben wir dagegen nicht erwähnt gefunden, aber unter Jherings Leitung ist davon bald die Rede als von einer von einigen Pastoren eingeführten Sitte, die nicht trauten, bevor die Brautleute Kenntnisse der christlichen Lehre nachgewiesen hatten und auf Vorschlag des Bischofs schrieb später die Synode 1645 vor, daß alle Prediger so verfahren sollten.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Visitationsakten im Rev. K:Arch.

Literariſche Rundſchau.

J. A. Rodionow, „Unſer Verbrechen."

Aus dem Ruſſiſchen von Victor von Rautenfeld. Verlag v. Jonck & Poliewſky, Riga und Leipzig 1910.

Das Buch hat Aufſehen erregt. Und zwar mehr noch im Auslande, als in Rußland, wo es bei einem Teil der Preſſe gar nicht oder nur ſehr wenig Beachtung gefunden hat, von einem anderen wieder über Gebühr herausgeſtrichen worden iſt. Denn das mag von vornherein feſtgeſtellt ſein: der künſtleriſche Wert des Werkes iſt gering. Eine Kriminalgeſchichte, mit protokollariſcher Treue aufgenommen und mit etwas langathmigen Milieuſchilderungen und publiziſtiſchen Abſchweifungen verbrämt, die dem mit den Verhältniſſen weniger Vertrauten gewiß manches Neue und Intereſſante bieten, ihn aber auch leicht irreführen und zu übereilten verallgemeinernden Schlüſſen verleiten können. An der Hand eines denkbar unkomplizierten, „alltäglichen" Kriminalfalles will Rodionow „die Aufmerkſamkeit der gebildeten ruſſiſchen Geſellſchaft auf ihre, dem Verderben entgegengehenden, ſozial tieferſtehenden Mitbrüder lenken," denn „das Volk hat ſich dem Trunke ergeben, iſt verwildert und verbittert, verſteht nicht zu arbeiten und will es auch nicht lernen." Der Verfaſſer bemüht ſich redlich, objektiv zu ſein. Wäre er ein Künſtler, ein Dichter, ſo böte er uns Bilder aus dem Leben durch ein künſtleriſches Temperament geſehen, die vielleicht der objektiv geſchauten, realen Wahrheit nicht ganz entſprechen, aber künſtleriſch wahr bleiben würden. Rodionow aber iſt kein Dichter, er iſt nur ein, augenſcheinlich mitten im Leben ſtehender, Beobachter, der der Wucht

der auf ihn eindringenden nackten Tatsachen nicht standhalten kann, und dessen Blick daher einseitig getrübt ist; ein Vorzug ist seine große Aufrichtigkeit, aber sie verleitet ihn doch dazu, wenn auch bona fide, letzten Endes tendenziös zu werden. Die Verwilderung und Verrohung, die im Volke Platz gegriffen hat, ist gewiß eine nicht wegzuleugnende Tatsache; die Erschütterungen, die die sogen. „Befreiungsbewegung" mit sich gebracht hat, haben die niedrigsten Instinkte wachgerufen und die ohnehin äußerst vagen moralischen Begriffe, besonders unter der jungen Generation, über den Haufen geworfen. Wie dieser fortschreitenden Kalamität beizukommen ist, sagt uns der Verfasser nicht; das Einzige, was er offen herbeiwünscht, ist wohl eine Bewegung, die den Kampf mit dem Alkohol, und nicht zuletzt mit dem fiskalischen Getränkeverkauf, aufnähme; im Übrigen aber läßt er durchblicken, daß ihm das alte Regime mit seinen patriarchalischen Lebensformen mehr nach dem Sinne ist, als das neue, das bisher nur Begriffsverwirrung und Demoralisation gebracht habe. Von den Thesen, die er in seinem Roman verficht, darf man den einen Teil: „Das Volk hat sich dem Trunke ergeben, ist verwildert und verbittert und versteht nicht zu arbeiten" — ruhig als traurige Tatsache gelten lassen, mit der Einschränkung freilich, daß der Verfasser seine Beobachtungen in einer Gegend gemacht hat, die zum Industrierayon gehört und daß die geschilderten Zustände, wie ich mir auf Grund persönlicher Anschauung zu behaupten erlaube, sich durchaus nicht auf alle Gebiete Rußlands, namentlich die ausschließlich ackerbautreibenden, in vollen Umfange ausdehnen, überhaupt nicht verallgemeinern lassen. Durchaus anzuzweifeln ist ferner der deprimierende Nachsatz der obigen These: „Das Volk versteht nicht zu arbeiten und will es auch nicht lernen." Das ist, wenigstens in dieser generalisierenden Fassung, einfach nicht wahr. Wißbegier und Lernbegier und auch die Fähigkeit, rasch zu erfassen, ist im Allgemeinen in hohem Maße vorhanden. Woran es fehlt — ist die Möglichkeit und die Gelegenheit, arbeiten zu lernen. Und in dieser Hinsicht trifft eben das alte Regime, an dem Rodionow sichtlich hängt, ein schwerer Vorwurf: es ist in Jahrzenten soviel wie nichts getan worden, um dem Volke die Möglichkeit zu geben, eine menschenwürdige Arbeit zu leisten. Menschenwürdig im Sinne einer Arbeit, deren veredelnder

Wert dem Arbeiter mehr oder weniger bewußt wäre. Unter den bisherigen Verhältnissen ist die Arbeit des Bauern meist eine lästige Notwendigkeit gewesen, die ausschließlich dazu diente, ein vielfach mehr als elendes Leben zu fristen; und wo sie, — wie das stellenweise der Fall war und ist —, einen verhältnismäßig guten und nicht zu schwer erzielten Gewinn abwarf, da fehlte es immerhin an der durch Vorbilder, Anleitung, Kenntnisse und bessere Agrarverhältnisse gebotenen Möglichkeit, die Arbeit auf der Scholle zu einer intensiveren, vielgestaltigeren, somit materiell wie geistig lohnenderen zu machen. Wo aber für den Wert der Arbeit nicht gebührende Achtung und Verständnis vorhanden ist, da verliert naturgemäß auch das Leben selbst, das ja nur köstlich sein kann, wenn es Mühe und Arbeit gewesen, an Wert; das eigene Leben, wie das des Nächsten; bei dieser Entwertung müssen notwendigerweise die niedrigsten animalischen Instinkte in den Vordergrund treten, und, daß bei der allgemeinen Unkultur eben die Freiheitsideen als die Losung zu allgemeiner Zügellosigkeit aufgefaßt werden konnten, kann ja nicht weiter Wunder nehmen. Was nun im Laufe vieler Dezennien niedergehalten und verunstaltet worden ist, kann sich naturgemäß nicht mit einem Schlage zu schöneren und edleren Formen entfalten; es ist also gewiß eine schwere Krise, die das russische Volk durchmacht, aber sie berechtigt kaum zu den pessimistischen Verallgemeinerungen und Deduktionen, die Rodionow mit soviel aufrichtigen Eifer und, zweifellos den besten Absichten, an die Wand malt.

In einer kurzen Notiz verbietet es sich, auf das von Rodionow angeschlagene Thema, die Rückblicke und Ausblicke, zu denen es anregt, näher einzugehen; ich möchte aber nur noch das Eine bemerken: das erschreckend „leidenschaftslose", an „moral insanity" streifende Verhalten des Volkes zu dem Verbrechen als solchem hat durchaus nicht nur für das Volk im engeren Sinne, für die Bauernschaft oder ähnliche soziale Schichten Geltung, sondern ist, wie die Kriminalchronik der letzten Jahre und besonders auch der letzten Monde lehrt, mutatis mutandis zu einer allgemeineren Erscheinung geworden. Die Psychologie des russischen Verbrechens hat nämlich, wie das letzthin auch in der russischen Presse bereits betont worden ist, eine bemerkenswerte Evolution durchgemacht. Den Koryphäen der russischen Literatur, und in erster Reihe wohl

dem großen Menschenkenner Dostojewskij, haben — ich erinnere nur an „Schuld und Sühne“ (Raskolnikow), an die „Brüder Karamasow“, das „Tote Haus“ — Kriminalfälle für psychologische Romane von wunderbarer Tiefe und edelster Tendenz zur Vorlage gedient; über die Mordaffären von heute — den Fall Tarnowska, Buturlin ꝛc. — ließen sich höchstens sogen. „spannende“ Boulevardsromane, die über die Nat Pinkertongeschichten kaum hinausragen, schreiben oder besten Falls umfangreiche naturalistisch illustrierte Leitartikel à la Rodionow. Man interessiert sich eben nicht mehr dafür, warum das Verbrechen verübt worden ist, sondern fast ausschließlich nur für das „Wie“ Dostojewskis Karamasow hat bereits das Prinzip „Es ist alles erlaubt“ aufgestellt, aber es war dort erst den schweren Golgathaweg tiefster Qual und höchster Seelennot gegangen; derselbe Grundsatz „Es ist Alles erlaubt“ wird in der heutigen Literatur, die bis zu einem gewissen Grade doch stets der Niederschlag des Denkens und Fühlens der Gesellschaft ist, von Arzybaschews „Sanin“ gepredigt, aber aus dem schmalen, steinigen Pfade der zur Richtstätte führte, ist dieser Weisheit letzter Schluß zu einer bequemen, breiten, staubigen Landstraße geworden, auf der Hoch und Niedrig in buntem Durcheinander einherziehen.

Es bleibt zu hoffen, daß man es auch in dieser Hinsicht mit den Krankheitserscheinungen einer Uebergangsgeriode zu tun hat.

Ernst Blumenthal.

Zur Blütezeit im Ussurigebiet.

Von

Dr. **Roderich von Engelhardt-Riga.**

Sibirien! Wer denkt bei diesem Wort an Anderes als an endlose gleichförmige Wälder, noch endlosere Steppen und ewig gefrorene Tundren, an den eisigen langen Winter und den kurzen Sommertraum? Und doch giebt es im fernen Ostsibirien weite Strecken, welche die blütenreichen Küstengebiete unsres europäischen Mittelmeerbeckens an Reichtum der Pflanzenformen und Mannigfaltigkeit der Blütenpracht weit übertreffen! Solch' eine Fundquelle für den Botaniker und eine Quelle immer neuer Überraschungen für den Naturfreund ist das Ussurigebiet in Ostasien.

Unser Geschick hatte uns während des russisch-japanischen Krieges nach Chabarowsk verschlagen, wo die Sonne $7\frac{1}{2}$ Stunden früher auf- und untergeht als in Riga, das in der Luftlinie wohl 6000 Kilometer von uns entfernt war. Das kleine Städtchen liegt auf einer ansehnlichen Anhöhe am Zusammenfluß des Amur und Ussuri und bildet somit eigentlich den nördlichen Endpunkt des Ussurigebietes. Vor einem halben Jahrhundert bedeckte dichter Urwald das hügelige Terrain, auf dem die heutige Stadt steht und die Chabarowsker erzählen, daß man noch vor zwanzig Jahren dort, wo heute der städtische Kirchhof liegt einen Tiger erlegt habe. Der Urwald und die Tiger sind in der nächsten Nähe der Stadt verschwunden, man muß schon ein paar Stunden mit der Eisenbahn nach Süden fahren und dann in die noch unberührten Waldgebiete bei Bikin und Spassk eindringen, um Jagdabenteuer zu erleben. Aber die Flora hat zum großen Teil auch

noch in der Nähe der Stadt ihren Waldcharakter bewahrt, obgleich von dem Walde selbst nur vereinzelte alte Stämme stehen geblieben sind und dichtes Gebüsch und Staudendickicht vorherrschen. Nur am Horizont, etwa 30 Werst von Chabarowsk nach Süden steigt das hübsche Profil des Chechzyr auf, eines Waldgebirges von urwüchsiger Üppigkeit.

Unsere Hospitäler standen etwa ein paar Werst außerhalb der Stadt auf altem unkultiviertem Waldboden, der sich ohne Unterbrechung nach Osten und Süden bis zu den fernen Wäldern fortsetzte. Nur hier und da zerschnitten kleinere Bäche das wellige Terrain und führten im Frühjahr das Schneewasser dem Ussuri zu. Während der langen Wintermonate lernten wir die Gegend gründlich kennen. Die klare, trockene Luft, der festgefrorene Boden und die geringe Schneedecke lockten zu weiten Spaziergängen. Man brachte fremdartige Zweige nach Hause und lockte ihnen am sonnigen Fenster in zimmerwarmem Wasser ein vorzeitiges Geständnis ihrer Herkunft und Art ab. Endlich besann sich auch die sibirische Sonne darauf, daß es einmal Frühling werden müße: die Bachstelzen wippten vor meinem Fenster mit ihrem zierlichen Schwanz in eiligem Trippelschritt hin und her und schienen stolz auf das schön gezeichnete schwarze Kreuz auf ihrem Rücken und bald erschien auch als erster Bote der Schmetterlinge ein Tagpfauenauge, das in eiligem Zickzackflug auf der Sonnenseite unsrer Baracke dahinsegelte.

Die Farben in der Taiga (so nennt man in jener Gegend sowohl den ausgeholzten, wie auch den unberührten Wald) werden kräftiger, weil der Saft in der Rinde der Gehölze zu quellen beginnt. Auf dem fahlgelben dichten Wintergrase heben sich die carminroten Zweige des Cornus leuchtend ab, zwischen den zarten braunen Leisten des Pfaffenhütchens (Evonymus alatus) gucken schon kleine helle grüne Knöpfe hervor. Noch ist der Gesamtton der Landschaft ganz pastellartig weich und verschwommen. Da beeilt sich die wilde Azalee (Rhododendron dahuricum) etwas mehr Farbe ins Bild zu bringen und schon Ende April bedecken sich ihre blattlosen Stengel mit den zartrosa Blütenbouquets. Ganze Abhänge schimmern rosenrot in der hellen Frühjahrssonne und es ist ein besonderer Glücksfall, wenn man unter der Fülle gleicher Blütenformen plötzlich einen hohen Strauch findet, der

blaßfliederfarbene größere Blüten mit fein gewelltem Rande treibt. Das sind schon die Übergangsformen zu unsrer schönen kultivirten Azalee. Steht solch ein Busch auf dem duftigen blauen Hintergrunde des fernen Gebirgszuges, gibt es ein Bild von auserlesener japanischer Feinheit. Jetzt fängt sich's auch am Bachrande an zu regen: Veilchen, Caltha palustris und andere Bekannte (Corydalis remota u. speciosa) aus der Heimat sind die ersten. Die weiten jungen Eschenbestände schimmern bronzegelb in der Sonne, über die Birken hängt ein hellgrüner Schleier und die Akazie (Cladrastis Maakii) steckt ihre grauweißen Knospen wie Katzenpfötchen heraus. — Mitte Mai ging es in die Vorberge des Chechzyr, ohne Weg und Steg in den Urwald hinein, ein mühsames Klettern. Köstliche Stämme der mandschurischen Kiefer — dort Zeder genannt (Pinus mandschurica) — ragen weit über das Laubdach des Waldes mit ihrer eigenwillig geschichteten Silhouette, die einzelnen Gehölzarten des Laubwaldes sind bei der geringen Blattentwicklung noch schwer festzustellen. Zahlreiche Schlinggewächse wie Clematis, Atragene alpina mit hellvioletten Glocken, Amurwein und die festen Ranken der Actinidia versperren den Weg, die spitzen Dornen der Aralie reißen die Finger blutig und man staunt über diese kräftigen Exemplare einer schon subtropischen Flora (Panax sessiliflorum u. ricinifolium). Auf dem Waldboden blühen weiße und gelbe Anemonen, rosenrote Pyrola, das zierliche Thalictrum und eine schneeweiße hyazinthenartige Blume (Clintonia udensis). Über eine Lichtung schwebt ein metallisch blauschillernder Falter: das ist sicherlich kein Europäer, wohl ein japanischer Vetter unsres Segelfalters mit langen schwarzen Sporen an den Flügelenden.

Ja, hier berühren sich zwei Welten und seltsame Empfindungen werden wach, wenn man an die Theorie der Geographen und Geologen denkt, daß das Ussurigebiet mit Sachalin und den japanischen Inseln vor Urzeiten einen geschlossenen Länderkomplex bildete, der den Charakter seiner Pflanzen- und Tierwelt aus der Tertiärzeit noch zum Teil bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, weil ihm die schlimmen Zeiten der Vergletscherung, die in Mitteleuropa ein völlig neues Vegetationsbild schufen, erspart geblieben sind. Man findet in jener Gegend noch heute einen seltenen Käfer, der bisher nur aus den Versteinerungen der Tertiärzeit

bekannt war. So steht man dort auf uraltem Boden an dem Jahrtausende in gleichem Wechsel vorübergerauscht sind, man grüßt die alten Bekannten der Heimat in Fauna und Flora und sieht neue Gestalten und Formen, die einst vor hunderttausenden von Jahren unsre Heimat bevölkerten. Auch die Vogelwelt zeigt exotische Formen neben bekannten, ihr Gesang ist fremdartig: der Pirol ist grellfarbiger als bei uns und pfeift sein Regenlied in andrer Tonfolge, der Fasan mit seinem köstlichen Federkleid findet dort seine nördliche Grenze und die bunte Mandarinenente vom Amur unterscheidet sich kaum von ihrer japanischen Verwandten.

Unter den Strahlen der Maisonne bedecken sich die Abhänge um unsere Hospitäler mit einem dichten Teppich von Maiglöckchen, große und kräftige Blüten, aber nicht so duftreich wie unsre, dazwischen Büsche von roten Rosen, hier und dort die herben Stauden des weißen Nieswurz (Veratrum album) und seltener der schwarze. Im Schatten der blühenden Spiräa, des Kreuzdorns und Schneeballs stehen ganze Büsche von Frauenschuh (Cypripedium calceolus) und einer kleineren Gattung mit schneeweißer, rosenrot getigerter Blüthe (Cyprip. guttatum). In der ersten Hälfte des Juni wird das Bild schon bunter: auf den weiten Flächen leuchtet es orangegelb von den edelgeformten Sternen der Haemerocallis Middendorfi, darüber schaukeln die blauvioletten zierlichen Dolden des Polymonium caeruleum, stolz trägt die Lilie (Lilium spectabile) ihre Purpurblüten auf hohem Kandelaber — bis zwölf Blüten zählte ich auf einem Stengel — und leise wippen die schneeweißen Federwedel der Spiraea Aruncus über all' der bunten Pracht. Auch die Irisblüte hat unten am Ussuri im dichten Spiräagebüsch begonnen, aber es ist nur die kleine blaue (sibirica), während die große (laevigata) erst später in nassen Schilfpartieen blüht. Am hohen rechten Amurufer streife ich mit meinem Schmetterlingsnetz umher: das rötliche Felsgestein ist kaum sichtbar, so bedecken Laub und Blüten den Boden. Weiche grüne Kissen bildet das saftiggrüne epheuartige Laub des Menispermum dahuricum, dichtes mannshohes Gebüsch der wilde Spargel und weißblühende Jasmin, nur mühsam strecken die niedrigeren Stauden ihre Blüten aus dem grünen Gewirr: rote und weiße Paeonien, weißer Alpenmohn, blaue und weiße Wicken, die schöne Dolde der weißen und roten Dictamnus fraxinella,

die großen Purpurtrichter der windenartigen Callystegia dahurica und zwischen dem Steingeröll am Fuß des Abhanges die hellgelben Büschel des Löwenmauls. Landeinwärts ist der Wald in vollem Laubschmuck: die lederharten Blätter der mandschurischen Eiche glänzen im Sonnenlicht, mächtig entwickelt die mandschurische Linde ihr auf der Unterseite weißes Blatt und die meterlangen Blatt wedel des Wallnußbaums (Juglans mandschurica) sehen schon fast tropisch aus. Die zalreichen Ahornarten (Mono, tegmentosum, Ginnala) zeigen die verschiedensten Blattformen, der Sammetbaum (Phellodendron amurense) fällt durch seine weiche Korkrinde auf, die nur den Hauptstamm in beträchtlicher Stärke umkleidet, während die Korkulme (Ulmus campestris) ihre seltsamen Rindenknoten bis zum jüngsten Frühjahrstrieb hinaufschiebt. Nadelholz ist kaum vorhanden, nur hier und da eine junge Fichte oder Lärche, dafür aber eine Menge alter, mächtiger Stümpfe der Pinus mandschurica. Vollkommen ausgerottet scheint die Eibe (Taxus baccata) zu sein, die von den Russen Rotholz genannt wird. Einen starken Block sah ich in der Holzsammlung eines Chabarowsker Kaufmanns, bei dem das Stück schon zwei Jahrzehnte lag. Im Umkreise von 30 Werst existiert überhaupt kein geschlossener Waldbestand und dieser Radius scheint im Allgemeinen das Maß für die Kulturkraft des russischen Eroberers zu sein. Auch um Wladiwostock war das ganze Küstengebiet in den siebziger Jahren ein großer Waldkomplex, jetzt sind es kahle, nur mit Buschland bestandene Höhenzüge, das Wald- und Jagdgebiet liegt weit von der Küste.

Aber der schwere Waldboden hat noch Kraft genug, um in der kurzen heißen aber naßen Sommerzeit eine Üppigkeit des Wachstums hervorzubringen, die Ihresgleichen sucht. Grandiose Becherfarren, ein Graswuchs, der auf den Amur- und Ussuriinseln Mannshöhe erreicht, ein Staudendickicht, durch das man sich nur mit Messer oder Beil den Weg bahnen kann — sie geben Zeugnis von der Fruchtbarkeit des Bodens. Einer unserer Hospitals-Feldschere hatte sichs in den Kopf gesetzt, vor unsrer Doktorbaracke einen Garten anzulegen: es wurden blühende Azaleenbüsche aus der Taiga geholt, Birken mit ziemlich kräftig entwickeltem Laube und blühende Spiracabüsche und nun wurde

der Park im Lauf eines Tages hingestellt: Bäume und Gehölze gedieben prächtig!

Immer wieder erfreut das europäische Auge die reiche Mannigfaltigkeit der Schlinggewächse: da ist vor Allem der Amurwein (vitis amurense), der an den Abhängen mit seinem Blattwerk dekorative Polster wirkt, dann weit hinauf in das Geäst der Bäume klettert. Es ist eine Pracht ohne Gleichen, wenn im Herbst jedes Blatt hellweinrot in der Sonne leuchtet und die blauschwarzen Trauben in dieses Feuerwerk hineinhängen. Die Zahl der Clematisarten ist groß: da ist eine die trägt kleine Glocken von Fingerhutgröße, die außen wie olivgrüner Sammet, innen wie veilchenfarbene Seidenpeluche aussehn, ein anderes Schlinggewächs, Glossocomia lanseolata, blüt in kleinen hellgrünen braun punktierten Glocken, wieder ein anderes Cynoctonum rosaceum duftet nach Vanille, die Dioscurea quinquiloba hat schön leuchtendes Laub und ihre Guirlanden von roſtroten Samenkapseln hängen im Winter von dem nackten Geäst der Bäume. Einen durchaus tropischen Eindruck macht ein wunderbar zierliches Venushaar (Adiantum), dessen Blätter radienförmig und horizontal wie ein Fächer stehen; im Herbst wird das Laub dieses Farrnkrautes schneeweiß, während die Stengel und Rippen ebenholzschwarz bleiben, ein entzückend zierliches Gewächs.

Die Blütenpracht in der Taiga nahm von Tag zu Tag zu; obgleich unsere Patienten in Schaaren hinauswanderten und die schönsten Iris- und Lilienreviere plünderten, es blieb noch genug nach.

Ende Juni machte ich mit meinem Freunde W. eine Fahrt an den oberen Lauf des Ussuri, etwa 300 Werst südlich von Chabarowsk. Dort liegt auf bewaldeten Hügeln das Kloster Schmakowka und die Mönche beschäftigen sich unter Leitung ihres verständigen Abtes, eines früheren Zöglings des Forstcorps in Petersburg mit Bienenzucht und Wachsfabrikation und besitzen zu ihrer Nutznießung prachtvolle Cedernwälder etwa 30 Werst vom Kloster entfernt. Unsere dreistündige Fahrt von der Bahnstation bis zum Kloster führte uns fast nur durch blühende Wiesen. Nach der Generalstabskarte hätten wir ein Gebirge von 3000′ Höhe passieren müssen, aber das Gebirge lag fälschlicher Weise etwa 30 Werst weiter, so daß es in schön gewellten Linien den Horizont begrenzte. Die Pracht der Flora war wundervoll: die weiten,

leicht gewellten Moorwiesen waren bestanden von der zierlichen strohgelben Haemerocallis minor und der purpurvioletten Iris Kaempferi, die ebenso in Japan zu Hause ist, mit dem hellleuchtenden gelben Dreieck im breitgeklappten Blumenblatt. Eine schlanke zinoberrote Lilie, bedeutend kleiner als unsre Chabarowsker, leuchtete aus dem üppigen Graswuchs hervor. Verschiedene Spiraeaarten, darunter auch die schöne Aruncus gaben die weißen Flecke im bunten Bilde und ebenso die beiden Cimicifuga (Cim. simplex u. dahurica) besonders schön geformte hohe mit weißen Perlen besetzte Dolden. Auf hohem Stengel schaukelte eine großblütige orangefarbene Ranunkel: auf dem flachen Blütenteller erheben sich im Kreise angeordnet wie kleine spitze Federn die goldroten Staubfäden. In glühendem Rot leuchtete die eigentümlich tief gezackte Blüte einer Nelke (Lychnis purpurea) aus dem Grase. Die Blumen stehen nicht in einzelnen Gruppen, sondern verteilen sich in buntem Durcheinander über die weiten Flächen: in einem Umkreise von zehn Schritt hätte man einen Strauß Iris, Lilien und Hemerocallis pflücken können, daß man ihn kaum mit beiden Händen hätte umfassen können.

Der Ussuri zwängt sich bei Schmakowka zwischen bewaldeten Felsen hindurch, so daß seine Strömung stellenweise recht stark wird. Während die Kuppen der Berge fast geschlossenen Eichenwald tragen, wird das Flußufer von undurchdringlichem Staudendickicht und Weidengebröck gebildet. In dem feuchten Sande, der hier und da, von Steingeröll bedeckt, die Uferlinie bildet, sind frische Spuren des Maralhirsches zu sehen. Auf den kleinen Weidenbestandenen Inseln sonnen sich Flußschildkröten und flüchten eilig ins Wasser, wenn sie verdächtiges Geräusch hören. Ein Eisvogelpärchen schwirrt in hurtigen Kurven an uns vorüber, hoch über uns zieht ein Adler mit fuchsroter Brust und pechschwarzem Schwanz seine Kreise und aus dem Röhricht steigen fremdartige Wasservögel. An der Südseite des Berghanges treiben Schmetterlinge ihr lustiges Spiel: der Apollo schießt hastig vorüber, die Thecla adamantina leuchtet in lichtem Smaragdgrün und auf einer grosblütigen violetten Campanula gelingt es mir den Papilio xuthus zu erwischen, einen Schwalbenschwanz von köstlicher Zeichnung, weit größer und schöner als unser einheimischer. Auf dem feuchten Fußweg in der Talsohle tummeln sich rote Schillerfalter

(Apatura) und verschiedene Gattungen der Eisvogelfamilie (Limenitis). Auch die Bläulinge (Lycaena) sind reich vertreten, die Perlmutter (Argynnis) und Vanessen. Ende Juli gelang es mir nach vielen vergeblichen Jagden in der Taiga bei Chabarowsk, den Papilio Maakii zu fangen, die Herbstform jenes Papilio Raddei, den ich im Frühjahr in den Vorbergen des Chechzyr gesehen hatte. Die blaugrün schillernden Flügel sind dunkler als die der Frühform, er ist der schönste und größte Tagfalter der ostsibirischen Fauna. Erst im Spätherbst erbeutete ich den großen Schillerfalter — Apatura Schrenckii, der nach dem verstorbenen Akademiker Leopold von Schrenck benannt ist, dessen Verdienste um die Erforschung jener Gegend in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bekannt sind. So begegnen wir auch dort in der Taiga dem Andenken unsrer baltischen Landsleute Schrenck, Maak und Middendorff, die die Fauna und Flora des Amur- und Ussurigebiets erst dem wissenschaftlichen Verständnis erschlossen haben.

Die Naturliebe des Deutschen ist auch dem Russen bekannt, der sie in diesem Maße nicht besitzt: ein Reserveoffizier, der selbst eifriger Lepidopterolog war und als Kranker in unser Hospital geschickt war, erkundigte sich bei der Oberschwester ob es unter den Ärzten nicht Schmetterlingssammler gäbe, was diese verneinte; als sie seine Frage, ob deutsche Ärzte im Hospital seien, bejahte, erklärte er mit Bestimmtheit, dann gäbe es auch Naturliebhaber und Sammler unter ihnen — und er hatte Recht. Wir haben später gemeinsam auf unserer Rückreise nach Europa am Ufer der Lotosteiche Ceylons und in Kokospalmenwäldern Schmetterlinge gejagt. Leider habe ich nicht das Glück gehabt, ein Exemplar des schönen Spinners Actias Diana zu fangen, der vom blendenden Licht der elektrischen Lampen angezogen an dunklen Juliabenden in Nikolsk-Ussurisk und Wladiwostok schwärmte. Das Tier ist ganz exotisch in Bau und Größe: auf meergrünem Grunde trägt es weiße Halbmonde auf beiden Flügelpaaren und die sichelförmig geschweifte Kontur der Vorderflügel läuft in den Hinterflügeln in einen mächtig langen Sporn aus. Auch die Nachtfauna trägt jenes eigenartige Gepräge der Mischung von mitteleuropäischen und subtropischen Formen und die Beute war besonders reich, wenn wir die milden Sommernächte draußen im hellerleuchteten Zelt verbrachten und die Tiere von Weitem aus der Taiga heranschwärmten.

In Schmakowka gaben die Glühwürmchen den dunklen Abenden noch einen besonderen Reiz: zu hunderten spannten sie ihre Funkenbögen durch die Finsternis, im langsam schwebenden Fluge bald aufleuchtend, dann wieder verlöschend. Während der Nachtfahrt auf der Eisenbahn glaubte ich zuerst es sei der Funkenregen aus der Lokomotive, bis ich mich davon überzeugte, daß es Schaaren von Glühwürmchen waren.

Im Juli beginnt die Regenperiode im Ussurigebiet, die Luft ist drückend heiß und schwül. Aber in dem Jahre 1905 gab es nur kurze Regenzeiten und prachtvolle Gewitter, die sich besonders schön von unsrem hochgelegenen Hospital aus überblicken ließen. In der Taiga schoß das Staudengewirr mächtig ins Kraut: Auf 3 Fuß hohem Stengel schaukeln die lila Blüten des Mulgecium und die helleren der Calimeris. im Talgrunde stehen die zierlichen spiraeaartigen Actäen mit hellrosa Blütenrispen. Hier und da legt schon ein Baum sein Herbstgewand an. Die hochblühenden roten Kölbchen der Sanguisorba, die blaugrauen runden Köpfe einer schönen Distel, und ein leuchtend blauer hochstengliger Enzian geben noch bunte Bilder, nachdem die Pracht der Hemerocallis- und Irisblüte vorbei ist. An den Bergabhängen wechseln mit den schneeweißen Bütentellern des Viburnum, die rosenroten zierlichen Blütenrispen der Lespedezza bicolor, der Haga-no-Hana, des Todtenstrauchs der Japaner. Die wilde Syringe ist verblüht, ebenso der Jasmin, an den Clematisranken sitzen schon die zartgelben haarigen Ponpons der Frucht. Überall fangen die Herbstfrüchte zu reifen: auf dem flachen Sandufer des Ussuri hat sich das Pfaffenhütchen blaßgelb gefärbt und die rosavioletten Fruchtkapseln hängen in kleinen Büscheln in das helle Laub, darunter rankt sich die Calystegia über den Boden — anstatt der purpurroten Blütenbecher trägt sie mächtige grüne Schoten; hier und da ist eine geplatzt und die Anordnung der Saat zeigt ein entzückendes Bild: flach aneinandergedrückt liegen die lichtbraunen Körner, wohlgeordnet wie ein Tannenzapfen am Grunde der Schote, während die langen Flughaare mit silberweißem Glanz der Spitze des Kegels anliegen. Erst wenn die Saat reift breiten sich die langen Haare wie ein Flugschirm radienförmig aus, um das leichte Körnchen weit fortzutragen. An der Lonicera Maximowiczi glänzen schon die kirschroten

länglichen Doppelbeeren und die Saatkapseln der Paeonie öffnen ihr glühendrotes Fruchtbett mit den blauschwarzen Samenkörnern. Noch leuchtet der goldgelbe Kümmel (Patrinia) aus dem Grase und die späte fliederfarbene Aster (Aster Maakii), die distelartige Serratula stehen in voller Blüte. Hier und da findet man noch interessante Kleinigkeiten, so die zierliche rosa Labiate Spiranthes australis, die wie ein mikroskopischer einreihiger Gladiolus aussieht, ein hellviolettes Allium, aber die zahlreichen Kompositen haben schon ihre blonden Haarköpfchen aufgesetzt.

Gegen Ende August fangen buntere Farben an das grüne Bild zu unterbrechen und Mitte September leuchtet die Taiga im goldigen Herbstkleid. Es gibt nur noch zwei Landstriche, die es an Kraft der Herbstfarben mit dem Ussurigebiet aufnehmen — das sind Japan und das nordamerikanische Seeengebiet. Neben dem fahlen Gelb des dichten Grases gibt es alle Schattirungen über Orangegelb nach Purpurrot und tiefem Braun. Das blaße Gelb des Sammetbaumes, der Esche und der Wallnuß, das goldigere der verschiedenen Birkenarten, der Linde und Esche werden jäh unterbrochen von dem funkelnden Rot der drei Ahornarten, von denen das des Ginnala am intensivsten ist. Es ist ein wundervolles Bild: weite fahle Flächen von dem flackernden Carmin des niedrigen Ginnalagebüsches unterbrochen, dazwischen das weichere Ponceau des Cornus und die entzückenden roten Nuancen der Berberitze und das rosa Blattwerk des Pfaffenhütchen (Evonymus alatus). Auch die Ulme nimmt alle Schattirungen von Gelb bis Rot an, ebenso die mandschurische Eiche, deren Wurzelschoßlaubwerk meist ein verschoßenes Himbeerrot zeigt. Die Lespedeza ist goldgelb geworden, die weiten Nußbestände stumpfbraun und darunter leuchten in schönen Terra-Siennatönen die Farren hervor. Hier und da schlingt noch der violettblühende Aconit sein Rankenwerk um das buntfarbige Laub und wie tropische Blüten hängen die funkelnden Blätter des Amurweines aus dem blaßgelben Gewirr. Auf starrem dornigem Stamm breitet sich palmenartig eine prachtvolle Fliederblattkrone in blaßviolettem Bronzeton aus — es ist der Dimorphantes mandshuricus, der schon im Juli seinen großen schneeweißen Blütenbusch getrieben hat, der — wie bei der berümten Ceylonpalme Corypha umbraculifera — kerzengerade seinem Gipfel aufsitzt. Auch der Schneeball (Vibur-

num) und der Hollunder (Sambucus) geben dem Bilde kräftigere farbige Akzente und man taucht den Pinſel in die leuchtendſten Farben um das herrliche Bild auf das Papier zu bannen. Gerade zur Zeit der grellſten Herbſtpracht durchfuhr ich die ganze Strecke von Chabarowſk nach Wladiwoſtock: es war eine Pracht ohne Gleichen. Aus den goldglänzenden Lärchenbeſtänden hoben ſich die blaugrünen Silhouetten der Ceder und das lichtere Grün der Picea ajanensis, die Kuppen der Berge leuchteten in den ſaftigſten Farben, auf dem perlmutterfarbenen Hintergrund der ſtillen Amurbai bei Wladiwoſtock ſtanden in lichtem Scharlach Ahorn und in warmem Roſtbraun alte knorrige Eichen, darunter ſchaukelten ſilberweiße Wedel auf roſenroten Stengeln — ein Gras, das ich in Japan wiederholt geſehen habe. Wenn die untergehende Sonne mit ihren Strahlen die Pracht übergoß, wenn im Tal ſchon die dumpfen Töne der Dämmerung langſam hinaufkrochen und es noch einmal glühend hell aufleuchtete, dann der Himmel ſich mit flackerndem Rot bedeckte, um das ganze Bild noch einmal vor dem Verlöſchen in einen einzigen warmen Ton ohne Licht und Schatten zu hüllen — ſo wüßte man kaum, welcher Moment den Höhepunkt dieſes Schauſpiels bildete.

Aber es iſt der mächtige Schlußakkord des blütenreichen Uſſuriſommers. In den erſten Oktobertagen kehrten wir nach Chabarowſk zurück: froſthart waren Weg und Wildnis, nacktes Aſtwerk ſtarrte uns aus der fahlen Taiga entgegen und ein eiſiger Nordweſt fegte über die Tundra und die Amurniederungen zu uns hinüber. — Der Winter, der lange Winter hatte begonnen.

Das Problem der Willensfreiheit.

Ein Vortrag,
gehalten am 20. März 1910 im „Dozentenabend“ in Dorpat,
von
Willibald von Güldenstubbe.

„Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ erklärt Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ für die „unvermeidlichen“ Aufgaben der Vernunft, „deren Erkenntnis wir für wertvoller halten, als Alles, was der Verstand auf dem Felde der Erscheinungen lernen kann“, und von diesen „Ideen“ habe ich mir die Willensfreiheit zum Thema meines Vortrages gewählt. Ich bin mir dessen wohl bewußt, daß dieses Thema ein viel zu umfangreiches ist, um es in der kurz bemessenen Zeit zu erschöpfen, und daher kann ich auch nur einen allgemeinen Überblick über dieses Problem geben.

Die erste Frage wäre: Was ist unter dem Begriffe „Wille“ zu verstehen. Ich will mich dabei nicht auf die verschiedenen Auffassungen und abstrakte Deduktionen weiter einlassen, sondern nur die Definition des modernen Naturphilosophen Carneri anführen, die mir die einfachste und klarste zu sein scheint. Er erklärt in seiner „Ethik“ daß „der Wille als Synthese von Trieb und Bewußtsein“ aufzufassen sei und erläutert diesen Begriff weiter, indem er sagt: „Bei hochorganisierten Tieren finden wir die ersten Spuren eines Willens. Aber es ist noch nicht der ganz selbständige Wille des Menschen. Indem das Tier will, weiß es, was, aber nicht daß es will. Noch ist bei ihm das Bewußtsein nicht vorgedrungen zum Selbstbewußtsein, der conditio sine qua non des eigentlichen Willens“ — Hierdurch ist ein „unbewußter Wille“ ausgeschlossen und der

„eigentliche" Wille nur der selbstbewußten Persönlichkeit zugesprochen worden. Dieser Auffassung kann durchaus beigepflichtet werden im Gegensatz zu Ernst Häckel, der den Willen für eine allgemeine Eigenschaft des lebenden „Psychoplasma" erklärt und auch den Pflanzen einen Willen, — und zwar einen „unbewußten", — zuschreibt. Nach Häckels Auffassung ist „Wille" überhaupt eigentlich kein selbständiger Begriff, sondern nur ein Synonym für Naturtrieb.

Es handelt sich beim Problem der Willensfreiheit also im Wesentlichen um die Frage, ob die Triebe stets nach unabänderlichen Naturgesetzen den Willensentschluß bestimmen müssen, oder ob die selbstbewußte Persönlichkeit auch die Möglichkeit hat, sich frei zu entscheiden, welchen Trieben oder Motiven sie bei ihrem Willensentschlusse den Vorzug gibt.

Doch ehe ich näher auf diese Frage eingehe, ob der menschliche Wille als frei anzusehen ist oder nicht, erscheint es mir notwendig zuvor einen Blick auf die Geschichte des Kampfes zwischen den Deterministen und Indeterministen, den Gegnern und Anhängern der Willensfreiheit, zu werfen. Dabei kann ich jedoch wegen der Kürze der Zeit nur die wesentlichsten Phasen dieses Kampfes berühren, in denen die Momente besonders deutlich hervortreten, welche für die Entscheidung der vorliegenden Frage in erster Linie in Betracht kommen.

In der ältesten griechischen Philosophie finden wir das Problem der Willensfreiheit noch kaum berührt. Die Freiheit des menschlichen Willens wird gewissermaßen als selbstverständlich vorausgesetzt, und auf sie gründen sich auch die verschiedenen Lehren über die Tugend und das zu erstrebende Glück. Daß Plato ein entschiedener Vertreter der Willensfreiheit war, ist allbekannt, sie bildet die Grundlage seiner Ethik und der Vergeltung nach dem Tode. In seinem großartigen Bilde des Totengerichtes schildert er am Ende seines Werkes „Politeia" (πολιτεία), wie jeder Mensch nach dem Tode für alles Unrecht, das er im Leben getan hat, bestraft wird. Die Totenrichter fällen das Urteil, nach welchem die Gerechten auf dem Wege rechts nach oben, die Ungerechten aber zur linken Seite nach unten zu einer tausendjährigen Wanderung gesandt werden, diesen entsprechend ihren Taten zu großer Qual, jenen zu unfaßbaren Seligkeiten. Auch

Aristoteles setzt die Willensfreiheit voraus als Grundlage der Freiwilligkeit sich für die Tugend zu entscheiden. Nach ihm ist es die „praktische Vernunft" (λογος πρακτικος), die durch Überlegung die Wahl trifft. Es galt die Willensfreiheit eben noch als unantastbares Axiom, sodaß selbst die Epikuräer, die doch nicht nur die Unsterblichkeit der Seele, sondern überhaupt jede übersinnliche Ordnung leugneten, sich dennoch ausdrücklich für die Willensfreiheit erklären, um sich einerseits selbst ein glückliches und genußreiches Leben zu schaffen und andererseits die Leidenschaften zu zügeln, die allzuleicht die Lust in Unlust verwandeln können.

Erst bei den Stoikern tritt der Kampf um das Problem der Willensfreiheit in den Vordergrund. — Sie werden im Allgemeinen als strenge Deterministen aufgefaßt, und auch die modernen Deterministen berufen sich mit Vorliebe auf die Stoiker bei ihren Angriffen gegen die Freiheit des Willens.

Trotzdem aber ist meiner Ansicht nach diese Auslegung der Lehre der Stoa nicht ganz richtig; es findet sich in ihr vielmehr ein ungeklärtes Gemisch deterministischer und indeterministischer Lehrsätze, und im Laufe der Zeit neigt sich die Wagschale in den Anschauungen der Stoiker immer mehr und mehr zugunsten des Indeterminismus. Allerdings lehrt die Stoa konsequent und mit größtem Nachdruck, daß Alles nach einem strengen von der Gottheit geordneten Causalgesetze geschieht, und den Menschen nur das geschehen kann, was vom Uranfange an von der Gottheit bestimmt ist. Von diesem Standpunkt aus scheint nun wohl der freie Wille keinen Platz mehr in der Weltanschauung der Stoiker zu haben, denn alles Wollen der Menschen könnte somit nicht den geringsten Einfluß auf seine Handlungen und auf sein Geschick haben. Dagegen aber betont andrerseits die Stoa so scharf, wie kaum jemals zuvor, die moralische Pflicht, und bildet eine selbständige Morallehre aus, deren höchstes Ziel darin besteht, durch Erlangung von Weisheit sich frei von allen Affekten und Begierden zu machen, und mit philosophischer Ruhe alles Unglück zu ertragen. Die Erfüllung dieser moralischen Pflicht sucht nun die Stoa mit den unabänderlichen Causalgesetzen dadurch in Einklang zu bringen, daß der Mensch durch seine Vernunft diese Gesetze zu erkennen vermag und sich

nun in freiem Gehorsam dem Willen der Gottheit unterordne und ihren Gesetzen gemäß sein Leben einrichte. Seneca sagt: „Gott gehorchen ist Freiheit." — Erscheint nun schon dieser Versuch, die Erfüllung der sittlichen Gebote mit dem Determinismus zu vereinigen, mindestens sehr gezwungen, so gibt schon Kleanthes, der Nachfolger Zeno's, eigentlich indirekt zu, daß die Erfüllung der geforderten moralischen Gebote ohne Willensfreiheit unmöglich sei, denn er betont ganz besonders scharf, daß das sittliche Wissen mit Willensstärke verbunden sein müsse, um dieses Ziel zu erreichen. — Wenn aber Alles, somit auch das sittliche Verhalten jedes einzelnen Menschen vom Uranfange an von der Gottheit vorherbestimmt sein soll, so könnte es selbstverständlich von gar keiner Bedeutung sein, ob der Mensch starken oder schwachen Willen hat, denn ändern könnte er doch nichts daran, was vorherbestimmt wird. Wo also überhaupt eine besondere Stärke des Willens für eine Tat verlangt wird, dort wird dadurch auch schon indirekt die Berechtigung des Indeterminismus zugegeben. — Doch auch abgesehen davon neigen sämtliche Stoiker vom Begründer der Stoa, Zeno, bis zum letzten Stoiker, Marc Aurel, schon dadurch zum Indeterminismus hin, daß sie den Menschen das Recht einräumen, zu jeder Zeit, sobald ihnen die Last des Lebens zu schwer wird, in freier Entscheidung selbst aus dem Leben zu scheiden. Der Selbstmord wird zur Tat sittlicher Freiheit, und tatsächlich hat sich nicht nur Zeno, sondern eine ganze Reihe hervorragender Stoiker, z. B. Seneca, selbst den Tod gegeben. — So lag schon von Anfang an in der Lehre der Stoa der Keim zu einem Schwanken zwischen Determinismus und Indeterminismus, und dieser Keim hat sich darauf im Laufe der Zeiten immer mehr und mehr zugunsten des Indeterminismus entwickelt, sodaß der Stoiker Epiktet schon ausdrücklich erklärt: „einen Räuber der Willensfreiheit gibt es nicht." Das heißt doch, daß der Mensch durch nichts behindert ist, mit freiem Willen das zu tun, was er für recht hält, und das weder die Gottheit noch die Naturgesetze ihm seinen freien Willen rauben können. — Und schließlich muß man den letzten großen Stoiker, den Weisen auf dem Kaiserthrone, Marc Aurel, eigentlich schon vollständig zu den Indeterministen rechnen. Er sagt allerdings noch wie die alten Stoiker: „Alles was Dir

widerfährt, war Dir von Anbeginn an nach dem Laufe der Weltgeschichte so bestimmt und zugeordnet," „Alles geht von der Vorsehung aus." — Wenn er aber auf die moralische Pflicht zu sprechen kommt, — die bei ihm namentlich in der Beherrschung der sinnlichen Triebe und dem Wirken zum Allgemeinwohl der Menschen besteht, — so zeigt er sich als vollständiger Indeterminist. Er stimmt nicht nur dem Ausspruche Epiktet's bei, daß es keine Räuber der Willensfreiheit gebe, sondern er sagt ausdrücklich: „was nicht pflichtgemäß ist, das tue nicht, was nicht wahr ist, sage nicht, denn *Deine Willensrichtung ist ganz von Dir abhängig.*" Und an einer anderen Stelle sagt er: „es sei, was es wolle, so steht es bei Dir, es zu tun und zu sagen, gib also nicht vor, als werdest Du daran gehindert." Diese rein indeterministischen Gedanken führt er noch weiter aus und hebt dabei erläuternd hervor: „Der Walze freilich ist es nicht gegeben, nach eigner Triebkraft sich in jeder Richtung zu bewegen, ebensowenig wie dem Wasser und dem Feuer oder dem Übrigen, was unter Leitung der Naturgesetze oder eines vernunftlosen Bewegungsprozesses steht, denn hier treten viele Hindernisse ein. *Geist und Vernunft aber vermögen kraft ihrer natürlichen Beschaffenheit und ihres Willens über Alles, was sich ihnen in den Weg stellt, hinwegzusetzen.*" — Durch diesen Ausspruch sagt Marc Aurel in unzweideutiger klarer Form, daß bei allen sittlichen Handlungen in der Erfüllung der moralischen Pflicht der Wille des Menschen *völlig* frei sei, und das ist ein sehr weitgehender Indeterminismus. — Es ist daher unverständlich, weshalb die Stoiker und auch die späteren, wie Epiktet und Marc Aurel, allgemein für reine Deterministen erklärt und von den modernen naturalistischen Deterministen als leuchtendes Beispiel dafür angeführt werden, daß sich die Erfüllung der Gebote der Moral mit der Unfreiheit des Willens sehr gut vereinigen lasse!

Ich habe bei der Lehre der Stoa so lange verweilt, weil sie für den ganzen Streit um die Willensfreiheit von größter Bedeutung ist. Hier finden wir gewissermaßen schon das Programm, nach dem bis in die Gegenwart dieser erbitterte Kampf geführt wird. In dieser Lehre traten bereits deutlich die beiden Momente auf, welche die Willensfreiheit ausschließen sollen: die Vorsehung

Gottes und die ehernen Naturgesetze. Andrerseits ragt aber auch schon die Klippe hervor, die jeden strengen Determinismus, — ebenso wie den der Stoa, — zum Scheitern bringt: die geforderte Erfüllung der Gebote der moralischen Pflicht.

Während das Altertum in der Stoa die letzten Blüten philosophischen Denkens treibt, und im Ringen nach irdischem Glück fast unmerklich die Wagschale sich immer mehr und mehr zugunsten des Indeterminismus neigt, lehrt das Christentum, das bereits zu einer Macht herangewachsen war, daß die Glückseligkeit nicht für das kurze irdische Leben, sondern für die Ewigkeit der unsterblichen Seele zu erringen sei, eine Glückseligkeit, die nur durch den Glauben und freies moralisches Handeln erlangt werden könne. Durch freie Entscheidung im Ungehorsam gegen Gott war im Paradiese durch den Sündenfall die Sünde in die Welt gekommen, und der sich gegen die Güte und Barmherzigkeit Gottes auflehnende freie Wille des Menschen konnte sogar in vielen Fällen der von Jesu gewollten Rettung der Menschen hemmend entgegentreten, wie es in so ergreifender Weise in der Klage Jesu um Jerusalem zum Ausdruck kommt: „Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt." Der Wille Jesu konnte nicht zur Ausführung kommen, weil der Wille der Menschen dagegen war. — Dem Christentum der ersten Jahrhunderte galt daher auch die Freiheit des Willens als selbstverständliche Voraussetzung zum moralischen Handeln, und es ist daher auch damals das Problem noch garnicht aufgetaucht, wie sich der freie Wille mit der Vorsehung Gottes vereinigen lasse.

Erst beim großen Augustin tritt die Frage in ausgesprochener Form hervor. Augustin lehrt, daß alle Menschen wegen ihrer Sündhaftigkeit der Verdammnis schuldig sind, doch ein Teil, — und zwar ein geringer Teil, — ohne alles eigne Verdienst allein durch Gottes Gnade selig werde; und durch Gottes Ratschluß sei schon vorher bestimmt (prädestiniert), wer selig und wer verdammt werden soll. Dadurch scheint jedenfalls jede Mitwirkung des Menschen zu seiner Seligkeit ausgeschlossen, und der freie Wille in dieser Beziehung bedeutungslos zu sein. So wie nun aber überhaupt die Lehre Augustins nicht

frei von Widersprüchen ist, so erklärt er doch andrerseits wieder, daß auch der Wille des Menschen zur Erlangung der Barmherzigkeit not tut, und daß eine Freiheit des Willens nur dann vorliegt, wenn die „cupiditas boni" zum herrschendem Motiv wird. Von Natur sei der Mensch aber unfähig zum Guten, denn durch die Sünde und zwar schon durch den Sündenfall im Paradiese habe der Mensch seinen freien Willen verloren, und daher könne er von Natur aus nur das Böse tun. Einzig und allein durch die Gnadenmittel und die Führung Gottes könne der Wille wieder frei werden, wie er es vor dem Sündenfalle war, und dadurch erlange der Mensch dann auch die Fähigkeit, das Gute zu wählen. Die Frage, wie sich die Prädestination mit dem freien Willen vereinigen läßt, ist aber jedenfalls von Augustin nicht endgültig gelöst worden, und daher wird auch Augustin bald zu den Indeterministen, bald zu den Deterministen gerechnet. So erklärt z. B. Adolf Harnack ihn ausdrücklich für einen Indeterministen, während Häckel und seine Anhänger ihn zu den Deterministen rechnen. Meiner Ansicht nach muß man aber Augustin wohl zu den Indeterministen rechnen, denn nicht der Wert und die Tragweite der durch den Willen beeinflußten Handlungen, sondern nur die Antwort auf die Frage, ob der Wille — wenn auch nur ausnahmsweise — für *frei*, oder in *allen* Fällen für unfrei erklärt wird, bildet den Unterschied zwischen den Indeterministen und Deterministen. Die Prädestinationslehre Augustins bezieht sich im Wesentlichen nur auf das allendliche Schicksal der Seele des Menschen, läßt aber für die Freiheit des Willens während des Lebens immerhin noch einen gewissen Raum, wenn auch nur unter der Gnadenwirkung Gottes.

Ließ sich die Prädistination im Sinne Augustins noch mit einer, wenn auch sehr beschränkten, — Willensfreiheit vereinbaren, so tritt die völlige Unvereinbarkeit einer sich auf alle einzelnen Handlungen erstreckenden Prädistination mit dem freien Willen besonders deutlich bei *Leibniz* hervor, obgleich er sich die größte Mühe gibt, den freien Willen neben seiner vorherbestimmten (*prästabilierten*) *Harmonie* zur Geltung zu bringen. — Wenn ich auch die Lehre der „prästabilierten Harmonie" im Allgemeinen als bekannt voraussetzen kann, so möchte ich doch noch hervorheben, daß Leibniz wiederholt betont, daß die einzelnen

unkörperlichen Monaden, die den Körper bilden, weder untereinander noch mit der Seele, der Zentralmonade, in irgend welcher Verbindung stehen. Vielmehr verlaufen ihre bis in die kleinsten Einzelheiten vorherbestimmten Tätigkeiten völlig unabhängig von einander, sodaß nicht nur die Seele, die Leibniz selbst für eine „Art geistigen Automaten" erklärt, gar keinen Einfluß auf den Körper hat, sondern auch die Vorgänge in der Natur in keiner Weise den Causalgesetzen unterliegen. — Leibniz sagt in seiner „Theodice" wörtlich: und ebenso müssen die Gesetze der Bewegung im Körper, die in der Ordnung der bewirkenden Ursache folgen, ebenfalls in der Weise mit den Gedanken der Seele zusammentreffen und übereinstimmen, daß der Körper zu der Zeit zum Handeln veranlaßt wird, wo die Seele es will." — Der Körper handelt also nicht, weil die Seele es will, sondern weil ganz unabhängig vom Wollen der Seele, die Handlung genau für die Zeit vorherbestimmt war, für welche auch das Wollen der Seele vorherbestimmt ist. Dieses harmonische Zusammentreffen dieser parallel laufenden Vorherbestimmungen erweckt, — wie Leibniz meint, — die falsche Vorstellung, daß der Körper unter dem Einflusse des Willens gehandelt habe, während tatsächlich zwischen diesen beiden Reihen der Vorherbestimmungen nicht der geringste Zusammenhang bestehe. — Hier ist auch nicht der kleinste Spielraum für einen freien Willen übriggelassen worden! Daher mußte auch das Bemühen Leibnizens die Freiheit des Willens mit der „prästabilierten Harmonie" in Einklang zu bringen völlig erfolglos bleiben, und deshalb wird auch Leibniz mit Recht allgemein zu den ausgesprochensten Deterministen und Fatalisten gerechnet.

Werfen wir nur noch einen kurzen Blick zurück auf die bereits besprochenen Vertreter der Prädestination, so finden wir namentlich folgende Unterschiede und Berührungspunkte:

Bei den Stoikern erstreckt sich Prädestination auf die Geschicke der Menschen im Diesseits, bei Augustin auf das schließliche Schicksal im Jenseits, beide Lehren berühren sich aber darin, daß dem freien Willen zur Erfüllung der moralischen Pflicht ein gewisser Spielraum eingeräumt wird. Der Unterschied zwischen Leibniz und den Stoikern besteht namentlich darin, daß Ersterer, um den Wert des moralischen Handelns zu retten,

sich selbst für einen Indeterministen erklärt, sein Bemühen jedoch, die Freiheit des Willens zur Erfüllung der moralischen Pflicht in sein System einzufügen, vergeblich bleibt, weil er sich aus den Banden seiner prästabilierten Harmonie nicht befreien kann, diese aber jeden Indeterminismus ausschließt. Die Stoiker dagegen vertreten in der Theorie konsequent den Determinismus, werden aber tatsächlich durch ihre Morallehre schließlich zum Indeterminismus hinübergeleitet.

Alle diese Lehren zeigen aber klar, daß eine streng durchgeführte deterministische Theorie mit der Forderung der Erfüllung einer moralischen Pflicht unvereinbar ist. — Bis jetzt hatte immer noch eine Unklarheit in der Auffassung des Begriffes der Willensfreiheit geherrscht, weil es niemand noch unternommen hatte, diesen Begriff scharf abzugrenzen, und daraus erklären sich wohl auch zum Teil die selbst bei großen Denkern sich vorfindenden auffallenden Widersprüche in dem vergeblichen Bemühen, die Freiheit des Willens mit einer Theorie zu vereinigen, welche schon durch ihren Grundgedanken jeden Indeterminismus ausschließt.

Hier, — wie in vielen anderen Fragen, — war es dem überragenden Geiste Kants vorbehalten, mit dem scharfen Seziermesser der Kritik Klarheit in diese Frage zu bringen.

Kant giebt in seiner „Kritik der reinen Vernunft" unbedingt zu, daß bei den kosmologischen Ideen, zu denen auch die Willensfreiheit gehört, die Vernunft sich unvermeidlich in Widersprüche, Antinomien, mit sich selbst verwickelt, wie er es eingehend in seinen berühmten vier „Antinomien der reinen Vernunft" ausführt. In der dritten Antinomie stellt er nun die Thesis auf: „Die Kausalität nach Gesetzen der Natur ist nicht die einzige, aus welcher die Erscheinungen abgeleitet werden. Es ist noch eine Kausalität durch Freiheit zur Erklärung derselben anzunehmen notwendig." Die Antithesis dagegen lautet: „Es ist keine Freiheit, sondern Alles in der Welt geschieht lediglich nach den Gesetzen der Natur."

Auf Kants Begründung der Thesis und Antithesis genauer einzugehen, würde zu weit führen. Ich will bloß hervorheben, daß Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" nur zu dem Resultate kommt, daß die dynamischen Gesetze der Natur sich nur auf Erscheinungen beziehen können, und daß soviel der Mensch

„Erscheinung" ist, er auch dem Naturgesetz der Causalität unterworfen sei. Da aber „die Vernunft gar keine Erscheinung und gar keinen Bedingungen der Sinnlichkeit unterworfen ist," so können wir, — meint Kant, — erkennen, daß sie auch nicht dem Kausalitäts-Gesetze der Natur unterworfen sei, bei ihr könne eine intelligible Ursache wirken, und daher könnten wir auch erkennen, daß diese „frei, d. h. von der Sinnlichkeit unabhängig bestimmt und auf solche Art die sinnlich unbedingte Bedingung der Erscheinung sein könne." Die „Vernunft" nennt Kant „die beharrliche Bedingung aller willkürlichen Handlungen, unter denen der Mensch erscheint." Schließlich faßt er das Resultat der Auflösung dieser Antinomie durch die Kritik der reinen Vernunft in die Worte zusammen: „daß nun diese Antinomie auf einem bloßen Schein beruhe, und daß Natur der Kausalität aus Freiheit wenigstens nicht widerstreite, war das Einzige, was wir leisten konnten, und woran uns auch einzig und allein gelegen war." — Die reine theoretische Vernunft kann nämlich in ihrer Kritik über die ihr von der Sinnlichkeit gezogenen Grenzen nicht hinausgehen, sie kann nur erkennen, was sinnlich wahrnehmbar ist. Daher entscheidet sich auch Kant in seiner „Kritik der reinen Vernunft" noch nicht direkt für oder gegen den Indeterminismus, sondern tut es erst in seiner „Kritik der praktischen Vernunft," denn nur die praktische Vernunft kann seine Geistesschwingen weiter ausbreiten und — die Sinnlichkeit überfliegend — der Sonne der ewigen Wahrheit zustreben, um die heiligsten und wertvollsten Güter der Menschheit zu erforschen: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Diese Ideen bezeichnet Kant als die „Postulata der praktischen Vernunft."

In seiner „Kritik der praktischen Vernunft" bringt nun Kant tiefer in dieses Problem ein und entscheidet sich voll und ganz für den Indeterminismus. Den Ausgangspunkt bildet hier das moralische Gesetz mit seinem kategorischen Imperativ, der in jede Menschenbrust mit unauslöschlichen Zügen geschrieben ist. Mit unwiderleglicher Klarheit weist er nun nach, daß eine Moral ohne Willensfreiheit überhaupt undenkbar wäre, und daß sich in uns auch kein moralisches Gesetz finden könnte, wenn unser Wille an die Naturgesetze gebunden wäre. Daher sei das moralische Gesetz in uns die Garantie für die Freiheit des Willens. „Die

Freiheit im praktischen Verstande ist" — wie Kant sich ausdrückt, — „die Unabhängigkeit der Willkür von der Nötigung durch Antriebe der Sinnlichkeit." Die Naturgesetze mit ihrer Notwendigkeit kennen nur ein Müssen, die moralischen Gesetze in ihrer Freiheit nur ein Sollen. —

„Wenn die Könige bauen," — sagt Schiller in Bezug auf Kant, — „so haben die Kärner zu tun," und tatsächlich sehen wir nun den Kampf um das Problem der Willensfreiheit durch das Genie Kants in festere und klarere Bahnen geleitet. Niemand kann sich mehr mit dieser Frage beschäftigen, ohne auf Kant zurückzugreifen. — Wenn auch dieser Streit durch Kant nicht definitiv entschieden ist, so sprechen sich doch nun die größten Geister für den Indeterminismus aus, wie Schiller, Goethe, Jacobi, Fichte und Hegel und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Lotze und Wilhelm Wundt. Daß Schopenhauer sich schließlich für den Determinismus entscheidet, ist sehr auffallend. Er behauptet der einzige wahre Ausleger Kants zu sein und kommt schließlich zu einer Weltauffassung, welche dem Standpunkt Kants ziemlich diametral entgegengesetzt ist: er ist Pessimist, Atheist und Determinist. Bei ihm ist der Wille das „Ansich" und das innerste Wesen der ganzen Welt, Alles wird durch den Willen hervorgebracht. Jedoch erst beim Menschen kommt der Wille zum Bewußtsein und äußert sich in der Bejahung des Willens zum Leben, um dann in die Verneinung zum Leben überzugehen, — und trotzdem soll der menschliche Wille völlig unfrei sein, nur der Wille als „Ding an sich", als kosmisches Prinzip, soll frei und unabhängig von der Causalität sein. — Inkonsequent ist es auch von Schopenhauer, daß er trotz seines Determinismus sehr strenge Strafen für Verbrechen und Vergehen verlangt, wie z. B. sogar für den Mordversuch — die Todesstrafe, für das Fallenlassen eines Blumentopfes aus dem Fenster — Zuchthaus und für das Tabakrauchen im Walde während des Sommers — Karrenstrafe, d. h. Zwangsarbeit. Dabei ist er ein Anhänger der Abschreckungstheorie und spottet darüber, daß palastartige Gefängnisse für „Spitzbuben" gebaut werden. — Wie soll aber ein Mensch, der doch nur eine Marionette in der Hand des Willens als „Ding an sich" ist, in Folge von Abschreckungsmitteln eine Tat

unterlassen können, die er nach den Gesetzen der Notwendigkeit begehen *muß*? Schopenhauer versucht es nicht einmal, diesen Widerspruch zu lösen.

Determinismus und Verantwortlichkeit lassen sich eben nicht vereinigen!

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhebt aber auch wieder der *Materialismus* drohend und lockend seine Stimme, und mit ihm erlangt auch sein fast unvermeidlicher Begleiter, der Determinismus, wieder immer mehr und mehr Geltung in der Weltanschauung jener Zeit.

Vielleicht den größten Einfluß auf die materialistische Weltanschauung hat *Ludwig Büchner* mit seinem in gewisser Beziehung epochemachenden Werke „Kraft und Stoff" gehabt. Gleichzeitig wird er auch gegenwärtig noch von den modernen naturalistischen Monisten als einer der erfolgreichsten Vertreter des Determinismus angesehen.

So sehr es der herrschenden Meinung widerspricht, so wage ich doch zu behaupten, daß Büchner überhaupt mit Unrecht zu den Deterministen gerechnet wird, — ich halte ihn entschieden für einen *Indeterministen*! Er sagt allerdings, daß „das Wort Seele nur ein Sammelbegriff oder ein allgemein zusammenfassender Ausdruck für die gesamte Tätigkeit des Gehirns" sei, wie „das Wort Verdauung ein solcher für die Tätigkeit der Verdauungsorgane" ist. Wer aber mit Aufmerksamkeit sein Werk „Kraft und Stoff" liest, wird sich davon überzeugen, daß er trotz seines krassen Materialismus an keiner einzigen Stelle behauptet, daß der menschliche Wille völlig unfrei sei. Im Gegenteil: er bekämpft nur die Anschauung, daß der Wille „*vollkommen*" frei sein soll, und behauptet ausdrücklich dagegen, „daß von Willkür und freier Selbstbestimmung nur in sehr beschränktem Maße die Rede sein kann." Nach eingehender Untersuchung dieses Problems faßt er dann schließlich seine Ansicht in folgende Worte zusammen: „Somit kann Niemand, der in die Tiefe blickt, leugnen, daß die ehemalige Ansicht eines *vollkommen* freien Willens auf die engsten Grenzen eingeschränkt werden muß, und daß unser Wesen aus Notwendigkeit und Freiheit zusammengesetzt ist. *Der Mensch ist frei, aber mit gebundenen Händen*; er kann nicht über eine bestimmte ihm von der Natur gesteckte

Grenze hinaus, während er sich innerhalb dieser Grenze allerdings bis zu einem gewissen Grade insofern selbst bestimmen kann, als zweckmäßigere Vorstellungen über unzweckmäßigere, oder aber als Verstand und Überlegung den Sieg über angeborene oder angewöhnte Triebe, oder aber über augenblickliche Stimmungen davontragen. Je höher ein Mensch geistig entwickelt und gebildet ist, um so stärker ist auch sein Wille und um so größer seine Verantwortlichkeit."

Das ist doch ganz unzweifelhaft Indeterminismus! denn auch die Indeterministen behaupten ja durchaus nicht, daß der Mensch sich vollkommen frei von den Naturtrieben machen kann. Sie behaupteu ja nur, — gerade so wie Büchner, — daß der Mensch sich in vielen Fällen bei seinem Willensentschlusse auch gegen die Naturtriebe frei entscheiden kann. Es ist dabei in hohem Grade interessant zu sehen, daß selbst ein so extremer Materialist, wie Büchner, der, Gott, Unsterblichkeit und überhaupt jede übersinnliche Ordnung leugnet, doch durch die Kraft der Erfahrungstatsachen daran verhindert wird, sich für den Determinismus auszusprechen, obgleich darin jedenfalls eine Inkonsequenz vom Standpunkte seines sonst so krassen Materialismus liegt!

Die unter der Führung Häckels stehenden materialistischen Monisten sind in dieser Beziehung allerdings konsequenter, denn sie leugnen jede Freiheit des Willens. Diese Herren machen sich die Sache aber sehr leicht, denn sie bemühen sich garnicht, das Problem mit der Gründlichkeit Büchners zu erforschen. So erledigt z. B. Ernst Häckel in seinem Werke „Welträtsel" (Ausgabe v. J. 1907) diese ganze Frage in weniger als einer Seite! Er behauptet kurzweg, ohne überhaupt näher darauf einzugehen: „Hervorragende Lehrer der christlichen Kirche, wie der Kirchenvater Augustin und Calvin leugnen die Willensfreiheit ebenso bestimmt, wie die bekanntesten Führer des reinen Materialismus, unter denen er namentlich Büchner anführt. Daß schon diese Behauptung nicht der Wahrheit entspricht, habe ich bereits gezeigt. Doch noch überraschender wirkt es, daß Häckel — offenbar um jeder Begründung auszuweichen, — mit geradezu naiver Selbstverständlichkeit behauptet: „der gewaltige Kampf zwischen

den Deterministen und Indeterministen, zwischen den Gegnern und Anhängern der Willensfreiheit, ist heute nach mehr als zwei Jahrtausenden endgültig zugunsten der ersteren entschieden." Damit ist auch für ihn die Frage erledigt! Daß Häckel es wagt, solche, den Tatsachen direkt widersprechende Behauptungen aufzustellen, kann ich mir nur dadurch erklären, daß es ihm weniger darauf ankommt, die Menschen durch Gründe zu überzeugen, als durch Schlagworte zu blenden und gewissermaßen zu hypnotisieren! Denn auch ihm muß es bekannt sein, daß gerade in neuerer Zeit die bedeutendsten Philosophen, wie Rudolf Eucken, Paulsen, Chamberlain und viele andere ausgesprochene Indeterministen sind und mit der ganzen Kraft ihres Geistes gegen diesen deterministischen Materialismus kämpfen; ja Häckel selbst hat in diesem Kampfe so manchen scharfen Hieb von den Waffen seiner Gegner erhalten.

So steht also der Kampf zwischen den Deterministen und Indeterministen noch unentschieden da, und die Menschheit teilt sich gewissermaßen in zwei Parteien, die um dieses Problem kämpfen. Die Geisteswaffen in diesem Kampfe sind gegenwärtig namentlich: dort die Naturgesetze mit ihrem *Muß*, hier das moralische Gesetz mit seinem *Soll*. Doch diese Waffen sind so verschiedener Art, daß sie nur selten den Gegner erfolgreich treffen, und zwischen den Weltanschauungen der Kämpfer gähnt auch eine so weite Kluft, daß sie sich nur schwer verständigen können. Daher ist auch leider wenig Hoffnung vorhanden, daß ein allendlicher Sieg bald errungen wird. Es bleibt die Antinomie bestehen, und stets wird sich ein Teil der Menschheit für die Thesis, der andere für die Antithesis entscheiden. Aber *Stellung* muß jeder denkende Mensch zu dieser Frage nehmen, und daher will ich es auch zum Schlusse des Vortrages tun.

Zuerst wäre festzustellen, was unter „Willensfreiheit" zu verstehen ist. — Kant sagt in seiner „Kritik der reinen Vernunft": die Willkür, „welche unabhängig von sinnlichen Antrieben mithin durch Bewegursachen, welche nur von der Vernunft vorgestellt werden, bestimmt werden kann, heißt die „*freie Willkür*," und in der „Kritik der praktischen Vernunft" erläutert er diesen Begriff noch näher dahin, daß *der* Wille frei genannt wird, der unabhängig ja zuwider den sinnlichen Antrieben durch das Gesetz

der intelligiblen Welt, das moralische Gesetz bestimmt werden kann. Dieser Auffassung des Begriffes der Willensfreiheit kann nur beigepflichtet werden. — Läßt sich also nachweisen, daß der Mensch überhaupt durch das von ihm anerkannte moralische Gesetz bestimmt werden kann, — wenn auch nur in vereinzelten Fällen, — gegen die Naturtriebe einen Willensentschluß zu fassen, so kann ihm ein freier Wille nicht abgesprochen werden, denn ich halte es für selbstverständlich, daß der Mensch keinen vollkommen freien Willen in dem Sinne hat, daß er sich völlig frei und unabhängig von allen Naturtrieben und -Gesetzen machen kann. — Daß man im praktischen Leben wiederholt den Eindruck gewinnt, eine Handlung sei durch das moralische Gesetz entgegen den Naturtrieben bestimmt worden, kann auch von den Deterministen nicht geleugnet werden. Wenn z. B. ein hungernder Mensch Gelegenheit hat, ganz unbemerkt, — ohne die geringste Gefahr entdeckt zu werden, — Eßwaren zu stehlen, es dennoch aber nicht tut, weil das von ihm anerkannte moralische Gesetz es verbietet, so hat er entgegen dem Naturtriebe und gemäß dem moralischen Gesetze gehandelt. Aber die Deterministen führen dagegen an, das sei aber ein Irrtum, weil wir die Reihe der vorhergehenden Ursachen nicht kennen, die den Menschen zu einem solchen gemacht haben, daß er nach dem strengen Causalitätsgesetze habe handeln müssen, wie er gehandelt hat.

Um diesen Einwand zu entkräften muß ich auf die Entstehung der Willensentschlüsse etwas näher eingehen. Die Deterministen stellen sich den Hergang so vor, als ob nur ganz gleichartige, gegenseitig vergleichbare und abwägbare Antriebe gegeneinander ankämpfen, der stärkere Antrieb den schwächeren unterdrückt, und daß dann mit mathematischer Sicherheit nach streng mechanischen Gesetzen der Wille in die Richtung getrieben wird, wohin der stärkste Antrieb wirkt. Der Freiherr von Schrenk-Notzing beleuchtet diesen Gedanken in seinem Werke „Über die Spaltung der Persönlichkeit" wie folgt: „ringen z. B. zwei Associationskomplexe, wobei jedes eine Handlung bestimmt, um die Herrschaft, so kann es so lange zu keiner Handlung kommen, bis der eine Komplex gänzlich unterdrückt ist, und der andere im Bewußtsein vollständig herrscht." Daher sei auch die Freiheit, die wir zu besitzen glauben, nur eine scheinbare. — Hierbei ist

schon das Bedenkliche, was dann geschieht, wenn, — was doch sehr wohl denkbar ist, — die beiden Antriebe gleich stark sind oder auch nur keiner völlig unterdrückt werden kann. Doch auch abgesehen davon liegt die Sache in der Wirklichkeit ganz und gar nicht so einfach! Es wirken eben auf den Willen des Menschen, der vor einem Entschlusse steht, durchaus nicht immer gleichartige, gegeneinander abwägbare Triebe, sondern meistens völlig verschiedene, inkommensurabele Antriebe und Motive, die aus ganz verschiedenen Quellen stammen können, aus den Naturgesetzen einerseits und den moralischen Geboten andrerseits, und die sich daher nicht gegenseitig aufheben oder unterdrücken können. Sie wirken gewissermaßen von verschiedenen Seiten auf die menschliche Psyche ein, und der Wille des Menschen muß sich nun frei für die eine oder die andere Seite entscheiden. Sonst könnte es überhaupt zu keinem Entschlusse kommen.

Das moralische Gebot: „Du sollst nicht stehlen" kann, — um bei dem angeführten Beispiele zu bleiben, — den Hunger, und den Trieb zu essen, nicht unterdrücken, der Hunger bleibt trotz dieses Gebotes unvermindert bestehen; der Mensch hat sich mit seinem Willen zu entscheiden, ob er das moralische Gebot befolgt und die Qualen des Hungers weiter erduldet, oder dem Naturtrieb gehorcht, und den Diebstahl begeht, um den Hunger stillen zu können. Es ist daher die Auffassung Kants wohl unbestritten richtig, daß ein Akt freien Willens dort angenommen werden muß, wo sich der Mensch gegen den Naturtrieb für das moralische Gesetz entscheidet. Daraus springt aber nun klar der Widersinn in die Augen, daß die modernen deterministischen Monisten, mit Häckel an der Spitze, ein moralisches Gesetz mit der moralischen Verantwortung der Menschen aufstellen. Wenn der Mensch ausnahmslos nur nach den strengen Causalgesetzen der Natur handeln kann, so ist es doch die reine Torheit von ihm zu verlangen, daß er doch auch anders handeln soll, als er nach den Naturgesetzen handeln muß. Mir scheint diese Sache so klar, daß ich garnicht begreifen kann, wie die monistischen Deterministen überhaupt darauf kommen, von dem Menschen die Befolgung einer Morallehre zu verlangen, da die Handlungen der Menschen doch — ihrer eignen Ansicht nach — ausnahmslos nur Produkte der Maschine „Natur" sind. — Nicht nur Kant hat

schlagend nachgewiesen, daß ein moralisches Gesetz in uns ganz undenkbar wäre, wenn wir keinen freien Willen hätten, sondern auch die Geschichte des Kampfes um die Willensfreiheit hat uns ebenso klar die Unvereinbarkeit des Determinismus mit der Forderung der Erfüllung irgend eines moralischen Gebotes gelehrt. Das moralische Gesetz in uns mit der Möglichkeit seine Gebote, wenn auch nur teilweise, zu erfüllen, garantiert uns somit dafür daß unser Wille nicht völlig unfrei ist.

Aber noch ein sehr wesentliches Moment spricht für die Indeterministen. — Es ist nämlich unbestritten, — und sogar von den Deterministen nicht bestritten, — daß jeder Mensch in sich das Bewußtsein hat, sich frei entschließen zu können. Das ist eine Tatsache, die unerschütterlich fest steht! Aber gegen diese feststehende Tatsache führen die Deterministen an, daß eine Tatsache des Bewußtseins, die sich auf Erfahrung stützt, durchaus nicht beweiskräftig sei, es seien dabei stets Täuschungen und Irrtümer möglich, und daher könne sie auch nicht für die Willensfreiheit angeführt werden. Dabei wird als Beispiel angeführt, daß jeder Mensch es als eine sich auf Erfahrung stützende Tatsache ansah und daher nicht daran zweifelte, daß die Sonne sich um die Erde bewege, bis Kopernikus das Gegenteil bewies. Das ist ja an sich ganz richtig nur spricht dieses Beispiel nicht gegen die vorliegende Erfahrungstatsache. Vor allen Dingen läßt sich eine innere Erfahrung nicht gut mit einer durch sinnliche Eindrücke hervorgerufenen Erfahrung gleichstellen, — es sind zwei inkommensurabele Größen. Wie sehr die Sinneseindrücke täuschen, ist so allbekannt, daß es wohl kaum nötig ist darauf einzugehen; selbst der naturalistische Monist Karneri sagt: „die sinnliche Gewißheit ist die ungewisseste Gewißheit." — Dann ist außerdem die Bewegung zweier Körper im Verhältnis zu einander als Beispiel hier erst recht nicht am Platze, denn „Bewegung" ist ein völlig relativer Begriff und besteht nur in der Veränderung der Lage zweier Körper zu einander, und daher sind hier Täuschungen ganz besonders häufig. Man denke nur an die scheinbare Bewegung entfernter Gegenstände beim Blick aus dem Fenster eines sich schnell fortbewegenden Eisenbahnzuges, und wer hat nicht z. B. auf einem Dampfschiffe beim Landen den Eindruck gehabt, als ob das

Schiff still stehe, und die Landungsbrücke auf das Schiff zu sich bewege. — Aber auch abgesehen davon, daß innere und äußere Erfahrungen inkommensurabel sind, beruht die Hinfälligkeit dieses angeblichen Gegenbeweises noch auf einem ganz andern Moment. Erst durch den von Kopernikus erbrachten *Beweis*, daß sich die Erde und nicht die Sonne bewege, wurde die auf sinnliche Erfahrung gestützte Annahme unhaltbar. So wie es hier geschehen ist, so erwarten wir Indeterministen auch erst den Beweis ab, daß das auf innere Erfahrung gestützte Faktum ein Irrtum sei, denn wer eine Tatsache *für* sich hat, hat auch das unbestreitbare Recht, den Beweis des Gegenteils dem Gegner zuzuschieben. Es wäre ja auch der Gipfel des Widersinns, a priori anzunehmen, daß alle Erfahrungstatsachen falsch seien, nur weil einige sich als unrichtig erwiesen haben. Daraus könnte doch nur gefolgert werden, daß die *Möglichkeit* nicht ausgeschlossen ist, daß die Tatsache einmal vielleicht widerlegt werden könnte. Dieser Gegenbeweis ist aber bis jetzt *nicht* erbracht worden und wird meiner Ansicht nach auch niemals erbracht werden. Solange der Gegenbeweis aber nicht erbracht ist, hat jeder das unbestreitbare Recht, eine Tatsache, die alle Menschen aus Erfahrung kennen, als richtig anzunehmen, und die völlig unerwiesene Hypothese der Deterministen nicht anzuerkennen, durch welche die Menschen zu Maschinen erniedrigt werden, die nur durch die Causalitätsgesetze der Körperwelt getrieben werden. Dadurch wird der geistige und moralische Wert aus dem Leben der Menschen geraubt, denn wie Rudolf Euken sich treffend ausdrückt, bedeutet *die Verneinung der Willensfreiheit „die Zerstörung alles selbstständigen Geisteslebens und Preisgebung alles Sinnes unseres Daseins."* — Es ist also der Indeterminismus durchaus *nicht* — wie die modernen Monisten behaupten, — ein überwundener Standpunkt, der nur von ungebildeten Menschen noch vertreten wird. Er lebt noch fort im Geiste und Gemüte unzähliger intellektuell und moralisch höchststehender Personen, und wir können getrost darauf bauen, daß das moralische Gesetz durch den freien Willen fortwirken wird zur geistigen und moralischen Vervollkommnung der Menschheit. Büchner sagt: „je höher ein Mensch geistig entwickelt und gebildet ist, um so stärker ist sein Wille und um so größer seine Verant-

wortlichkeit." — Hiermit ist auch gesagt, daß mit der fortschreitenden geistigen Entwicklung der Menschheit der Wille auch immer stärker und freier wird, sich *gegen* die Naturtriebe *für* das moralische Gesetz entscheiden zu können. Und das ist auch unstreitig richtig. — Man kann vielleicht die Naturtriebe dadurch am besten charakterisieren, daß sie vorwiegend auf die Erhaltung des Individuum und der Gattung gerichtet sind, *Egoismus* also ihr Grundprinzip ist, wie es sich besonders deutlich bei den Tieren zeigt. Je höher der Mensch sich über die Tierwelt erhebt, desto reiner wird die Moral und desto mehr tritt in ihr der Egoismus gegen den *Altruismus* zurück. Je größer aber die Verschiedenheit zwischen den Naturtrieben und dem anerkannten moralischen Gesetz ist, desto *stärker* muß auch Wille sein, um sich für die moralischen Gebote entscheiden zu können. Bei der geistigen Fortentwicklung und der dabei immer höher steigenden Moral, werden somit auch immer größere Ansprüche an die Stärke des Willens gestellt. Wie jede Kraft durch stete Übung gestärkt wird, so auch der Wille, und so steigert sich gerade durch den Kampf gegen die Naturtriebe seine Fähigkeit, sich gegen diese zu entscheiden. Unser Wille ist, — wie ich wiederholt betont habe, — durchaus nicht *vollkommen* frei, seine Stärke genügt noch lange nicht, die hohen Ansprüche der von uns als richtig anerkannten Moral zu erfüllen; er liegt noch zu sehr in den Banden des tierischen Egoismus.

Im Gegensatze zu allem Pessimismus bin ich nun der Ansicht, das die ganze Schöpfung in ihrer Fortentwicklung zu immer größerer Vergeistigung und Veredlung hinstrebt, und daß gerade durch diesen inneren Kampf für die moralischen Gebote der Wille sowohl des einzelnen Menschen, als auch der Völker ja schließlich der ganzen Menschheit an Stärke zur freien Entscheidung immer mehr und mehr zunimmt, und der Mensch daher immer mehr befähigt wird, über die Natur und die körperlichen Triebe zu herrschen, um die hohen Gebote der Moral erfüllen zu können.

Doch das sind Zukunftsbilder.

Soviel glaube ich aber gezeigt zu haben, daß auch gegenwärtig der menschliche Wille *frei* genannt werden kann, weil er die Fähigkeit besitzt, sich *gegen* die Naturtriebe, *für* das moralische Gesetz zu entscheiden, wenn er auch durch die Ketten

der Körperwelt noch vielfach an die Naturnotwendigkeit gefesſelt und daher in der völlig freien Entſcheidung behindert iſt.

Der Menſch iſt, — wie Büchner ſagt, — frei aber mit gebundenen Händen, und in dieſem Sinne kann man auch auf das Problem der Willensfreiheit das Wort Schillers anwenden: „Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei, und würd' er in Ketten geboren."

Über den Volksschulunterricht in Estland.

1561—1710.

Nach dem Schwedischen des Rektors

G. O. F. Westling.

(Schluß.)

Der Erfolg aller dieser auf die Volksaufklärung abzielenden Bestimmungen war doch keineswegs so groß, wie man erwarten könnte, denn sie wurden nicht allgemein befolgt. Das Vorlesen des Katechismus fand wohl statt, nach einer Äußerung des Bischofs, in allen Kirchen der Provinz und natürlich wurden auch allgemein Psalmen und gewisse Gebete vorgetragen; hie und da versuchte auch ein eifriger Pastor oder ein tüchtiger Küster das Vorgelesene einzuprägen und der Jugend die Kunst des Lesens beizubringen, aber zum großen Teil ergab die Prüfung nicht das was Ihering wünschte. Die sonntäglichen Prüfungen konnten nicht durchgeführt werden. Die Pastoren erklärten sie für unmöglich und sagten, daß das Abhören nur bei den Lokalvisitationen und bei der Beichte am Sonnabend stattfinden könne. Aber trotz dieser Ansicht, legten sie gleichwohl was die Hausbesuche anlangt eine Nachlässigkeit an den Tag, die nicht einmal Iherings Kraft und großes Ansehen zu verhindern vermochte. Bis zu einem gewissen Grade dürfte indessen ihr mangelnder Eifer auf der nicht unbegründeten Überzeugung beruht haben, daß sie nur wenig ausrichten könnten infolge der Größe der Gemeinden, der schlechten Wege und der Widerspenstigkeit der Bauern. Das Volk war nämlich garnicht immer geneigt sich einer Prüfung zu unterziehen. Es kam öfters vor, daß, wenn der Pastor in ein Dorf kam, die jüngeren Einwohner allesamt in den Wald liefen, während die Alten unwillig waren und es für unmöglich erklärten, daß sie Gottes Wort noch

auf ihre alten Tage lernen könnten, da sie es nicht in ihrer Jugend getan.

Daß der Sache der Volksaufklärung große Mängel anhafteten ist nach dem Gesagten klar. Dafür kann man doch keineswegs den vortrefflichen Bischof verantwortlich machen. Er war in seinem Beruf rastlos tätig. Es genügte ihm nicht, die Vorschriften zu geben, sondern er bemühte sich auch darauf zu sehen, daß sie ausgeführt würden, aber die Verhältnisse waren ihm vielfach übermächtig: Gleichgültigkeit beim Volk, Unwillen beim Adel und mitunter Mißtrauen selbst bei der Pastorenschaft. Und mancherlei Nachlässigkeit fand sich auch unter der Letzteren. Doch muß anerkannt werden, daß sie unter Iherings Leitung und Kontrolle bedeutend besser zusammengesetzt war als vorher und daher ihren Pflichten auch besser nachzukommen suchte.

Auch in den Jahren zwischen Iherings Tod (1657) und dem Sturz der schwedischen Herrschaft (1710) blieb die Pastorenschaft unstreitig auf einem höheren Standpunkt als am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Besonders muß hervorgehoben werden, daß ihre estnischen Sprachkenntnisse sich mehr und mehr besserten, vor allem weil geborene Estländer in ständig wachsender Anzahl ihre Reihen füllten. Doch ist es andrerseits sicher, daß während der ganzen schwedischen Zeit sehr vielen ihrer Glieder nicht bloß die nötige Kenntnis der estnischen Sprache fehlte, sondern auch der ernstliche Wille ihren Pflichten treulich nachzukommen. Für die Kirche der Provinz war es daher immer eine außergewöhnlich wichtige Sache tüchtige Bischöfe zu erhalten, aber leider hatte sie nicht oft diesen Vorzug. Iherings nächste Nachfolger Virgin (1658—64), Pfeif (1665—75) und Hellwig (1677—84) scheinen alle ihrem Amte nicht gewachsen gewesen zu sein, weshalb auch die kirchlichen Verhältnisse zu ihrer Zeit aufs neue in eine traurige Verwirrung gerieten. Der Volksunterricht wurde allenthalben verwahrlost, nach dem zu urteilen, was der mit den Zuständen in Estland wohl vertraute Gezelius d. J. berichtet. Ja, nicht einmal der öffentliche Gottesdienst wurde ordentlich gehalten[1].

[1]) Nach einem Gutachten Gezelius kurz nach Hellwigs Tod. Vgl. Tengström, Zur Erinnerung an Gezelius d. J. (schwed.) S. 65.

Die letzten Bischöfe in Estland waren Gerth (1685—93), Salemann (1693—1701) und Lang (1701—10). In der Geschichte des estländischen Volksunterrichts bilden die Jahre, in denen diese Bischöfe nacheinander die kirchlichen Geschicke der Provinz leiteten, eine Periode von sehr großem Interesse, das sich an den Versuch knüpft, in Estland auf dem Lande ein geordnetes Volksschulwesen zu begründen. Bevor wir diesen Versuch schildern, wollen wir jedoch zuvor der Beschaffenheit des Unterrichts einige Aufmerksamkeit schenken, wie er zur Zeit der genannten Männer in den alten Formen betrieben wurde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß es damit schlecht bestellt war, so lange Gerth das Oberhaupt der Kirche war. Bei der Visitation 1690 kam es an den Tag, daß in sehr vielen Gemeinden die Katechisationen gar nicht üblich waren — außer mit den Abendmahlsgästen, wie wir vermuten — während sie in anderen vorgenommen wurden, „wenn die Zeit es erlaubte" oder in gewissen kürzeren Zeiten des Jahres, wie zwischen Pfingsten und Johannis oder während der Fastenzeit. Um das Hausverhör trug man nicht besser Sorge. Viele Pastoren unterließen es ganz solche abzuhalten, andere verfuhren wohl so wie der alte Propst Ludwig in Jörden, von dem berichtet wird, daß er den Küster allein im Kirchspiel auf Hausbesuche herumreisen ließ, während er selbst ruhig zu Hause saß. Die Nachlässigkeit unter den Pastoren war somit sehr groß, aber man kann sich darüber weniger wundern, wenn man weiß, daß sich Gerth 1690 bloß einige Monate lang in Estland aufhielt, im übrigen aber während seiner ganzen Bischofszeit in Schweden weilte. Viel besser füllte der alte ehrwürdige Salemann seinen Posten aus. Trotz seines hohen Alters entwickelte er eine eifrige Wirksamkeit und suchte, so viel er konnte, den Bestimmungen des Kirchengesetzes von 1686 über den Volksunterricht Folge zu leisten. Wenn es ihm auch glückte durchzusetzen, daß diese Bestimmungen pünktlicher als früher eingehalten wurden, so fehlte andauernd doch viel daran, daß sie in allen Teilen befolgt wurden. Ebenso verhält es sich mit den Vorschriften in der Erklärung von 1692 zum Kirchengesetz. So wurde hier z. B. angeordnet, daß die Pastoren mit der adligen Jugend im Januar, Mai, August und Oktober Prüfungen vornehmen sollten, da die Ritterschaft in diesen Monaten auf dem Lande weilte; gleichwohl

kamen solche Prüfungtn nicht in Brauch. Was die Lokalvisitationen anlangt, so trat bei deren Abhalten stets eine große Nachlässigkeit zu Tage, die wie auch früher zum Teil darauf beruhte, daß die alte Gewohnheit der Bauern, beim Besuch des Pastors in den Wald zu flüchten, noch nicht aufgehört hatte.

Als erfreuliche Tatsache soll indessen erwähnt sein, daß in manchen Gemeinden die Pastoren denjenigen, die zum ersten Mal zur Beichte gingen, eine besondere Unterweisung zu teil werden ließen. In Leal z. B. fanden sie sich nach Pastor Udams Angabe v. J. 1699 in der Advents- und Passionszeit ein und wurden dann täglich ein oder zwei Stunden besonders unterwiesen, bis sie durch kurze Fragen und Antworten die nötige Kenntnis von den Hauptstücken des Katechismus erlangt hatten. Diesen Brauch haben wir schon bei Gerths Visitationen erwähnt gefunden. Er wird auch unter Lang erwähnt, obgleich unter seinem Regiment der Unterricht bedenklich zurückging infolge des großen Nordischen Krieges und der verherenden Pest.

Ein Umstand, der die Arbeit der Pastoren im Dienste des Volksunterrichts in hohem Maße erschwerte, war das mangelnde Vermögen des Volkes sich selbst einige Kenntnisse zu erwerben. Die Kunst zu lesen gewann erst gegen Schluß des 17. Jahrhunderts eine nennenswerte Ausbreitung unter den Bauern infolge der damals gemachten Versuche ein geordnetes Volksschulwesen in Estland einzurichten. Darüber werden wir im Folgenden berichten, zuvor jedoch müssen wir sehen, wie es sich vordem mit den Volksschulen in der Provinz verhielt.

Kurz vor dem Untergang des livländischen Ordensstaates hatte der lutherische Prediger Georg Müller dem Herrmeister Fürstenberg eine Schrift überreicht, in der die üblichen Laster streng getadelt wurden und zur Hebung der Sittlichkeit vorgeschlagen wurde, auf dem Lande einige Schulen anzulegen. Eine jährliche Abgabe zum Besten der Schulen scheint auch nachher 1558 angeordnet zu sein, aber die dafür bestimmten Gelder verschlang der ausbrechende russische Krieg und für die Bildungsanstalten blieb nichts übrig[1]. So gab es bei der Begründung der schwedischen

[1]) Vgl. Das Volksschulwesen in Liv-, Est- u. Kurland. Balt. Monatsschr. 1872. S. 529.

Herrschaft in Estland dort keine Volksschulen, wenn nicht möglicherweise in irgend einer Stadt, und dieser Zustand dauerte lange an. In der Gemeinde der Heil. Geist-Kirche zu Reval finden wir allerdings zu Beginn des 17. Jahrh. eine Schule, wo man der estnischen Jugend die Kenntnis des Christentums beizubringen suchte, aber es ist nicht unglaublich, daß das die einzige in ihrer Art in der ganzen Landschaft war [1], d. h. die einzige Lehranstalt, welche die Aufklärung der Esten im Auge hatte. Schließlich begann die schwedische Regierung ihre Aufmerksamkeit auf die Errichtung von Schulen für die Bauernkinder zu lenken. In der sorgfältig ausgearbeiteten Instruktion für Ihering schrieb die Vormünderregierung Christinas vor, daß der Bischof nicht nur in den Städten und Flecken, sondern auch bei den Landkirchen untersuchen solle, wie es von Alters her mit den Schulen und ihrem Unterhalt bestellt sei, und dafür Sorge tragen, daß sie wiederhergestellt würden. Bei seiner Ankunft in Estland stellte Ihering indessen fest, daß sich kleine Schulen wohl in einigen Städten fanden, solche aber auf dem Lande überall fehlten. Sollten dort Schulen entstehen, so mußte er sie schaffen — eine schwierigere Sache als zu verbessern, was schon vorher bestand. Und so mißglückten seine Pläne in dieser Hinsicht und er vermochte trotz seines warmen Eifers für die Förderung der Aufklärung nicht mehr zu erreichen, als die Gründung einer oder der andren Kirchspielsschule [2]. Einige sind möglicherweise unter seinen drei Nachfolgern hinzugekommen, aber im Ganzen stand das Volksschulwesen, wenn man von einem solchen reden kann, beim Tode des Bischofs Hellwig noch fast auf demselben Standpunkt wie 30 Jahre zuvor. Es war damit in Estland sogar noch schlechter bestellt als auf Oesel, wo doch nach Karls IX. Aussage „der gemeine Haufe überaus wenig in seinem Christentum unterrichtet war," denn auf dieser Insel fand sich doch in jeder Gemeinde ein zum „Beter" oder Lehrer verordneter Kronsbauer, der das Volk unterrichtete, indem er ringsum von Dorf zu Dorf reiste.

[1]) Wohl erbot sich Karl IX. bei seinen Unterhandlungen 1600 mit den Deputierten des estländischen Adels auf eigene Kosten eine Schule für die „undeutschen" Kinder auf dem Dom in Reval zu unterhalten, aber so viel wir wissen, ist diese Zusage niemals eingelöst worden. Vgl. Balt. Monatsschr. 1885, S. 585.

[2]) So errichtete er ca. 1650 in Ruckö eine Kirchspielsschule. Rußwurm, Eibofolke II, 163.

Um die Mitte der 80 er Jahre beginnt inzwischen eine großartige Wirksamkeit zur Hebung der niedrigen Volksbildung durch Einrichtung von Schulen — eine Wirksamkeit, die sich übrigens nicht auf Estland beschränkte, sondern auch Livland und Oesel umfaßte. Den Impuls dazu gab ein junger Student Bengt Gottfried Forselius, der Sohn des Pastors von S. Matthias in Estland, Johann Forselius. Erfüllt von einem warmen Mitgefühl für seine unwisserden Landsleute, widmete er sein Leben der Aufgabe sie zu unterweisen und suchte die Machthaber dafür zu interessieren. Der erste, wie es scheint, der seine Persönlichkeit und die Wichtigkeit seiner Bestrebungen zu würdigen wußte, war der ausgezeichnete Generalsuperintendent von Livland Johann Fischer und der brachte dann seine Auffassung dem König bei. Karls XI. Sparsamkeit war gewiß groß, aber wenn es galt, die Religiosität und Aufklärung der Untertanen zu fördern, war er keineswegs knauserig. Auf seinen Befehl wurde 1684 in Bischofshof bei Dorpat eine Institution gegründet, zu der auch das eigentliche Schweden kein Gegenstück aufweisen konnte. Da wurde nämlich ein Seminar zur Ausbildung von Volksschullehrern errichtet mit Forselius als Vorsteher. Im J. 1688 wurde die Anstalt nach Dorpat verlegt. Die Zöglinge, die bald die Zahl von 160 erreichten, wurden aus dem Kronsmagazin erhalten. Der Unterricht ging wohl vornehmlich darauf aus, den Schülern die Kenntnis des Katechismus und der biblischen Geschichte, sowie Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Gesang beizubringen. Nach einem zweijährigen Kursus wurden die besten in die Gemeinden geschickt, die einen Schulmeister zu haben wünschten[1]. In Livland, wo die Empfänglichkeit für Forselius' Ideen größer war als in Estland, kamen schon im Winter 1684/85 mehrere Schulen in Gang und die segensreichen Früchte ihrer Wirksamkeit blieben nicht aus. Voller Freude schrieb Fischer 1685 seinem Freunde Gezelius d. J., daß die über Winter gehaltenen Schulen ein treffliches Resultat gehabt haben, indem mehr als 200 Knaben und Mädchen gut lesen und für ihren Glauben Gründe anzugeben, auch mit Anführung von Bibelsprüchen, gelernt haben. Viele Edelleute sind erstaunt darüber und die Bauern fangen überall an nach Unterricht

[1] Das Volksschulwesen in Liv-, Est- und Kurland. Balt Monatsschr. 1872, S. 530; 535.

zu verlangen[1]. Eine Schule nach der andren wurde begründet und schließlich faßte der Landtag am 1. Oktober 1687 auf die Mahnung des Generalgouverneurs Hastfer den wichtigen Beschluß, daß in jedem Kirchspiel eine Schule errichtet werden solle[2].

In Estland ging die Entwicklung langsamer vor sich, und das dürfte zu einem guten Teil eine Folge des Widerwillens gewesen sein, den das Landkonsistorium und die Mehrzahl der Pastoren gegen die Reformen hegte, die Forselius in der estnischen Schriftsprache einführen wollte. Da diese darauf ausgingen die Schrift- und die Umgangssprache in größere Übereinstimmung miteinander zu bringen, so müssen sie die Aneignung der Kunst des Lesens erleichtert haben — so scheint es nach Forselius — aber anders urteilten die leitenden Pastoren in Estland, obgleich sie die schnellen Fortschritte der Schüler, die nach den neuen Regeln unterrichtet wurden, nicht leugnen konnten.

Die ersten estländischen Gemeinden, die diese anwandten, waren S. Matthias und Kreutz in Harrien, welche beiden Kirchspiele teilweise von Schweden bewohnt waren. Ihr Pastor Gabriel Herlin, der ein Schwager Bengt Gottfr. Forselius' war und ohne Zweifel von diesem angeregt wurde, versammelte 1684 in seinem Hause eine Schar von 50 schwedischen und estnischen Knaben und ließ sie lesen und singen lernen[3]. Beim König fand dieser Vorgang Beifall, er ließ den Schulmeistern in beiden Gemeinden den Unterhalt anweisen.

Die hier und in Livland erzielten Resultate lockten inzwischen zur Nachfolge. Bald begannen die meisten estländischen Pastoren, unter ihnen der bekannte Chronist Kelch in S. Johannis in Jerwen, sich Lehrer von Forselius zu holen und Schulen einzurichten, wo nach dessen Methode unterrichtet wurde und sie waren alle zufrieden mit dem, was ausgerichtet wurde. Ein Pastor bezeugte, daß die Kinder jetzt in drei Monaten gleich gute Kenntnisse erwarben wie früher in sieben oder acht, ein anderer wagte es, ein neunjähriges Kind in der Kirche das Evangelium und die Epistel vorlesen zu lassen, ein dritter brachte einige Knaben nach Reval und ließ sie

---

[1]) Tengström, a. a. O. S. 244.
[2]) Balt. Monatsschrift. 1872, S. 531.
[3]) Schreiben Herlins an das Landkonsistorium vom Jan. 1685. Rev. Konsistorialarch., Akta 1685.

dort ihre Fortschritte zeigen vor zwei der heftigsten Widersachern Forselius' den Pröpsten Bender und Heidrich [1].

Forselius selbst war unermüdlich tätig. Um den Bischof Gerth für seine Bestrebungen zu interessieren reiste er nach Schweden hinüber, wahrscheinlich im Frühjahr 1687 in Begleitung zweier estnischer Knaben, die er vom Bischof examinieren ließ. Dieser stellte dann sowohl ihn als auch die Knaben dem König vor [2] und sicherlich hat dieser Besuch den letzteren in seiner Absicht bestärkt, das estnische Volk aus seiner jahrhundertealten Barbarei zu reißen. Das war zu merken, als Karl XI. 1687 den Anstoß zur Errichtung von Schulen in jedem Kirchspiel in Livland gab. Im folgenden Jahr gab er Forselius einen besonders großen Beweis seines Vertrauens. Da dieser „aus christlichem Eifer schon einige Zeit großen Fleiß darauf verwandt, Schulen für die Kinder und die Jugend der Bauern in Estland und Livland einzurichten, und darin einen ziemlich guten Erfolg gehabt hat," befahl nämlich der König ihm, noch einige Jahre damit fortzufahren und nach Vermögen überall auf dem Lande in der genannten Landschaft Lehranstalten zu errichten. Seine Tätigkeit sollte er in Estland unter des Bischofs, in Livland unter des Generalsuperintendenten Leitung und Aufsicht ausüben, weshalb ihm auch oblag, diesen Vorgesetzten Vorschläge zu unterbreiten, wie die angelegten Schulen durch geeignete Bestimmungen in einem befriedigenden Zustand erhalten werden könnten [3]. Ohne Zweifel sollte er auch, obgleich in seiner Vollmacht nichts davon erwähnt wird, durch Inspektionen die Arbeit der Lehrer überwachen, denn sein Amt wird an andrer Stelle als das eines Volksschulinspektors bezeichnet. Wie nützlich aber die Schaffung eines solchen Amtes für die Hebung des Volksschulwesens und seine einheitliche Organisation sein mußte, läßt sich leicht begreifen. Schade nur, daß der so verdienstvolle Forselius schon Ende 1688 durch Ertrinken umkam. Der ihm vom König erteilte Auftrag mußte daher anderen Händen übergeben werden.

---

[1]) Schreiben mehrerer Pastoren an Forselius vom J. 1688. Ebenda.

[2]) Forselius an Gerth, 28. Juni 1687. Ebenda. Während seiner Reise scheint F. zu finden, daß die Mehrzahl der Bevölkerung in Schweden und Finnland nicht zu lesen verstand.

[3]) Vollmacht für Forselius vom 17. Sept. 1688.

Zu den Pflichten, die seine Vollmacht Forselius auferlegte, gehörte auch, wie wir sahen, die Errichtung von Schulen in Estland, wo 1688 erst bloß eine kleine Anzahl zustande gekommen waren. Unterhandlungen mit der Ritterschaft um ihre Beihülfe zur Entwicklung des Volksschulwesens scheinen in jener Zeit von der Regierung nicht eingeleitet worden zu sein. Aus welcher Ursache, wissen wir nicht, aber es ist klar, daß der König sich gleich warm interessierte für seine Untertanen in Estland wie für die in Livland. Schließlich befahl er 1689, daß der Generalgouverneur von Estland Axel Julius De la Gardie zusehen solle, ob nicht in seiner Provinz in derselben Weise Schulen ins Leben gerufen werden könnten, wie in Livland. Wenn das möglich sei, solle er die für Livland geltende Verordnung einführen, im anderen Falle mit einem untertänigen Bericht einkommen. Glücklicherweise brauchte der letztere Weg nicht beschritten zu werden, wie daraus hervorgeht, daß De la Gardie schon am 24. September 1689 ein Schreiben über die Errichtung von Schulen auf dem Lande ausfertigte[1]. Daß er sich zuvor der Mitwirkung und Einwilligung der Ritterschaft versichert hatte, dürfte nicht zu bezweifeln sein, um so weniger als der Landtag 1690 versprach, bei seinem einmal gefaßten Beschluß in der Schulfrage zu verbleiben. Dazu gehörte u. a. auch, daß die Gemeinden die nötigen Schulhäuser aufführen sollten.

Darauf beginnt nun eine allgemeinere Arbeit an der Errichtung von Schulen und in verschiedenen Kirchspielen treten solche ins Leben. Man kam damit aber auch nicht annähernd so weit wie in Livland, wo 1692 Schulen nur in einigen „adligen" Kirchspielen fehlten[2]. An vielen Orten zeigte man eine Trägheit, die nicht einmal des Generalgouverneurs „harte Monitoriale" zu überwinden vermochte. Entweder beschaffte man keine Baumaterialien, weshalb der Unterricht im Pastorat oder in einem Bauernhause erteilt werden mußte, oder man erklärte, keine Mittel für den Unterhalt des Lehrers zu haben. Für diese war in der Tat in Estland viel schlechter gesorgt als in Livland und auf Oesel, denn hier wurden für die Schulmeister kleine Landstücke vorge-

[1]) Konsistorialprotokoll vom 17. Okt. 1689.
[2]) Balt. Monatsschr. 1872 S. 531.

sehen [1], was dort dagegen nicht geschah. Hörte hier eine Gemeinde auf den Gehalt zu zahlen, so mußte die Schule gewöhnlich aufhören, sofern nicht der Pastor auf die eine oder andre Art eintrat [2], oder der Lehrer zugleich Küster war, was ganz gebräuchlich gewesen zu sein scheint. Indessen wären wohl ohne Zweifel die Hindernisse für das Aufblühen des Volksschulwesens nach und nach überwunden worden, wenn Estland nur von der furchtbaren Hungersnot der 90er Jahre verschont geblieben wäre und von dem großen Nordischen Krieg, dessen Schrecken durch eine verheerende Pest vermehrt wurden. Schon die Hungersnot übte einen verderblichen Einfluß auf die Volksschulen aus. Verschiedene von ihnen mußten infolge der herrschenden Not geschlossen werden und noch zahlreichere ereilte dies Geschick während des Krieges. Die Visitationsakten von 1707 und 1709 zeigen gleichwohl, daß sowohl auf den Inseln wie auf dem Festlande sich noch Kirchspiele fanden, wo der Küster die Kinder lesen lehrte. Auf welchem Standpunkt man sich einige Jahre später wieder befand, können wir aus einem Konsistorialprotokoll von 1713 ersehen, in dem es heißt, daß jeder Pastor bei seinen Kirchspieleinwohnern für die Schulen sollte auszuwirken suchen, was er könne, aber beim Gouverneur und der Ritterschaft solle keine Eingabe um deren Wiederaufrichtung gemacht werden wegen der schweren Zeitverhältnisse, besonders da kaum ein Küster und noch weniger ein Schulmeister zu bekommen sei. Die Pflanzung, die früher so vielversprechend schien, war verwüstet und mußte ganz und gar aufs neue angelegt werden. Dessenungeachtet verdienen es die drei Männer, Forselius, Joh. Fischer und Karl XI., wohl, vom estnischen Volke in dankbarer Erinnerung behalten zu werden. Wäre ihr Werk nicht durch beklagenswerte Ereignisse vernichtet worden, wie viel schneller wäre nicht dieses Volk in der Bildung herangewachsen, als es so der Fall war [3].

Unter den Mitteln, die zur schwedischen Zeit zur Hebung der Volksaufklärung herangezogen wurden, müssen wohl auch die

---

[1]) Am 30. Sept. 1694 erging der Befehl, für jeden Schulmeister in Livland 1/4 Haken Land anzuweisen. In Oesel wurden für die Schulmeister die Wohnstellen der „Vorbeter" und 2 1/2 Haken Kronsland bestimmt, so daß jeder 1/2 Haken erhalten sollte.

[2]) Die Pastoren waren in jener Zeit oft als Lehrer tätig.

[3]) In 8 Gemeinden Estlands waren noch 1862 keine Schulen vorhanden und wurde der Unterricht bloß zu Hause erteilt.

Lehrbücher erwähnt werden, die beim Unterricht benutzt wurden. Vor allem ist da zu erwähnen, daß den Katechisationen der Pastoren schon im 16. Jahrhundert Luthers kleiner Katechismus zu Grunde lag, weshalb er auch schon früh ins Estnische übersetzt worden sein muß. Aber man war lange genötigt, sich mit handschriftlichen Übersetzungen zu behelfen, denn im Reval-estnischen Dialekt wurde er erst 1632 im ersten Teil von Stahls bekanntem Handbuch gedruckt. Später wurde er natürlich in vielen Auflagen herausgegeben. Außer diesem Meisterwerk lag es den Pastoren zu Iherings Zeit wie auch später ob, ihren Hörern gewisse sogen. Beichtfragen einzuprägen. Einigen solchen hatte Stahl in seinem Handbuch Raum gewährt und diese wurden wohl auch, solange Ihering lebte, bei den Katechisationen allgemein angewandt, aber nach dessen Tode kam die Gleichförmigkeit in einen bedenklichen Zustand, indem die Pastoren es vorzogen die Stahlschen Stücke durch eigene Kompositionen zu ersetzen. Dadurch kam in den Unterricht eine Verwirrung, die auch selbst von den Lehrern nicht wenig beklagt wurde. Mehrfach beschlossen diese in den 80 er Jahren, daß die Einheitlichkeit wiederhergestellt werden solle, aber eine Besserung in dieser Unordnung trat nicht vor 1696 ein. Damals wurde auf Bischof Salemanns Vorschlag auf einer Pastorenversammlung einige Fragen aufgesetzt, die dann gedruckt und zur gebührenden Nachachtung versandt wurden. Daß jedoch der Zweck nicht ganz erreicht wurde, dürfte indessen als sicher anzusehen sein. Endlich sei hinsichtlich der Lehrbücher erwähnt, daß für den Unterricht mehrere ABC-Bücher herausgegeben wurden. Ihering gab das erste heraus [1], wahrscheinlich 1641, dann folgten seinem Beispiel die Pröpste Heidrich und Bender, sowie B. G. Forselius.

Nachdem wir gesehen haben, durch welche Mittel man zu schwedischer Zeit die barbarische Unbildung zu beseitigen suchte, in die Estlands niedere Bevölkerung gegen Ende des 16. Jahrh. versunken war, und wie man bald mit größerem, bald geringerem Eifer die Erreichung des Zieles erstrebte, bleibt noch eine Frage von größter Wichtigkeit zu beantworten: Was hat man wirklich ausgerichtet?

Eine erschöpfende Antwort auf diese Frage zu geben, getrauen wir uns nicht, aber einige Aufschlüsse dürften wir doch

[1]) Synodalproposition vom 25. Januar 1642. Schw. R:Arch. Liv. 119.

geben können. In der langen Periode von 1583—1638 schritt das Volk in der Bildung ohne Zweifel vorwärts, aber groß waren die Fortschritte noch nicht. Im J. 1632 schrieb Johann Skytte an Gustav Adolf, daß man in Allentaken noch viele Personen antreffe, die nicht das mindeste von Gott und seinem Wort wüßten, sondern mit Billigung ihrer Herrschaft wie die unvernünftigen Tiere lebten. Ziemlich ähnlich war damals der Zustand auch im übrigen Estland. Ihering fand bei seinen ersten Visitationen, daß er in einigen Kirspielen „leidlich und erträglich," in den meisten aber unbefriedigend sei. Viele alten Männer und Frauen waren nicht einmal imstande das Vaterunser aufzusagen[1]. Unter Iherings Leitung stiegen die Kenntnisse des Volkes indessen schneller als vorher und von vielen Gemeinden wird nach Verlauf einiger Jahre ausdrücklich angegeben, daß die Unkenntnis abnehme. Was dieser Bischof forderte, daß die Geistlichen dem Volke einprägen sollten, haben wir oben gesehen. Dies Quantum von Wissen eigneten sich jedoch nur wenige an und für die Zulassung zum h. Abendmahl begnügte man sich mit wesentlich geringeren Anforderungen. Natürlich blieb die Unbildung nach wie vor groß und allgemein und wahrscheinlich minderte sie sich nicht besonders unter den drei auf Ihering folgenden Bischöfen. Der bekannte Chronist Kelch äußert in seiner 1695 herausgegebenen Chronik, daß vor noch nicht langer Zeit eine sehr kleine Anzahl von den Esten die Textworte von Luthers kleinem Katechismus auswendig aufsagen konnte — also noch weniger Luthers Erklärungen dazu — während dagegen sehr viele nicht gelernt hatten ein Vaterunser zu beten. Was das Lesenkönnen anlangt, so muß es vor den 30er Jahren unter den Esten so gut wie unbekannt gewesen sein, da bis dahin Bücher in ihrer Sprache fehlten. In der folgenden Zeit trat eine Änderung zum Bessern auch in dieser Hinsicht ein. Doch ging es damit vor B. G. Forselius' Auftreten nur langsam vorwärts. Manche Esten lernten von den Pastoren, den Küstern oder anderen Personen lesen, aber vermutlich waren die Kirchspiele, wo wie in Reinis mehr als 50 Personen die Psalmen lesen konnten[2], viel leichter zu zählen, als die, welche auf der gleichen Stufe wie S. Matthias oder Kreutz standen, in denen beim

[1]) Iherings Bericht vom 24. Nov. 1638. Schw. R:Arch. Liv. 116.
[2]) Propst Gillanus Bericht vom 10. Juni 1670. Rev. Konsist:Arch. Akta.

Antritt des Pastors Herlin nur eine einzige alte Frau diese Fertigkeit besaß. Im übrigen mag bemerkt werden, daß sie bei den schwedischen Bauern ohne Zweifel verbreiteter war als bei den estnischen. Im Allgemeinen standen nämlich die ersteren an Kenntnissen höher als die letzteren.

Die Bewegung, die in den 80er Jahren in Estland für die Hebung der Volksaufklärung einsetzte, blieb, wie wir erwarten können, nicht ohne Frucht. In den Schulen wurden die Schüler hauptsächlich im Lesen, Gesang und Christentum[1] unterrichtet und obgleich die Lehrer teilweise ganz jung waren und ihre Wirksamkeit oft durch allerlei Widerwärtigkeiten Abbruch litt, kann man doch bald die Spuren ihrer Arbeit wahrnehmen. Die Visitationen der 90er Jahre zeigen, das die Zahl der Lesekundigen im Zunehmen war. Nicht an vielen Stellen dürfte indessen die Entwicklung so in die Augen fallend sein, wie in der S. Matthiasschen Gemeinde, wo 1694 über 200 Personen sich die Fähigkeit zu lesen und beim Gesang der Psalmen die Melodie zu halten angeeignet hatten. Je zahlreicher die schwedische Bevölkerung war, desto mehr hatten sich diese Fertigkeit angeeignet. So heißt es 1691 im Protokoll des Landkonsistoriums, daß in Ruckö die meisten zu lesen verstünden, „da die meisten Schweden seien." Als das Schulwesen in der Provinz verfiel, ging die Anzahl derer, die zu lesen verstanden wohl wieder zurück.

Mit der Kenntnis des Christentums war es noch 1690, wie Bischof Gerths Visitationen zeigen in den meisten Gemeinden schlecht bestellt. Nachher wurde an verschiedenen Stellen ein guter Fortschritt gemacht, aber das Unglück, das Estland am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhnnderts traf, hinderte die allgemeine Zunahme der Einsicht. Gegen Schluß der schwedischen Herrschaft wird als der am häufigsten anzutreffende Zustand angegeben, daß das Volk den kleinen Katechismus Luthers kannte, jedoch ohne die Erklärungen Luthers. Natürlich wußten viele auch mehr und hatten sich die Kenntnis dieser Erklärungen, der Beichtfragen und anderes angeeignet.

---

[1]) Wie weit Forselius Methode des Lesenlernens in Estland Anwendung fand, ist schwer zu bestimmen. Der Landtag hielt 1691 darum an, daß sie vorgeschrieben werden möge, aber das Konsistorium in Reval mißbilligte sie und suchte die Benutzung seiner ABC-Bücher zu hindern.

Daß das eſtniſche Volk in ſchwediſcher Zeit an Kenntniſſen Fortſchritte machte, iſt ſomit unbeſtreitbar, wenn auch die ſchließlich erreichte Stufe nicht ſo hoch war. Die Langſamkeit des Fortſchritts hatte viele Urſachen, wie wir zu zeigen verſucht haben. Sollen wir hier in Kürze das Wichtigſte zuſammenfaſſen, ſo wollen wir ſagen, daß der Adel nicht ſo kräftig, wie es wünſchenswert war, den Unterricht gefördert hat, daß die Bauern ſich gewöhnlich gleichgültig dazu verhielten und daß ein Teil der Paſtoren nachläſſig in ihrem Amte waren und ungeeignete Methoden anwandten. Alle Verantwortung darf jedoch nicht der Bevölkerung Eſtlands aufgebürdet werden. Es kann z. B. nicht geleugnet werden, daß Peſt, Hungersnot und Krieg mit Polen und Rußland einmal nach dem andern die Zahl der Seelſorger dezimierte, die Gemeinden auflöſte, die ökonomiſchen Hilfsquellen erſchöpfte und mehr oder weniger die Arbeit vollſtändig vernichtete, die man in glücklicheren Zeiten ausgeführt hatte.

Eine Reise im Kaukasus*.

Von

K. Grevé.

Wir liegen auf der Rhede von Suchum-Kale. Ein Boot mit türkischen Seeleuten trägt uns ans Ufer: ein Sprung ans Land und wir stehen in einem Haufen schreiender Menschen, die ein babylonisches Sprachengewirr und eine Musterſammlung von Räubern aus irgend einer phantastischen Oper zu bieten scheinen, zumal eben auch noch Musik erschallt. Ehe ich mich noch recht besonnen und von meinem Reisegenossen verabschiedet hatte, ergreift ein riesiger, brauner Mingrelier mein Gepäck und stürzt davon — nolens volens muß ich ihm folgen. Meine Flinte fest umklammernd, renne ich an der Militärkapelle, die hier jeden Termin-Dampfer begrüßt, vorbei meinem davoneilenden Träger über den Boulevard nach, bis ich schweißtriefend vor einem Gebäude am Quai Halt mache. In russischer Schrift prangt uns das Wort „Iweria", der alte Name Gruſiens (Iberiens) entgegen. „Karawanserai" grinst mein Ausreißer auf das Schild weisend und — die Wirtin empfängt mich mit einem Russisch, wie es nur ein waschechter Schwabe zu Stande bringen kann. Ich täuschte mich nicht, Frau Schultze war eine Landsmännin Schillers, die mit ihrem Namen so gar nicht in die orientalische Tausend-und-eine-Nacht-Umgebung hineinpassen wollte! Aber für diese prosaisch-rauhe, alle Romantik hinwegfegende Überraschung entschädigte uns reichlich das saubere, nette und vor allen Dingen kühle

*) Der Herr Verfasser unternahm diese Reise seinerzeit zu naturwissenschaftlichen Zwecken, 1890, im Auftrage der Kaiserl. Russ. Akklimatisations-Gesellschaft, welcher der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch die Mittel dazu zur Verfügung gestellt hatte. Sein Weg führte ihn von Moskau über Odessa und weiter über das schwarze Meer nach Suchum Kale, von wo aus dann die eigentliche Reise begann. Hier setzt die Erzählung ein. Die Redaktion.

Zimmer. Ich betone absichtlich das Wort „kühl", denn was dieses für den südkaukasischen Sommer für eine Bedeutung hat, begreift nur der, welcher bei fast 40 Grad im Schatten in den Brombeer-, Eichen- und sonstigen Dickichten Suchums umhergeklettert ist und sich nach einer buchstäblich im Schweiße seines Angesichts vollbrachten Tagesarbeit, die für mich eben gerade im Herumklettern und Sammeln bestand — am Abend halbtot zur Erholung hinstreckt.

Vor allen Dingen suchte ich durch einen am Orte lebenden russischen Gelehrten, Herrn Tschernjawsky, Anknüpfung von Bekanntschaften mit den Eingeborenen, da diese mir für meine Zwecke die besten Auskünfte geben konnten, und so wurde ich dem Fürsten Scherwatschidse vorgestellt, dessen Vorfahren die Ahune oder Beherrscher im Lande, im Samursakan und Abchasien gewesen. In seiner und einiger Abchasen Begleitung unternahm ich einen Ritt in das wildromantische Urwaldtal an der Kilasura und am Kodor, wo noch jetzt Überreste alter Kirchen, genuesischer Befestigungen, den alten Handelsweg bezeichnen, der zum Kluchpasse und über diesen in das Gebiet des Kuban, an die Taberda führt, an welch letzterer man noch Reste alter Stadiensäulen findet, die stummen Zeugen vergangener Größe und Lebhaftigkeit des Handels. An der Stelle, wo jetzt Suchum-Kale liegt, befand sich ja die reiche Kolonie Sebastopolis, acht Werst weiter, an der Kilasura-Mündung das milesische Dioskuriai und etwa 30 Werst nördlicher Pityos, das heutige Pizunda — alles dies hat der Islam hinweggefegt und wer weiß, ob diese einst reichen Gefilde jemals wieder zu der Blüte gelangen, wie zur Zeit Justinians und der ersten christlichen Kaiser Roms.

Allmälig gewöhnte ich mich an die räuberisch dreinschauenden Begleiter und fand, daß die meisten von ihnen schöngewachsene Leute waren. Besonders mein spezieller Führer, ein Abchase Machmud Bailal, frappierte durch seine hohe Gestalt, während der Fürst Scherwatschidse und sein Vetter Morchani einen anderen Typus, gedrungeneren Wuchs und mehr grusinische Gesichtsbildung repräsentierten.

Um einen Begriff von der früheren Bedeutung dieses poetischen Gestades zu geben, will ich etwas bei demselben verweilen und einiges über ehemalige Bauwerke anführen. Vor allen Dingen ist da die alte Kirche bei Pizunda zu erwähnen, aus welcher die „Иверская", die iberische Mutter Gottes, das bekannte wundertätige Heiligenbild in Moskau, herstammt und in

welcher Johannes Chrysostomus der Sage nach begraben sein soll. Weiter sind, zum Teil noch aus der Zeit stärkerer Ausbreitung des Katholizismus im Kaukasus, zu nennen die Kirche von Ilori, die schöne Klosterruine von Drandy, die alte gregorianische Kirche zu Lükhne und ein Rest eines grusinischen Klosters in der Nähe von Suchum selbst. Geringe Überreste sind vorhanden von der alten Burg der Achune (Beherrscher) von Zchomi, wie Suchum vor der türkischen Invasion hieß.

Unsere Exkursionen dehnten sich schließlich talaufwärts bis an die Pässe und nach Überschreitung derselben bis an den oberen Saluntschuk und das schöne Irkis-Tal aus. Hier beschied mir des Schikals Gunst eine kleine Herde des kaukasischen Wisent zu sehen. Es ist ein eigentümliches Gefühl, am dämmernden Morgen im dunklen Bergwalde zu stehen, und diese mächtigen Tiere auf ihrem Gange von der Tränke und Äsung im Tal hinauf in die schützenden Gebirge zu belauschen. Die malerischen Gestalten der Abchasen, die fremdartige Szenerie, der stille Wald, das Murmeln einer Menge von Quellen — dann ein plötzliches Knacken und Brechen im dichten Unterholze — man hält unwillkürlich den Atem an und legt das Gewehr fort, damit einen das Jagdfieber nicht zu verbotenem Schuße hinreiße. Da stößt mich Machmud Bailal an und flüstert: „Adonga", d. h. „ein Gewaltiger" (ein Stier) und richtig, eine dunkle Masse tritt wie ein Schatten aus dem Waldesdickicht auf die kleine Blöße. Nach vorsichtigem Sichern und Lauschen schreitet dieser Nachkomme der Zeugen einer längstvergangenen Erdepoche langsam bergan, gefolgt von einigen Kühen und einem Kalbe, während ein jüngerer Stier sich in respektvoller Entfernung anschließt. Ein unvergeßlicher Anblick!

Den Kodor hinauf, dann seinem Zuflusse Chezkwara folgend, gelangten wir auf einer anderen Exkursion an einen Paß, von dem aus die Aussicht bei der ausnehmend klaren Luft bis an den majestätischen Elbrus mit seinem mächtigen Gletscher Terskol reichte. Während dieses Ausfluges mußten wir in einigen Auls rasten und übernachten; da fielen mir die Hofhunde auf. Die gewöhnlicheren erinnerten sehr an Schakale; die selteneren, die riesigen Doggen, ähneln in Gestalt und Größe den tibetanischen Mongolenhunden. — —

Wieder mußte ich ein Schiff besteigen und die Fahrt zurückmachen bis Noworossijsk, an dessen geschützt liegendem Hafen sich mehrere große Cementfabriken etabliert hatten. Von hier aus brachte mich dann eine Eisenbahnfahrt durch die flache Kuban-

steppe nach Wladikawkas, dem Schlüssel zum Thore des Kaukasus, dem Darjaltal. Ich beschloß, um die vielgerühmte grusinische Militärstraße gründlich kennen zu lernen, nicht mit der Post, sondern in Gesellschaft zweier persischer Kaufleute die Reise zu Pferde nach der ehemaligen Hauptstadt Grusiniens, Tiflis, zu machen. Aga Rachman Dschebar, der eine von ihnen, kaufte für uns in einer naheliegenden Molokanenkolonie vier starke Bergpferde und früh um 6 Uhr verließen wir Wladikawkas, passierten die Brücke über den lehmgelben Terek und ritten dem Gebirge zu. Erst erhoben sich zu beiden Seiten des Flusses mächtig hohe, bewaldete Bergkuppen mit sanft abgerundeten Konturen, allmählich aber wurden sie höher, das Tal des laut brausenden Stromes zog sich immer mehr zu einer engen Schlucht zusammen und zwischen den steilen, zerborstenen, kahlen Felswänden schimmerten ferne von uns schneebedeckte Berghäupter.

Je weiter wir kamen, desto schroffer und wilder schauten die Bergwände auf uns herab; das Tal war mit grobem Geröll bedeckt, das der Strom im Frühjahrshochwasser herabgetragen, die Bäume an den Abhängen werden zwerghafter, die Wälder immer dünner, bis endlich in der Nähe des Kasbek nur herrlich grüne Matten die einzige Vegetation bilden, die das düstere Grau und Dunkelrotbraun der Gesteinsmassen angenehm unterbrach. Lämmergeier schwebten in schwindelnder Höhe, am kegelförmig abgestuften Schwanze erkennbar; rotfüßige Alpenkrähen umkreisen kreischend die Felsritzen; Wasseramseln hüpfen über die schlüpfrigen Steine im schäumenden Wasser und in den Auls werden uns Gehörne von Steinböcken zum Kauf angeboten.

Gegen Abend erreichten wir die Poststation Kasbek. Es regnete und vom schneebedeckten Haupte des Bergriesen war nichts zu sehen. Schon wollten wir uns zum Uebernachten entschließen, als uns ein Tscherkesse den Rat gab, doch noch vor Einbruch der Dunkelheit bis znm Paß zu reiten, da wir bei dem hier schon mehrere Tage anhaltenden Regenwetter kaum die Aussicht hätten, den Berg zu Gesichte zu bekommen, es sei denn, daß wir uns noch heute über die Wolken erhöben. Das mußte denn doch überlegt werden. Vor der Station Kasbeck hatten wir die wildeste Partie des Militärwegs, die berühmte Darjalschlucht passiert. Es ist dieselbe auf der Strecke von Lars über Kasbek bis zum Gudaur, das Großartigste, was man sich überhaupt an wilder Gebirgsszenerie vorstellen kann. Die steilen, zu schwindelnder Höhe emporsteigenden Felswände rücken nahe zusammen; allenthalben stürzen

Gebirgswasser in brausendem Laufe herab und eilen dem wild-schäumenden, lehmgelben Terek zu. Nur krüppelige Nadelhölzer fristen ein kümmerliches Dasein auf dem gewaltigen Schutthalden und Gesteinstrümmern, die von der alleszerstörenden Gewalt des unermüdlich an den Felsen arbeitenden Wassers zeugen. Fettschwänzige Schafe weiden hier und da an den abschüssigen Wänden. An der schmalsten Stelle führt die Teufelsbrücke nuf das rechte Ufer des Terek hinüber, und etwa 3 Werst weiter (4 Werst von Lars) stehen auf einem steilen, isolierten Bergvorsprunge die Reste einer Burg, des Schlosses der sagenhaften Königin Tamara, der ersten christlichen Fürstin Grusiens — und am Fuße dieses Burgfelsens eine russische Befestigung. Als würdigen Abschluß mußten wir den Gudaurpaß zu erreichen suchen, den Anblick des Kasbek erzwingen! Also wieder zu Pferde!

Die wunderbar angelegte Straße führt im Zickzack bald hinauf, bald hinab, bald auf der rechten, bald auf der linken Seite der Schlucht. Schutzdächer und Tunnel sollen die Reisenden vor Stein- und Schneelawinen schützen. Immer steiler geht es hinauf. Aus den Seitentälern und aus Vertiefungen der Bergwände lugen blendendweiße Schneeflecke hervor; es wird allmählich empfindlich kalt — endlich haben wir den Gudaurpaß erstiegen. Die Firnmassen reichen bis an den Weg und hell erglänzt zu unserer Linken auf der Paßhöhe (7916′) das weiße Schneekreuz, das dem Berge den Namen „Kreuzberg" gab. Da beginnt es zu schneien, aber nur kurze Zeit und die Schneewolke sinkt unter uns ins Tal hinab. In diesem Moment erglühen die Berggipfel in brennendem, dunklem Rot, die Sonne geht unter. Rückwärts schauend erblicken wir in weiter Ferne den Kasbek, des in nicht zu beschreibender Pracht sein sonnenumglühtes Schneehaupt über die Wolken erhebt.

Während meine mohamedanischen Begleiter ihren Teppich oben auf dem Passe zum Abendgebet ausbreiten und ihre Andacht verrichten, habe ich Muße, das großartige Schauspiel zu genießen.

Meine Reisegenossen riefen mich endlich an und trieben zur Eile, denn wir mußten vor gänzlichem Dunkelwerden über den Paß, um noch ein Unterkommen für die Nacht zu finden. Noch ein letzter Blick auf das verglimmende Schneehaupt des Bergriesen und die grausige Darjalschlucht, dann ging es in scharfem Trabe bergab. Schon nach wenigen Werst — wir mochten im Zickzack höchstens ein Paar hundert Fuß hinabgestiegen sein — machte sich ein großer Unterschied bemerkbar. Die Südseite war bis

fast an die Paßhöhe bewaldet und überall in den Seitentälern und an den Abhängen unter uns sahen wir Auls, mit den hohen, merkwürdigen Warttürmen, um welche vor einigen Jahrzehnten der blutige Kampf mit den tapfern, freiheitsliebenden Bergvölkern tobte.

Unsere Rosse beflügeln den Schritt und schnell geht es im Zickzack das Tal der Aragua hinab, vorüber an dunkellaubigen Eichenwaldungen. Die Dunkelheit nimmt zu, je tiefer wir hinabsteigen. Ein Uhu fliegt über den Weg, der Querschlucht zu und unten am Flusse erschallt das an Kindergeschrei erinnernde Gekläff der Schakale. Die Pferde wiehern und setzen sich in Galopp — noch eine Wegwendung und wir sind in einem Aul, wo wir bei einem gastfreundlichen Grusinier Aufnahme finden.

Ganz früh am Morgen weckte mich schon Aga Nachman. „Es ist schon 3 Uhr, wir müssen weiter, wenn wir heute noch bis Zalkany wollen!"

Bei feinem Sprühregen ritten wir in den frischen Morgen hinaus. Schwere Tropfen fielen von den Zweigen der Bäume; im Nebel sah man große Tiere die Berge hinaufziehen — es waren Hirsche. Allmälich klärte sich der Himmel auf und obwohl noch hier und da Wolken an den Berggipfeln hingen, siegte doch endlich die Sonne und nnn wurde es allenthalben lebendig. Adler flogen auf Raub aus; Marquarde, Elstern, Turteltauben und farbenprächtige Bienenwölfe flatterten vom Wege auf. Gutbebaute Felder zogen sich die Bergabhänge hinauf und zahlreiche Auls und burgartige Höfe lagen zwischen hochstämmigen Eichen, welche dem Gebirge einen freundlichen Anstrich verliehen. An steileren Partien konnte man merkwürdige Höhlungen erblicken. Blühende Oleander umsäumten das Araguaufer. Herrliche Tschinaren (Platanen) dienten rankendem Wein als Stütze und fruchtbeladene Feigenbäume lugten über die Umfassungsmauern der Gärten und Gehöfte, welche die Poststationen Passanaur, Ananur und Duschet beim gleichnamigen Städtchen umgaben.

Während unsere Rosse sich erholten und sich ihre Gerste wohlschmecken ließen, schlenderte ich im Städtchen herum und knüpfte, so gut es bei ihrem mangelhaften Russisch und meinem noch mangelhafteren Tatarisch (dem Französisch des Kaukasus) gehen wollte, mit den Eingeborenen Gespräche an, um etwas über die lokale Tierwelt zu erfunden. Das Volk, Grusinier, Imeretier und Armenier, machte einen guten Eindruck. Bei aller malerischen Zerlumptheit ihrer Kleidung liegt etwas Edles in ihren Bewe-

gungen und ihrem Wesen. Ein gewisser Stolz scheint sie zu beseelen; ganz offen sagten sie mir ins Gesicht: „Bist du ein Urus (Russe)? Dann bist du ein Abu-Hussein (Bruder des Schakals)." Als ich ihnen klar zu machen suchte, ich sei ein Deutscher; da verstanden sie mich erst, als ich in einem Duchan (Gasthaus) auf ein dort hängendes Porträt von Bismark hinwies, den sie für den Vater des alten Kaisers Chalil (Wilhelm) hielten.

Nach mehrstündiger Rast setzten wir unseren Weg fort und kamen durch das immer breiter werdende Tal der Aragua, das von prachtvollen Wiesen und reichen Feldern eingenommen war, an alten Kirchen, Klöstern (Andreaskloster) aus dem 5. Jahrh. (der Sage nach) vorüber, schließlich an die Station Zalkany, wo wir zu übernachten beschlossen.

Am nächsten Morgen verabredete ich mit meinen beiden Persern, daß sie nach Erledigung ihrer Geschäfte in diesem Orte mit meinem Pferde nachkommen sollten, während ich mich aufmachte, um die 20 Werst bis Mzchet zu Fuß zurückzulegen. Das Land nahm eine entschiedene subtropische Physiognomie an. Die Vegetation war von der Hitze braungebrannt, nur an den Bergabhängen gab es frischere grüne Stellen. Die Temperatur stieg immer mehr. Grusinische Bauern auf schweren Arba's (Ochsenkarren), fuhren mich erstaunt anblickend, vorüber, denn hier zu Lande geht nur der Arme zu Fuß und als vermeinlicher Urus mußte ich notwendiger Weise ein Myrsa (gelehrter Herr) sein, wovon ja schon meine Bewaffnung zeugte. Der Weg stieg wieder bergan, die Burg der alten grusinischen Herrscher, der Bagration, lag oben auf einem Vorsprunge des Araguaufers; jenseits des Flusses das alte zerfallene Geongskloster und unten im Tal, am Zusammenflusse der Aragua mit dem Kur, die alte Hauptstadt Grusiens Mzchet — jetzt eine Station der Eisenbahn Poti-Tiflis.

Als ich in das Städtchen einzog und plötzlich den schrillen Pfiff des Dampfrosses hörte — da war es mir, als ob eine rauhe Hand täppisch in die schöne Natur hineingriffe und allen Zauber abstreifte.

Mistmütig hatte ich mich in einem kleinen Duchan an das Verzehren eines Schaschlyk gemacht, da kamen meine Perser angeritten und es erfolgte eine herzliche Begrüßung — da ertönte wieder der fatale Pfiff der Lokomotive und selbst Aga Rachman meinte: „Siehst Du? Der Urus baut schon Eisenbahnen. Bald werden die Leute hier so arm sein, wie er selbst. Die Maschine trägt den Branntwein ins Land und die guten Weine, Früchte

und Schafe, das Naphta und sonstige Reichtümer fort. Für euch ist die Eisenbahn gut, für den Kaukasier nicht — auch die Mohamedaner fangen schon an zu trinken."

Bald ging es dann dem etwa noch 15 Kilometer entfernten Tiflis zu. Nach 1½ Stunden sahen wir es unter uns ausgebreitet liegen. Lang zog sich die Stadt im Tale des Kur hin, der seine schutziggelben Wasser mit Getöse durch die engen Felsenufer rollte und unwillig zu grollen schien ob der verlorenen Freiheit, mit deren letzten Resten damals gründlich aufgeräumt wurde, indem sogar den Grusiern, die doch auch orthodox sind, die grusinische alte Liturgie verboten und dafür die kirchenslavische aufgezwungen wurde. Mit dem so leicht zur Waffe greifenden Mohamedaner, dem Tataren, Abchasen, Chewsuren u. s. w. ist man freilich vorsichtiger, und während die Kinder der Grusier in den Schulen nur russischen Unterricht genossen, hatte man den Moslemin ihre Medressés gelassen, in denen das „Habat fi schariat" (rottet sie aus) des Koran in den Sprachen der verschiedenen mohamedanischen Völker vorgetragen wird.

Schon sind wir in den endlos sich hinziehenden Weingärten des Fürsten Bagration-Muchranskij; jetzt geht es an der deutschen, dann an einer Molokanen-Kolonie vorüber, die Schlucht der Artillerijskaja Balka hinauf in die Hauptstraße des Europäerviertels, den Golowinskij-Prospekt — wir sind in Tiflis. Im Hotel Europa kehrten wir ein und säuberten uns vom Reisestaube. Aga Rachman brachte die Pferde zu einem ihm bekannten Perser auf den Maidan (Markt), um sie wieder zu verkaufen. Da die braven Tiere gut im Stande waren und der lange Weg trotz manches forcierten Rittes ihnen offenbar nicht geschadet hatte, wurden sie gerne genommen. Zufrieden, daß er dieses Geschäft so schnell abgewickelt, kehrte mein Reisegenosse zurück, um Abschied zu nehmen, und mit seinem Begleiter die Reise nach Baku per Eisenbahn fortzusetzen. Ich mußte ihm versprechen, bei meinem Eintreffen in der Petroleumstadt bei ihm Wohnung zu nehmen, und tat dieses gerne, denn die beiden liebenswürdigen Parsi hatten mein Herz gewonnen, in den Tagen, da wir zusammen durch die herrlichen Berge ritten.

* * *

Den folgenden Tag begab ich mich auf die Straße, um mir die Stadt anzusehen. Der europäische Stadtteil kann ruhig einen Vergleich mit so mancher europäischen Stadt aushalten, hat

gutes Pflaster, breite Boulevards, Pferdebahnen, stattliche, ja selbst sehr schöne Gebäude, wie z. B. das Theater im maurischen Styl, das Großfürstliche Palais, das Museum u. s. w. Doch mir kam es darauf an, das orientalische, kaukasische Tiflis kennen zu lernen, und daher lenkte ich meine Schritte nach dem Maidan und Awlabar.

Man tritt hier plötzlich in eine ganz andere Welt und ein mächenhafter Hauch, wie aus 1001 Nacht, weht uns an. Enge, bergauf und bergab führende Gassen, mit dem Rinnstein in der Mitte; Häuser ohne Fenster, aber mit allerlei vergitterten Söllern und Erkern, die oben sich fast begegnen, und aneinanderstoßend, dem Sonnenlicht den Zutritt verwehren, wodurch im Gegensatz zum europäischen Stadtteil, eine verhältnismäßig kühle Temperatur erzielt wird, d. h. 30° R., während auf dem Golowinschen Prospekt 38° im Schatten abgelesen wurden. Zu ebner Erde bilden die Häuser offene Hallen, in denen emsige Handwerker, Barbiere und Garköche ihr Tagewerk verrichten, oder armenische Kaufleute ihre Waaren feilbieten. Ganze Reihen von Waffen- und Antiquitätenhandlungen! In höchst naiver Offenheit sieht man hier auf nagelneuen Dolchen künstlichen Rost hervorbringen, denn der angereiste „Urus" ist sehr darauf erpicht, einen echten kaukasischen Yatagan zu erwerben, besonders die „Moskauer Tscherkessen," wie im Kaukasus die Narren unter den Sommergästen genannt werden, welche in Kleidung und äußerer Erscheinung den Tscherkessen zu spielen sich bemühen. — Weiter hin kommen dunkle Quergänge mit Teppich und Tuchlagern, Frucht- und Süßigkeitenhändler; Juweliere, Schuster, Pferdegeschirrfabrikanten schließen sich an und dazwischen das Gewimmel der bunten, fremdartig gekleideten Menschenmenge; Herden von Maultieren, die Wasserschläuche und Körbe mit Gemüse tragen; lange Reihen Esel mit Brennholz und Kohlen. Die Führer, braune Grusinierknaben, schreien und kommandieren und die klugen Tiere gehorchen, halten entweder an oder beschleunigen ihre Schritte, biegen rechts oder links ein, je nachdem es ihr Herr wünscht. Besonders zahlreich sind die ambulanten Frucht- und Grünzeughändler — Kinto's, berühmt auch durch ihren etwas hahnebüchenen Humor. Eine Unmasse von gewürzigen und aromatischen Kräutern verzehrt der Grusier wie der Armenier, nicht nur als Beigabe zu seinen Mahlzeiten; — nein als Naschwerk. Wie der echte Neapolitaner sich die Taschen mit den unheimlich krabbelnden „frutti di mare„ füllen läßt, so stopft der waschechte Transkaukasier die seinigen

mit allerlei grünen Stengeln, Knollen, Blättern voll, die er nach und nach „verknabbert" — doch wehe, wenn die schreckliche, für ihn aber gewiß liebliche — Zyzamat darunter ist! Der Europäer riecht das Nahen eines solchen Feinschmeckers in letzterem Falle auf viele Schritte hin, und flieht, um nicht das Gemisch von Düften strengsten Knoblauchs und konzentrierter Blattwanzen sich an seine Kleider heften und in seiner Nase festsetzen zu lassen.

Bei dem beständigen Menschengedränge ist es schier wunderbar, wie die Muscha's (Träger) mit riesigen Lasten auf dem Rücken sich durchzwängen ohne die Passanten zu belästigen; wie die vielen, bis an die Zähne bewaffneten Reiter, die beladenen Kamele nicht Unglück anrichten, indem sie durchaus nicht langsam ihres Weges ziehen. Ihre Lenker brüllen immerfort „jalla, jalla" (Weg), oder „kabarda" (vorgesehen), — die Menge teilt sich, um sich wie ein Wasserstrom wieder zu schließen.

In das Gesumme der vielen Menschenstimmen, das schluchzende Lachen der Esel, hallen plötzlich langgezogene, klagende, dann anschwellende tremolierende Töne hinein — sie wachsen immer lauter an, bis endlich ein donnerndes „Alla-a-ah" den Schluß bildet. Die starken Lungen bewundernd, welche scheinbar ohne Anstrengung diese Laute hervorbringen, folgen wir der Schallrichtung und sehen auf dem Söller des schlanken Minarets, das die bunten, mit farbigen Kacheln belegten Wände einer Moschee überragt, einen Mollah hin und her gehen, der die Hände bald im Gebet erhebend, bald zu einem Schalltrichter an den Mund haltend, die Gläubigen als Mueddin (Ruh Gottes) zur Andacht ruft.

Aus dem Maidan geht es bergauf in den Awlabar, das ziemlich schmutzige Armenierviertel, durch ganze Reihen von Weinlagern. Große Burdjuks, aus einem ganzen Büffelfell zusammengenäht, etwa ein Faß beherbergend, lehnen an den Wänden, kleinere Lammfellschläuche liegen auf besonderen Gestellen. Der Geruch von Naphta, der zum Auspichen dieser Lederfässer benutzt wird, mischt sich mit dem Dufte kachetinischen Rotweins. Auf den Budenschildern liest man statt der persischen „Abd-er-Rahman" und „Hadschi Seinal" des Maidan, lauter „Ter" (Vater), z. B. Ter Kework Akopjanz" — Vater Georg Jakobsohn.

Dort, wo man vom Arlabar zum Kur hinabsteigt, bietet sich ein herrlicher Ausblick über die Stadt, nach dem Maidan und dem Europäerviertel hin. Dunkle braune Berge bilden den Hintergrund. Links ragen düster die verfallenen Türme und Zinnen

des alten persischen Schlosses über die Stadt empor. In der Mitte schimmert über dem Häusergewirr die kleine Davidskirche von der Berglehne herüber, in der Gribojedows Grab sich befindet und rechts wird das schöne Panorama durch die dichten Laubmassen des Muschtaidgartens abgeschlossen. Zahllose Heuschreckenscharen schweben, einer silbernen Wolke gleich glitzernd und blinkend über dem Ganzen in den sengenden Strahlen der Nachmittagssonne, unzähligen kleinen Rotfußfalken eine willkommene Beute. Die etwa herabfallenden Tiere werden ihrerseits von Katzen, Hühnern und wie ich bemerkte, sogar von Kindern gierig verzehrt. Ich würde aber einen der orientalischen Züge des Bildes vergessen, wenn ich der Geier, die träge auf den flachen Dächern sitzen und auf Gelegenheit warten, ihres hier so nötigen Sanitätsdienstes zu walten, nicht erwähnen würde. — Unten aber schäumt der Kur und zwängt seine lehmgelben Fluten durch die einengenden Felsufer, hochaufschäumend an den Pfeilern der Brücken.

Unser Magen fordert sein Recht und wir beeilen uns zurück auf den Maidan, da wir einen persischen Duchan (Speisehaus) kennen lernen wollen. Ein Kürbis an einem langen Stabe dient als Schild, (Kürbis heißt aber auf tatarisch „Kabach" — daher wohl das russische „Kabak"). Freundlich empfängt uns Chairullah, der Wirt, Koch und Kellner in einer Person. Sein Lokal ist schon halbeuropäisch eingerichtet, denn er bietet uns einen Schemel zum Sitzen und serviert auf einem Tisch. Da das ganze Etablissement aus einem einzigen Gelasse besteht, dient es auch zugleich als Küche, und an der offenen Straßenseite sieht uns jeder in den Mund hinein. An einem kleinen blechernen Kohlenheerde hantiert Chairullah mit Spieß, Topf und Messer — sehr oft seine hennagefärbten Hände in einem Wassergefäße waschend und in einem reinen Tuche abtrocknend. Jetzt legt er eins von jenen dünnen, weichen, etwa eine halbe Arschin im Durchmesser haltenden matzenartigen Brotfladen „Lawasch" vor uns hin und bringt das erste Gericht — ein Schüsselchen „Busbasch" — Lammskopfsuppe mit Gemüse. Das zweite Gericht war ein saftiger Schaschlyk — der dritte Gang bestand aus „lulla-kebab" — Würstchen aus Lammfleisch am Spieß gebraten. Alles nicht Flüßige wird ohne Teller auf zwei Brotfladen, „Lawasch" gelegt, in ein abgerissenes Stückchen desselben gewickelt und dann verzehrt. „Toujours perdrix" — wird man bei dem beständigen Lammfleisch denken, ich kann Sie aber beruhigen, denn die einzelnen

Gerichte sind so bereitet, daß man schwerlich sofort ihren Ursprung von dem sanften Urbild der Dummheit erraten dürfte.

Nachdem ich einen Spaziergang im schönen Muschtaidgarten gemacht und die Station für Seidenbau daselbst besichtigt hatte, begab ich mich in das Schwefelbad des Fürsten Heraklius Orbeliani von Grusien. Teppiche in allen möglichen Formaten, auf dem Boden und an den Wänden, auf Tischen und Divans bildeten das Hauptdekorationsmittel. Man ersucht mich ins Badezimmer zu kommen. Im Vorraum befindet sich ein sauberes Auskleidezimmer. Dann folgt der eigentliche Baderaum. Zwei Marmorbänke ziehen sich an den Seitenwänden hin — an der Hinterwand sprudelt aus einem Glasrohr das heiße Schwefelwasser hervor, wie es aus dem natürlichen Quell kommt +32° R., und fällt in eine quadratische, tiefe Marmorwanne, in welche Stufen hinabführen und in welcher das Bad stehend genommen werden muß. Das immerfort zuströmende und durch eine Rinne im Rande der Wanne abfließende Wasser ist grünlichblau, krystallklar, mit schwachem Schwefelgeruch. Links von der Wanne befindet sich auf hohem Fuße ein Marmorbecken mit kaltem Wasser zur Kühlung des Gesichts. Eigentümlich ist die ganze Prozedur des Badens nach orientalischer Art. Um sie kennen zu lernen, überließ ich es den grusinischen Bademeistern, mich nach ihrem Ermessen zu behandeln. Man streckte mich auf eine der Marmorbänke und begoß mich zuerst mit dem heißen Schwefelwasser, was trotz der heißen Lufttemperatur, die nicht viel niedriger war, das Gefühl des Verbrühtwerdens hervorrief. Dann begann ein systematisches Kneten des ganzen Körpers, welches mir erst wie eine Tortur, nach und nach recht angenehm erschien. Endlich schienen die beiden Massagekünstler ihr Werk beendet zu haben, ich wollte aufspringen — da erklärten sie, jetzt käme erst das Einseifen. Ich ergab mich in das Unvermeidliche und nun legte der eine ein Stück Seife in einen etwa arschinlangen Mousselinsack, hielt die obere Öffnung an den Mund, blies ihn auf und schloß ihn dann mit festem Griffe, worauf er ihn in das heiße Wasser tauchte. Dann verfuhr er mit dem Sack, wie Kinder mit Papierbeuteln zu tun pflegen, wenn sie dieselben knallen lassen wollen — sofort drang aus allen Fugen feiner Seifenschaum hervor, wurde mit der hohlen Hand abgeschöpft und auf den Körper gebracht, wonach eine Abspülungsdouche folgte. Nach kurzer Ruhe auf dem Divan verabschiedete man uns und wir verließen sehr befriedigt das originelle Badeinstitut.

Nicht weit davon befindet sich eine persische Moscheh. Der Mullah rief eben zum Gebet und seine Stimme klang voll in den stillen Abend hinein. An der Thür der Moscheh stand ein Tscherkes. Da hören wir einen vorübergehenden Beamten, der wohl zum ersten Mal diesen Ruf vernahm, sich auf russisch an den Mann mit der Frage wenden: „Was heult denn der Dummkopf da oben?“ — Das Aufblitzen einer blanken Dolchklinge — ein Aufschrei und der Frager war eine Leiche! Das Volk stürzte zusammen, ein Polizeidiener ergriff den Täter, der sich ruhig fortführen ließ, indem er meinte: „In Sibirien ist auch Gott und man kann auch da beten!“ —

In sehr erklärlicher Erregung gingen wir zur Stadt hinauf — unsere Gedanken wollten sich nicht loslösen von diesem so kurzen aber schrecklichen Drama, dessen Ursache einerseits Mißachtung fremder religiöser Empfindungen, andererseits Fanatismus gewesen. Da ertönt ein eigentümlich schnarrender Ton, in den sich eine näselnde Flötenstimme mischt. Es ist eine Schaar junger Lebemänner, die einen Umzug hält mit Fackeln und Musik. Die Instrumente waren Dudelsack, eine Handtrommel und eine Surna (Oboe). Sie gingen mitten auf dem Fahrdamm und hielten von Zeit zu Zeit an. Der Tolumbasch (Sympositarch, wörtlich: Saufkommandant) erteilte seine Weisungen und es wurde aus dem von einem Muscha ihnen nachgetragenen Burdjuck der Reihe nach getrunken, worauf das grusinische Nationallied „Mrawal-Dschami“ gesungen und die Lesghinka getanzt wurde. Dann zogen sie wieder weiter, die Trommel rasselte und die schrille Surna mischte ihre Töne in das Gemurmel und Gekreisch des Dudelsacks — immer ferner und ferner.

Am nächsten Tage um Mitternacht verließ ich Tiflis mit der Eisenbahn, um nach Baku zu eilen.

Trotz der unbequemen Lagerstätte auf der kurzen Bank des Waggons hatte ich sehr lange geschlafen, denn als ich erwachte, näherten wir uns schon Elisabetpol. Die Berge waren zurückgetreten und umsäumten als mindere Höhenketten den Horizont im Norden und Süden, während die Bahn durch eine sonnenverbrannte, braune Steppe — die Mughan — lief. Hin und wieder zeigten sich an dünnen Wasserläufen Dörfer; manche lagen recht hübsch von Gärtchen umgeben. In der Nähe solcher Oasen erblickte man zahlreiche Mandelkrähen und Elstern. Wolkenartige Schwärme des schönen, schwarz und rosa gefärbten Rosenstaares waren bemüht, die alles Vegetabilische vernichtenden Heuschrecken-

scharen zu dezimieren. Adler, Weiher und kleine Falken schwebten und rüttelten in großer Menge über den ausgedörrten Büscheln einer kandelaberförmig wachsenden Steppenpflanze, aus denen hier und da, durch das Aechzen und Prusten des Dampfrosses aufgescheucht, ein Volk Frankoline schwirrenden Fluges sich erhob.

Hellbrauner, mehlfeiner Staub drang, trotz der geschlossenen Fenster in den Waggon ünd legte sich in dicker Schicht auf die Sitze, Kleider und Gepäckstücke. Auf den größeren Stationen erschienen besondere Bahnbedienstete, welche diesen Staub wegwischten und hinausfegten. Je höher die Sonne steigt, desto unerträglicher wird es im Waggon — öffnet man die Fenster, so ist man in wenig Augenblicken wieder mit Staub bedeckt, der im Haar sich festsetzt, am Halse und an den Händen unter die Wäsche dringt, ein höchst lästiges Jucken oerursacht. Mit Wehmut denkt man an den Ritt über die herrliche grusinische Gebirgsstraße zurück.

Immer öder wird die braune Steppe, oder eigentlich Wüste, denn nicht ein Grashälmchen ist zu sehen. An den Bahnwärterhäuschen und Bahnstationen wird das Wasser, um es zugleich kühl zu erhalten, in mächtigen Thonamphoren, welche in die Erde eingegraben und mit festschließenden Holzdeckeln versehen sind, aufbewahrt, da meilenweit umher kein trinkbares Wasser vorhanden ist. Die Lachen und Tümpel, kleinen Teiche und Seen enthalten alle eine stark salzige Flüssigkeit.

Jetzt rollt der Zug zwischen niedrigen Bergen dahin, an deren vegetationslosen Abhängen Schnee zu liegen scheint. Aber bei dieser tropischen Hitze Schnee? — Es ist Salz! An den Rändern der Gewässer glitzert es blendend in der Sonne, an den Berggeländen blüt es nach dem Regen in feinen Krystallen aus. Doch schon fesselt ein neuer ungewohnter Anblick unsere Aufmerksamkeit: der Zug wendet nach Norden — links bleiben die kahlen Höhen — rechts wogt eine schmutziggelbe, garnicht wie Wasser aussehende Fläche, aus der zwei trostlos öde Felseninseln hervorragen, die eine wie ein gewaltiger runder Turm, die andere lang hingestreckt, wie der Rest eines versunkenen Landes: — wir sind am Kaspischen Meer! So weit das Auge reicht nur das häßliche schmutzige Wasser und wüste traurige Gestade. Schier grausenerregend würde diese tote Einöde auf das Gemüt wirken, wenn nicht plötzlich jene weiße Wolke sich vom Ufer abhöbe, die auf uns zukommend, in Hunderte, nein — Tausende von großen Vögeln sich auflöst, die mit schwerem Flügelschlage über den Eisenbahndamm dahinziehen, den Salzseen zustrebend. Es sind

Störche, Löffelreiher und Pelikane. — Tataren auf hochrädrigen Arbas mit guten Pferden bespannt, ganze Karawanen zweihöckriger Kamele, welche auf dem harten Ufersande in einer Richtung mit uns dahinziehen, deuten darauf hin, daß wir uns bewohnten Gegenden nähern. Bald erblicken wir auch Tatarendörfer mit backofenförmigen Gebäuden, welche in gutbebauten, vom Gebirge her künstlich bewässerten Gärten versteckt liegen. An den Salztümpeln sind Leute beschäftigt, das durch Verdunstung gewonnene Salz zusammenzuschaufeln. Am Meer, in der Ferne steigt dichter schwarzer Qualm auf — man unterscheidet einen langen, weißen Häuserstreifen — doch ist er auch gleich wieder verschwunden, da wir in eine Schlucht hineinfahren. Erst nach etwa halbstündiger Fahrt sehen wir wieder rauchende Essen und weißgetünchte Naphthazisternen — wir sind in Baku. Der Zug fährt langsam zwischen förmlich von Naphta triefenden Gehöften dahin und hält endlich am Bahnhof. Das niederdrückende Gefühl, welches die traurige Oede der eben noch durcheilten Gegenden wachgerufen, läßt kaum noch darauf hoffen, in dem verschrienen „Kerosinnest" etwas Erfreuliches zu erblicken, aber um so größer ist die Überraschung: einen solchen Bahnhof, wie der Bakuer, findet man nicht so bald! Das stattliche Gebäude, auch im Innern in persischem Geschmack mit bunten Kacheln ausgelegt, mit seinen schönen Sälen und prächtigen Aufgängen, dürfte jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen.

Eine breite, gut gepflasterte Straße führte zwischen allerlei Buden vorbei an der hübschen deutsch schwedischen Schule und Kirche nach der weißen Stadt und immer mehr staunte ich, Baku so ganz anders zu finden, als es gewöhnlich geschildert wird. Wenn die Rosengärten und Mimosenhaine, welche ein poetischer Korrespondent einer deutschen Zeitung damals bewundernd schilderte, auch ins Reich der Fabel verwiesen werden müssen, so kann andererseits, jetzt wenigstens, nur böse Verleumdung von Kerassingeruch, klebriger Naphta, verräucherten Häusern und elenden Straßen reden. Die neuere Stadt mit ihren vielen stattlichen Gebäuden aus grauem Stein, den eleganten Magazinen und dem lebhaften Verkehr, würde — wenn man nicht die Perser, Tataren und Tscherkessen immer vor Augen hätte, — sich durch nichts von jeder größeren europäischen Stadt unterscheiden. Am Hafen läuft ein breiter Fahrdamm hin, auf welchem zahlreiche Menschenmassen teils zu Fuß, teils in mit schönen Pferden bespannten Mietwagen oder mit dem Tram sich hin und her bewegten.

Vorüber am altersgrauen Turm „Kis-kala" der die Häuserreihen am Ufer als mächtige, dunkle Masse überragt, dem Jungfrauenturm, mit dem wie überall im schiitisch-mohamedanischen Osten, wo solche düstere Bauwerke aus alter Zeit existieren, eine Sage von einem harten Vater, unglücklicher, treuer Liebe verbunden ist, ging es in die alte Perserfestung hinein. Vor uns erhebt sich das zierliche Minaret einer buntbemalten Moschee und im Hintergrunde ragen dunkle, braune Bergwände im Halbkreise empor, an denen blendendweiße Häuserchen amphitheatralisch emporsteigen, in der Mitte von einer kleinen grünen Oase unterbrochen, dem Stadtgarten, der durch seinen wohlgepflegten Zustand bewies, daß auch auf diesem sterilen Boden menschlicher Fleiß und guter Wille aus dem Nichts der Wüste blühendes Leben schaffen kann. Durch eine Art Passage gelangte ich vor ein dichteres Doppeltor, nach seinem Erbauer „Schach-Nasar" genannt und dann in die „dunklen Reihen" — ein Handelsviertel, wo auch mein Freund Aga Rahmann sein Magazin englischer Stahlwaaren besaß.

Ich wurde mit offenen Armen empfangen und mußte seine Familie kennen lernen, mit der ich auch auf persich, d. h. auf einem Teppich sitzend, mit untergeschlagenen Beinen, den wohlschmeckenden „Plow", d. h. Huhn und Hammelfleisch in Reis gedünstet, genießen durfte. Für mich war dies insofern interessant, als ich so das innere häusliche Leben der Mohamedaner, welches sonst dem Fremden verborgen bleibt, kennen lernte. Nachdem alle sich die Hände gewaschen hatten, wurde die Schüssel in die Mitte gestellt und jeder griff, im wahren Sinne des Wortes, zu, denn Löffel, Messer und Gabel gab es nicht. Mit einem durch den Daumen und die ersten zwei Finger festgehaltenen Stückchen des schon erwähnten Lawaschbrotes erfaßte man die Speise und führte sie zum Munde. Ich muß bemerken, daß man sich dabei die Hände gar nicht besudelte und daß dieses Verfahren durchaus nichts Unappetitliches hat, da die Fleischspeisen z. B. schon in keine, mundgerechte Stücke geschnitten gereicht, die Suppen aber aus kleinen Schälchen geschlürft werden.

Mein Erstaunen war groß, als der strenge Schiit einen Becher Wein hervolholte und mir überreichte, nachdem er daran genippt. „Der Prophet befiehlt einem Freunde alles zu erweisen, was ihm angenehm ist, und sollte es auch vom Gesetze verboten sein" — erklärte er mir. Ich trank sein Wohl — aber natürlich nicht das seiner vier Frauen, obwohl dieselben zugegen waren — denn das wäre gegen die Etiquette des persischen Hauses gewesen

und hätte mich in Aga Rahmans Augen als ungebildeten „Knoten" erscheinen lassen.

Unter meines Gastfreundes Leitung wurde am folgenden Tage eine Wanderung durch die Stadt unternommen. Es herrschte ein reges Getriebe, denn es war Markttag. Statt der Buden und Ständer lagen die Waren auf Teppichen ausgebreitet um den kreuzbeinig sitzenden Kaufmann herum. Hier eine Kollektion Messingriegel, Fensterkrampen und allerlei alter Eisenkram, dort Baumwollentücher und Papach's (Lammfellmützen); da silberne Knöpfchen und Schnallen und Klammern für kaukasische Gürtel; weiter ein Berg alter und neuer Bücher — Korane und mohamedanische Heiligenlegenden. Natürlich fehlten auch die Naschwerk- und Erfrischungsmittelverkäufer nicht. Die im inneren Rußland so beliebten Sonnenblumenkerne waren hier durch Pistazien ersetzt; Melonen, Arbusen, Endschil (frische Feigen) Schab't-allah (Pfirsiche oder Gottesäpfel), Duli (Birnen), Aiwa (Quitten) und Fundukli (Haselnüsse von besonderer Größe) fanden reißenden Absatz, zumal die Preise idyllisch billig waren. Dazwischen wandeln Wasserverkäufer, welche das begehrte Naß in einem Ziegenschlauche auf dem Rücken tragen. Jener unter seinen aufgetürmten Chalats fast verschwindende Kleiderhändler aber hat eben wohl ein gutes Geschäft gemacht, denn er verschmäht das Wasser und läßt sich ein J-stakan (Glas) Schörbet einschenken. Zwischen allen den Waren und Menschen bummeln beladene und unbeladene Esel umher, einander mit ohrenzerreißendem J-a-Gebrüll bewillkommnend. Besonders die weißen Langohre fielen mir auf, da ihre Mähne, der dünne Schweif und das Kreuz mit Henna rotgelb gefärbt waren. Dieses soll die Tiere vor Krankheit schützen und in der Tat sah ich auch bei dunkelfarbigen Tieren die Fußgelenke damit beschmiert, denn der Spath und die Fußgallen sind auch hier häufige Schäden der Zug- und Lasttiere. Ein weißes Tier ohne dunklere Abzeichen zu besitzen oder selbst weißes Haar zu tragen, habe nur der Schach das Recht — erklärte mir Aga Rahmann — andere Sterbliche müßten ihre weißen Pferde und Esel, alte Leute ihr Haar mit Henna färben. Und jetzt erst begriff ich, woher die vielen rothaarigen Perser und Tataren kamen und woher ich vergeblich nach ehrwürdigen Greisen ausgeschaut hatte.

Wir unternahmen auch eine Fahrt zu den Naphtaquellen von Sörachane und Sabuntschi, auf dem Plateau von Balachane, mit den zahllosen Bohrtürmen und seinen Naphtafontänen, den

bekannten Etablissements von Nobel, Rotschild, Ter-Akopow und Hadschi Seinal Tagijew und zu den alten Persertempeln mit den heiligen Feuern, deren schon der arabische Geograph Massudi erwähnt (er lebte im X. Jahrhundert). Seit jener Zeit brennen die „ewigen Feuer" noch immer, aus einem unerschöpflichen natürlichen Gasquell gespeist. Die „Ateschga", eine Art Altar oder Bassin, welches um die Öffnung im Boden, wo das Gas hervordringt, angelegt ist, soll jüngeren Datums sein. Als ich den Ort besuchte, lebte bei dem Tempel nur ein einziger persischer Feueranbeter, der speziell verschrieben war, da man den Besuch Kaiser Alexander III. erwartete.

Nach herzlichem Abschied von meinem persischen Gastfreunde, der für die vier Tage meines Verweilens in Baku sein Geschäft geschlossen hatte, um sich mir ganz zur Verfügung zu stellen, begab ich mich um 1 Uhr nachts an Bord der Tamara, die bald darauf die Anker lichtete nach Lenkoran.

Am andren Tage, gegen 2 Uhr nachmittags, näherten wir uns einem bewaldeten Ufer. Aus dem dichten Laube schimmern weiße Häuserchen und in der Brandung schaukeln buntbemalte, einmastige Küstenfahrzeuge vor Anker. Etwa 2 Werst vor dem Hafen, draußen auf der Rhede, warfen wir ebenfalls die Anker, donnernd rasselten die Ketten nach, dann giebt es einen Ruck und die Tamara dreht nach dem Winde bei. Froh holen die Reisenden ihr Gepäck, um es in die unterdessen herbeigeeilten „Kerschim" — große Böte zu geben. Noch einige Sturzregen der sich überschlagenden Brandungswellen benetzen uns, ehe das Boot knirschend im Ufersande aufrennt. Ein kräftiger brauner Talyscher hebt uns auf seine breiten Schultern und trägt uns an das Ufer, da keine Stege angelegt sind, welche ein direktes Landen ermöglichten. Ich erwartete nun ähnliche Szenen, wie bei der Ankunft in Suchum, doch war hier das Volk nicht so lebhaft. Mit pathetischer Würde ergriff ein Gamal (Träger — wörtlich Kamel) meine Gepäckstücke und nickte verständnisinnig, als ich ihm das Wort „Karawan-sarai" (Gasthaus) zurief. Nach Durchschreitung einiger Straßen und dichtverwachsener Gärten, befand ich mich vor einem langen, kasernenartigen Bau, dem Postamt und las mit freudiger Überraschung einen bekannten kurländischen Namen auf dem Türschild. Bei meinem Eintreten fand ich nicht nur im Post- und Telegrafenchef einen Landsmann vor, sondern auch noch in dem zufällig anwesenden Kreisarzt einen Universitätsfreund. Nachdem die Freude des Wiedersehens sich ein wenig gelegt, die

ersten Fragen nach dem und jenem alten Kommilitonen beantwortet waren, wurde überlegt, wo ich hier in Lenkoran mein Domizil aufschlagen sollte. „Das Beste wäre eine Einquartierung im Klub," so kam man schließlich überein, da ich doch genügenden Raum haben mußte, um die von mir gesammelten Tiere präparieren zu können. Dieser Klub ist ein ziemlich geräumiges Gebäude, das der hiesigen kleinen europäischen Gesellschaft zu geselligen Zusammenkünften dient und in einem üppig grünenden Garten liegt. In einem der Zimmer quartierte man mich ein, und als Entgelt wurde ich verpflichtet, abends beim Glase über Europa zu berichten. Die Bedienung war ein — waschechter Tönno Peter — ein Este aus Werro! Es war also begreiflich, daß ich mich unter solchen Umständen sofort heimisch fühlte und öfter auf die Feigen und Mimosen im Garten hinaussehen mußte, um mir zu vergegenwärtigen, daß ich mich in Asien befand, fast am äußersten Südende des Kaspischen Meeres, an der Grenze der persischen Provinz Adserbeidschan.

Als wir Landsleute am Abend im Garten unter dem Dache eines breitästigen Feigenbaumes beisammen saßen, wurde beschlossen, die Zeit, welche ich für Lenkoran und seine in zoologischer Beziehung höchst interessante Umgebung zur Verfügung hatte, so einzuteilen, daß wir einen Ausflug in das Talyscher Bergland und einen Ritt nach Persien hinein, machten.

Den andern Tag in aller Frühe fand ich mich im Doktorat ein, denn es sollte mit dem Kreisarzt eine Expedition zur Aufsuchung noch wenig bekannter heißer Quellen unternommen werden. Die nötigen Reitpferde für uns standen schon bereit, ebenso hockten schon, ihre Pfeifen schmauchend, der bewaffnete Begleiter von der Miliz und der Jusbaschi (Centurio, сотскій, Ortsälteste) auf der Treppe, welche für unsere Sicherheit zu sorgen hatten. Nachdem ein frugales Frühstück eingenommen worden, schwangen wir uns in die Sättel und lustig ging es in den thaufrischen Morgen hinaus, durch die Gärten und Straßen Lenkorans, dann längs dem Flüßchen Lenkoranka, durch die Ebene, den etwa 4 Werst entfernten Bergen zu. Die Straße war von üppigen Fruchtgärten umsäumt, in denen Mandeln, Wallnußbäume, Feigen, Granatäpfel und Quitten mit schier endlosen Melonen- und Arbusenfeldern abwechselten. Hier und da breitete eine mächtige Kastanie ihr Laubdach aus und die Zäune waren verwebt und überwuchert von den Ranken verschiedener Brombeerarten und Schlingpflanzen, deren wohlriechende Blumen

eine angenehme Abwechslung in das eintönige dunkle Braungrün der Laubmassen brachten. Behäbig aussehende talischer Bauern auf zebubespannten Arbas, stolze Begs (persische Edelleute) auf schönen Rossen begegneten uns, den ihnen wohlbekannten Arzt (Häkim) mit freundlichem „Channe-abadan" (Guten Tag, Herr), oder „Jachtschi-jol" (guten Weg) begrüßend.

An den zahlreichen Wasseradern schreiten gravitätisch blendendweiße Silber- und Löffelreiher auf und ab, und fremdartig aussehende kleine Finkenarten schlüpfen durch das dichte Gezweige.

Die Hitze nimmt mit dem Höhersteigen der Sonne schnell zu und mein Gewehrlauf ist kaum noch mit der Hand anzufassen. Am Fuße der Berge beginnt der eigentliche Wald — ein Urwald in des Wortes vollster Bedeutung, denn auf den Leichen gestürzter Riesen strebt allenthalben frischer Nachwuchs dem Lichte zu, das zwischen den Laubkronen hereinschimmert und dichte Ketten schmarotzender Klettergewächse füllen die Zwischenräume aus, erdrücken und erwürgen eine Generation nach der anderen. Gewaltige Eichen (Quercus castanaeifolia) recken ihre knorrigen Aeste zum Himmel, herrliche Bergahorn bilden natürliche Dome und die braunen Felsen sind von Epheu und Konvolvulusarten überzogen. Einzeln eingesprengte Kornelkirschen (Kysyl), Jasmin und Buchsbaum erinnern daran, daß hier ein ewiger Frühling herrscht und die schöne Pterocarya caucasica weist darauf hin, daß wir uns in einem Gebiete befinden, welches die Flora des südlichen Europa, des westlichen Asien mit der Mittel- und Südasiens verbindet.

Höher hinauf wird der Weg immer schwieriger — bald geht es durch ausgewaschene Regenbetten, bald durch die labyrinthischen Gänge und Lauben, welche durch die verschlungenen Stämme und Luftwurzeln der Parrotia persica gebildet werden. Man muß wohl auf der Hut sein, damit man nicht die Kopfbedeckung an den niedrig herabhängenden Ästen der roten Linde abstreift oder gar das Gesicht an den scharfen Dornen der mancherlei Crataegus-Arten zerkratzt. Mit lautem Geschrei jagen einander die in den schönsten Farben prangenden Bienenwölfe durch das dichte Gewirr der Zweige, Häher erheben ihren schnarrenden Warnungsruf und der Edelfasan lockt sein zahlreiches Weibervolk in das undurchdringliche Dickicht, denn eben strich ein Adler lautlos vom abgestorbenen Gipfel einer vom Blitz gespaltenen Rieseneiche ab. — Nach dreistündigem Ritt kommen wir an ein Lager adserbeidschanischer Tataren, denn im Sommer leben diese Leute im Gebirge in Zelten, während sie zum Winter in ihre Dörfer im

Tal zurückkehren. Ein jeder Stamm hat sein Sommer- und Winterlager (Ailag und Kischlag). Unser Jusbaschi sorgt dafür, daß man uns Teppiche hinbreitet und frisches Trinkwasser bringt. Sofort bildet sich ein Ring Neugieriger, die stumm um uns im Kreise hocken, während die Kinder und einige Weiber, meist unverschleiert, sich mehr im Hintergrunde halten. Es wird herumgeflüstert, der „Häkim" (Arzt) sei mit einem andern „Urus-baschi" (russischer Häuptling) gekommen, eine „isti-ßu" (heiße Quelle) zu suchen. In Folge dessen erscheinen zuerst flache Gerstenbrode (Tschurek), dann allmählich Melonen auf unserem Teppich, man bietet uns sogar Pfeifchen an — das ist aber nur alles Vorspiel, denn der Zweck ist, den Arzt erst gut zu stimmen und die Kranken dann aufmarschieren zu lassen. Bei der gänzlichen Unkenntniß des Russischen von Seiten dieser Leute sowohl, wie unserer beiden Begleiter ist natürlich eine Verständigung sehr erschwert. Mir schien es, daß die Leute schon von einer Berührung des Arztes einen gewissen, heilenden Einfluß erwarteten.

Schließlich führte man uns an den Rand einer Schlucht, wo die Quellen sich befinden sollten. Die Leute begannen laut zu rufen, um die Weiber, welche eben badeten, aufmerksam zu machen und kein einziger von ihnen stieg den Weg hinab, ehe sie sich durch wiederholtes Zurufen überzeugt hatten, daß kein weibliches Wesen mehr unangekleidet war.

Zu der Quelle ging es eine dichtbelaubte Bergwand steil hinab. Auf der Talsohle fanden wir mehrere trichterförmige Vertiefungen, in denen sich unter beständiger Gasentwicklung klares Wasser aus vertikal gerichteten Löcherchen sammelte, um dann zu einem kleinen Bache abzufließen. Dieses Wasser roch nach Schwefel und hatte eine Temperatur von 34 ° R. Solcher Quellen zählten wir etwa zwölf. Wir entnahmen ihnen Proben, die sorgfältig verstöpselt dem militärischen Begleiter anvertraut wurden.

Dann stiegen wir wieder zu Pferde, verabschiedeten uns von unseren Gastfreunden und nun ging es weiter hinauf ins Gebirge, um noch eine andere Quellengruppe (— diese sollte Guttur-ßu heißen, während man uns die erste als Abschin-ßu bezeichnete —) aufzusuchen. Die Pfade wurden geradezu halsbrecherisch und wir mußten uns ganz auf die Klugheit unserer Tiere verlassen, denn oft war beim besten Willen nicht zu erkennen, wo der Weg weiterführte, oder nur ein Regenbett sich hinzog.

Nachdem wir die Kreuz und die Quer herumgeritten, erklärte der Jusbaschi, er finde sich nicht mehr zurecht, worauf ein heftiges Wortgefecht zwischen ihm und dem Milizmann sich entspann. Aus dem rasch und polternd vorgebrachten adjerbeidschanischen Redefluß schnappte ich nur das eine Wort „Dabbha" — Hyäne, d. h. soviel wie dummer Tölpel — auf. Das war dem edlen Dorfgewaltigen zu stark — er griff nach seinem Dolch und nur mit Mühe gelang es uns, die beiden zu beruhigen. Der Doktor nahm den einen, ich den andern an die Seite und so ritten wir aufs Geratewohl weiter — und kamen richtig an unseren Bestimmungsort, die Quelle Guttur-Bu. Auch hier war ein Sommerlager. Herrlich bewaldete Berge bildeten einen fast kreisrunden Kessel, wo unter prächtigen Nußlauben, zwischen Rosen- und Himbeersträuchern murmelnd die heiße Quelle (34° R.) von Stein zu Stein sprang. Leider hat sie nur wenig Wasser — wäre in diesem schönen Hochtale der Adschin-Bu — es ließe sich hier ein prächtiger Kurort anlegen.

Wir beschlossen längere Zeit zu rasten. Die Pferde wurden gekoppelt und auf die Wiese gelassen und unsre Dörfler bewirteten uns mit Schaschlyk, Melonen und Tschurekbrot. Ihr Achun oder Ältester konnte etwas russisch und so erhielt ich denn einige Auskünfte über die hiesige Tierwelt, die auch den Panther und Tiger zu ihrem Repräsentanten zählt. Seine Berichte veranlaßten uns hier zu übernachten und am frühesten Morgen eine Jagd auf Bezoirziegen zu unternehmen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als ich mit zweien der Dorfbewohner die Berge hinaufstieg. Die Bäume wurden immer niedriger, hatten schließlich kaum Manneshöhe und die Krone bildete ein laubartiges Dach, so daß man bequem über diesen Wald hinwegsehen konnte. Die Stämme standen immer undichter und wir gelangten in das Gebiet der Alpenmatten, auf denen die Schafherden der Tartaren weideten. Zwischen Geröllblöcken vorsichtig Deckung suchend ging es im Nebel immer noch höher hinauf. Die saftigen Grasflächen schrumpften mehr und mehr zu kleinen Grasinseln zusammen. Wir hielten scharfen Umschau, als der Nebel sich ziemlich verzogen hatte, und an der Sonnenseite des Berges konnte man, wie meine Führer versicherten, hoffen, bald auf ein Rudel von „Tau-Teke" — Bergziegen zu stoßen. Plötzlich bewegte sich etwas rechts von uns, hinter einem großen Steinblock. Wie auf Kommando lagen wir sofort alle drei regungslos hinter einigen niedrigen Sträuchern. Außer dem

Gehörn eines starken Bockes war aber einstweilen nichts zu sehen. Doch Geduld und Ruhe — wenn auch beim Anblick des mir neuen Wildes das Jagdfieber mich heftig ergriff. — Die peinliche Situation sollte nicht lange dauern. Eine Gais mit ihrem Kitz war eben herausgetreten und der Bock zog seiner Familie nach. Wir hatten, da es mir hauptsächlich darum zu tun war, ein Junges lebend für den Moskauer Zoologischen Garten zu erhalten, vorher abgemacht, daß die beiden Tataren mit ihren Berdans auf das Muttertier schießen sollten, wogegen ich mit der Kugel aus meinem sauerschen Glattlauf den Bock zu fällen versuchen sollte. — Hier und da ein Blättchen abrupfend, dazwischen sichernd, zogen die nichts ahnenden Tiere uns näher und näher. Als die Entfernung vielleicht 120 Schritte betrug, sahen wir uns nickend an — vorsichtig wurde angebackt, genau Korn genommen und dann gab ich das Zeichen. Der Bock stutzt, als er meinen Pfiff vernimmt, aber da krachen auch schon gleichzeitig drei Schüsse, ein rollendes Echo erweckend. Eine Lawine von Steinen und Steinchen saust herab und stürzt prasselnd zu Tal, an der Felswand jedoch flüchtet, einem Schatten gleich, die Gaiß mit ihrem Kitz der Höhe zu und verschwindet hinter einem Grat, ehe die verblüfften Berdanschützen recht zur Besinnung gekommen. Der Bock machte einige kurze Fluchten — dann brach er zusammen. — Meine Begleiter hatten mit dem weittragenden Militärgewehr auf die kurze Distanz das Ziel total überschossen. Meine Beute war ein alter Bursche, dessen Gehörn von der Wurzel bis zur Spitze im Bogen gemessen, 1,5 Meter ergab. Nach den Knoten an demselben zu urteilen war der Bock etwa 10 Jahre alt.

Nach unserer Rückkunft von der Jagd wurde gesattelt und der Rückweg nach Lenkoran angetreten. Mir zu Gefallen entschloß sich der Doktor einen anderen Weg einzuschlagen, der durch die „Morzy", sumpfige Brackwasserseen am Meeresufer führte. Zu diesem Behufe mußten wir auf die große Landstraße, welche von Prischib nach Lenkoran geht, zu gelangen suchen, aber unsere beiden offiziellen Begleiter kannten die vielverzweigten Gebirgspfade nicht, auf denen man nach Nordost zur Ebene niedersteigt und da kam uns das Anerbieten des gastfreien Achun von Guttur-ßu, als Wegweiser mitzukommen, sehr gelegen. Schnell hatte er sein Roß von der Weide eingefangen, ihm eine Decke aufgeschnallt und sprengte uns unter lautem „Haida" voran. So lange es sich blos darum handelte, die steile Wand des Talkessels auf vielbenutzten Pfaden hinaufzugallopieren, konnte man sich das

tolle Jagen gefallen lassen — aber als wir das Plateau erreicht hatten und nun quer durch die Wildniß, durch Dick und Dünn von unserem Führer dasselbe Tempo beibehalten wurde, beschlich uns doch ein ungemütliches Gefühl. Wie leicht könnten die Pferde auf dem Geröll oder über Wurzeln straucheln; wie leicht konnte man zu spät sich auf den Sattel beugen, um den stachlichen Zweigen und Ranken auszuweichen und so sein Gesicht in Gefahr bringen. Andererseits durfte man diesen Naturmenschen gegenüber seiner Besorgniß nicht Ausdruck geben, um nicht seine Autorität einzubüßen. — Nachdem das tolle Rennen etwa eine halbe Stunde gedauert, parierte unser Führer sein Roß und erklärte, wir könnten nunmehr den Weg nicht verfehlen. Da er kein Geldgeschenk annehmen wollte, schenkten wir ihm ein Pfund türkischen Tabak, was ihn sehr zu freuen schien. Ein Händedruck zum Abschied — und da stob er auch schon wieder davon, seinem Ailag zu.

Vorsichtig ließen wir unsere Pferde den schmalen Saumpfad beschreiten, hier und da anhaltend, um die herrliche Aussicht über die reiche Ebene zu genießen, welche einen einzigen, riesigen Garten vorstellte. Zahlreiche Auls und Gehöfte blickten aus der schier erdrückenden Masse der üppigen Vegetation hervor und am Horizonte blickte und glitzerte ein silberner Streifen — das Kaspische Meer.

Je weiter wir hinab kamen, desto verschiedenartiger, schöner wurde die Flora. Wieder zog wildwachsender Wein in Guirlanden von Baum zu Baum. Wilde Pflaumen spendeten aromatische kleine gelbe Früchte und wilder Hopfen bildete undurchdringliche Wände, dem Auge so manchen gefiederten Waldbewohner entziehend, dessen fremdartige Laute unsere Neugier erregten. Auf kleinen Waldblößen weideten unter der Aufsicht kleiner schwarzäugiger Burschen die unentbehrlichen Gehilfen des asiatischen Landwirts, die häßlichen Büffel, oder auch zartgebaute Zebus. Ein Gehöft folgte dem andern; reizend waren die feinen Fiederzweige der Julibrissin-Mimose, die die Krone des Bäumchens aus der Entfernung wie einen leichten grünen Nebel erscheinen lassen.

Hinter dem Dorfe Gyrdany bogen wir nach Osten ab, den Morzy zu. Erst wurde die Vegetation immer spärlicher, dann hörte sie ganz auf, einer braunen, öden Seppe Platz machend, die nur durch zahlreiche Weihen und Adler, die offenbar auf Nagetiere Jagd machten, belebt wurde. Je mehr wir uns aber dem Sumpfgebiet näherten, desto fremdartiger wurde die Physiog-

nomie der Landschaft. Dichter und dichter wurden die Rohrpartien, allerhand Wasser- und Sumpfpflanzen wucherten in überreicher Fülle, auf den höheren Stellen standen krüppelige, sparrige Sträucher, Weidengebüsch und Stechpalmen, umrankt von den rosaroten Fäden der Flachsheide (Cascuta), zusammengesponnen von den starken Ranken stachliger Brombeerarten. Dabei erreichten alle diese Gewächse eine solche Höhe, daß Roß und Reiter kaum zu sehen waren, und das flüsternde Gesäusel und Rauschen der Schilfhalme versetzte den Wanderer in eine eigentümlich melancholische Stimmung.

Hier sucht ein nächtlicher Räuber, der hauptsächlich dem Sumpfgeflügel nachstellt, der Tschaus oder Sumpfluchs — augenblicklich schien ringsumher alles tot — kein tierischer Laut, kein Vogelruf. Wir hielten an und unsere Begleiter forderten mich auf, mein Gewehr abzuschießen. Ich tat es und war betäubt vor Staunen: die eben noch so tote, öde Sumpffläche verwandelte sich nach dem Dröhnen des Schusses in eine tobende Hölle! Ein Kreischen, Schnarren, Quiken, Gackern, — ein infernalischer Lärm erfüllte die Luft, und Schaaren — nein unübersehbare Wolken von allerlei großem und kleinem Geflügel schwirrten, flatterten und sausten um uns herum! Es waren Tausende und aber Tausende von Reihern, Pelikanen, Kormoranen, Sultanshühnern, Strandläufern, Regenpfeiffern, Enten und Rosenstaaren, die sich aus dem schützenden Dickicht, in dem sie der Mittagsruhe gepflegt, erhoben und unsere Köpfe umkreisten. Dutzende hätte man mit jedem Schrotschusse erlegen können — doch wo sollten wir sie lassen? — Ich hatte schon oft an Flüssen und Seen den Frühjahrszug der Wasservögel angesehen und über die zahlreichen Züge gestaunt — doch dieser Anblick hatte nichts seines Gleichen! Unsere Begleiter meinten, das sei noch garnichts — im Herbste, da wäre die wahre Zeit, wenn die gefiederten Bewohner von Norden sich zum Winteraufenthalt eingefunden hätten. — Es dauerte lange, ehe das aufgeregte Heer sich wieder beruhigte — als letzte senkten sich in langer Reihe zartrosagefärbte Flamingos zum Meeresuferstriche hinab — aber das Tönegewirr im Djungal bewies, daß die Aufregung sich nicht sobald gänzlich legen würde.

Es begann zu dunkeln. Im scharfen Trabe trugen uns die flinken Rosse durch die Steppe nach dem schönen Gartenstädtchen Lenkoran, wo wir uns im Klub mit den übrigen Europäern zu einem fröhlichen Mahle zusammenfanden.

Noch einmal hatte ich den Anblick ähnlicher Bilder auf meiner Reiſe über Räſcht nach Teheran und zurück — dann noch ein ſchöner Abend unter alten Freunden in Lenkoran, und wieder ging es mit der „Tamara“ nach Baku und über Aſtrachan die Wolga hinauf, ins ziviliſierte Europa. — Nur die Errinnerug an die wechſelvollen Bilder aus dem ſchönen Orient, an ſeine üppige Natur, ſeine zauberiſchen Gebirgswälder, die in ihrer Öde doch großartigen Mughan-Steppen blieben unverwiſchbar im Gedächtnis haften, eine beſtändige Sehnſucht, wieder einmal eine ähnliche Reiſe zu unternehmen, hervorrufend. —

Kulturgeschichtliche Miszellen.

Ein altes Gespräch über Gartenkunst.

An einem schönen Sommertage zu Begin des vorigen Jahrhunderts war eine große fröhliche Gesellschaft von dem Rennenkampfschen Gute Helmet auf das benachbarte Beckhof gefahren, das damals der Familie von Smitten gehörte. Beide Güter hatten schöne große Gärten, aber der in Beckhof unterschied sich von dem parkartigen Helmetschen dadurch, daß er nicht wie dieser erst nach und nach entstanden, sondern nach einem festen Plane kunstvoll angelegt war. Bei der Besichtigung des Gartens entstand nun ein lebhaftes Gespräch, in dem die verschiedensten Ansichten über die Gartenkunst verfochten wurden. Man konnte sich nicht einigen; die einen gingen von der Idee der Kunst aus, die andren sprachen nur von dem, was bei der Anordnung eines geschmackvollen Gartens als Regel und Gesetz gelten müsse. — Schließlich versuchte einer aus der Gesellschaft eine Verständigung zu erzielen, indem er zu einer längeren Ausführung das Wort ergriff.

Es ist, in Anknüpfung an die kürzlich von uns gebrachte Besprechung des trefflichen Büchleins von W. v. Engelhardt „Kultur und Natur in der Gartenkunst" (Heft 4 S. 297), vielleicht nicht ohne Interesse zu sehen, welche Anschauungen über die Gartenkunst damals, zu Beginn des vorigen Jahrhunderts im Garten zu Beckhof geltend gemacht und mit großem Eifer verfochten wurden. Sie sind uns in einem alten seltenen Büchlein überliefert, dessen Verfasser damals mit in Beckhof war und an den angeregten Gesprächen teilnahm, in den „Umrissen aus meinem Skizzenbuch" (Hannover 1827) von Alexander von Rennenkampf, dem bekannten Freunde des Humboldtschen Hauses und späteren oldenburgischen Kammerherrn († 1854). Rennenkampf referiert über die Ausführungen des Hauptredners — und wir irren wohl

nicht in der Annahme, daß er hier seine eigenen Anschauungen vorführt — wie folgt:

„Ihr sprecht von Gartenkunst; Ihr solltet daher vor Allem festsetzen, was Garten und was Kunst ist, um daraus zu finden, was Gartenkunst sein soll. Ihr würdet meine Ansicht von Kunst ohne Zweifel gelten lassen, wenn Ihr dabei nur für einen Augenblick Euren Garten vergessen, und für dessen Gesetze nicht einen höhern Rang fordern wolltet, als den alle Modekünste und mechanische Künste haben, die keinen anderen Zweck zulassen, als Erregung eines flüchtigen Wohlgefallens. Ich will denn also über Kunst nicht mit Euch streiten, ich will Euch nur zu bedenken geben, was Euer Garten eigentlich ist. Es würde keinem Menschen einfallen, einen bloßen Lustgarten zu bauen (denn von Obst, Blumen- und Gemüse-Garten soll ja nicht die Rede sein), wenn ihm nicht die äußere Natur manches zu wünschen übrig ließe, und er sich eine schönere Umgebung machen wollte. Man trifft daher in wüsten und öden Gegenden, bei reichen Gutsbesitzern, Gärten an, in denen man wie in den reizendsten Gegenden Europas umgeben ist; aber auch gerade in diesen trifft man wiederum Gärten an, die weit hinter der Schönheit der Gegend außer denselben zurückbleibt. Überdies fragt sich auch: was denn eine schöne Gegend ist? Jeder hat darin einen andern Geschmack, und das geht so weit, daß bei vielen Menschen die abgeschmackteste Unform für Schönheit gilt. Gedenkt dabei nun noch der Schwachheit der Menschen, einander alles nachzumachen, der Mode, des Überbietens an Pracht und Luxus, des Reizes der Neuheit, des Durstes nach Veränderung und unaufhörlicher Abwechslung, und ihr werdet einsehen, daß aus dem Allen sich keine allgemeinen Gesetze für die Gartenkunst ableiten lassen. Die Vernunft, sagt Ihr, behauptet am Ende doch ihre Rechte, und erhebt aus dem Chaos der Bizarrerien das, was noch dem mannichfaltigsten Wechsel sich als geläuterter guter Geschmack dauernd erhält. Ich bitte Euch aber, Eure Vernunft doch nicht mit dem Undinge zu paaren, das Ihr Geschmack nennt, und geläuterten, guten Geschmack, der so gut zur Mode hinaus kommt, wie jeder andere. Die Gärten des Le Notre und seiner Zeit, mit langen, geschorenen Hecken nach der Schnur, mit Terassen, Sternalleen ꝛc. ꝛc. waren lange Mode und geläuterter guter Geschmack und sind es noch in mehreren Ländern Europas; aber Ihr verwerft diesen Geschmack, weil er bei Euch nicht mehr Mode ist. Ihr behauptet, ein Garten müsse mannichfaltiger und unregelmäßiger angelegt werden, um *natürlicher* auszusehen, das heißt, um der Gegend außer dem Garten ähnlicher zu werden; wozu macht ihr denn Garten, wenn ihr es außer demselben eben so gut nach Eurem Geschmacke habt? Ei! meint Ihr, unsre Gegend, in der wir leben, ist uns nicht schön genug,

wir wollen uns eine solche machen, wie sie in schönern Ländern ist. Das mögt Ihr; aber Ihr werdet doch gestehen, daß das nicht in der Idee des Wortes Garten liegt. Sagt mit Aufrichtigkeit: es gefällt uns im Freien besser, als im Garten, so wird Niemand etwas dagegen haben können; wenn Ihr aber behauptet: es müsse im Garten so aussehen, wie im Freien, das sei der einzige geläuterte, gute Geschmack, und wer das anders mache, verstehe die Gartenkunst nicht, so seid Ihr arge Tyrannen, um nichts vernünftiger, als ein Modejournal. Ihr behauptet ferner: der Mensch könne nichts Vollkommneres hervorbringen, als was der höchsten Vollkommenheit, der Natur, sich möglichst nähert. Der Grundsatz ist wahr und untadelhaft; aber wie verkehrt wendet Ihr ihn an! Ihr verbannt vor Allem, um einen recht natürlichen Garten zu machen, die geraden Wege, weil die in der äußern Gegend nicht vorkommen, und macht Eure Wege krumm und geschlängelt; ahmt Ihr denn damit die Natur nach, oder macht etwa die Natur Wege und Fußsteige auf den Fluren? Die Menschen und der Zufall machen sie draußen krumm, warum sollten die Menschen sie in Gärten nicht gerade machen, um sie bequemer, kürzer, übersehbarer oder größerscheinend einzurichten? Ist das gegen die Vernunft oder gegen einen Geschmack, der für alle Zeiten paßt? Ist es nicht eben in der Idee des Gartens gegründet, daß er etwas Anderes darstelle und gewähre, als was sich im Freien findet? Ist dies nicht gerade das Bedürfnis, das Allem, was Garten heißt, seine Entstehung gegeben hat? — In unserm Norden scheint es freilich, als könne man sich über Kargheit der Natur beklagen, und als müsse man wünschen, sie sich verschönern zu können. Aber in Italien, in Spanien, Frankreich und in der Schweiz macht man auch Gärten, und nach Eurem Geschmack sind diese ungleich weniger schön, als die sie umgebende Landschaft. Mit welchem Rechte wollt ihr aber Gesetze der Gartenkunst geben, die überall, und auch dort, als passend anerkannt werden müssen? — Ihr könnt Euch freilich eine äußere Natur machen, nach Eurem Belieben, aber Ihr müßt Euch nicht einbilden, Gesetze der ewigen, großen Natur erforscht zu haben, und Eure Einbildungen dafür auszugeben und allen Menschen aufdringen zu wollen. Dieser hohe Ton ist es nur, der mit Recht getadelt wird. Laßt ihn fahren und laßt den Geschmack jedes Einzelnen, der seinen Garten baut, das gelten, was er ist, unbedeutende Geschmackssache, Mode oder Eigenheit; laßt Euch nicht auf das Beurteilen und Kritisieren ein, sondern genießt, wenn ihr könnt, das Schöne und Gute, das sich Euch darbietet, und laßt zur Seite, was Euch nicht behagt, ohne mit vornehmen Dünkel es herabzuwürdigen, oder gar aus der Höhe eingebildeter Gartenkunst als schlecht oder verwerflich zu verdammen. — Dieser Garten ist nach einem durchgeführten

Plane angelegt, sagt Ihr und behauptet, er habe darum große Vorzüge vor dem von H., der nur nach und nach durch Ausbreitung und Benutzung einzelner Teile des Lokals entstanden ist. Es kann Euch Vergnügen machen, einen solchen ersten Plan nun wirklich ausgeführt, ein vorgezeichnetes Bild natürlich dargestellt zu sehen; das ist auch eine Art Gartenfreude. Dabei müßt ihr aber durch Verdammungs-Urteile die Freude Derer nicht stören, die die wirklich existierenden und gegenwärtigen Schönheiten beider Gärten, wie sie gerade da sind, genießen, wie es Jeder nach seiner Weise tut. — Wollt Ihr dennoch den Rang der höhern Künste für Eure geliebten Gartenanlagen nicht fahren lassen, so vernehmet denn, wie sie gedacht sein müßten, um Kunst heißen zu können; dies sei mein letztes Wort:

Bei anderer Gelegenheit habe ich schon gezeigt, was das Wesen der Kunst in diesem Sinne ist. Streben nach dem Ideal, nach dem unerreichbaren Ziele, dem absolut Schönen, und Darstellung einzelner Schönheiten auf diesem Wege. So sind es Malerei, Bildhauerei, schöne Baukunst und Andere. Die Natur ist vollkommen und stellt also das Ideal unseren Sinnen dar; aber wir erkennen es nur auf unsere beschränkte Weise, und also nur sehr unvollkommen; indessen üben wir unsere Kräfte in diesem Streben nach Erkenntnis der Natur und kommen ihr näher. Wir erkennen schon das Ideal unsers verehrten Winkelmann für einen Irrtum; einzelne auserwählte Teile, der Natur nachgeahmt und willkürlich zu einem Ganzen gefügt, kann nie zum Ideale führen; es heißt: die Natur unvollkommen, mangelhaft finden, und sie zur Höhe des Menschenwerks erheben wollen; also zu klein von der Natur Denken. Was die Natur darstellt, wie kleines Detail oder wie unübersehbar Großes es sei, ist uns immer ein Ganzes, vollendet in sich und in Harmonie mit Allem. Es hat als ein Ganzes eine gewisse geist-körperliche Individualität, die wir anerkennen müssen, ohne sie erklären zu können; dem sich nichts nehmen und nichts hinzufügen läßt, ohne es zu zerstören, und das ist der Ausdruck des Gegenstandes, der seinen Eindruck auf unser Gefühl nie verfehlt, so wenig wir uns von demselben, dem Verstande, genügende Rechenschaft zu geben wissen. Diese Individualität, Ausdruck, Eigentümlichkeit des Gegenstandes herausfühlen und möglichst ähnlich durch die Mittel der Kunst darstellen, ist die Aufgabe des Künstlers; geistlose Nachbildung der Natur in vereinzelten Details oder getrennten Teilen, ist nur eine Uebung, sich Herrschaft über das Material zu erwerben. Dies zeigt sich deutlich in der Ausübung jeder Kunst, also auch in der Landschaftsmalerei. Alles was in der Landschaft mit einem Blicke übersehen werden kann, ist das Bild, das Einheit haben, das ein Ganzes sein und als solches seinen bestimmten Ausdruck, seinen Gedanken oder seine

Idee haben muß, wozu jedes einzelne Detail beitragen und bestimmt mitwirken muß. So wie alle Bäume, Berge, Wasser, Kräuter, Ebenen u. s. w. zur Einheit der Idee des Ganzen einwirken sollen, so soll es auch der Charakter der Zeichnung, das Kolorit, das Helldunkel, die Komposition u. s. w. und dies Alles soll der Natur vollkommen ähnlich und angemessen sein, so zwar, daß die Natur diese Landschaft gerade so und nicht anders dargestellt hätte, wenn die allgemeine einfache Idee des Bildes ihre Absicht gewesen wäre. In der Wahl der Grundidee ist der Landschaftsmaler auch Dichter, oder Künstler im Allgemeinen. So wie alle Töne, Bilder und Ideen der Natur, um menschlich von ihr zu sprechen, sich als Gefühle, Empfindungen und Vorstellungen in der Seele des Menschen wiederfinden, so kann Jedes derselben der Charakter eines Gegenstandes der Natur sowohl, als die Grundidee des Werkes jeder Kunst sein, und es gibt keine menschliche Vorstellung, kein Gefühl, keine Empfindung, die nicht durch die Einheit des Charakters der Landschaft dargestellt werden könnte. Derjenige Maler nun, der dies am vollkommensten erreicht, und dessen Bild dabei der Natur am ähnlichsten ist, muß also der beste und vorzüglichste Künstler, seine Landschaft das vorzüglichste Kunstwerk sein.

Ich bin mit meinem Beweise fertig. Ihr seid verwundert, daß ich von der Gartenkunst nicht gesprochen habe? Ich denke, das findet sich nun von selbst. Eure Gartenkunst kann nur Kunst genannt werden, wenn sie in dem Sinne der Landschaftsmalerei verfährt, wenn Euer Garten auf Gesichtspunkte berechnet ist, von deren jedem sich eine Landschaft zeigt, in völliger Einheit ihres Charakters, dem eine Idee deutlich und bestimmt zum Grunde liegt. Findet Ihr diese Forderung übertrieben, weil Ihr in Eurem Garten nicht Herren der Farben, der Beleuchtung u. s. w. seid, so habt Ihr das keineswegs den zu hohen Forderungen der Kunst, wie Ihr vermeint, sondern lediglich der Mangelhaftigkeit Eurer Gartenkunst zuzuschreiben, die, von Mitteln zu ihrem Zwecke entblößt, keine Kunst ist. — Wenn aber in Euren Anlagen, indem die Natur dabei nach und nach das Ihrige tut, auch wider Euren Willen sich solche plastische Landschaften gebildet haben, daß mancher Beschauer seine Freude daran hat, und auch ich, so viel ich auch an Eurer eiteln Gartenkunst zu tadeln finde, eben so sehr, oder gar mehr davon, als von der Wildnis angezogen werde, so freuet Euch doch dieses Erfolges, fügt Dies und Jenes hinzu, was Euer Wohlgefallen, Eure Bequemlichkeit, Euren Vorteil dabei erhöhen kann, laßt die Eitelkeit auf eingebildete Kunst-Verdienste fahren, laßt Euren Garten so nach und nach entstehen, oder baut nach einem Plane, gleichviel! genießet nur und kritisieret nicht."

Literarische Rundschau.

Eine Publikation des Ersten Baltischen Historikertages.

Für die heimische Geschichtsforschung ist der Erste Baltische Historikertag, der in der Osterwoche des Jahres 1908 vom 15. (28.) bis zum 17. (30.) April zu Riga im Hause der Großen Gilde getagt hat, unstreitig ein Ereignis von weitgehender Bedeutung gewesen.

Ein zusammenfassendes Bild dessen, was er geboten hat, gewann man bereits aus den einige Wochen später veröffentlichten „Protokollen" (Riga, W. F. Häcker 1903, 45. S.). Zu Ende des vorigen Jahres ist nun auch die lange erwartete größere Publikation erschienen, die den Titel trägt: „Arbeiten des Ersten Baltischen Historikertages zu Riga, 1908" Sie bildet einen stattlichen Band von 352 gezählten Druckseiten mit drei Lichtdrucktafeln (S. XXX + 322, Riga, Kommissionsverlag von G. Löffler, 1909). Die ersten 30 Seiten enthalten in gekürzter Redaktion jene schon einmal herausgegebenen „Protokolle", und weggelassen sind jetzt in ihnen die Referate über die zweiundzwanzig Vorträge, deren nachträglich zum Teil erweiterter Wortlaut im zweiten Teil unter der Bezeichnung „Arbeiten" untergebracht ist.

Aus der Eröffnungsrede Bernh. Hollanders ist zu entnehmen, daß die Anregung zum Ersten Baltischen Historikertag von der „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands" ausgegangen ist, die von ihrer Stiftung an bestrebt gewesen ist, alle auf dem Gebiete der baltischen Geschichte Arbeitenden zu gemeinsamer Tätigkeit zu vereinigen. In der Tat haben sich denn auch am Rigaer Historikertage nicht weniger als 30 Gesellschaften und Verwaltungen der Ostseeprovinzen beteiligt: 13 aus Riga, 7 aus dem übrigen Livland, 6 aus Est-

land und 4 aus Kurland, — ferner im Ganzen 163 Personen, Fachleute und Laien, sowohl Herren, als auch nicht wenige Damen; und beschlossen ist die Einberufung eines zweiten Historikertages nach Reval im Jahre 1911.

Es ist also Aussicht vorhanden, daß die baltischen Historikertage dauernde Institutionen werden, wodurch die heimische Geschichtsforschung nicht nur weiterhin willkommene Anregung, sondern auch eine gewisse Konzentrierung und Regelung erfahren dürfte, die für sie gewiß von großem Nutzen sein wird. Schon die diesmaligen Verhandlungen haben die Bildung einer ganzen Reihe von Kommissionen gezeitigt, welche die größeren angeregten Fragen weiterbearbeiten sollen, um über sie auf dem nächsten Historikertage zu berichten, und fraglos werden viele Themata auch nur durch die gemeinsame Arbeit der Interessenten ihre Erledigung finden können.

Hier indessen soll auf weitere Einzelheiten aus den Verhandlungen nicht eingegangen, vielmehr nur über die „Arbeiten" selbst in Kürze berichtet werden. Diese haben einen um so größeren Wert, als sie alle von wirklich kompetenten Spezialisten herrühren, welche, jeder auf seinem besonderen Gebiet, sehr eingehende Studien getrieben haben, und zugleich viel Neues, seither Unbekanntes zu bieten in der Lage sind.

Daß die zweiundzwanzig veröffentlichten Vorträge sich in gewisse Gruppen zusammenfassen lassen, erklärt sich aus der Organisation des Historikertages nach den vier Sektionen fürs Archivwesen, die Denkmalpflege, die Ortsnamenforschung und für Heimatskunde und Ortsführer. Besonders zahlreich sind die Arbeiten bezüglich des Archivwesens. „Über das baltische Archivwesen" im Allgemeinen handelt in sehr instruktiver Weise A. Feuereisen, und im Einzelnen H. v. Bruiningk über „Das livländische Ritterschaftsarchiv zu Riga" O. Stavenhagen über „Das kurländische Landesarchiv zu Mitau", R. Winkler „Über das schwedische Gouvernementsarchiv in Reval", P. Baerent über „Die Überreste der ehemaligen Ratsarchive in Wenden und Lemsal", C. Mettig über „Das Archiv der Schwarzhäupter in Riga", und Frh. A. v. Foelkersam „Über das fürstlich Radziwillsche Familienarchiv zu Schloß Nieswicz" (im Gouv. Minsk), das auch für die baltische Geschichte von Bedeutung ist. Diese und die Vorträge, welche den anderen Gruppen angehören, sind von sehr verschiedenem Umfang, und über Einzelheiten aus ihnen läßt sich in dieser Übersicht unmöglich referieren; aber erwähnt sei doch soviel, daß sich aus diesen Berichten leicht ergiebt, wie viel ungehobene Schätze allein die angeführten Archive immer noch bergen.

„Zum Denkmalsschutz" und zur „Denkmalspflege" liefern W. v. Stryk und H. Pirang, letzterer im Auftrag des Rigaer Architektenvereins zwei kleinere Beiträge von aktuellem Interesse, während A. Feuereisen eingehendere Mitteilungen macht über „Die Anfänge des Denkmalschutzes in Schweden und Livland" seit dem siebzehnten Jahrhundert.

Auf „Die Pflege der Naturdenkmäler" lenkt im Auftrage des Rigeer Naturforscher-Vereins die Aufmerksamkeit Dr. med. O. Thilo. Ein anderer kürzerer Vortrag von Professor Dr. B. Doss handelt „Über das Sammeln von historischen Nachrichten über Naturereignisse und physisch-geographischen Verhältnisse des Ostbaltikums", und Professor-Adjunkt K. R. Kupffer veröffentlicht eine ausführliche, mit einem Register und einem Literaturverzeichnis versehene Abhandlung unter dem Titel „Einiges über Herkunft Verbreitung und Entwicklung der ostbaltischen Pflanzenwelt" — Nehmen also auf das Verhältnis zur Naturkunde drei dankenswerte Arbeiten Bezug, so handeln G. Worms „Über deutsche Volkskunde in den Ostseeprovinzen" und R. Minuth über „Handwerksbräuche bei den Rigaschen Kupferschmieden", wobei ersterer, gestützt auf die für Deutschland erschienenen Arbeiten, das Programm für eine auf die Ostseeprovinzen bezügliche deutsche Volkskunde entwirft, während letzterer ein Beispiel für zähes Festhalten an alten Bräuchen im deutschen Handwerk bei uns geltend macht. Mit der Ortsnamenforschung befassen sich endlich fünf Arbeiten. Dr. W. Schlüter leitet dieses Thema ein mit einem eingehenden Vortrag „Über die Sammlung und Herausgabe eines baltischen Ortsnamensbuches" und bietet zum Schluß zehn Thesen, welche auf die in Vorschlag gebrachte Enquete sich beziehen; andere Gesichtspunkte macht hingegen W. Bielenstein in seinen „Richtlinien zur Ausarbeitung von Orts- und Flußnamenverzeichnissen in den Ostseeprovinzen" geltend, und dasselbe Thema erörtert H. Bielenstein in „Einige Gedanken über das von Pastor Dr. A. Bielenstein gesammelte onomastische Material." Auf wertvolle Materialien weisen hin H. v. Bruiningk in der Arbeit „Über Archivalien zur Erforschung livländischer Ortsnamen" und K. v. Löwis of Menar in der eingehenden Arbeit über „Livländische Gutskarten aus schwedischer Zeit" von denen sehr viele in Rigaschen Archiven vorhanden sind.

Aus dem Rahmen der bezeichneten Gruppen treten zwei Vorträge heraus: der eine von T. Christiani ist durch eine Debatte veranlaßt worden und handelt „Über Jakob Godemann, Vizesyndikus des Rigaschen Rats" (ums Jahr 1500), der andere von Professor Dr. R. Hausmann leitet die ganze Sammlung ein und bringt eine „Übersicht über die archäologische Forschung in den Ostseeprovinzen im letzten Jahrzehnt" auf 52 Druckseiten

mit drei Lichtdrucktafeln, welche 24 besonders beachtenswerte neue Funde wiedergeben. Unter dem „letzten Jahrzehnt" ist der Zeitabschnitt von dem im August 1896 in Riga abgehaltenen X. Archäologischen Kongreß zu verstehen, denn in dem für die damals veranstaltete Ausstellung erschienenen „Katalog" hat Professor Hausmann eine eingehende „Einleitung" veröffentlicht, welche den Stand und die Ergebnisse der archäologischen Forschung in den Ostseeprovinzen zusammenfaßte. Die „Übersicht" ergänzt die frühere weit umfangreichere Arbeit, erörtert höchst anschaulich die Fortschritte der Archäologischen Forschung und behandelt zum Schluß auch die einschlägigen sehr schwierigen ethnologischen Fragen, namentlich die lettisch-livischen Wanderungen, die estnisch-finnischen Wanderungen und die gothische Frage. Wie Professor Hausmann zu allen diesen Fragen sehr vorsichtig Stellung nimmt, so erscheint ihm auch die gothische Frage noch nicht gelöst; aber daß die Goten im Lande gesiedelt und es wenigstens teilweise auch gefüllt haben, so namentlich im estnischen Gebiet, ist ihm gewiß.

Soviel über die in extenso wiedergegebenen Vorträge. Mitteilungen über geschichtliche und prähistorische Fragen, über Quellenstudien, Publikationen und anderes finden sich überdies, wenn auch nur im Auszuge in den „Protokollen" der drei Sitzungstage und verleihen auch dem ersten Teil der reichhaltigen Publikation einen besonderen Wert. Der Ladenpreis beträgt 3 Rbl. 20 Kop. Die Mitglieder des Historikertages und derjenigen Vereine, die an ihm beteiligt gewesen sind, können jedoch das Buch für den Vorzugspreis von 2 Rbl. 40 Kop. erhalten.

Fr. v. Keußler.

Vorwort.

Die Redaktion wird den Versuch machen fürderhin fortlaufende Mitteilungen über Gesetzgebung und Rechtsprechung zu bringen, welche die für die Baltischen Provinzen wichtigsten Gesetze, Verordnungen und Senatsentscheidungen in wörtlicher Übersetzung oder im Auszuge enthalten sollen. Etwaige Erläuterungen der Redaktion werden dem Text der Übersetzungen in kleinem Druck angeschlossen werden.

Gesetze und Verordnungen sollen lediglich nach ihrer offiziellen Veröffentlichung unter Angabe der Quelle, welcher sie entlehnt sind, mitgeteilt werden. Senatsentscheidungen dagegen sollen zwar in der Regel auch erst nach ihrer Veröffentlichung in den offiziellen Drucksammlungen zur Kenntnis der Leser gebracht werden; allein weil die offizielle Drucklegung erst längere Zeit nach dem Erlaß der Entscheidung erfolgt, so beabsichtigt die Redaktion die zu ihrer Kenntnis gelangenden wichtigsten Senatsentscheidungen schon vor ihrer Veröffentlichung den Lesern der B. M. darzubieten. Sind diese Entscheidungen in die amtliche Drucksammlung aufgenommen worden, so wird die B. M. nicht verfehlen Hinweise auf die Nummer, die sie in der Drucksammlung erhalten haben, folgen zu lassen.

Durch diese ihre Mitteilungen über Gesetzgebung und Rechtsprechung glaubt die Redaktion einem Bedürfnis ihrer Leser zu entsprechen, das umsomehr Befriedigung heischt, als nicht jedermann die Möglichkeit hat Einsicht in die offiziellen Veröffentlichungen der Gesetze, Verordnungen und Senatsentscheidungen zu gewinnen. —

Gesetze und Verordnungen.

1.

Vom Reichsrat und der Reichsduma angenommenes und Allerhöchst bestätigtes Gesetz vom 15. Januar 1910 über die Pastoren-Synoden des Rigaschen Propstbezirks.

Publiziert in der Drucksammlung der Gesetze und Verordnungen vom J. 1910 Abt. I Art. 129.

„In Abänderung und Ergänzung der bestehenden Gesetze ist bestimmt worden:

Dem Propst des Rigaschen Propstbezirks das Recht zu gewähren, auf Grund der hierfür in den anderen Propstbezirken und Sprengeln geltenden Bestimmungen, besondere Pastoren-Synoden einzuberufen."

Bemerkung der Redaktion:

Bei der durch das Gesetz vom 13. Februar 1890 erfolgten Aufhebung des besonderen Rigaschen Konsistorialbezirks war die Rigasche Pastorenschaft dem Livländischen Provinzialkonsistorium unterstellt worden, wobei auf den livl. Generalsuperintendenten die Befugnisse des ehemaligen Rigaschen Superintendenten übergingen. Durch das Gesetz vom 5. Januar 1893 wurde für den ehemaligen Rigaschen Konsistorialbezirk das Amt eines Stadtpropstes geschaffen, ohne daß jedoch dem Propst das Recht gewährt wurde die Rigasche Pastorenschaft zu besonderen Sprengelsynoden einzuberufen. Diesem Mangel ist durch das vorstehende Gesetz vom 15. Januar 1910 Abhilfe geschaffen, indem der Rigasche Propst das Recht erhält, die Rigasche Pastorenschaft zu besonderen Sprengelsynoden nach denselben Bestimmungen, nach denen diese Synoden in anderen Propstbezirken stattfinden, zu versammeln. Dementsprechend ist die Anmerkung zum Art. 697 des Kirchengesetzes (Bd. XI der Reichsgesetze Teil 1), nach welcher die Einberufung solcher Synoden für den Rigaschen Stadtbezirk verboten war, aufgehoben worden.

In den Motiven des Gesetzes vom 15. Januar 1910 wird dessen erwähnt, daß der Rigasche Stadtsprengel zur Zeit 11 Kirchen mit 30 Predigern und ca. 250,000 Gemeindegliedern aufweist, und daher die Notwendigkeit voll anerkannt werden müsse, die geistlichen Bedürfnisse dieses Sprengels in besonderen Sprengelsynoden zu beraten.

2.

Verordnung des Finanzministers vom 29. Dezember 1909 betreffend eine Änderung des Statuts der Livländischen adeligen Güterkreditsozietät.

Publiziert in der Drucksammlung der Gesetze und Verordnungen vom J. 1910 Abt. II Art. 93.

Infolge des Gesuches der Direktion der Livländischen adeligen Güterkreditsozietät, das sich auf den Beschluß der Generalversammlung der Sozietätsglieder vom 21. März 1908 stützt, hat der Finanzminister in Anleitung des Art. 2 Abt. X der Verordnung über die Kreditanstalten vom J. 1903 verfügt den § 56 des Statuts der Sozietät abzuändern und ihm folgende Fassung zu geben:

§ 56. Die Güter und abgeteilten Grundstücke werden entweder nach der Steuereinschätzung oder nach spezieller Taxation geschätzt. Die Schätzungsregeln werden von der Oberdirektion entworfen und von der Generalversammlung der Sozietätsglieder bestätigt.

Die Anmerkung zu diesem § ist zu streichen.

Bemerkung der Redaktion:

Durch die Änderung des § 56 des Statuts der Kreditsozietät ist diese in die Lage versetzt ihre Schätzungsnormen den Ergebnissen der neuen vom Livländischen Landratskollegium auf Grund des Gesetzes vom 4. Juni 1901 durchgeführten Immobiliartaxation anzupassen, während sie nach dem früheren Wortlaut des § 56 an die veraltete Talereinschätzung gebunden war und etwaige Regeln für eine Spezialschätzung der besonderen Bestätigung des Finanzministers bedurften.

Rechtsprechung.

1.

Entscheidung der Plenarversammlung des I., II. und der Kassationsdepartements des Dirigierenden Senats vom 22. Januar 1907, betreffend Beitreibung der regulativmäßigen Leistungen für die evangel.-luther. Kirchen und deren Diener.

Amtliche Ausgabe der Entscheidungen vom J. 1907 Nr. 1, S. 5 ff.

Der Diri ierende Senat hat in der Plenar-Versammlung des I. und II. Departements und der Kassations-Departements in der Frage der Beitreibung der regulativmäßigen Leistungen für die evangel.-luther. Kirche und deren Diener im livländischen Gouvernement nach Anhörung des Gutachtens des Oberprokureurs-Gehilfen erkannt:

Zufolge der grundlegenden gesetzgeberischen Bestimmung über die Leistungen zu gunsten der evangel.-luther. Kirche und deren Prediger (Art. 717 des Kirchengesetzes Bd. XI Teil 1 der Reichsgesetze vom J. 1886) können „Abgaben und Leistungen aller Art zu gunsten der Kirche, welche bis zum 18. Dezember 1832 auf Grund gesetzlicher Vorschriften oder althergebrachter Gewohnheiten in Geltung gewesen sind, ohne Allerhöchste Genehmigung weder erhöht, noch vermindert oder aboliert werden." Bezüglich des livländischen Gouvernements wird durch den Allerhöchst am 21. Januar 1836 bestätigten Ministerkomitee-Beschluß festgesetzt: Mit Rücksicht auf den Beschluß des Ministerkomitees hat Seine Kaiserliche Majestät zu befehlen geruht:

„Indem die von dem ehem. General-Gouverneur der Ostseeprovinzen Marquis Paulucci erlassene Verfügung über die Nichtanwendung des Art. 518 der Livl. Bauerverordnung mit der auf die Insel Oesel bezüglichen Anmerkung in Kraft belassen wird,

wird den in Riga und Arensburg niedergesetzten Kommissionen zur Pflicht gemacht, unter genauer Einhaltung des in der vorliegenden Sache ergangenen Allerhöchsten Befehls vom 16. Oktober 1828, alle und jegliche Einkünfte der Pastoren und Kirchendiener in Livland und auf der Insel Oesel, desgleichen alle diesbezüglichen Leistungen der Eingepfarrten für jedes einzelne Kirchspiel auf Grund der bisher für diesen Gegenstand geltenden Bestimmungen und Ordnungen in Vollem zu eruieren, mit dem Erfolg, daß in denjenigen Kirchspielen, in welchen bezüglich dieser Einkünfte und Leistungen nach deren Eruierung und Feststellung von keiner Seite Streitigkeiten oder Unzufriedenheiten zutage treten, die solchergestalt vollkommen klargestellten Einkünfte der Pastoren und Kirchendiener nunmehr von der Höchsten örtlichen Autorität zu unabänderlicher Geltung für die Zukunft zu bestätigen sind, daß in denjenigen Kirchspielen aber, in welchen hinsichtlich dieser Einkünfte Streitigkeiten entstehen, es der unzufriedenen Partei anheimgestellt sein soll, ihre Rechte im kompetenten gerichtlichen Instanzenwege geltend zu machen, womit dann auch diese Sachen mit der Zeit ihre endgültige Entscheidung finden werden."

Kraft dieses Allerhöchsten Befehls wurden im livländischen Gouvernement für die einzelnen Kirchspiele Verzeichnisse dieser Leistungen und Abgaben für die evang.-luther. Kirche und ihrer Prediger und Kirchendiener — die sog. Regulative — aufgestellt, welche dann von dem ehem. Generalgouverneuren bestätigt worden sind.* In diesen Regulativen sind zunächst die unstrittigen Leistungen für den Pastor, den Küster und den Glöckner aufgeführt und sodann die strittigen, wo solche vorhanden waren. Bei Aufzählung der Naturalleistungen in den Regulativen ist die Quantität der von jedem Hofe für den Pastor, den Küster und den Glöckner zu leistenden verschiedenen Naturalien und die Quantität der diesen Personen von den Bauern jedes Gutes zukommenden verschiedenen Naturalien getrennt angegeben.

Gemäß der Anmerkung zum Art. 1 der Zivilprozeß-Ordnung sind für solche Forderungen von Administrativbehörden und Personen, welchen das Gesetz die Eigenschaft unstrittiger Forderungen

*) Siehe die auf Verfügung des livl. Gouverneurs in der Livl. Gouvernements-Typographie im J. 1902 im Druck erschienenen Regulative.

beilegt und gegen welche keine Einreden im kontradiktorischen Verfahren zulässig sind, die Administrativbehörden, nicht aber die Gerichte zuständig. Die durch die Regulative festgesetzten Leistungen und Abgaben für die Pastoren und Kirchendiener, welche auf Grund des angeführten Gesetzes vom 21. Januar 1836 von der höchsten örtlichen Autorität zu nunmehr unabänderlicher Geltung für die Zukunft bestätigt worden sind, lassen keine Einreden im Prozeßverfahren zu, und haben den Charakter von Leistungen, die durch das Gesetz selbst festgesetzt sind (Art. 717 des Kirchengesetzes), und damit den Charakter unstrittiger Forderungen, deren Beitreibung auf administrativem Wege erfolgt. Nach den Regulativen werden diese Leistungen erhoben sowohl von den zum Kirchspiel gehörenden Personen* als auch von den Bauern der einzelnen Güter und von den Einwohnern des Kirchspiels, welche nicht auf Bauerland leben, jedoch nur von solchen Personen, welche ihrer Konfession nach der evangel.-luther. Kirche angehören (Anm. 1 zum Art. 717 des Kirchengesetzes). Soweit die regulativmäßige Leistung auf einem Immobil ruht, fällt sie unter Art. 1297 T. III des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen, nach welchem unter einer Reallast zu verstehen ist: „die auf einem Immobil ruhende Verpflichtung zu einer beständigen Leistung in Geld, Naturalien oder Diensten." Gemäß Art. 1308 werden Reallasten begründet durch Gesetz und durch Gewohnheit. Die regulativmäßigen Leistungen, welche sowohl auf den Höfen, als auf den Bauern der zum Kirchspiel verzeichneten Güter ruhen, sind durch die oben angeführten Gesetze (Art. 717 des Kirchengesetzes und das Gesetz vom 21. Januar 1836) unter Zugrundelegung des alten Herkommens festgesetzt und können ohne Allerhöchste Genehmigung weder erhöht, noch vermindert, noch aufgehoben werden. Die Beitreibung dieser öffentlichen Leistungen für die Geistlichkeit (vgl. Art. 1320 u. 1331 T. III des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen und Art. 2 u. 4 Bd. IX der Reichsgesetze Ausg. vom J. 1899) kann daher nur auf administrativem, nicht auf gerichtlichem Wege erfolgen. Diese Schlußfolgerung findet ihre Bestätigung auch im Art. 471 des Kirchengesetzes, nach welchem der Prediger nicht berechtigt ist wegen unterlassener Lieferung der ihm

*) d. h. den eingepfarrten Höfen (Bemerkung der Redaktion).

zustehenden Leistungen eine Amtshandlung zu verweigern oder aufzuschieben, sondern es ihm nur freisteht, das Konsistorium zu ersuchen, diese Leistungen durch die weltliche Obrigkeit beitreiben zu lassen. Das Gesetz meint hier offenbar eine Beitreibung durch die Administrativbehörde, nicht aber durch gerichtliche Klage.

Aus diesen Erwägungen erkennt der Dirigierende Senat, daß im livländischen Gouvernement für Ansprüche der Prediger auf ihre regulativmäßigen Einkünfte (Gesetz vom 22. Januar 1836) die Administrativbehörden zuständig sind.

Bemerkung der Redaktion:

Durch die vorstehende Entscheidung ist allendlich festgestellt worden, daß der Anspruch auf die regulativmäßigen Leistungen für die evangel.-lutherische Kirche und deren Diener eine unstrittige Forderung bildet, deren Beitreibung auf administrativem Wege zu erfolgen hat. Von Interesse sind ferner die in den Motiven zu dieser Entscheidung enthaltenen Hinweise auf die Entstehung und Feststellung der regulativmäßigen Leistungen in Livland und die Definition ihres rechtlichen Charakters als öffentliche Reallast (vgl. Art. 1297, 1308, 1320 u. 1321 des Privatrechts).

2.

Entscheidung der Plenarversammlung des I., II. und der Kassationsdepartements des Dirigierenden Senats vom 7. Mai 1907 zur Frage nach der Gesetzmäßigkeit des § 27 der Instruktion des ehem. baltischen Generalgouverneurs vom 29. Juni 1866.

Amtliche Ausgabe der Entscheidungen der Plenarversammlung des I., II. und der Kassations-Departements vom J. 1907 Nr. 18 S. 46 ff.

1. Forderungen der Gemeindeältesten und Gemeindeschreiber gegen Gutsbesitzer wegen einer Geld-Entschädigung für Ausübung der Gutspolizei in den Grenzen des Hofslandes kompetieren vor die ordentlichen Gerichte.

2. Der ehem. Baltische Generalgouverneur war nicht berechtigt, unter Berufung auf § 43 der Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866, dem Gutsbesitzer die Entrichtung einer Entschädigung an den Gemeindeältesten und Schreiber für den Fall aufzuerlegen, daß der Gutsbesitzer auf Ausübung der Gutspolizei verzichtet, ohne letztere auf eine andere Person zu übertragen.

Die Landgemeindordnung vom 19. Februar 1866 enthielt 43 Paragraphen; in den erſten 34 §§ ſind die Regeln von der Bildung der Landgemeinde, der Gemeindeverſammlung, des Gerichts und der Polizei und von der Beſtellung und Entlaſſung der Gemeindebeamten, von deren Pflichten und Verantwortlichkeit enthalten, in den folgenden §§ 35—42 inkl. die Regeln, welche die Rechte und Pflichten der die Gutspolizei ausübenden Perſonen feſtſetzen, während endlich im letzten § 43 geſagt iſt, daß die Ausführungsbeſtimmungen, der Erlaß von Inſtruktionen und die Einführung der neuen Ordnung, ſowie die Einfügung dieſes Geſetzes in die übrigen örtlichen Geſetze den Kommiſſionen in Bauerſachen unter Leitung des Generalgouverneurs auferlegt werden. In Erfüllung dieſes § der Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866 erließ der Baltiſche Generalgouverneur am 29. Juni 1866 eine Inſtruktion, deren § 27 beſtimmte: Der Gutsbeſitzer, welcher auf Ausübung der Gutspolizei nach Maßgabe des neuen Geſetzes für die Gutsgemeinde verzichtet, ohne dieſe Funktionen einer anderen Perſon zu übertragen, iſt verpflichtet, falls letztere im Bezirk des Hofslandes (§ 37 P. a—d der Landgemeindeordnung) auf den Gemeindeälteſten übergehen, eine von der Oberbehörde endgültig feſtzuſetzende Vergütung an den Gemeindeälteſten und Schreiber zu entrichten, entſprechend dem Landareal, das zu dem bisherigen Bezirk der Gemeinde-Polizei hinzukommt. Die Gegenüberſtellung des § 43 der Landgemeindeordnung mit § 27 der Inſtruktion zeigt, daß das Recht dem Gutsbeſitzer die Verpflichtung aufzuerlegen, dem Gemeindeälteſten und Schreiber für die Ausübung der Polizeiobliegenheiten im Gebiete des Hofslandes eine Vergütung zu zahlen, nicht aus den Befugniſſen des Generalgouverneurs hergeleitet werden kann, welche ihm durch § 43 der Landgemeindeordnung zwecks deren Einführung anheimgegeben ſind. — Denn den Kommiſſionen in Bauerſachen unter Leitung des Generalgouverneurs war nur der Erlaß von Ausführungsbeſtimmungen für die in der Landgemeindeordnung enthaltenen Regeln, keineswegs aber die Schaffung neuer in derſelben gar nicht begründeter Normen auferlegt. Im zweiten Teil des § 36 der gen. Verordnung iſt kategoriſch ausgeſprochen, daß, wenn dem Gutsbeſitzer die Ausübung der Gutspolizei entzogen wird, oder wenn er dieſe niederlegt, ohne eine andere

Person mit ihr zu betrauen, die in § 37 P. a—d vorgesehenen Obliegenheiten im Bereich des ganzen Gutes auf den Gemeindeältesten übergehen. Für die Annahme indessen, daß der Gutsbesitzer in einem solchen Fall den Gemeindeältesten zu entschädigen hätte, findet sich weder im § 36, noch in den anderen §§ der Verordnung irgend ein Hinweis. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß der Gesetzgeber, wenn er diese Verpflichtung dem Gutsbesitzer auferlegen wollte, nicht unterlassen hätte, den § 36 durch einen entsprechenden Hinweis zu ergänzen. Die dem Gutsbesitzer auferlegte Verpflichtung, dem Gemeindeältesten eine Entschädigung zu zahlen, kann auch durch das Recht der Kommission in Bauersachen, Ausführungsbestimmungen zu den Regeln der Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866 zu erlassen, nicht gerechtfertigt werden, denn der Erlaß neuer Regeln gehört nicht dahin. —

Gleicherweise kann die Bestimmung des § 27 auch nicht durch das Recht des Generalgouverneurs, eine Instruktion zu erlassen, gerechtfertigt werden. Denn der § 43 der Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866 fordert, daß die Instruktion den Regeln derselben entsprechen solle. In diesen Regeln ist aber von einer Verpflichtung des Gutsbesitzers zur Zahlung einer Entschädigung an den Gemeindeältesten und den Gemeindeschreiber in den in Frage kommenden Fällen nicht die Rede. Die Statuierung dieser Verpflichtung ist gleichbedeutend mit der Auflage einer neuen Steuer; ein solches Recht ist aber dem Generalgouverneur nicht nur nicht zuerkannt, sondern gemäß Art. 66 der Grundgesetze Ausg. vom J. 1892 ist in Fragen der Einführung neuer Steuern sogar ein „eröffneter" (объявляемый)* Allerhöchster Ukas wirkungslos. Die Gesetzmäßigkeit des § 27 der Instruktion aus der Bestimmung des Art. 4175 des III. T. des Provinzialrechts der Ostseeprovinzen herzuleiten, kraft dessen der Dienstleistende einen Dienstlohn fordern kann, auch wenn ein solcher nicht verabredet war, ist aus folgenden Gründen nicht zulässig: Der § 43 der Landgemeindeordnung hat der Kommission in Bauersachen, unter Leitung des Generalgouverneurs, nicht das Recht übertragen, das Gesetz vom 19. Februar 1866 den örtlichen Gesetzen anzupassen,

*) Anmerk. der Redaktion: Unter dem Ausdruck „eröffneter" ist hier ein Allerhöchster Erlaß zu verstehen, der vom Kaiser nicht unterschrieben, sondern mündlich eröffnet ist.

sondern den Auftrag erteilt, die örtlichen Gesetze mit dem Gesetz vom 19. Februar 1866 in Einklang zu bringen, was nicht gleichbedeutend ist. Die Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866, welche die Landgemeindeverwaltung reformierte, konnte in Vielem mit den örtlichen gesetzlichen Bestimmungen über diesen Gegenstand differieren. Deshalb wurde der Kommission in Bauersachen das Recht eingeräumt, „die durch die Landgemeindeordnung berührten örtlichen gesetzlichen Bestimmungen mit diesem neuen Gesetz, der Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866, in Einklang zu bringen", nicht aber dieses Gesetz irgend welchen Abänderungen oder Ergänzungen zu unterziehen, in Fällen, wo letzteres nach irgend einer Richtung mit den Bestimmungen der örtlichen Gesetze nicht übereinstimmt. Ferner ist in Betracht zu ziehen, daß der Art. 4175 sich in dem Hauptstück „Von den Dienstverträgen" befindet und vertragsmäßige Beziehungen im Auge hat. Der Gemeindeälteste vertritt aber den Gutsbesitzer nicht kraft eines mit ihm geschlossenen Vertrages, sondern in Erfüllung einer ihm vom Gesetz auferlegten Verpflichtung (§ 36 Abs. 2 der Landgemeindeordnung). Endlich ist hervorzuheben, daß § 36 Abs. 2 der Landgemeindeordnung in den in Frage kommenden Fällen die polizeilichen Obliegenheiten nur dem Gemeindeältesten auferlegt, der § 27 der Instruktion aber die Gutsbesitzer verpflichtet, auch dem Gemeindeschreiber eine Vergütung zu zahlen. Diese Bestimmung widerspricht direkt der Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866, als deren Ausführungsbestimmungen sie erlassen ist. Wenn aber durch Übergang der polizeilichen Funktionen vom Gutsbesitzer auf den Gemeindeältesten die Obliegenheiten des Letzteren und ebenso die des Schreibers erweitert werden, so kann nach § 11 P. g und § 25 der Landgemeindeordnung vom 19. Februar 1866 auch eine Erhöhung der Gehälter durch Ausschuß-Beschluß erfolgen.

Demnach führen alle diese Erwägungen zu dem Schluß, daß der Generalgouverneur nicht das Recht hatte, den § 27 der von ihm am 29. Juni 1866 publizierten Instruktion zu bestätigen und in Kraft zu setzen.

Indem der Dirigierende Senat sich nunmehr der Prüfung der Frage zuwendet, ob die Klageforderungen der Gemeindeältesten und -Schreiber wegen einer Vergütung für Ausübung der polizei-

lichen Obliegenheiten im Bezirk des Hofslandes den Gerichtsinstitutionen kompetiert, und unter Bezugnahme auf seine bisherigen Erläuterungen zum Art. 1 Anm. der Zivilprozeßordnung (Entscheid. der Plenarversamml. v. J. 1903 Nr. 34) erkennt der Dirigierende Senat, daß diese Frage nur in positivem Sinne entschieden werden kann. Nach Art. 1 Anm. der Zivilprozeßordnung unterliegen der Kompetenz der Administrativbehörden nur solche Forderungen der Administrativbehörden und Personen, denen das Gesetz die Eigenschaft der unstrittigen Forderungen beilegt, welche keine Einreden im kontradiktorischen Verfahren zulassen. Die in Rede stehenden Klagen sind aber auf einer Verordnung der Administrativgewalt basiert, die weder mit Steuern, noch mit Leistungen irgend etwas gemein haben, welche auf gesetzgeberischem Wege festgestellt und im unstrittigen Verfahren beizutreiben wären. Streitigkeiten zwischen dem Gutsbesitzer und den Gemeindebeamten, welche aus § 27 der Instruktion des Generalgouverneurs vom 29. Juni 1866 entstanden sind, unterliegen daher der Kompetenz der ordentlichen Gerichte, da sie aus dem Rahmen privatrechtlicher Rechtsbeziehungen nicht hinaustreten.

Bemerkung der Redaktion:

Bis zum Erlaß dieser Senatsentscheidung sind wiederholt durch Verfügungen der Baueraufsichtsbehörden (Kommissare und Gouvernementsbehörde in Bauersachen) und durch gerichtliche Entscheidungen die Gutsbesitzer zu namhaften Zahlungen an die Beamten der Gemeindeverwaltungen veranlaßt worden, falls die Ausübung der Gutspolizei auf letztere übertragen worden war, und zwar unabhängig daaon, ob die betr. Gutsbesitzer freiwillig auf die Ausübung der Gutspolizei verzichteten oder aber ihnen die Ausübung der Gutspolizei durch Verfügungen der Gouvernementsbehörde entzogen worden war. Die vorstehend wiedergegebene Senatsentscheidung hat diese Behörden-Praxis abgestellt, indem sie den hierfür maßgebend gewesenen § 27 der Instruktion zur Landgemeindeordnung vom J. 1866 für ungültig erklärt hat.

Gesetze und Verordnungen.

3.

Die vom Minister der Wegekommunikationen am 30. Dezember 1909 bestätigten Regeln für die Flößung im Flußgebiet der kurländischen Aa.

(Reichsgesetzblatt vom J. 1910 Nr. 36 Art. 363.)

Allgemeine Bestimmungen.

§ 1. Die Flößung von Balken und Brennholz wird im Flußgebiet der kurländischen Aa unter folgenden Bedingungen gestattet:

1) Auf dem oberen Teil der Aa bis Annenburg und ihren Nebenflüssen ist im Verlauf von 6 Tagen nach Eröffnung der Navigation das Flößen von Balken und Brennholz nur in gebundenen Flössen oder auf Schiffen gestattet. Nach Ablauf dieser Frist ist (sc. auf diesem Gebiet) die wilde Flößung von Balken und Brennholz unter genauer Einhaltung der in den §§ 17—32 dieser Regeln angegebenen Bedingungen gestattet.
2) Auf dem mittleren und unteren Teil der Aa, gerechnet von Annenburg bis Bolderaa, ist während der ganzen Navigationsperiode die Flößung nur in gebundenen Flössen oder auf Schiffen gestattet.

Absatz I. Die gebundene Flößung.

Dieser Absatz enthält in den §§ 2—16 nähere Bestimmungen* über die Länge und Breite der Flösse, Zahl der Arbeiter, Ausrüstung der Flösse, Aufsicht über die Flößung und die beim Flößen zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln.

Hervorzuheben wären folgende Bestimmungen:

*) Bemerkung der Redaktion: Aus den hier erwähnten, zunächst für das Jahr 1910 bestätigten Flößungsregeln sind die wesentlichsten Bestimmungen entnommen, die sich auf die Abgrenzung der Flößungsgebiete, die Flößungszeiten und die Aufsicht über die Flößung beziehen. Die Regeln sind in den Kanzleien der Schifffahrtsbehörden erhältlich.

§ 2. Flösse, die auf der Aa unterhalb von Mitau bis Bullen geflößt werden, dürfen nicht länger als 75 Faden und nicht breiter als 5,5 Faden sein.

§ 6. Die Flößer und ihre Angestellten und Arbeiter müssen sich hinsichtlich der bei der Flößung zu beobachtenden Ordnung allen Anordnungen der Schiffahrtsbeamten unterwerfen.

§ 11. Falls Schiffe den Flössen entgegenkommen, oder falls Flösse von Schiffen überholt werden, sind die Flösser verpflichtet, alle in ihren Kräften stehenden Maßregeln zu ergreifen, um den Schiffen den freien Durchgang in der erforderlichen Tiefe zu gewähren, und, zur Vermeidung eines Zusammenstoßes mit den Schiffen, gehalten, darauf zu achten, daß die Flösse den Durchgang weder versperren noch erschweren.

§ 14. Alle Schäden, die durch Flösse Schiffen, Anlegestellen, Brücken, jeder Art von Regierungs- oder Privatbauten, den auf dem Fluß aufgestellten Warnungszeichen, Uferanlagen oder Badehäusern, welche mit Genehmigung der Schiffahrtsverwaltung aufgestellt sind usw. zugefügt werden, sind auf Grund der geltenden Gesetze zu vergüten. Zur Bestimmung der Höhe der zugefügten Schäden und Aufnahme eines Protokolls müssen die Flößenden die Flösse anhalten, widrigenfalls von den Beamten der Schiffahrtsaufsicht der erforderliche Beistand zu gewähren ist, um die Flösse zwangsweise aufzuhalten.

Absatz II. Die wilde Flößung.

Aus den in den §§ 17—32 enthaltenen Bestimmungen über die wilde Flößung sind folgende hervorzuheben:

§ 17. Personen, welche im Flußgebiet der Aa Balken oder Brennholz wild zu flößen wünschen, sind verpflichtet, bis zum 15. Februar d. J. dem in Mitau lebenden Gehilfen des Schifffahrtsinspektors schriftlich den Ort und die Anzahl des zu flößenden Holzes anzuzeigen. Die Verwaltung des Wilnaschen Wegekommunikationsbezirks bestimmt hierauf unter Berücksichtigung der im § 19 genannten Termine und der andern Flößungsbedingungen das Höchstmaß von Holz, das in der jeweiligen Navigationsperiode geflößt werden kann.

§ 18. Diejenigen Personen, welche entsprechend den Bestimmungen des § 17 Anzeigen eingereicht haben, werden nicht später

als am 20. Februar in Mitau zu einer Versammlung eingeladen, die unter dem Vorsitz des Gehilfen des Schiffahrtsinspektors stattfindet. In dieser Versammlung steht denjenigen, welche von 1 bis 1000 Balken oder 1—200 Kubikfaden Brennholz flößen, 1 Stimme zu, denjenigen, welche 1000—5000 Balken oder 200—1000 Kubikfaden Brennholz flößen, stehen 2 Stimmen zu, und denjenigen, welche mehr als 5000 Balken oder mehr als 1000 Kubikfaden Brennholz flößen, stehen 3 Stimmen zu. Mehr als 3 Stimmen kann Niemand ausüben. — Auf der Versammlung werden alle Fragen mit einfacher Stimmenmehrheit entschieden; bei Stimmengleichheit entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

Die Versammlung hat die näheren Bestimmungen über die Vornahme der Flößung zu treffen und eine Kommission im Bestande von 5 Gliedern zu erwählen, der die Leitung der Flößung obliegt. Die Kommission hat die Befugnis, ihrerseits besondere Flößungsleiter zu wählen, denen die direkte Verantwortung für die Flößung obliegt. Der Kommission werden die für die Flößung erforderlichen Mittel zur Verfügung gestellt, welche auf die Flößenden im Verhältnis des zur Flößung angemeldeten Holzes repartiert werden.

§ 19. Für die Flößung von Handels- und Brennholz auf dem Teil des Flusses, gerechnet bis zum Gut Annenburg, und von Brennholz, das für Mitau bestimmt, bis zur Stadt Mitau, wird eine Frist von 75 Tagen, gerechnet von der Eröffnung der Navigation auf der kurländischen Aa, festgesetzt.

In dieser Frist muß das ganze Handels- und Brennholz entweder für den weiteren Transport in Flösse gebunden oder auf das Ufer gebracht werden; die Holzgatter müssen auseinandergenommen und aus dem Fluß entfernt sein.

§ 20. Über den Tag der Navigationseröffnung setzt der Gehilfe des Schiffahrtsinspektors den Präses der Flößungskommission (vgl. § 19) in Kenntnis. Außerdem wird hierüber eine Mitteilung in den lokalen Zeitungen veröffentlicht und an den Anlegestellen in Mitau und Bauske ausgehängt.

Als Anfangstermin für die Flößung gilt die Eröffnung der Navigation bei der Stadt Bauske.

§ 21. 6 Tage nachdem die Aa eisfrei geworden, wird die wilde Flößung gestattet, welche in nachstehender Reihenfolge statt-

zufinden hat: zuerst ist das Handelsholz von großen Dimensionen zu flößen, dann das Brennholz und zuletzt die Stenzel.

§ 22. Durch das wild geflößte Holz dürfen Schiffe, gebundene Flösse und Prähme in der Bewegung nicht behindert werden.

§ 29. Das auf dem Leinpfad gestapelte Holz muß so zusammengelegt sein, daß auf dem Leinpfad ein freier Durchgang von nicht weniger als 2 Faden, gerechnet vom Kamm des Flußufers, offen bleibt.

§ 30. Balken und Brennholz, die bis zu dem im § 19 bezeichneten Endtermin nicht verflößt sind, müssen sofort an das Ufer gebracht werden. Falls bis zu diesem Termin die Flößung nicht beendet wird und die Holzgatter nicht auseinandergenommen sind, trifft die Schiffahrtsverwaltung die erforderlichen Anordnungen, um für Rechnung der Säumigen das Holz und die Holzgatter aus dem Fluß zu entfernen.

§ 32. Für Verletzung obiger, für die Flößung von Balken und Brennholz erlassenen Regeln unterliegen die Schuldigen der im Art. 77 des Friedensrichter-Strafgesetzbuches vorgesehenen Strafe (d. h. einer Geldstrafe bis 50 Rbl.).

4.

Die vom Minister der Wegekommunikation am 30. Dezember 1909 bestätigten Regeln für die Flößung auf den Flüssen: Treider-Aa (Livl. Aa), Pernau und ihren Nebenflüssen.

Publiziert im Reichsgesetzblatt v. J. 1910 Nr. 36 Art. 364 (vgl. die Anmerk. der Redaktion ad Nr. 3).

Absatz 1. Über die gebundene Flößung.

(§§ 1—17).

§ 1. Die gebundene Flößung ist auf der Treider-Aa und ihren Nebenflüssen im Laufe der ganzen Zeit gestattet, solange der natürliche Zustand dieser Flüsse eine solche Flößung überhaupt ermöglicht, — auf der Pernau und ihren Nebenflüssen jedoch nur im Laufe von 10 Tagen, nachdem der Fluß vom Eis befreit ist.

§ 2. Das Binden der Flösse auf der Treider-Aa und der Pernau ist im ganzen Flußgebiet dieser Flüsse gestattet, unter der

Bedingung, daß Fahrzeuge und Flösse unbehindert die Stellen passieren können, an denen die Flösse gebunden werden.

§ 3. Das zu verflößende Holzmaterial ist an den Ufern derart zu stapeln, daß auf dem Leinpfade stets eine freie Passage für Fußgänger und Wagen übrig bleibt.

§ 4. Folgende Dimensionen werden für die Flösse gestattet:

1) auf der Treiber-Aa: bis 35 Faden lang und 4 Faden breit.
2) auf der Pernau: bis 25 Faden lang und 4 Faden breit.

Falls erforderlich, können diese Dimensionen der Flösse auf Anordnung der Schiffahrtsbehörde verringert werden.

§ 10. Die Schiffahrts-Aufsichtsbehörde leitet die Flößung und sorgt dafür, daß eine gewisse Reihenfolge beim Abfertigen der Flösse von ihrem Standort beobachtet werde, um Floßhavarien und Stockungen zu vermeiden. Im Falle besonderer Umstände und einer Massenanhäufung von Flössen an den Mündungen der Flüsse ist die Schiffahrtsbehörde befugt, auf eigene Verantwortung, den Abgang der Flösse am Oberlauf zeitweilig aufzuhalten.

§ 17. Wenn durch die Flösse Unfälle bei Menschen hervorgerufen werden, oder durch die Flösse Schiffe, andere Flösse, Anlegestellen, Prähme, Brücken und Bauten, die auf dem Fluß genehmigt sind, oder Warnungszeichen beschädigt werden, oder die Uferbesitzer in ihren gesetzlichen Interessen geschädigt werden, so muß der hierdurch hervorgerufene Schaden von den Eigentümern der Flösse vergütet werden. Außerdem können die Flösse im Bedarfsfalle auf Anordnung der Schiffahrtsbeamten, oder im Falle, daß letztere nicht zur Stelle sind, der örtlichen Polizei, je nachdem es die Verhältnisse verlangen, auf eine Frist bis 12 Stunden aufgehalten werden, um die Personalien der Floßeigentümer, der Floßleiter oder Vorarbeiter und die Höhe der durch die Flösse geursachten Schäden festzustellen und die sofort aufzunehmenden Protokolle über die geursachten Beschädigungen abzufassen.

Absatz II. Über die wilde Flößung.

(§§ 18–32.)

§ 18. Auf den Flüssen Treiber-Aa und Pernau und ihren Nebenflüssen kann die wilde Flößung unter der Bedingung vorgenommen werden, daß weder das Flußbett, noch die Bauten und

Anlagen, die am Flößungswege liegen, noch überhaupt die gesetzlichen Interessen der Uferbesitzer Schaden erleiden.

Die wilde Flößung ist auf der Treider-Aa nur für solches Holzmaterial gestattet, das nicht länger als 10 Fuß und nicht breiter als 10 Zoll mißt und unbehauen ist. Die wilde Flößung dieses Holzmaterials ist im Laufe eines Monats auf allen Teilen des Flusses gestattet, wobei diese Frist auf die einzelnen Flußteile folgendermaßen verteilt wird: Vom Oberlauf der Aa bis zur Mündung der Schwarzbach hat die wilde Flößung zu erfolgen beginnend mit der 4. Woche bis zum Ablauf der 7 Woche der Navigation; von der Mündung der Schwarzbach bis zur Stadt Wolmar, beginnend mit der 7. bis zum Ablauf der 10. Woche nach Eröffnung der Navigation; von der Stadt Wolmar bis Ligat, beginnend mit der 10. Woche, und von Ligat beginnend mit der 12. Woche, und muß auf der ganzen Strecke von Wolmar bis Riga bis zum Ablauf von 14 Wochen nach Eröffnung der Navigation beendet werden. Als Zeitpunkt für die Eröffnung der Navigation gilt die Eröffnung der Navigation bei der Mündung der Schwarzbach, worüber vom Gehilfen des Schiffahrtsinspektors eine Publikation erlassen wird.

§ 19. Zur Beaufsichtigung der Flößung werden von der Wilnaschen Bezirksverwaltung der Wegekommunikation besondere Flößungsleiter (Beamte) ernannt.

§ 22. Diejenigen Personen, welche die wilde Flößung vorzunehmen wünschen, sind verpflichtet nicht später als am 15. Febr. dem örtlichen Leiter der Flößung darüber eine Anzeige zu machen, in welcher anzugeben ist: der Name des Besitzers des zu flößenden Holzmaterials und seines etwaigen Bevollmächtigten, der Name des Flusses und der Ort, von wo aus und wohin das Holz geflößt werden soll, die annähernde Quantität des zur Flößung angefertigten Materials nach Sorten, und die Stempel, mit denen das Holz versehen sein wird.

Anmerkung: Diese Anzeige ist von der Stempelsteuer befreit.

§ 23. Falls die im vorgehenden § erwähnten Flößungsanzeigen für einen und denselben Fluß von mehreren Personen eingereicht sind, so werden nicht später als zum 25. Februar, für die Treider-Aa in Riga und für den Fluß Pernau in der Stadt Pernau, Versammlungen der Flößer unter dem Vorsitz des Leiters

der Flößung oder eines zu diesem Zweck von der Wilnaschen Bezirksverwaltung der Wegekommunikation bestimmten Beamten anberaumt.

An diesen Versammlungen können mit Stimmrecht teilnehmen: a) die Besitzer des zu flößenden Holzes oder ihre Bevollmächtigten, b) Vertreter der Regierungs- oder Kommunalinstitutionen, die Holz flößen, c) Vertreter der im Flößungsgebiet belegenen Städte und Ufereigentümer, d) Vertreter des Landratskollegiums, e) ein Vertreter des Allerhöchst bestätigten Livländischen Vereins zur Verbesserung der Flußkommunikationen, f) die Vertreter der Kreisadministration und g) Vertreter der an den Fluß angrenzenden Gemeinden. Den in den PP. a und b genannten Personen (d. h., die Holz zu flößen wünschen) steht die Hälfte der Stimmen auf der Versammlung zu, wobei jede dieser Personen ein Stimmrecht im Verhältnis zur Anzahl des von ihr für die Flößung angemeldeten Holzes, jedoch nicht mehr als 1/4 der Gesamtzahl der auf der Versammlung vertretenen Stimmen genießt.

§ 24. (Die im § 23 erwähnte Versammlung hat eine Kommission zu wählen, der die Leitung der Flößung obliegt, und alle näheren Bestimmungen für die Vornahme der wilden Flößung zu treffen.)

§ 26. Der Flößungskommission werden von der Versammlung der Flößer Vorschüsse angewiesen für a) Flößungsausgaben, von jedem Flößer im Verhältnis zum Quantum des zu flößenden Materials, und b) für Vergütung von Schäden, die bei der Flößung verursacht werden könnten, — von jedem Flößer im Betrage von nicht weniger als 1 % des Wertes des verflößten Holzes. Personen, die diese Repartitionssumme nicht entrichtet haben, werden zur Flößung nicht zugelassen.

§ 27. Die Versammlung von Flößern gilt als beschlußfähig, wenn nicht weniger als 2 Flößer an ihr teilgenommen haben, und unter der Bedingung, daß das Quantum des von ihnen zu flößenden Materials nicht weniger als 1/4 des zur Flößung bestimmten Holzes beträgt.

In der Versammlung der Flößer werden die Beschlüsse mit einfacher Stimmenmehrheit gefaßt, mit Ausnahme der Wahl der Flößungskommission, die mit 2/3 Stimmenmehrheit der versammelten Flößer zu erfolgen hat. Bei Gleichheit der Stimmen entscheidet die Stimme des Vorsitzenden.

Wenn die Versammlung der Flößer nicht zustande kommt oder wenn auf einer stattgehabten Versammlung der Holzflößer ein Übereinkommen hinsichtlich der ihr obliegenden Aufgaben im Laufe von 2 Tagen nicht erzielt wird, so gehen die Rechte der Versammlung auf den mit der Aufsicht über die Flößung betrauten Beamten über.

§ 28. Personen, die in den Anzeigen (§ 22) nicht bezeichnet sind, können Flößungen innerhalb der Grenzen der festgesetzten Termine (§ 19) ausführen, jedoch nur mit besonderer Genehmigung des mit der Aufsicht über die Flößung beauftragten Beamten, und nur falls sie die Flößung derjenigen Personen nicht behindern, welche in diesen Anzeigen bezeichnet sind; ferner müssen sie für sich besondere Holzgatter einrichten.

§ 29. Das beim Flößen gestaute Holz muß so bald als möglich geordnet werden, und zwar im Laufe einer Frist, die, entsprechend den örtlichen Bedingungen, von den Flößungsbeamten festzusetzen ist.

§ 32. (Vgl. § 32 der kurländischen Regeln.)

Bemerkung der Redaktion:

Die ad 3 und 4 erwähnten Regeln für die Flößung auf der kurländischen Aa und der livl. Aa und Pernau sind zwar zunächst nur für das Jahr 1910 bestätigt, doch muß angenommen werden, daß, falls sie nicht größere Unzuträglichkeiten zur Folge haben, sich ihre Gültigkeit auf einen längeren Zeitraum erstrecken wird. Die livländischen Regeln unterscheiden sich von den kurländischen, abgesehen von der durch die besonderen geographischen Verhältnisse der einzelnen Flußgebiete bedingten Abweichungen, hauptsächlich dadurch, daß in den livländ. Regeln außer den Schiffahrtsbehörden auch der Kreispolizeiverwaltung, den Selbstverwaltungsorganen (Landratskollegium, Stadt- und Gemeindeverwaltungen), den privaten Uferbesitzern und endlich auch der Allerhöchst bestätigten Aa-Dünakanal-Gesellschaft ein Mitbestimmungsrecht bei der Regelung der wilden Flößung eingeräumt ist (§ 23).

Ferner ist zu erwähnen, daß die livländischen Regeln (vgl. § 17) nicht nur den Schiffahrtsbeamten, sondern auch der lokalen Polizei (sc. Kreispolizei, Gemeinde- und Gutspolizei) das Recht einräumrn zur Aufnahme von Protokollen über Beschädigungen, welche durch die Flößung hervorgerufen werden, die Flösse aufzuhalten.

Hinsichtlich der Berechtigung zur Flößung ist zu bemerken, daß bis zum Jahre 1901 die Rechtsauffassung herrschte, daß das Flößen auf den im Privatrecht nicht als „öffentlich" bezeichneten Flüssen (Art. 1014) nur mit Zustimmung der angrenzenden Grundeigentümer erfolgen könne. —

Durch eine am 17. Dezember 1901 erfolgte Entscheidung der Plenarversammlung der Kassationsdepartements und des I. Departement des Senats (publiziert in der amtlichen Ausgabe v. J. 1901 Nr. 28) ist jedoch der Art. 359 (Anmerk.) der Reichsverordnung über die Wegekommunikation (Band XII der Reichsgesetze) auch für die Ostseeprovinzen für anwendbar erklärt, wonach das Flößen auf allen denjenigen Flüssen zulässig ist, die sich tatsächlich hierfür eignen, und dahin erkannt worden, daß unter diesen Flüssen nicht lediglich die im Art. 1014 des ostseeprovinz. Privatrechts als „öffentliche Gewässer" bezeichneten Flüsse (zu denen die Nebenflüsse der in obigen Regeln bezeichneten Flüsse nicht gerechnet werden können) zu verstehen sind. In Bezug auf Kurland ist jedoch in der erwähnten Senatsentscheidung gleichzeitig anerkannt worden, daß obige allgemeine Regel durch den speziell für Kurland geltenden Art. 1017 des Privatrechts insofern eine Einschränkung erleide, als das Recht des Flößens sowohl „auf kleinen Flüssen wie auf größeren Strömen" (d. h. auf sämtlichen fließenden Gewässern) nur den angrenzenden Grundeigentümern zusteht.

Rechtsprechung.

3.

Haftpflicht der Gastwirte.

(Amtliche Ausgabe der Entscheidungen des Zivil-Kassationsdepartements vom J. 1908 Nr. 44 und 45.)

Die internationale Schlafwagen-Gesellschaft haftet nicht im Sinne des Art. 3817 P.-R. (verschärfte Haftpflicht der Gastwirte) für das Gepäck der Reisenden. Die verschärfte Haftpflicht der Gastwirte erstreckt sich nicht auf Sachen von Personen, welche bloß zum Besuch der Reisenden sich im Gasthause aufhalten.

4. Anschluß eines Gläubigers an eine bereits beantragte Meistbotstellung.

(Ebenda Nr. 26.)

Wer seine Forderung in ein Immobil seines Schuldners vollstrecken will, welches bereits von einem andern Gläubiger zur Versteigerung angesetzt ist, braucht nur dem Schuldner die Zwangsvollstreckung ansagen zu lassen (a. 938, 939 u. 942 Z. P.-O.).

Hierdurch erreicht er, daß die Versteigerung auch dann vollzogen wird, wenn der erste Gläubiger auf sie verzichtet, gleichgiltig, ob die zweimonatliche Frist nach a. 1095 Z. P.-O. abgelaufen ist oder nicht.

5. Gebühren des Gerichtsvollstreckers für Nachlaßaufnahme.

(Ebenda Nr. 11.)

Die Schätzung der aufgenommenen Gegenstände gehört nicht zur Nachlaßaufnahme. Die Angabe des Nennwerts von Wertpapieren geschieht lediglich zwecks näherer Bezeichnung. Die Höhe der Gebühren für den Gerichtsvollstrecker ist von der Wertangabe nicht abhängig. Die Gebühren werden dem Gerichtsvollzieher ausschließlich nach Art und Umfang der Mühewaltung vom Gericht zuerkannt.

6. Gemischte Schuld bei Eisenbahnunfällen.

(Ebenda Nr. 18.)

Bei gemischter Schuld (den Geschädigten trifft teilweise selbst die Schuld am Unfall) ist die Entschädigungsforderung nicht etwa um die Hälfte zu kürzen, sondern die Höhe ist nach Ermessen des Gerichts zu bestimmen.

7.

Rechtlicher Charakter der Commanditgesellschaft.

(Товарищество на вѣрѣ.)

(Ebenda Nr. 49.)

Die Commanditgesellschaft (als Handelsgesellschaft im Sinne der a. 71 ff. H.-Gb.) ist juristische Person, da deren Vermögen mit dem der Gesellschafter nicht zusammenfällt und sie selbständig Subjekt von Rechten zu sein vermag. Der einzelne Gesellschafter erhält ein Recht am Gesellschaftsvermögen erst nach Auflösung der Gesellschaft bei der Teilung des „gemeinschaftlichen" Vermögens. Trotzdem soll aber das Gesellschaftsvermögen im „Miteigentum" der Gesellschafter stehen. Die Gesellschaft haftet mit ihrem Vermögen nur ihren Contrahenten. Die persönlichen Gläubiger der einzelnen Gesellschafter sind nicht berechtigt, ihre Forderungen

in das Gesellschaftsvermögen zu vollstrecken, oder Aufhebung des Gesellschaftsvertrages und Liquidation zu verlangen. Es bleibt ihnen nichts weiter übrig, als den einzelnen Gesellschafter für zahlungsunfähig erklären zu lassen und lediglich die Konkursverwaltung kann auf Liquidation der Gesellschaft antragen. Ob die Gesellschaft aus einem oder mehreren Gesellschaftern besteht, ist gleichgiltig.

Bemerkung der Redaktion:

Durch die Annnahme eines Eigentumsrechts der Gesellschafter am Gesellschaftsvermögen der Commanditgesellschaft wird der ihr eben erst verliehene Charakter einer juristischen Person wieder genommen, und tatsächlich kann die Entscheidung nur dahin verstanden werden, daß eine Vollstreckung von persönlichen Forderungen gegen die einzelnen Gesellschafter in das Gesellschaftsvermögen während des Bestehens der Gesellschaft als unstatthaft erklärt wird. Wenn in der Entscheidung von selbständigen Vermögensrechten der Gesellschaft geredet wird, so liegt — wie aus andern Stellen der Entscheidung hervorgeht — offenbar eine Verwechslung mit dem der Gesellschaft als „Handelshaus" zustehenden Firmenrecht vor. Denn unter seiner Firma kann das Handelshaus (als Gesellschaft wie als Einzelkaufmann) Vermögen erwerben, ohne daß die „Firma" damit zur juristischen Person wird. Unter „Gesellschaftern" sind im Urteil offenbar nur die offen haftenden Gesellschafter (sog. Complementäre) zu verstehen, nicht die Einleger (sog. Commanditisten). Diese sind nicht „Miteigentümer" des Gesellschaftsvermögens. Die Beitreibung von persönlichen Forderungen gegen sie ist auch nur nach Auflösung der Gesellschaft möglich. Die nämlichen Grundsätze finden, gemäß Entscheid. vom J. 1907 Nr. 48, auch auf die offene Handelsgesellschaft entsprechende Anwendung.

8.

Form des Kaufbriefs über Schiffe und Zulässigkeit formlosen Vorvertrages.

(Ebenda Nr. 28.)

Zur Übertragung des Eigentums an Schiffen ist schriftliche Form erforderlich (notariell beglaubigte Zessionsaufschrift des Verkäufers auf dem Beilbrief). Für den Vorvertrag über den Schiffsverkauf wird eine besondere, namentlich auch eine schriftliche Form nicht verlangt. Aus dem Vorvertrag kann auf Vollziehung der förmlichen Eigentumsübertragung geklagt werden.

9. Rechte des Pfandgläubigers an der Versicherungssumme.

(Ebenda Nr. 93.)

Der Pfandgläubiger kann entweder als Versicherungsnehmer oder als bevorzugter Gläubiger des Versicherten in Frage kommen. Im erstern Fall hat er als vertragschließender Teil ein selbständiges gegen den Versicherer zu verfolgendes Recht auf die Versicherungssumme. Im letztern Fall kann dem Pfandgläubiger, der nicht selbst Versicherungsnehmer ist, lediglich die aus seinem Pfandrecht entspringende vorzugsweise Befriedigung aus der Versicherungssumme zugestanden werden (sofern nämlich sein Pfandrecht auf der Police vermerkt oder durch gerichtliche Beschlaglegung erkennbar ist). Ein unmittelbares Recht auf Herausgabe des entsprechenden Teils der Versicherungssumme zur Deckung einer besicherten Forderung besitzt er indessen nicht.

10.

Entscheidung des I. Departements des Dirigierenden Senats vom 18. Dezember 1909 zur Frage der Steuerpflicht der parzellierten Kronsgüter.

(Eröffnet der Livl. Gouvernementsregierung sub Nr. 12,914 im J. 1909.)

In einer am 31. Juli 1901 sub Nr. 6617 ergangenen Entscheidung des I. Departements des Dirigierenden Senats wurde auf eine Anfrage des Landwirtschafts- und Domänenministers hin festgestellt, daß der Fiskus die volle Verpflichtung der Holzlieferung für Bedürfnisse der Landesverwaltung (z. B. Kirchsspielsbauten, Wegeremonten, Brückenbauten, Errichtung und Remonte von Pferdepoststationen 2c.) auch in Bezug auf diejenigen Domänengüter behalte, deren Ökonomieländereien der orthodoxen Geistlichkeit oder Schulen überwiesen oder an Bauern vergeben seien. Der Senat wies hierbei darauf hin, daß die Landesprästanden nicht nur die Ökonomieländereien der betr. Domänengüter, sondern die Domänengüter in ihrem ganzen Bestande belasten, und daß hinsichtlich dieser Leistungen die für die Reallasten geltenden Bestimmungen des Privatrechts (Artt. 948, 1304, 1305, 1332 u. a.) maßgebend seien. Von der Verpflichtung, die Landesprästanden abzuleisten, könne der Fiskus sich nur durch vollständige

Dereliction des betr. Domänengutes (vgl. Art. 1305) befreien. — Der Senat stellte daher fest: daß „die Landschaft das unentzieh-„bare Recht habe, die Ableistung aller dieser Prästanden vom „Fiskus zu verlangen, ganz unabhängig davon, ob der Fiskus „diese Verpflichtung selbst erfülle oder aber auf diejenigen Per-„sonen oder Institutionen überwälze, welchen der Fiskus alle oder „einen Teil der Ökonomieländereien des betr. Gutes übergeben „habe."

Unter Bezugnahme auf diese Senatsentscheidung hatte das livl. Landratskollegium im J. 1902 an die livl. Gouvernements-regierung den Antrag gerichtet, den Fiskus zu veranlassen, sich hinsichtlich der obenerwähnten parzellierten Domänengüter nicht nur an den Holzlieferungen, sondern auch an der Postfouragelieferung und den Geldzahlungen für Postierungs-Bauzwecke zu beteiligen. Die Gouvernementsregierung hatte jedoch in ihrer Entscheidung vom 3. Dezember 1904 den Antrag des Landratskollegiums mit der Begründung abgelehnt, daß die der orthodoxen Geistlichkeit und Schulen gehörigen Ländereien gemäß den Bestimmungen der Landschaftsverordnung (Bd. IV der Reichsgesetze Art. 50, 64 P. 3) und dem Art. 13 P. a der Regeln vom 4. Juni 1901 über die Neueinschätzung der ländlichen Immobilien in Livland von den Landesabgaben befreit seien.

Diese Verfügung der Gouvernementsregierung hat der Senat durch die vorliegende Entscheidung vom 18. Dezember 1909 mit folgender Begründung aufgehoben:

Die von der Gouvernementsregierung zitierten Gesetzesstellen beziehen sich nur auf solche Grundstücke, welche der Geistlichkeit oder den Schulen gehören, d. h. ihr *Eigentum* bilden, — nicht aber auf diejenigen Fälle, wo der Geistlichkeit oder den Schulen Grundstücke zur *Nutzung* überwiesen sind, da für die Ableistung der Landesprästanden der Grundeigentümer aufzukommen hat.

Ferner habe der Senat bereits in seiner Entscheidung vom 31. Juli folgende Thesen aufgestellt, die auch für die vorliegende Frage maßgebend seien:

„*Die Landesprästanden belasten nicht allein* „*die Hofs-Ökonomieländer, sondern das ganze* „*Domänengut im vollen Bestande aller zu ihm* „*gehörigen Ländereien.*"

„Dadurch, daß der Fiskus einen Teil eines Domänengutes orthodoxen Kirchen oder Schulen überwiesen oder mit Bauern besiedelt habe ist er nicht der Verpflichtung enthoben, diejenigen Lasten zu tragen, welche ihm als Eigentümer des ganzen Gutes oblagen."

Der Einwand der Gouvernementsregierung, daß die Entscheidung des Senats vom J. 1901 sich nur auf die Verpflichtung des Fiskus zu Holzlieferungen bezog, hat der Senat als unzutreffend zurückgewiesen, da in den erwähnten Entscheidungen unter Berufung auf die Art. 1303, 1304 u. a. des Privatrechts allgemeingültige Hinweise auf die Leistungspflicht der parzellierten Domänengüter enthalten seien.

Bemerkung der Redaktion:

Obige Entscheidung ist von prinzipieller Bedeutung wegen der Anerkennung des Reallastencharakters der Landesprästanden und der sich hieraus für die Leistungspflicht der Domänengüter ergebenden rechtlichen Folgen.

Es sei hier an die Entscheidung der Plenarversammlung der Kassationsdepartements und des I. und II. Departements des Senats vom 22. November 1893 (publiz. in der amtlichen Ausgabe der Senatsentscheidungen Nr. 39) erinnert, in welcher der Reallastencharakter der von der Estländischen Ritterschaft erhobenen Ladengelder anerkannt wurde.

Unter Berufung auf die oben erwähnten Senatsentscheidungen vom J. 1901 und 1909 hat die Livl. Gouvernementsregierung in ihren am 22. Februar 1909 sub Nr. 276—285 ergangenen Journal-Verfügungen in Bezug auf 11 vom Domänenhof unter landlose Bauern verteilte Domänengüter (Uhlefeld, Klawekaln, Heimadra, Lüdern, Großdohn, Kosenhof, Pechel (auf Oesel), Aahof, Lais, Orrenhof, Rujen) anerkannt, daß der Fiskus für diese Güter auch die Haftung für Lasten zum Besten der evangel. luther. Kirchen im vollen Umfange weiter behalten habe, unabhängig davon, ob der Fiskus in der Lage sei, diese Lasten auf die Parzellenbesitzer zu überwälzen.

Rechtſprechung.

Senatsentſcheidungen.

11.

Amtliche Ausgabe der Entſcheidungen des Senats in Zivilſachen v. J. 1909 Nr. 4 S. 13 ff.

Aus der Verteilung des Meiſtbotерlöſes (A. 1214 ff. C. P.-O.) kann ein Gläubiger, welchem eine urteilsmäßige Forderung auf wiederkehrende Leiſtungen zuſteht, nur mit den bereits fälligen Raten teilnehmen, es ſei denn, daß er auch für die künftig fällig werdenden Raten eine gerichtliche Sicherſtellung erwirkt hat.

Bemerkung der Redaktion:

Hiervon iſt auch für die Entſchädigungsforderungen der Arbeiter aus dem Unfallsgeſetz vom 2. Juni 1903 keine Ausnahme gemacht, ſo daß die nach P. IX des Unfallgeſetzes und nach A. 1215 Anm. der C. P.-O. privilegiert zu lozirenden Forderungen nur mit den fällig gewordenen Raten, nicht aber mit dem Betrag einer etwa auf 10 Jahre zuſammengelegten Summe dieſer Raten aus dem Meiſtbotерlös befriedigt werden.

12.

Entſcheidung vom J. 1909 Nr. 7 S. 21 f.

Die Schenkannahme (Art. 372 des Strafgb. Ausg. v. J. 1885) ſeitens eines Beamten iſt kein Glücksvertrag, ſondern ein Verbrechen. Im Gegenſatz zur Beſtechung (Art. 373 l. c.) iſt zwar bei der Schenkannahme im Strafgeſetz nicht ausgeſprochen,

daß deren Gegenstand dem Kollegium der allgemeinen Fürsorge zu überweisen sei, allein hieraus folgt noch nicht, daß der Schenkgeber das Geschenk zurückfordern könne.

Bemerkung der Redaktion:

Unter Schenkannahme versteht das Strafgesetzbuch die Annahme eines Geschenks seitens eines Beamten, das den Zweck hat, den Empfänger zu einer nicht ungesetzlichen Handlung oder Unterlassung zu veranlassen. Die Bestechung dagegen verfolgt den Zweck, den Empfänger zu einer ungesetzlichen Handlung oder Unterlassung zu veranlassen. Diese Entscheidung bezieht sich auf den Code civil (Polen) und ist, trotz Berufung auf das Strafgesetzbuch, auf das balt. Rechtsgebiet nicht anwendbar. Nach balt. Privatrecht (A. 3719) steht dem Schenkgeber das Recht zu, vom Empfänger dasjenige, was Letzterer um eines unsittlichen Zweckes willen empfangen hat, zurückzufordern. Unsittlich ist der Zweck, wenn das Geschenk gegeben wurde, um den Empfänger zu einer Handlung zu veranlassen, zu welcher er rechtlich verbunden war (A. 3721). Nach P.-R. wäre mithin die Rückforderung des Geschenks im Sinne des A. 372 des Strafgb. zulässig, während die Rückforderung von Bestechungsgeldern (A. 373 des Strafgb.) allerdings ausgeschlossen ist, weil hier auf Seiten des Gebers selbst eine Unsittlichkeit anzunehmen ist (A. 3719 u. 3724 P.-R.).

13.

Entscheidung v. J. 1909 Nr. 15 S. 49 ff.

Die Rechte des Arbeiters auf Unfallentschädigung einerseits und auf Ersatz der Kurkosten andererseits sind von einander unabhängig. Die Verpflichtung des Arbeitsgebers zum Ersatz der Kurkosten wird keineswegs durch Erhebung der Klage auf Unfallentschädigung bedingt. Sie erlischt nicht durch Ablauf der zweijährigen Verjährungsfrist, welche lediglich für Klagen auf Unfallentschädigung gilt. Die Verpflichtung der Arbeitgeber zur Leistung der Kurkosten erstreckt sich bis zur Heilung oder Beendigung der Behandlung. Diese beiden Momente sind durch Zeugnis des beamteten Arztes nachzuweisen. Nachdem eines dieser Momente eingetreten, lebt die Verpflichtung des Arbeitgebers zur Zahlung der Kurkosten auch dann nicht wieder auf, wenn der Arbeiter die Kur beendet und nachher eine Wiederaufnahme der Kur notwendig werden sollte. Die Höhe der Kosten bestimmt sich bei

stationärer Behandlung des Kranken im öffentlichen Krankenhause nach der Taxe des Krankenhauses und bei ambulatorischer Behandlung (im Krankenhause oder durch einen frei praktisierenden Arzt) nach der Taxe des Krankenhauses für diese Art der Behandlung und die aufgewandten Arzneien. Art. 10 des Unfallgesetzes v. 2. Juni 1903: Beilage zu Art. 156 19 der Gewerbeordnung (Bd. XI, T. I. der Reichsgesetze. Ausg. v. J. 1906).

Bemerkung der Redaktion:

Hieraus folgt, daß auch für Behandlung des Arbeiters im Hause oder stationär in einer Privatklinik, oder ambulatorisch durch den eigenen Arzt, der Arbeitgeber an Kurkosten nicht mehr als die Taxe des öffentlichen Krankenhauses zu vergüten braucht. Der Anspruch auf Ersatz der Kurkosten wird durch Verjährung der Klage auf Unfallentschädigung nicht berührt.

14.

Entscheidung v. J. 1909 Nr. 19 S. 68 f.

Das Verfügungsrecht über ein Frachtgut gehört dem Inhaber des au porteur gestellten Frachtbriefs, ganz unabhängig davon, ob der Inhaber dieses Letztern zugleich Eigentümer des Frachtguts ist. Das Frachtgut kann solchenfalls nicht als dem Absender gehörig betrachtet und daher auch seitens der Bahn nicht für die Schulden des Absenders in Anspruch genommen werden. (Art. 78 des Eisenbahnreglements: Bd. XII, T. I. der Reichsgesetze, Ausg. v. J. 1906).

15.

Entscheidung des I. Departements des Senats vom 20. Mai 1908 sub Nr. 6079 betreffend den Unterhalt der privaten Landwege in Livland. (Eröffnet der Livländischen Gouvernements-Wegebehörde).

Die Livländische Gouvernementswegebehörde hatte am 31. Mai 1906 dem Senat berichtet, daß sie Bedenken trage eine

Entscheidung des I. Departements des Senats vom 29. September 1905 Nr. 7640 zur Ausführung zu bringen.

Durch die Senatsentscheidung vom 29. September 1905 war unter Aufhebung einer im entgegengesetzten Sinne ergangenen Verfügung der Livländischen Gouvernementswegebehörde vom 25. Juni 1901 anerkannt worden, daß die Artikel 802 und 805 des Reichswegegesetzes (Band XII der Reichsgesetze) über den Unterhalt der sogen. „Dorfwege" (проселочныя дороги *) auf Livland keine Anwendung finden, wobei der Senat von nachstehenden Erwägungen ausging:

Nach den in Livland geltenden Wegeverordnungen (Patente der Gouvernementsregierung vom 18. September 1859 Nr. 145, 12. Oktober 1871 Nr. 2703, 18. September 1891 Nr. 116) werden alle Wege eingeteilt in Wege, die in „öffentlicher" und in „privater Nutzung" stehen. Die erstgenannten, klassifizierten Wege werden durch die öffentliche Wegebaulast in Stand gehalten, d. h. die Güter geben die erforderlichen Materialien und stellen die Meister, und die Bauern führen die Arbeiten in Natura aus, — die zweite Wegekategorie — die privaten Wege, werden von den Landeigentümern, in deren Ländereien sie sich befinden, unterhalten.

Was den Unterhalt derjenigen öffentlichen Wege anbetrifft, welche dem reichsrechtlichen Begriff der „Dorfwege" entsprechen, so sind diese Wege durch das Patent der Livländischen Gouverne-

---

*) Bemerkung der Redaktion:

Das Reichswegegesetz kennt folgende 5 Wegeklassen (cf. Art. 10 u. ff.): I Hauptverkehrsstraßen, II. Große Verkehrsstraßen, III. Gouvernements-Verkehrsstraßen, IV Kreiswege. V. Landwege (сельскія дороги).

Im Abschnitt d. R. W. G., der speziell von dem Unterhalt der „Landwege" handelt (Art. 802—805) findet sich für diese Wege die Bezeichnung „Dorfwege" und „Feldwege" (проселочныя и полевыя дороги).

Die Wege I. Klasse werden vom Staat, die Wege II., III., IV Klasse aus Landschaftsmitteln unterhalten; die Wege V. Klasse sind von den Landeigentümern und Gemeinden, durch deren Grenzen sie gehen, zu unterhalten.

mentsregierung vom 18. September 1859 Nr. 145 in die IV und V Wegeklasse der öffentlichen Wege (Kirchspielswege) aufgenommen, deren Unterhalt nach den für die öffentlichen Wege geltenden Bestimmungen zu erfolgen hat. Falls daher ein solcher Landweg nach den örtlichen Verhältnissen die Bedeutung eines öffentlichen Weges gewinnt, so hängt es vom Ermessen der Gouvernementsobrigkeit, der in dieser Hinsicht die Rechte eines Anordnungskomitees zustehen, ab, einen solchen Weg in die Zahl der klassifizierten Wege aufnehmen zu lassen; jedoch liegt keine Veranlassung vor für den Unterhalt dieser Wege die Bestimmungen anzuwenden, welche im Reichswegegesetz für den Unterhalt von „Dorfwegen" vorgesehen sind.

Die Livländische Gouvernementswegebehörde trug Bedenken, diese Senatsentscheidung vom 29. September 1905 auszuführen, einerseits, weil der Senat in früheren Entscheidungen, wie namentlich in einer Entscheidung der Plenarversammlung des I. und der Kassations-Departements vom 7 Oktober 1902 Nr. 17 die Anwendbarkeit des Reichswegegesetzes auf die Ostseeprovinzen anerkannt habe, und ferner weil auch einige speziell für Livland ergangene Gesetze darauf schließen lassen, daß es in Livland ebenfalls Landwege analog den „Dorfwegen" der inneren Gouvernements gebe.

Diese Einwände der Gouvernementswegebehörde werden in der Entscheidung des Senats vom 20. Mai 1908 zurückgewiesen.

Der Senat hebt hervor, daß die Entscheidung der Plenarversammlung vom 7. Oktober 1902 über die Anwendbarkeit des Reichswegegesetzes für den Unterhalt der in das öffentliche Wegenetz nicht aufgenommen Wege sich auf Kurland, jedoch nicht auf Livland beziehe und daher für die vorliegende Frage nicht maßgebend sei.

Ferner weist der Senat darauf hin, daß seine Entscheidung vom 29. September 1905 keineswegs in Widerspruch zu den von der Gouvernementsregierung zitierten speziellen Gesetzesbestimmungen für Livland stehe.

In dem auf Grund des Allerhöchsten Erlasses vom 23. Mai 1797 (Vollst. Gesetzessammlung Nr. 17970) erfolgten Senatsbefehl vom 31. August 1797 (P. G.-S. Nr. 18120*) ist erwähnt, daß in Livland außer den Haupt- und Heerstraßen von alters her auch kleinere Landwege existieren, zu denen die Wege gezählt werden, die von einer Ansiedlung (ceлenie) zur anderen führen, und solche, die zu Kirchen oder auf Haupt-, und Heerstraßen münden.

Im P. 10 dieses Senatsbefehles vom Jahre 1797 ist jedoch darauf hingewiesen, daß die Errichtung und der Unterhalt der Landwege in den Grenzen der Kirchspiele, in welchen sie belegen sind, auf derselben Grundlage zu erfolgen habe, wie der Unterhalt der Haupt- und Heerstraßen, nur soll die Remonte dieser Landwege, da sie ausschließlich für die Kirchspielsbewohner bestimmt sind, nicht von den Ordnungsrichtern, sondern den Kirchenvorstehern (jetzt Kirchspielsvorstehern) beaufsichtigt werden.

Hinsichtlich der Haupt- und Heerstraßen ist im P. 6 und 7 des Senatsbefehles v. J. 1797 gesagt, daß sie von den Bauern der Gutbesitzer errichtet worden sind, und das Material von den Gutsbesitzern unentgeltlich hergegeben ist; diese Bestimmungen sollen laut P. 10 des qu. Senatsbefehles v. J. 1797 auch für den Unterhalt erw. kleinerer Landwege (Kirchspielswege) maßgebend sein.

Die Behauptung der Gouvernementswegebehörde, daß gemäß Art. 4, 326 und 327 der Landesprästandenverordnung der Unterhalt der „Dorfwege" in Livland nach den Bestimmungen des Reichswegegesetzes zu erfolgen habe, da in Livland hierfür keine besonderen Gesetze bestehen, weist der Senat daher als irrig zurück, da der Unterhalt der Landwege, welche in Livland als Wege IV

---

*) Bemerkung der Redaktion:

Durch den Senatsbefehl v. J. 1797 ist die Rechtsgültigkeit der am 22. September 1671 vom Schwedischen König bestätigten Livländischen Wegeordnung und der hierauf erfolgten Wegepatente der Gouvernementsobrigkeit (cf. die Patente v. 13. Dez. 1692, 18. Nov. 1705, 7. Febr. 1777, 26. Okt. 1780, 20. Juli 1787) anerkannt worden.

und V Klasse in das öffentliche Wegenetz aufgenommen sind, durch obige Gesetzesbestimmungen und das Patent vom 18. September 1859 geregelt sei.

Diejenigen Landwege jedoch, welche in die im Patent vom 18. September 1859 bez. IV und V Wegeklasse nicht aufgenommen sind, müssen als Privatwege angesehen werden, deren Unterhalt den Landeigentümern, durch deren Grenzen sie gehen, anheimgestellt wird.

Infolgedessen verfügt der Senat, der Vorstellung der Livländischen Gouvernementswegebehörde keinen Verfolg zu geben und ihr vorzuschreiben, die Senatsentscheidung vom 29. September 1905 Nr. 7640 genau zu erfüllen.

Bemerkung der Redaktion:

Die Livländische Gouvernementsregierung hatte in mehreren Verfügungen die Bestimmungen des Reichsgesetzes über den obligatorischen Unterhalt der sogen. „Dorfwege" auf diejenigen Landwege in Livland ausgedehnt, welche nicht in das öffentliche Wegenetz aufgenommen waren. Es sollte somit neben der bisherigen Wegebaulast in Livland, die sich nur auf die in das öffentliche Wegenetz aufgenommenen 5 Wegekategorien bezieht, und nach dem Hakenwert des steuerpflichtigen Landes abgeleistet wird, eine neue Naturallast festgesetzt werden, durch die den Landeigentümern die Verpflichtung auferlegt werden sollte, die in ihren Grenzen befindlichen nicht kontingentierten Wege, sofern sie „allgemein genutzt" werden (was im Streitfall administrativ festgestellt wird), dem Verkehr offen zu halten und zu reparieren.

Durch die vorliegende Senatsentscheidung, die zur Bekräftigung einer am 29. September 1905 ergangenen analogen Entscheidung erfolgt ist, wird diese Ansicht der Gouvernementsbehörde als irrig zurückgewiesen und festgestellt, daß in Livland eine Wegebaulast nur für die kontingentierten Wege zurecht besteht, die nach der für Livland geltenden Wegeordnung (cf. Patent der Livl. Gouv.-Regierung vom 18. September 1859) abzuleisten ist.

Von Interesse ist der in der vorliegenden Senatsentscheidung erwähnte, in die Vollst. Sammlung der Gesetze v. J. 1797 sub Nr. 18120 aufgenommene Senatsbefehl vom 31. August 1797, durch den die Livländischen und Kurländischen Wegeverordnungen ermittelt und als rechtsgültig anerkannt wurden.

Dieser Senatsbefehl erfolgte auf Grund eines Erlasses des Kaisers Paul vom 23. Mai 1797 (aufgenommen in die Vollst. Gesetzessammlung sub Nr. 17970), der hier in wörtlicher Übersetzung folgt:

„Allerhöchster Namentlicher Befehl an den Generalprokureur, über die „Remonte und den Unterhalt der Wege nach dem Beispiel der Provinzen „Litauen, Kurland und Livland."

„Während unſerer Reiſe in den Provinzen Litauen, Kurland und „Livland haben Wir zu unſerr äußerſten Befriedigung die Wege und „Brücken im beſten Zuſtande gefunden, deren Unterhalt nach der „Seelenzahl in Wegeſtücke verteilt, („раздѣленные по числу „душъ на участки") für die dortigen Bewohner mit keinerlei Beſchwerde „verbunden iſt. Da wir wünſchen, daß dieſe Ordnung und Art des Unter„halts der Wege allgemein eingeführt wird, befehlen Wir, daß der Senat „allen Provinzen den Auftrag erteile, daß in ihnen, wenn auch nicht alle „Wege, ſo doch wenigſtens die Hauptwege und die auf dieſen Wegen be„findlichen Brücken und Prähme genau in derſelben Weiſe repariert und in „Stand gehalten werden, wie dieſes in den obengenannten drei Provinzen „geſchieht."